Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band CII.

(Januar — Februar — März 1900.)

48941
1900

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, C. Beck. — **Basel**, Akademische Buchhandlung. — **Boston**, Castor & Co., vorm. Carl Schoenhof. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. — **Friedr. Kilian's** königl. Universitäts-Buchhandlung. — **Buenos-Aires**, Jacobsen Libreria. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Chicago**, Koelling & Klappenbach. — **Christiania**, Cammermeyers boghandel. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, E. J. Karow's Univ.-Buchh. — **Kapstadt**, Herm. Michaelis. — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchh. Wilh. Prior's Hofbuchh. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan), Trench, Trübner & Co., Limited.. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Detken & Rocholl, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. S. Zickel. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, G. Fischbacher. Haar & Steinert. Le Soudier. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Carl Ricker. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli's Filiale. — **Porto-Alegre**, A. Mazeron. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilhelm Barkhaus. — **Santiago**, Carlos Brandt. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Sydnunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm Wwe. — **Valparaiso**, E. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Weltevreden**, Nederl. Ostindien, G. Kolff & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn, Hof- und Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Manz'sche k. k. Hofverlags- und Univ.-Buchhdlg. — **Yokohama**, Winkler & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell. Albert Müller, Nachfolger von Orell Füßli & Co.'s Sortiment. Ed. Rascher, Meyer & Zeller's Nachf. Fr. Schultheß.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten

AP
30
D4
Bd.102

Inhalts-Verzeichniß

zum

Hundertundzweiten Bande (Januar — März 1900).

		Seite
I.	Saeculum in favilla. Von **Ernst Wildenbruch**	1
II.	Ein Wohlthäter. Novelle von **Walther Siegfried.** I. . .	10
III.	Im Hauptquartier der II. (schlesischen) Armee 1866 unter dem Oberbefehl Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen. Persönliche Erinnerungen von **J. von Verdy du Vernois.** (Schluß.) IV. Die Schlacht von Königgrätz	43
IV.	Die großen Mächte. Ein Rückblick auf unser Jahrhundert. Von **Max Lenz.** Erster Theil	74
V.	Jugenderinnerungen. Von **Paul Heyse.** (Fortsetzung.) II. König Max und das alte München. III.	98
VI.	Ein Vierteljahrhundert Musik. Von **Eduard Hanslick**	111
VII.	Die völkerrechtlichen Ergebnisse der Haager Conferenz. Von **Philipp Zorn.** I./III.	122
VIII.	Allerhand Briefe. Von **Marie von Bunsen.** XI./XX. .	138
IX.	Politische Rundschau	152
X.	Literarische Notizen	157
XI.	Literarische Neuigkeiten	158
XII.	Ein Wohlthäter. Novelle von **Walther Siegfried.** II. (Schluß)	161
XIII.	Die Krisis in Südafrika. Von **M. von Brandt** . . .	176
XIV.	Jugenderinnerungen. Von **Paul Heyse.** II. König Max und das alte München. IV. (Schluß)	188
XV.	Die völkerrechtlichen Ergebnisse der Haager Conferenz. Von **Philipp Zorn.** IV./V.	208
XVI.	Anna von Helmholtz	226
XVII.	Ueber die Entwicklung der Naturwissenschaften, insbesondere der Biologie im neunzehnten Jahrhundert. Von **J. Reinke**	236
XVIII.	Entwicklungsgeschichte und Entwicklungsziele der deutschen Marine. Von Freiherrn **Beaulieu Marconnay,** Oberleutnant à la suite des I. Seebataillons	251

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

XIX. Die großen Mächte. Ein Rückblick auf unser Jahrhundert. Von **Max Lenz.** Zweiter Theil 269
XX. Ein Kopf von Hellen. Von **Adalbert Meinhardt.** I. . 288
XXI. Politische Rundschau 304
XXII. Zur Hochalpen-Forschung. Von **H. Kronecker** (Bern) 309
XXIII. Ein französisches Buch über die englische Malerei in deutscher Uebersetzung. Von **Max J. Friedländer** 311
XXIV. In Turan und Armenien. Von **H. von Horn** . . . 314
XXV. Literarische Notizen 316
XXVI. Literarische Neuigkeiten 320
XXVII. Ein Erlebniß. Novelle von **Ilse Frapan** 321
XXVIII. Seemacht und Landkrieg. Von **C.** Freiherrn **v. d. Goltz** 335
XXIX. Paul Heyse. Zum siebzigsten Geburtstag. Von **Wilhelm Bölsche** 353
XXX. Jugenderinnerungen. Von **Paul Heyse.** Mein Elternhaus 359
XXXI. Joseph Chamberlain. Von **M. von Brandt** 388
XXXII. General von Goeben's letzte Reise nach Spanien (1878). Von **Gebhard Jernin** 414
XXXIII. Die großen Mächte. Ein Rückblick auf unser Jahrhundert. Von **Max Lenz.** Dritter Theil 422
XXXIV. Ein Kopf von Hellen. Von **Adalbert Meinhardt.** II. (Schluß) 447
XXXV. Politische Rundschau 463
XXXVI. Oldenberg's Indien und Iran. Von **Lady Blennerhassett** 469
XXXVII. Eine politische Geschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert. Von **O. Hartwig** 473
XXXVIII. Literarische Notizen 477
XXXIX. Literarische Neuigkeiten 480

SAECULUM IN FAVILLA.

Von

Ernst von Wildenbruch.

[Nachdruck untersagt.]

Mich weckt vom Schlaf ein Summen und ein Schwirren,
Ein Laut, wie manchmal unsrem Ohr er naht,
Wenn Stimmen flüsternd in einander wirren,
Rathschläge tauschend über Werk und That.

Dazwischen klingt's, als regten sich mit Hasten
Hände und Füße, Glieder ohne Zahl,
Als schöben ächzend ungeheure Lasten
Von Thal zu Berge sich, von Berg zu Thal.

Den Schlaf abschüttelnd von betäubten Sinnen,
Tret' ich hinaus, zu sehn, was sie beginnen.

Da steht ein Berg, der mit granitnem Rücken
So stürmend in die Wolkenfluthen rennt,
Als wollte er den Weltraum überbrücken,
Der unausfüllbar Mond und Erde trennt.

Um seine Stirne kreisen Wolkenfetzen —
Doch — Wolken? Nein, ich gebe falsch Bericht.
Sind's Riesenvögel, die sich jagend hetzen,
Nach Beute schnappend? Vögel sind es nicht.

Wesen gewahr' ich, die ich nie gesehen,
Und Räthselhaftes sehe ich geschehen:

Ein Hochwald ragt. In schwarzen Finsternissen
Reckt sich der Tann. Nun bricht der wilde Schwarm
Der Geister ein; vom Boden losgerissen,
Wie aufgerafft in einem mächt'gen Arm

Hebt sich der ganze Wald von seinem Sitze,
Vom Sturm getragen flattert er hinauf
Und droben auf des Berges höchster Spitze
Fällt krachend er zurück und stürzt zu Hauf'.

Ein Scheiterhaufen liegt nun aufgeschichtet,
Wie keinen je ein Auge sah errichtet.

Was schafft man dort? An himmelsnaher Stätte,
Als sollt' es rings die ganze Erde schau'n,
Wer ist der Todte, dem auf solchem Bette
Zur letzten Rast das Lager sie erbau'n?

Wer ist's, dem Geister sich entgegenrecken
Vernichtungstrunken, weil die Stunde schlug,
Die einen Todten soll zu Todten strecken,
Der lebend übermächtig Leben trug?

Ein fahler Glanz hebt flackernd an zu tagen,
Er kommt — er kommt — sie bringen ihn getragen.

Der Todte kommt — es beugen sich und neigen
Die Rücken, die ihn tragen, seiner Last.
Es starrt der Berg; in regungslosem Schweigen
Empfängt der Scheiterhaufen seinen Gast.

Sie senken sich; der Leichnam rollt hernieder,
Sein Sturz erweckt des Donners Widerhall;
Des Riesenleibes marmorweiße Glieder
Schimmern vom Berge wie ein Gletscherwall.

Und da ich nun das todte Antlitz sehe,
Ergreift es mich mit namenlosem Wehe.

Wer stirbt mir da? Ich habe diese Züge
Bis heut' zur Stunde niemals angeschaut,
Und dennoch blickt das mächtige Gefüge
Bekannt mich an und wunderbar vertraut.

Vater und Mutter, Freunde und Gefährten,
Begleiterschaft auf langem Lebenspfad,
Feinde und Widersacher, die mir wehrten,
Gutes und Böses, Denken, Fühlen, That —

Alles ist plötzlich wieder gegenwärtig
Und Alles wie zu letztem Abschied fertig.

Und da ich, in Erinnrung so verloren,
Noch einmal lebe, was ich je erlebt
Tönt ein Geräusch, wie wenn aus tausend Thoren
Ein unermeßlich Volk ins Freie strebt.

Die Erde braust; von Menschenströmen quillen
Die Thäler rings; ich bin nicht einsam mehr;
All' diese Augen, die unzähl'gen, stillen,
Sie alle blicken auf den Todten her.

Zu meinem Herzen spricht ein tiefer Schauer,
Mein Leid ist Theil nur allgemeiner Trauer.

Was ich besaß, sie haben es besessen,
Sie alle, die mich schweigend hier umsteh'n;
Sind wir nicht alle Söhne, Töchter dessen,
Was dort wir in Vernichtungsarmen seh'n?

Aus seinem Leibe unser Leib gestaltet,
War's nicht sein Geist, der unsren Geist erschuf?
Du Schoß des Lebens, nun zu Stein erkaltet,
Ertönt auch Dir des Schicksals Eulenruf?

Gehst Du nun hin, befeindet und bewundert,
Asche zu Asche, neunzehntes Jahrhundert?

Die Nacht zerreißt — war's Feuerfluth vom Himmel,
War's Erdengluth, die aus der Tiefe dringt?
Der Holzstoß brennt — ein strömendes Gewimmel
Von Flammen wirbelnd sich in Flammen schlingt.

Und wie sich um des Leibes todte Masse
Des Feuers purpur-goldner Mantel sämmt,
Färbt sich mit Gluth das Angesicht, das blasse,
Der Todte einmal noch sein Leben träumt.

Und seine Träume wandeln als Gebilde
Hinauf, dahin ins nächtliche Gefilde.

Noch einmal tönt, wie ein gespenstisch Lallen
Stimmengewirr, das längst im Grab erstickt,
Von Waffen blinkt's, die Tricoloren wallen,
Die auf Marengo einst herabgenickt.

Ein grauer Schatten reitet durchs Gelände,
Verharschtes Blut springt auf und geht ihm nach,
Zu rost'gen Schwertern greifen Knochenhände;
Der Name, den Europa zitternd sprach,

Wenn ihm der Würger in das Antlitz starrte,
Ein letztes Echo flüstert: Bonaparte. —

Von Schollen klirrt's, im Beresina-Eise
Zischt und erlischt ein blutiger Komet,
Die Löwenjäger stellen sich zum Kreise,
Schwarz-weiß das Banner der Befreiung weht.

Noch einmal zuckt, zertreten und zerschlagen,
Die Brust der Erde unterm Völkerkampf,
Und dann vorüber Reiter, Roß und Wagen,
Aus Krieges Nüstern qualmt ein letzter Dampf.

Ein fernes Eiland taucht aus Meeresfluthen,
Erloschner Krater todter Lavagluthen.

Der Holzstoß brennt — die Flammen steigen leise,
Ein Lächeln spielt ums bleiche Angesicht;
O holder Traum, o wundervolle Weise,
Die wie aus sel'gem Himmel niederspricht:

Die Erde blüht; auf goldgeschmücktem Wagen
Durchs Menschenland zieht Göttin Phantasie,
Ein Tönen kommt, ein Singen und ein Sagen
Von Lippen, denen Dichtung Sprache lieh.

Erfindung kommt; um Alltags rauhe Glieder
Fließt Poesie, ein Prachtgewand, hernieder.

Horch, Saitenspiel — vom Frühlingswinde trunken,
Schwingt sich Musik durch alle Himmel hin;
Das Menschenherz, in Gottes Schoß versunken,
Ahnt aller Dinge tiefstgeheimen Sinn.

Und was das Herz den Ahnenden verkündet,
Zu fester Habe ordnet es Verstand:
Weltweisheit, die begeisterte, begründet
Das Weltgebäude, das die Welt umspannt;

Die Lehre tönt, andächt'ge Jünger lauschen;
Von Geist zu Geistern Geben, Nehmen, Tauschen.

Von Farben glüht's in Kirchen und Palästen,
Im Bildwerk steigt der Menschenleib empor;
Die Festbereiter kommen zu den Gästen,
Die Meister schreiten aus der Nacht hervor.

Gesenkt die Stirnen, die vom Geist umhauchten,
Gehüllt in ihrer Werke leuchtend Kleid,
So wandeln die Gestalten, die erlauchten,
Wie Segensströme durch beglückte Zeit.

Schönheit und Geist, geschwisterlich verbunden,
Küssen die Welt und stillen ihre Wunden.

Das deutsche Volk, nun reckt es müde Glieder,
Vom Haupte wischt es Staub und Kriegesschweiß,
Auf grünem Anger rastend sitzt es nieder,
Ausblickend nach verheiß'nem Siegespreis.

Das Land ist frei, der Acker ist bereitet,
Die Scholle ward gedüngt mit seinem Blut;
Wann kommt der Sämann, der das Feld beschreitet,
Daß ihm erblühe das ersehnte Gut?

Wann wird der Morgen seine Gluthen zünden,
Die Vaterlandes Anbruch ihm verkünden?

Und statt der Antwort geht mit dumpfem Knarren
Ein Leichenwagen über Stock und Stein —
Horch, Schaufelschlag — die Todtengräber scharren —
Den Glauben eines Volkes sargt man ein.

Durchs Haus der Kön'ge schleicht der böse Wille,
Er flüstert ihnen Wortbruch und Verrath;
Das Land erstickt in fürchterlicher Stille,
Verzweiflung spinnt an unterird'scher That,

Spinnt Blutgewebe, Rache und Zerstörung;
Brüllend aus Tiefen hebt sich die Empörung.

Der Bruder schlägt in Bruders Leib die Zähne,
Haß greift in Wunden, Wunden werden Gift;
Parteiwuth geht, die belfernde Hyäne,
Drückt auf die Stirnen ihre brand'ge Schrift.

Mißtrauen wühlt ins Antlitz Heuchlerfalten,
Hohn bäumt dagegen und zerfetzt die Welt.
Im Heiligthum der Menschenbrust erkalten
Die heil'gen Feuer; neue Lehre gellt:

Daß Ammenmär' Euch länger nicht betrüge,
Glaubt an den Leib! die Seele ist die Lüge.

Wer sprach das Wort? Das Wort ist ausgesprochen;
In Menschenseelen raschelt dürres Laub.
Des Glaubens Wunderblume liegt gebrochen,
Vom Wurm gestochen blättert sie in Staub.

Begeistrung läßt die stolze Fackel sinken,
Still weinend schleicht die Hoffnung sich hinaus;
Die Sterne, die vom Himmel niederblinken,
Sind öde, wie der Menschheit ödes Haus.

Und da — und da — in allerletzter Stunde
Regt und bewegt sich's in der Erde Grunde:

Der Sarg dort unten, den mit Schaufelhänden
In mitternächt'ger Stunde sie versenkt,
Horch, horch, es pocht in seinen dunklen Wänden,
Der morsche Deckel ist herabgesprengt.

Die Erde will den Eindringling nicht haben,
Sie ringt, sie windet, bäumt sich wild und still,
Weil man Lebendiges darin begraben,
Das sterben soll, und das nicht sterben will.

Die Seele, die aus Volkes Brust geraubte,
Sie wühlt herauf, sie kommt, die todtgeglaubte.

Sie kommt — sie kommt — es werfen sich die Schergen
In ihren Weg — sie soll begraben sein!
Das Nachtgevögel hebt sich in den Bergen,
Feind rings umher, in erzgeschienten Reihn.

Ein wankend Schiff in Wirbelwindes Mitte,
So steht das Volk, einsam in wilder Welt.
Um Gottes Füße klammert sich die Bitte:
Es komme, es erstehe uns ein Held!

Er fühle, daß für immer wir verderben,
Wenn heut' noch einmal wir am Glauben sterben.

Bitte wird Flehen — Flehen wird zum Sturme —
Er komme, eh' uns Feindesfluth ersäuft!
Schon wächst das lastende Gestein zum Thurme,
Das auf den Grabeshügel sie gehäuft.

Schon sind verrammelt Pforte, Thor und Thüre,
Dahinter unsre letzte Hoffnung stöhnt;
Es komme Einer, der den Weg uns führe
Dahin, wo Denken sich mit That versöhnt;

Der blutsverwandt mit seines Volks Gebrechen,
Kund sei des Worts, Blutschaden zu besprechen.

Der Retter komme — in Gebärensschmerzen,
In Todesqualen hangt ein Volk und bangt,
Es trägt das Leid der kranken Zeit im Herzen,
Der lechzenden, die großen Mann verlangt.

Und in der Nacht, die tief und tiefer dunkelt,
Wie Sternenlicht zu leuchten hebt es an;
Ein Haupt steigt auf, ein Auge glüht und funkelt,
Zu seinem Werk führt ihn sein Tag heran

Den Riesen, der aus deutschem Mark geboren,
Anpocht an Schicksals dunklen Eisenthoren.

Und er ist da. — Ihn rüstete zum Werke
Sein Volk, des eignen Reichthums unbewußt;
Er aber geht empor in seiner Stärke
Und rafft die Welt in seine mächt'ge Brust.

Er hebt die Hand — ein dräuend Ungewitter,
So über allen Häuptern schwebt die Hand —
Es fällt der Streich — zerschellt in tausend Splitter
Zerfliegt der Thurm, der auf dem Grabe stand.

Die Erde klafft — aus Tod und Todesbanden
Das deutsche Volk ist wieder auferstanden.

Der Tag bricht an, die Sonnenrosse tragen
Den jungen Morgen in die alte Welt;
Ein Adler fliegt, die Adlerfänge schlagen,
Rabengefieder überstreut das Feld.

Der Kampf ertost in allen Erdenklüften,
Ein Volk dem andren grimmes Hinderniß,
Kampf schwillt empor, es ringen in den Lüften
Jugend und Alter, Licht und Finsterniß.

Die Waage in der Hand der Weltgeschichte
Schwingt neuen Gang, es wechseln die Gewichte.

Der Holzstoß brennt — es steigen seine Flammen
Wie Garben aus dem Erntefeld empor;
Mit goldnen Zungen rauschen sie zusammen
Zu Festgesang, zu feierlichem Chor.

Noch einmal träumt, zum letzten Mal, sein Leben
Der Todte, denkt noch einmal des Geschlechts,
Dem scheidend er sein Bestes hingegeben,
Den Felsenbau des Friedens und des Rechts.

Der Sturm vertobt, die Wogen sind beschwichtet,
Auf neuen Säulen steht die Welt errichtet.

Da stöhnt sie auf, Altmutter heil'ge Erde,
Wie Qual verhaucht, die in Erlösung rinnt —
O Du, ergraut in Leidenschaftsbeschwerde,
Menschheit, sei wieder Deiner Mutter Kind.

In meinem Hause sind noch tausend Plätze,
Dahin Dein Fuß Dich nie bis heut' geführt;
Noch ungehoben ruhen tausend Schätze,
Der Schatz ist Dem, der findend ihn berührt.

Nehmt ganz mich hin; das Ziel, das Euch verbündet,
Die Erde sei's, die liebend Ihr ergründet.

Die Botschaft tönt; es springt mit sehn'gen Lenden
Ein neu Geschlecht zu neuen Thaten auf;
Kein Zauber mehr wird diese Augen blenden,
Kein Berg verhindert dieser Füße Lauf.

Die Fackel loht, die Leuchte dringt, die helle,
Vom Himmel bis ins abgrundtiefe Meer;
Staunend erscheint Natur auf ihrer Schwelle,
All' ihren Reichthum zögernd gibt sie her.

Der Elemente ungefüge Glieder
Zwingt Menschengeist in Joch und Zügel nieder.

Er wandelt, gleich dem bänd'genden Kolosse,
Der Schrecken weicht ihm, der des Schreckens lacht;
An seinem Wagen stampfen Feuerrosse,
In Tag verwandelt sich für ihn die Nacht.

Er weckt zum Kampf den Raum, den trägen Drachen,
Der ewig wiederkäu'nd die Zeit verschlingt,
Es sperrt und fesselt ihm den Gähnerrachen
Das Seil, aus dem der Wunderfunke springt.

Von Welt zu Welt, von einem Pol zum andern
Läßt Menschengeist die Königsbotschaft wandern.

Ihn trägt die Luft; es tauchen seine Fragen
Zum Kern hinunter, wo der Ursprung ruht;
Die Todesmächte, die am Leben nagen,
Reißt er herauf in seines Tiegels Gluth.

Das dumpfe Dasein, das Geburt gegeben,
Nimmt er gestaltend in die eigne Hand,
Leben sein Werkzeug, Reichthum ist sein Leben,
Der Traum ist aus dem Weltenkreis verbannt.

Was in Jahrtausenden sich aufgespeichert,
Sein muß es werden, daß es ihn bereichert.

Sein muß es werden — lodernd gehn die Säfte,
Habsucht schlägt ein und zündet wie der Blitz,
Sie greift und schwingt die Geißel, alle Kräfte
Jagt tammelnd sie nach einem Ziel: Besitz!

Frei ist die Jagd — die Erde ist die Beute,
Golddurst trinkt lechzend ihre Adern leer;
Die Menschheit eine aufgehetzte Meute;
Genuß kredenzt, Genußsucht fordert mehr.

Wer Athem schöpft im athemlosen Streite,
Den wirft die Faust des Hintermanns zur Seite.

Und da verzerrt sich Gottes Ebenbildniß,
Das Menschenangesicht verkalkt zu Stein;
Das Nachtgeschlecht, das in uralter Wildniß
Die Welt umschleicht, bricht in die Welt herein.

Neid, Höllenhund, fängt wieder an zu bellen:
Herunter, was in eigner Fülle ragt!
Herunter in der Masse graue Wellen
Alles, was über sie zu steigen wagt!

Der Holzstoß sinkt — die letzten Flammen schlagen,
Jahrhundert geht in Klagen hin, in Klagen.

Würgend begonnen, soll's im Würgen enden;
Gewaltthat kehrt zurück zu neuem Gräu'l;
Und wieder garnt, geschürzt von Krieges Händen,
Um Menschen unentrinnbar sich der Knäu'l.

Und wieder in den Blutmorast gestoßen,
Stirbt Recht, weil Unrecht mehr bezahlen kann —
Da packt den Erdensohn, den stolzen, großen,
Den Menschen wüthend die Verzweiflung an.

Er, der verachtend sah auf Gut und Böse,
Nach Liebe schreit er, daß sie ihn erlöse.

Er, dem vom rothen Gold die Lippen triefen,
Nach Wasser lechzt er, das den Gaum' erquickt,
Er, dessen Auge Höhen mißt und Tiefen,
Ein Auge sucht er, das ihn selbst durchblickt.

Die Hände, die das Erdenscepter halten,
Verklammern sich in ringendem Gebet
Zu einem Gott, der über den Gewalten
Der Leidenschaft, der eigensücht'gen, steht;

Der ihn vom Haß erlöse und vom Neide
Und von der Menschheit blut'gem Menschenleide.

Und siehe — über Ostens fernen Klippen
Zuckt Neu-Jahrhunderts erster Lebenstag.
Horch — an der Berge steingefugte Rippen
Schlägt's donnernd an wie Rosses Hufenschlag.

Und aus der Zukunft aufgeschloss'nen Thoren
In Riesensprüngen kommt ein Riesenroß,
Trägt keinen Zaum, nicht Zuruf braucht's noch Sporen,
Es geht wie Frühlingswetters Sturmgeschoß.

Die Zeit sitzt drauf, ein hauptverhüllter Reiter;
Sie ruft — was ruft sie? Weiter! Weiter! Weiter!

Ein Wohlthäter.

Novelle

von

Walther Siegfried.

[Nachdruck untersagt.]

Der Finkengrund ist eines der vielen Hinterthälchen, die einen lauteren Bach ins Altacher Flußgebiet hinabschicken. Saftige Matten und kräftiges Ackerland — die runde Erderhebung des Finkenbühls inmitten — bilden die Thalsohle, sanft ansteigende Halden, von Buchen- und Tannenwald gekrönt, seine Seiten. Nach Norden und nach Süden führt eine Straße über die Hügelrücken in die Welt hinaus, ein lichtes Band, welches dies kleine Einzelne mit dem großen Gesammten draußen verbindet. Das Haupthäuflein der sauberen Häuser steht im Thalgrunde beisammen, zahlreiche Gehöfte liegen an den Hängen, halb versteckt im Schatten mächtiger Nußbäume.

So niedrig nun die Hügelrücken ringsum sind, so vermögen sie doch, den freien Ausblick auf all' die weite Herrlichkeit zu verhindern, die jenseits ausgebreitet liegt, und die zu genießen den anderen Menschen draußen jeden Morgen ohne Mühe neu gegönnt ist. Das Gewässer selbst findet seinen Ausweg aus dem Thale nur, indem es sich durch ein enges, waldiges Tobel zwängt.

Sobald jedoch die Finkengrundbauern eine Viertelstunde bergan steigen, erschauen sie weithin Seen mit fruchtbaren Ufern und schöne Flußläufe mit ihrem bewegten Leben: hier eine rauchende Stadt, dort ins Grün gestreute Dörfer ohne Zahl, überall Zusammenhang und Wechselwirkung. Und dieser Mannigfaltigkeit so nahe, stecken sie selber lebenslang da drunten in der Abgeschiedenheit ihrer grünen Mulde, darauf beschränkt, Tag für Tag an die paar immer gleichen, schnell überzählbaren, längst in- und auswendig bekannten Dinge hin zu starren.

So mag es wohl auf diesen eng umschlossenen Charakter ihrer Heimath zurückzuführen sein, daß an den Menschen dieses Thales ein tief eingewurzelter Trieb auffällt: zu erweitern, zu bereichern, zu ergänzen, ja, daß von Alters her unter ihnen ein Zug verbreitet ist, der sie von dem urnüchternen Volke des übrigen Kantons unterscheidet, so zu sagen ein Sonntagszug. Es wandelt nämlich zuweilen plötzlich Einen von ihnen das phantastische Bedürfniß an,

irgend etwas gänzlich Außerordentliches zu ersinnen und in den ahnungslosen Alltag hinein zu schleudern. Nicht allein possirliche Aufschneidereien, wie sie an Samstag-Abenden und stillen Sonntagen reichlich an ihren Wirthstischen entstehen, sondern Ideen und Thaten, die Keiner dem hinterwäldlerischen Völklein zugetraut hätte.

Schon vor genau hundert Jahren hatte ein Rudolf Eschberger eine Flugmaschine mit ledernen Segeln und außerdem, lange vor dem Mannheimer Förster Drais, eine Vorfahrin der späteren Draisine erfunden, vom Bedürfnisse gedrängt, das Fortbewegungsvermögen des Menschen zu erweitern. Noch standen die Modelle davon im Schulmuseum der nahen Stadt Altachen aufbewahrt.

Samuel Spechti sodann, der Großonkel des jetzigen Sägemüllers, erdachte eine drehbare Brücke und ging, obwohl bereits ein Dreißiger, mit diesem und ein paar anderen Einfällen noch muthig in die Welt hinaus, sie zu verwirklichen. In der That stand seine Brücke fern im Ungarlande ausgeführt, lange angestaunt als die einzige ihrer Art, und Spechti war, nachdem er noch eine ganze Reihe anderer merkwürdiger Neuerungen auf verschiedenen Gebieten gefunden, als reicher Greis unlängst zu Wien verstorben, dem heimathlichen Finkengrund ein Vermächtniß zum Bau eines neuen Schulhauses hinterlassend.

Neben diesen großen waren jeder Zeit etliche kleinere Phantasiemänner einher gegangen, deren Einer etwa eine sinnreiche Spieluhr, ein Anderer eine schnelle Hinrichtungsart für Südamerika oder ein nagelneues System zur Vermehrung der heimischen Gemeindefinanzen ersonnen hatte. In der Gegenwart aber galt als meist bewunderter Thalgenosse der Gottfried Steiner, der Ende der sechziger Jahre nach Schweden auswanderte, in den dortigen günstigen Waldverhältnissen eine eigenartige Holzindustrie zu unternehmen, und es richtig damit zu einem großen Vermögen gebracht hatte. In seiner Jugend war er als armes Waisenbüblein in Altachen Besen verkaufen gegangen, dabei von einigen dortigen Familien als begabtes Kind erkannt und auf die Bezirksschule gebracht worden, worauf er später so glänzend seinen Weg machte.

Aus den gleichen landschaftlichen Bedingungen, die zuweilen bei den Finkengrundleuten diesen schöpferischen Unternehmungstrieb heraus bilden, wird sich aber auch eine andere Seite ihres Wesens, die Werktagsseite, erklären lassen: die resignirte Verbohrtheit der Daheimbleibenden in ihren angewiesenen Lebenskreis. Denn Jeder treibt da sein Bauerngewerbe oder sein Handwerk so vehement, als gäbe es nur dieses und weiter nichts im Leben, versäumt dabei aber nicht, mit fleißigen Seitenblicken den Anderen aufzupassen, wie sie es an ihrem Theile halten. Und man muß zugeben, daß bei diesem Hinüber- und Herüberschielen in der abgelegenen Thalgemeinschaft noch zwei ehrenwerthe Eigenschaften den Maßstab der öffentlichen Werthschätzung bilden: die Tüchtigkeit des Einzelnen in Haus und Gemeinde, und dann die lautere Herkunft seines kleineren oder größeren Wohlstandes. Die letztere, unter Bauern so merkwürdig tugendhafte Anforderung mag freilich nur daraus zu erklären sein, daß es auf dem abgezirkelten Raume des Finkengrundes von jeher nichts Ersprießliches zu speculiren gab.

So war es denn natürlich, daß der reichste Mann dieses Thales, der Jakob Haberist auf dem schön gehaltenen Hofe „Zum Tanner" zwar als Nummer Eins gezählt wurde, was strengen Fleiß und Zusammenhalten des Ererbten und Erworbenen betraf, daß er aber in der allgemeinen Achtung hinter dem letzten Strohdachbäuerlein zurückstehen mußte, weil seinem Reichthum so vielerlei wirkliche und noch mehr vermuthete Unsauberkeit anklebte.

An der Sonnenhalde, von halber Höhe des Abhanges, sah sein Besitzthum behäbig hingelagert aus tiefem Baumschatten hernieder. Ein stattliches Wohnhaus mit weißem Gemäuer und grünen Läden, darüber das alte französische Doppeldach mit dem weit vorspringenden, gastlich schützenden Rundbogen an der Frontseite. Dahinter der Nebenbau, weite Scheunen, Speicher und wetterbraune Schuppen, aufragend zwischen herrlichen Nußbaumkronen, und etwas höher am Hang eine schützende Wand von alten Tannen, die ursprünglich dem Grundstück wohl den Namen gegeben. Es war das Bild eines Hofes, auf dem jedes Schweizerbauern Auge mit Wohlgefallen ruhen mußte. Zur Unbeliebtheit, die dem Besitzer sein Geldschmutz zugezogen, kam aber auch noch diejenige, welche seiner Eigenschaft als „Mehrbesserer" galt. So nennen sie dort zu Lande halb spöttisch, halb respectvoll Einen, der nach dem Absitzen der Dorfschule noch höhere Lehranstalten besucht hat, und nun für das Empfinden seiner minder unterrichteten Dorfgenossen stets den stummen Anspruch mit sich herum trägt, von ihnen vortheilhaft verschieden zu sein. Haberist hatte die Altacher Bezirksschule zu gleicher Zeit mit Gottfried Steiner besucht, weshalb er sich gern als dessen besten Jugendfreund ausgab und Jedem das eingerahmte Bild zeigte, das er von ihm besaß. Und ob er gleich später, bei der Rückkehr vom landwirthschaftlichen Institut, die Hand an den Pflug gelegt und seitdem wie alle Anderen im Thale gesät, gedüngt, gemäht und dreschen geholfen bis auf den heutigen Tag, so galt er doch nicht für echt. Denn an ihm war ein fremder Zug hängen geblieben: das bewundernde Schielen nach den Herrenleuten. Der unverfälschte Bauer, der jahraus jahrein in Unwetter und Sonnenbrand seine harte Arbeit thut, kommt über eine heimliche Geringschätzung des Herrenwesens nicht hinweg. Was in der Stadt getrieben wird, erscheint ihm ja doch nicht als ein richtiges Arbeiten, und um so weniger, je weiter sich eine Thätigkeit von körperlicher Anstrengung entfernt. Daher erscheint ihm auch schon verdächtig, wer von seinem Stande diese Meinung nicht mehr theilt. Und nun ließ Haberist bei allen Versammlungen und Festen, zu denen er als Gemeinderath vom Finkengrund eingeladen wurde, sehen, wie er fast demüthig nach der Ehre geizte, von den Altacher Herren angeredet und ein wenig zu Ihresgleichen gezählt zu werden.

Deswegen hängten ihm die Finkengründler doppelt gerne eins an, wo sie konnten, und an Anlaß ließ er es nicht fehlen.

Ledig geblieben, aus lauter Kniffligkeit, jetzt nahe an Sechzig, hauste er auf seinem stattlichen väterlichen Besitzthum an der Berghalde mit zwei anderen unverheiratheten Geschwistern und einer allgemein gefürchteten alten Magd, Namens Käther, und immer wieder, je nach den letzten Erzählungen der schlecht gehaltenen Unterdienstboten, schwankte das öffentliche Urtheil

darüber: wer von diesen Vieren auf dem Tanner sich am verbissensten abschinde und welcher im Grunde der Geizigste sei.

Es war an einem grauen Octoberabend, als am Brunnen vor des Gemeindeammanns Hause im Dorfe das neueste Müsterlein von Jakob's Stärke im Sparen ruchbar wurde. Fritz Gyger, der Wirthssohn, führte sein Pferd zum Tränken her, mit dem er eben den Altacher Doctor zur Stadt zurückgebracht hatte.

„Wem fehlt's im Dorf?" fragte ihn der Ammann, der sich auf der anderen Seite des Troges die Hände wusch.

„Des Haberist's Schwester, die Brene, hat sich heut' Nachmittag die Hüfte ausgefallen."

Der Ammann zog die Hände aus dem Wasser und schlenkerte sie ab. „Was Du nicht sagst? — Ich habe sie doch noch gesehen, wie sie Zwiebelkränze unterm Dach des Speichers aufhängte, als ich mit einem Fuder Rüben vorüber fuhr, kurz nach dem Drei-Uhr-Läuten."

„Ich auch! Wir kamen ein Stück weit hinter des Ammanns Wagen her," bestätigte eine herzutretende Nachbarin, und eine weitere und noch drei, vier, die vor den Häusern gestanden, näherten sich, die Neuigkeit zu hören.

„Grade nachher muß es auch geschehen sein," erzählte Fritz. „Sie fiel von der Leiter und blieb so elend liegen, daß der Jakob herunter berichtete, ich müsse sogleich nach Altachen hinein fahren, den Doctor zu holen."

„Den Doctor? — für die Brene? Und noch mit einem fremden Fuhrwerk?"

Der Wirthssohn mußte lachen. „Das scheint Euch kaum zu glauben von Haberist, nicht wahr, so viele Kosten auf einmal? Doch grade heute konnte er selber nicht fahren. Seinen Schimmel darf er noch immer nicht brauchen, und mit den Braunen war der Bruder David sammt den Knechten im obern Walde, Buchenholz zu holen."

„So recht! Hoh, gut getroffen! Das gönn' ich ihm!" rief es durcheinander.

„Immerhin Respect!" wandte der Ammann ein. „Ich hätt's dem Jakob nicht zugetraut."

Doch Fritz winkte ab. „Nur Geduld, es kommt schon anders! Als wir auf den Tanner kamen, erwartete der Jakob den Doctor vor der Hausthüre und erzählte ihm des Langen und Breiten, wie die Sache sich zugetragen. Er jedenfalls sei nicht schuld, daß die Brene noch selber überall die Leitern hinauf steige. Sie traue nun einmal keinem Menschen, und wahr sei es ja, man wisse wohl, wie schlecht einem die Dienstleute zur Sache sähen. Jetzt möge der Herr Doctor nur so gut sein und ihr das Bein, oder wo es fehle, geschwind wieder einrichten. Mit dem Donners-achherrjeh! er habe sagen wollen mit dem Bettliegen hinterher werde es noch Arbeitsversäumniß und Schaden genug geben.

„Der Doctor warf so den Kopf herum; Ihr kennt es ja, wie er thut, wenn ihm der Zorn aufsteigt, — und ging hinein. ‚Kannst mitkommen,'

sagte er zu mir, ‚bist ja ein geschulter Samariter; vielleicht brauch' ich Dich.' Bei dieser Aufforderung gab mir Haberist einen Blick, den hättet Ihr sehen sollen! Und als ich trotzdem folgte, ging er neben mir her, als wäre auf einmal Wunder was von mir zu befürchten, und glotzte angstvoll mein Habit an, vom Kittel die Hosen abwärts bis zu den Schuhen, als wollte er fragen: muß man am Ende gar so Einem wie dem Fritz die unerwünschte Hülfeleistung bezahlen?"

„Den hast Du gut errathen," warf der Ammann ein; „aber berichte weiter!"

„Der Doctor fand die Sache schlimm, nachdem er sich eine Weile an der Brene zu schaffen gemacht. ‚Mit dem Einrichten,' meinte er, ‚sei es jedenfalls nicht gethan,' wie der Jakob glaube. Doch fuhr er noch zu untersuchen fort. Dazu brummte die Alte unaufhörlich, ächzte auch zuweilen, der Jakob aber, durch diesen Bescheid schon ganz aus dem Häuschen, fing an, wie besessen hinter des Doctors Rücken die Stube auf und ab zu stoffeln, blinzelte, horchte, duckte sich hierhin und dorthin, wie ein Kind hinter der Mutter Rock, wenn es abwartet, ob es noch weitere Prügel setze. Es dauerte lange mit Drücken und Klopfen und Fragen, wo es schmerze. Der Doctor nimmt's genau. Ihr wißt, den reut keine Mühe. Als er sich schließlich wieder herum wandte, faßte er den Haberist fest ins Auge. ‚Wenn die Brene überhaupt zum Gehen gelangen soll,' eröffnete er ihm, ‚so erheische der Fall eine wochenlange Behandlung. Das Hüftgelenk sei schwer beschädigt. Wie lange der Jakob aber seine Schwester im Bett liegen lassen müsse, sei jetzt noch gar nicht abzusehen'."

Um den Brunnen, wo sich die Zuhörerschaft inzwischen stattlich gemehrt hatte, tönte nur sehr mäßiges Mitleid aus den Reden, desto mangelhafter verhüllt die Schadenfreude über Jakob's Pech. Fritz, durch dies Publicum in muntere Erzählungslust gerathend, hieß einen vorübergehenden Knaben das Pferd mitnehmen, das sich satt getrunken, und in den Stall hinüber führen.

„Des Jakob's Nase hättet Ihr jetzt sehen müssen!" fuhr er dann fort. „Und wie sich Der hinter den Ohren kratzte und mit seinen Fuchsäuglein gen Boden blinzelte! Was konnte er thun? Wie sollte er entscheiden? Zuletzt ging er in die Nebenstube. Dort hörte man ihn Stühle verrücken. Endlich kommt er wieder heraus, bleibt so stehen und fährt sich über den Kopf. Dann nimmt er den Doctor am Rock und zieht ihn bei Seite. ‚Hehe' — fängt er an', so leise, daß ich nichts davon hören sollte, aber ich verstand jedes Wort, und die Brene auch, — ‚hehe, wißt Ihr was, Herr Doctor! Machet es nicht so präcis mit der Brene! Seht, alt ist sie nun doch schon; ich schätze so im Zweiundsechzigsten. Wozu also noch so eine theure Sache! Flicket sie halt bloß noch so weit, daß sie wieder ums Haus herum humpeln kann, der Wirthschaft ein wenig nachzusehen. Mehr brauche ich nicht mehr von ihr.' Jetzt aber der Doctor! ‚Potz Donnerwetter, jawohl!' schrie er den Jakob an, ‚das werdet Ihr mich wohl so machen lassen, wie ich es für nöthig finde, Herr Haberist! Vor Allem Wasser her! Und Eis holen lassen im Wirthshaus drunten! Einen Armkorb voll!' Weiter befahl er dem Jakob, saubere, alte Leintücher heraus zu geben, der alten Hexe, der Käther, herein zu kommen

und sich vor ihm die Hände zu waschen, ehe sie etwas mit anfassen durfte. Aber erst, als er über Jakob hinweg selber in den Schränken stöberte und ohne langes Federlesen heraus zerrte, was ihm tauglich schien, bekam er das Nöthige zusammen. Und nun ging es an die Vrene. Die wurde gewaschen, verbunden, einbandagirt und hierzu Leinenzeug kurzweg in Streifen gerissen, Verbandwatte und Gaze verbraucht, haufenweise, daß den drei Geizhälsen, im Bett und davor, ob all' der Verschwendung die Zungen heraus hingen."

Großer Jubel rings um den Brunnen. Einzelne Weiber zeigten Mitgefühl für solche Schädigung der Leinenvorräthe, aber der Ammann, ungeduldig, wollte weiter hören.

„In der Nebenstube schrieb der Doctor dann noch eine Menge Dinge auf, die in der Apotheke in Altachen zu holen seien, und trichterte der Käther ein, wie sie bis morgen die Verbundene zu versorgen habe. Während dem hatte sich der Jakob gedrückt. Auch ich ging nun hinaus, allgemach einzuspannen. Da sah ich ihn draußen beim Fuhrwerk stehen. Als ich aber das Pferd aus dem Stall heraus führe, gewahre ich, wie er sich eben noch an des Doctors Decke, die auf dem Sitze lag, etwas zu schaffen machte.

Derweil waren Die drinnen auch fertig geworden, und wir konnten abfahren. ‚Ja, was Teufels liegt denn da drunter?' ruft der Doctor, wie er sich setzen und die Decke an sich ziehen will, und hebt vom Sitz einen Mordio Schinken in die Höhe. ‚Schinken? — und da zwei Flaschen von Eurem alten Kirschwasser? Was soll denn das bedeuten, Haberist?' Mit strengen Augen blitzt er ihn an. Der Jakob will etwas stottern. Aber schon macht der Doctor wieder ein ganz friedliches Gesicht. ‚Soso! Ihr schämt Euch also doch ein wenig, — und das sollte mir den Mund stopfen, he?' sagte er ganz vergnügt. ‚Ist aber gar nicht meine Gewohnheit, mir ihn stopfen zu lassen! Hingegen nehm' ich das Wäärlein gleichwohl mit Dank; ich habe immer ein paar arme Teufel drunten im Spital, denen ein kräftiger Bissen zwischenhinein oder solch ein Schlücklein eine erwünschte Nachhülfe ist. Gute Nacht! Morgen nach Tisch seh' ich wieder nach der Vrene.' Damit setzte er sich solid neben seinen Schinken, ich rief: hüh! und der Haberist und seine Nase blieben dahinten."

— Bis die Nacht sich über den Finkengrund senkte, war diese Geschichte vom Brunnen aus in alle Häuser gedrungen und bot, mit den zahllosen, früher bekannt gewordenen Geizstücklein vom Tanner, die nun alle wieder behaglich aufgewärmt wurden, für diesen Abend und die nächste Zeit dem ganzen Dorf einen unerschöpflichen Unterhaltungsstoff. Und überall galt als ausgemacht: daß Einen wie der Jakob sicherlich noch der Teufel hole.

Der saß um die gleiche Stunde maßleidig in der großen Wohnstube seines Hauses auf der Ofenbank, das Nachtessen vor sich auf dem eichenen Tisch und den Bruder David gegenüber. Ein elendes Lichtstümpfchen beleuchtete die beiden hageren Köpfe und ließ in David ein minderwerthiges Abbild des Jakob erkennen. Die gleiche dünne, lange Nase ragte über den Rand der Kaffeeschüssel herein, wenn diese an den großen, fast lippenlosen Mund geführt wurde, aber die Pfiffigkeit des Ausdrucks und die unstete Lebhaftigkeit des Blickes, die am Aelteren auffielen, fehlten ihm.

Bei diesem trüben Kerzenschein war Jakob übrigens in seinem Element. Da konnte er die Augen ruhen lassen. Am Tageslicht hingegen erinnerte er an einen lichtscheuen Nachtvogel, weil er unter seinen röthlich-blonden Wimpern hervor nur zwinkernd und blinzelnd einem Menschen ins Gesicht zu schauen vermochte. Dabei ließ er bloß ein geiziges Streifchen von etwas unbestimmt Hellem sehen, von dem man nicht Zeit hatte, zu unterscheiden, ob es das Weiße des Auges war oder die gelblich-braune Pupille. Von seinem Haar hätte ohnehin Niemand zu sagen gewußt, ob es eigentlich je blond, roth oder immer so unbestimmt grau gewesen sei wie jetzt. Denn jung hatte Jakob in seinem Leben nie ausgesehen. Dazu sein Gang, stets als ob er die Beine sparen wollte, und sein vorsichtiges Wesen, — er fluchte nie, er flüchelte höchstens, — kurz, in Allem eine so schlaue Halbfärbigkeit, daß er dadurch auch wieder an einen jener holzähnlichen Schmetterlinge gemahnte, die ihre Unscheinbarkeit geschickt dazu benützen, sich, wo es ihnen dient, übersehen zu lassen.

Schweigsam stillte jeder der Brüder seinen Hunger. Doch Jakob war bald satt. Ihm hatte der Aerger dieses Abends ganz den Appetit verschlagen. Einmal peinigte ihn das Bewußtsein, daß er sich eine Blöße gegeben, mit deren Ausplaudern die Zeugen seinen Ruf abscheulich schädigen könnten, und dann wurmte ihn andauernd der Kostenpunkt, der aus dem Unfall der Schwester erwuchs, und die Erkenntniß, daß für ihre ausfallende Thätigkeit jetzt ein zweiter weiblicher Dienstbote ins Haus genommen werden müsse. Er legte den Löffel hin und blies das Licht aus. Der Bruder mochte die Einfahrt für seinen Rest im Dunkeln finden.

Durch den dünnen Nebel, der draußen lag, warf der Mond ein schwaches Dämmerlicht in die Stube. Aus der Küche nebenan, wo heute an Brene's Statt die böse Käther den Vorsitz führte, vernahm man gedämpft das Löffeln und Räuspern der essenden Dienstleute.

„Ach ja" — seufzte Jakob und lehnte sich gegen den Ofen zurück.

„Ja, eben," unterstützte David dienstfertig den Bruder.

Dann wurde es still. Nur auf der Ofenbank war noch einige Augenblicke ein schleichendes, leises Geräusch zu hören, von unregelmäßigen, angestrengten Athemstößen begleitet, das dem David einen wohlbekannten heimlichen Vorgang verrieth.

Die beiden Brüder speisten immer von den übrigen Hausgenossen gesondert in der Stube, und Jakob wußte, wie aus Allem, so auch daraus seine besonderen Vortheilchen zu ziehen. Vorab konnte man so ungesehen das ganze Jahr barfuß bei Tische sitzen und, sobald gegessen war, wieder dunkel machen, wie eben jetzt, wobei nicht nur das Licht gespart wurde, sondern, was seine Person betraf, auch noch etwas Anderes, was er in der Finsterniß doch gänzlich nutzlos durchgesessen hätte. Wozu dem Schneider öfter Geld zu verdienen geben, als unvermeidlich nöthig war? Und vor Erkältung brauchte man sich am warmen Ofen ja auch nicht zu fürchten.

Draußen standen sie jetzt vom Tische auf. Doch alsbald erhob sich auch ein ganz sonderbares Murren, das Geschirr wurde mit absichtlichem, zornigem Lärm bei Seite geschoben, und unter lautem Gescheltе, bei dem sogar deutlich

die Stimme des allzeit gelassenen Hans betheiligt war, gingen die Knechte an ihre letzten Verrichtungen aus einander.

„Was ist denn da los?“ fragte Jakob auffahrend und schickte den David, nach der Ursache zu forschen.

Doch kaum hatte Dieser die Thüre ein Spältchen weit geöffnet, als Käther schon wie eine Furie, schwarz umrissen auf dem leuchtenden Grund, die Schwelle besetzte und ihn wieder in die finstere Stube zurückdrängte.

„Was soll los sein, Ihr Donners Topfgucker? Das Essen war ihnen nicht recht. Mag doch der Teufel für das Gesinde von heutzutage kochen. Hinten und vorn nichts nutz sein und nichts haben, als den Halm Bettstroh, der ihnen noch anhängt vom Bettelnest, aus dem sie kommen, — aber Alles für nichts achten und die Mäuler aufreißen, wie Bauernsöhne mit hunderttausend Franken!“

Die Männer im dunkeln Ofenwinkel verhielten sich mäuschenstill.

„Habt Ihr etwa einen Einwand, he?“ schrie sie weiter. „Nur heraus damit! Ich kann ja gehen. Meinetwegen morgen schon. Seht dann zu, wie Ihr selber kocht, Ihr Göhle, ohne Unsereinen, der sich schindet und vervierthteilt, Eure Sache beisammen zu halten.“

Als sich auch jetzt noch Keiner muckste, schlug sie die Thüre wieder zu. Die drinnen hielten kluge Stille, bis die Erboste nach einer Viertelstunde endlich die Treppe hinauf in ihre Kammer polterte. Dann rührte sich David vorsichtig. „Ich mein' schon, Bruder, es könnte bald an der Zeit sein, daß Du Die spüren ließest, wer hier doch noch Meister sei. Es heißt wohl, je älter die Geiß, desto härter das Horn, — aber Die stößt jetzt zu grob. Und wenn die Vrene nun nicht mehr da draußen ist, ihr ein wenig drauf zu klopfen, so laufen uns die Dienstboten am Ende davon und verschreien den Hof, daß Du kein Bein mehr herbekommst.“

Da blähte sich Jakob auf. „Wann Zeit zum Schweigen ist und wann zum Reden, das hab' ich noch nicht im Sinn, mir weisen zu lassen!“ Aber er war so überzeugt wie David, daß es endlich genug sei. Denn ihnen selber gab es Käther längst womöglich noch schlechter als den Dienstboten. Auf diese mußte sie immerhin noch einige Rücksicht nehmen, wenn sie brauchbar waren, beim Meister und seinen Geschwistern war das nicht nöthig; die blieben. Drum bekamen sie thatsächlich kaum noch satt zu essen, von der Zubereitung gar nicht zu reden.

Seit ihrem fünfzehnten Jahre im Hause bedienstet, hatte Käther in dieser Schule mehr gelernt, als der Herrschaft lieb war. Denn mit einer congenialen Begabung zum Geiz durchschaute sie rasch jeden Kniff der Dreie und überbot sie Alle längst. Sie wußte Alles und Jedes von Jedem unter ihnen seit vierzig Jahren, jede Falschheit, jede unsaubere Machenschaft, mochte sie von den Geschwistern gemeinsam gegen die Welt oder von Einem gegen das Andere gerichtet gewesen sein. Dadurch hielt sie sie auch ganz in der Hand. In den letzten Jahren war allmählich die Oberherrschaft auf dem Tanner vollständig in ihre Gewalt gerathen, und Vrene selbst, die am längsten Widerstand geleistet, duckte sich jetzt unter die Regentschaft dieses ihr über den Kopf ge-

wachsenen Zerrbildes ihrer eigenen Laster, wenn auch mit giftigen Worten und Blicken.

Zweimal schon hatte Jakob den allmächtigen Hausteufel abzuschütteln versucht. Die ewigen Drohungen Käther's, sie laufe davon, kannte man ja doch als leere Worte. Es hatte sie nie Jemand daraufhin bleiben heißen, und sie war doch noch da. Warum, das konnte man sich denken. Denn daß so Eine nicht für das Interesse ihrer Herrschaft sich dermaßen abrackerte, sondern im Geheimen auf die dereinst so oder so zu ergatternde Erbschaft speculirte, das durchschauten die Geschwister mit verwandtem Instinct. An Lebenszähigkeit aber fühlte sich die Käther ihnen weit überlegen, da alle Drei seit dem Fünfzigsten schon kränkelten.

Drum war Jakob mit seinen beiden Kündigungsversuchen auch übel angekommen. Das erste Mal lautete die Antwort kurz und frech, sie gehe nicht. Das zweite Mal schaffte Käther ihre Habseligkeiten zum Schein am Abend wirklich fort. Doch als nichts erfolgte, dies aufzuhalten, stand sie am anderen Morgen wieder in der Stube und erklärte Jakob höhnisch, er solle nur nicht glauben, sie lasse sich verjagen. Und dabei gab sie ihm mit viel andeutenden Blicken und Gebärden zu bedenken, ob es nicht rathsamer wäre, sie da zu behalten.

Seitdem waren wieder ein paar Jahre verflossen. Aber immer grausamer lastete die knöcherne Faust dieser Person auf dem Hause. Sie zwang die alternden drei Geschwister, noch elender zu leben als früher und immer noch teufelhafter zu knausern.

Sie sott jetzt schon jeden Montag den Bedarf an Kartoffeln für die ganze Woche in Vorrath und warf dann die kalten bloß vor jeder Mahlzeit wieder einen Augenblick in heißes Wasser. Der Schmutz im Hause nahm so überhand, daß es selbst den Männern darob grauste. Denn nicht nur war ihr jeder Putzlumpen zu schade zum Brauchen, sondern was etwa die Geschwister, wenn es nicht mehr zu umgehen schien, an neuen Besen und Bürsten vom Altacher Markt heimbrachten oder von Hausirern kauften, das beseitigte und verschloß sie sofort, wie ein boshafter Affe, der seinem Herrn die nöthigen Siebensachen versteckt. Dann scheuerte sie mit dem längst von den Borsten entblößten Querholze des alten Strupfers Küche und Stiege weiter, bis er ihr morsch vom Stiele brach. Verdorbene und verschimmelte Mundvorräthe fanden sich allenthalben, die sie im guten Zustande Niemandem gegönnt.

So fehlte eigentlich seit geraumer Zeit nur immer der letzte Tropfen, damit das Maß überlief. Jakob war entschlossen, den heutigen Auftritt endlich auszunützen. Es ging dann Alles in Einem hin, die Veränderungen, welche Vrene's Gebrechen brachte und das Hollahmachen mit Käther's Regiment. Waren neue Zustände auf dem Tanner jetzt unvermeidlich, so sollte doch wenigstens wieder ein Vortheil dabei herausseben. Allerlei schlaue Gedanken begannen in Jakob's sparwüthigem Gehirn zu sprießen, und eine neue halbe Stunde waltete in der finsteren Stube die tiefste Stille. Dann glaubte der Meister das Richtige zu haben.

„Was meinst'," fragte er David leise, „des Strohflechters Meili — thäte uns die nicht die Arbeit von Beiden?"

Der Angeredete, bisher regungslos in seinem Unbehagen wegen des Bruders zurückweisender Antwort von vorhin, rührte sich ein wenig. Er rieb, um besser nachdenken zu können, ein paarmal mit seiner groben Hand an der harten Tischkante auf und nieder. „Meiner Seel'," bestätigte er dann, „das wäre so Eine! Ducken mußte die sich wenigstens ihr Leben lang! Daheim Hunger, bei der Base Prügel, und seit sie dient, die strengsten Plätze. Dabei jung und gesund."

„Das eben, das eben!" stimmte Jakob befriedigt bei. „Man erlebt es beim Hans, wie gut man mit Solchen fährt, die sich von jung auf den Hafer an den Krippenwänden haben zusammenschlecken müssen. Wenn man die Meili so auf Wiediker's Feld draußen arbeiten sieht oder ums Haus herum hantiren, so möchte man sagen, eine werkhaftere gäbe es nicht. Wegen der fetten Kost aber wird sie sich wohl nicht lange besinnen, dort wegzugehen, und mit dem Lohn kann man ja im äußersten Fall ein Uebriges thun, sobald wir die Käther dagegen los sind."

Nach kurzen, immer nur murmelnd geführten Verhandlungen wurden die Brüder einig, daß Meili alsobald vorsichtig auf Umwegen angefragt werden solle, dann ungesäumt die Alte, so oder so, ihren Abschied erhalte, und daß, selbst wenn die Vrene es längere Zeit treiben sollte mit Doctern und Bettliegen, das Hauswesen bis zum Beginn des Winters auch mit der einen Frauensperson vollkommen wieder im Geleise sein könne.

Die Uhr an der Wand schlug Zehn. So spät legte man sich im Tanner selten schlafen. David suchte nach Streichhölzern und zündete das Lichtstümpfchen wieder an, damit sie zu Bett gehen könnten. Aber Jakob mahnte ihn, daß sie an Vrene's Statt noch die Runde ums Haus zu machen hätten, die sonst von der Schwester streng und mißtrauisch besorgt wurde. Statt also, wie gewohnt, noch sitzen zu bleiben, bis der Voranleuchtende ihm in abgemessenem Abstande erschien und dann im schützenden Halbdunkel nachzufolgen, schlüpfte Jakob heute brummend nochmals in die Hosen, steckte das Licht in eine Laterne und verließ, von David gefolgt, die Stube.

Der Spätherbst bescherte diesmal frühen Schnee, die Bauern sahen sich in ihrer Arbeit draußen plötzlich unterbrochen und so, vorzeitig in den engen Bereich des Gehöftes verwiesen, empfand man im Tanner die Prüfungen der nächsten Zeit doppelt schwer. Jeder Tag, den der October und November grauen ließen, brachte einen neuen Doctorbesuch auf die Rechnung und der Vrene doch keine Besserung. Sie lag immer gleich hülflos da. Aber ungeduldig und gehässig durch diesen gehemmten Zustand, hetzte sie um so ruheloser die Brüder im Hause herum, holte Jeden, der ihr zu Gesicht kam, über alle Vorgänge aus und focht vom Bett aus, so gut sie es leisten konnte, den heißen Vertreibungskampf gegen die alte Peinigerin mit, die gegen die Gültigkeit der erfolgten dritten Kündigung noch einmal Alles anstrengte. Diesmal umsonst. Denn am fünfzehnten November sah man die Käther in der That von dannen ziehen. Aber wie anders zuletzt, als man sich das vorgestellt. Wenn reiche alte Bauersleute dem Sohne den Hof übergeben und mit ihrer persönlichen Habe in den Nebenbau ziehen, so könne der Auszug auch nicht

anders aussehen, meinte Jakob ingrimmig, kniff aber weislich die Lippen zusammen, bis das Raubfuder unterm Abhang in das Sträßchen bog und die Todfeindin außer Hörweite kam. Dann aber zischte und stampfte er, ganz entgegen seiner sonstigen sanften und glatten Art, so lange im Hause herum, bis er jedes Möbelstück, jede Elle Leinwand, jeden Fünfliberthaler einzeln quitt gewüthet zu haben schien, auf welche die Alte ein Anrecht erhoben und hartnäckig verfochten, bis sie es ihm wirklich entwunden hatte. Da war ihr kein Jakob, kein David, keine Vrene Meister geworden. Stundenlange Auftritte an deren Bett hatten immer mit Käther's Sieg geendet; denn jetzt erst zeigte sie sich ihren Lehrmeistern in ihrer ganzen Größe. Die pfiffigst verabredeten Ausflüchte und Ableugnungen der Geschwister machte sie mit noch viel schlauer aufgehobenen oder im scharfen Gedächtniß bewahrten Beweisen Punkt für Punkt zu nichte. Hundert schmutzige Ränke zog sie triumphirend aus dem Dunkel der Verjährung ans Licht und hielt sie ihnen mit allen Einzelheiten so schreckhaft lebendig wieder entgegen, als wären sie von gestern. Darauf drohte sie mit Oeffentlichkeit und Gericht, kurz, führte ihren Krieg so überlegen, daß sie schlankweg das, was man ihr nicht Zeit ließ, beim Tode der Herrschaft zu erben, jetzt schon bei deren Lebzeiten mit aus dem Hause fortschleppte. Und während die Geprellten an ihrer verschneiten Halde sich noch Wochen lang ohnmächtig boften, schwelgten die Finkengrundbauern am Wirthstisch und die Weiber in den warmen Stuben im herrlichsten neuen Lästerstoff, welchen die wider Willen zur Ruhe gesetzte Käther rachsüchtig spendete.

Man erfuhr jetzt alle möglichen häuslichen Intimitäten, so: daß der Meister sowohl wie seine Schwester nur auf erbärmlichen Strohsäcken schliefen, mit groben Leintüchern drüber und ungenügender Zudecke, und sich, ob Stein und Bein gefroren war, lieber mit den Kleidern in diese mangelhaften Betten legten, als je in einer Schlafkammer Feuer gönnten, daß aber im Tanner eine Oberstube vorhanden sei, wo herrliche, nagelneue, nie benutzte Betten stünden und prächtige Möbel, Hartholz und polirt, das Gediegenste und Kostbarste, was in ganz Altachen zu kaufen gewesen sei. Das habe der Jakob trotz aller Gesichter der Anderen angeschafft und die Stube dazu streichen lassen, hellgrau übers ganze Holzgetäfel, damit man denn doch sehe, wo man sich befinde, wenn etwa Einer käme, an dem ihm besonders gelegen sei. Käther verrieth auch, trotzdem sie so lange als vierte dabei betheiligt gewesen, allerlei von den geheimen Künsten, mit denen die Haberist's es zu Stande brachten, sich nach außen verhältnißmäßig so selten auf der ganzen Gemeinheit ihres Geizes ertappen zu lassen. Denn Keines von ihnen war ganz schamlos, im Gegentheil, die Geschwister darin gleich Jakob echte Finkengrundleute, als auch sie, soweit es ihnen noch möglich war, darauf bedacht blieben, vor Dritten den Schein honnetter Gesinnung zu wahren. Ja, sogar unter sich selber beherrschte sie, wie Käther schilderte, das Bedürfniß, immer einen Grund, eine Art Beschönigung dafür zu finden, wenn es sie juckte, einen recht krassen Geizstreich auszuführen. Und dabei hätten sie mit der Zeit gelernt, einander schweigend zu errathen und gegenseitig zu den unverfänglichsten Ausreden und Darstellungen ihrer Manöver behülflich zu sein.

Wenn Jakob zum Beispiel einen Besuch bewirthe oder ein Bäuerlein, das den Zins gebracht, so pflege Brene horchend vor der Thüre zu stehen, und sobald drin der Pfropfen zum zweiten Mal aus der Flasche gezogen werde, erscheine sie, sage, sie werde wohl abtragen müssen, und während Jakob, als überhöre er, was sie gesagt, den Gast schnell in ein lebhaftes Gespräch verwickle, habe sie schon Flasche und Gläser beiseite geräumt, — hast du nicht gesehen!

Käther ließ auch nicht ab, von ihrem Ruhesitz aus noch eine Zeit lang weiter zu schnüffeln, was im Tanner geschehe. An jeden Knecht von dort und an jede Hausirerin, die sie von der Halde herkommen sah, machte sie sich heran, um womöglich Etwas heraus zu bekommen, was sie wieder unter die Leute bringen könnte, und leuchtete vor Bosheit, wenn ihr Einer etwas Brauchbares zutrug.

Der Brene aber ging es von Tag zu Tag schlechter. Ihr abgearbeiteter Körper hielt das wochenlange, fast regungslose Bettliegen nicht aus. Hatte sie schon bei gesunden Tagen ein Gesicht gehabt, daß die Leute spotteten, sie könne eine Geiß zwischen die Hörner küssen, so lag sie jetzt vollends so dürr wie eine Hexe auf ihrem Lager, hörte aber nicht auf, mit den Brüdern zu zanken bis zum letzten Augenblick. Am St. Niklaustage, bei einem grausigen Hudelwetter, wurde sie begraben.

Ueber den Tanner kam nun eine große Stille; denn es waren auf einmal ihrer nur noch wenige und lauter ruhige Menschen auf dem verschneiten Hofe. Im Winter behielt man gewöhnlich nur einen Knecht und nahm erst im Frühjahr wieder mehr Leute. Diesmal hatte man dem Hans eine Hülfe dabehalten, weil David an einem bösen Husten laborirte, und Jakob, sobald die Kälte kam, sich ängstlich im Hause hielt, seit ihn vor einigen Jahren in dieser Uebergangszeit der Rheumatismus angefallen hatte.

Dem Hans getraute er sich ja auch bereits Manches zu überlassen. Ein braver, armer Teufel, der vom Wechseln wahrscheinlich nie viel Gutes verspürt, hielt dieser Knecht nun schon acht Jahre bei ihm aus. Eine Philosophennatur, ertrug er mit Gelassenheit Alles, was die verschiedenen curiosen Köpfe dieses Hauses ersinnen mochten, und war sogar mit der Käther leidlich ausgekommen. Er schien die Arbeit als die einzige Quelle wahrer Befriedigung für den Menschen erkannt zu haben und stellte darum mit seinen Leistungen sogar die rackernden Brüder Haberist zufrieden, wenn sie das auch berechnender Weise nicht merken ließen.

In Küche und Haus aber waltete jetzt das Strohflechtermeili, das in Bezug auf das Wechseln just entgegengesetzt zu denken schien. Denn das Mädchen war schnell bereit gewesen, auf Jakob's Zureden hin seinen vorigen harten Dienst und die schlechte Versorgung aufzugeben und auf dem Tanner sein Glück zu versuchen.

Das sei freilich ein Wechsel vom Regen in die Traufe, prophezeihten ihr die Leute, aber Meili war jung und glaubte nun einmal noch zuversichtlich, daß jede Veränderung eines Lebenszustandes zum Mindesten die Möglichkeit zu besseren Zeiten in sich trage. Und wirklich! es gewann je länger je mehr

den Anschein, als ob sie diesmal damit Recht behalten sollte. Denn jetzt trafen, was so selten stimmt, die richtige Person und die richtigen Umstände zusammen, ein Wunder zu bewirken.

Tüchtig in Haus und Stall, mit Allem zufrieden und darin ein zweiter Hans, dabei gewohnt, mit dem knappsten Verbrauch ausreichend zu kochen, that diese Magd zu Jakob's Erstaunen, kaum war sie ein paar Tage eingewöhnt, all' Das als selbstverständlich, was er ihr mit Ach und Krach mühselig erst beizubringen gedacht hatte. Eine kurze Zeit hindurch hielt er es trotzdem für angebracht, sich ihr als Meister eindrücklich zu machen, und riß in dieser Absicht irgend einen Vorwand vom Zaune, sie zu schelten und zu kuranzen. Aber damit hörte er bald wieder auf. Denn Meili erzitterte vor keinem Meister. Die schaute Jakob bloß lachend oder erstaunt ins Gesicht, mit ihren hellen, grünbraunen Augen, die Jeden durch und durch wärmten, und gab ihm, den sie ohnehin nur als närrischen Kauz auffaßte, die nächstliegende Antwort, die ihn schlug. Kam er ihr aber mit knickerigen Vorschlägen, so erwiderte sie höchstens: „Ach was, Herr Haberist, man muß nicht so erpicht thun; — wenn man es im Leben nur machen kann, sollte man fröhlich sein!" und that ruhig vor seinen Augen so, wie sie es für recht hielt. Dann brümmelte er vor sich hin und ließ sie gewähren. Und es kam immer besser und besser. Die Brüder wußten nicht, wie ihnen geschah, daß das nun so friedsam weiterging. Keine Käther lauerte, keine Brene schimpfte, die Knechte thaten ruhig und zufrieden ihre Arbeit, und in Küche und Kammer schallte Meili's heller Gesang. Dabei herrschte eine Sauberkeit, wie sie der Tanner seit Jahrzehnten nicht gekannt. Meili konnte im Gegensatz zu Käther gar nie genug Besen und Bürsten bekommen, so daß nun Jakob seinerseits anfing, die ungebrauchten vorräthigen zu verstecken. Aber eines Tages hatte sie ihn auch dabei betroffen, wie sie ihn überall erwischte, und ihm zur Strafe solange einen schönen, neuen Stubenwischer abgeschwatzt, bis er ihr denselben mit den Worten vor die Füße warf: „Da! wenn Du ihn doch schon gesehen hast." Ließ er sich's einfallen, trotz dieser guten Versorgung noch eine seiner knauserigen, mißtrauischen Zänkereien zu versuchen, so setzte es jetzt, statt des erwarteten Thränenregens bei Meili, für ihn das prachtvollste Donnerwetter ab, halb in ermahnender Güte, halb in gerechtem Zorn, daß den alten Krauter Scham und Entzücken peinigten.

Nach solchen Erlebnissen setzte er sich dann nachdenklich in eine Ecke oder stand, als hätte ihn ein Brett an den Kopf getroffen, eine ganze Weile auf demselben Fleck und murmelte: „Jaja, hehe, Die hat mich wieder schön abgekanzelt." Aber er zürnte ihr nicht, das war ja das Verhexte, gar nicht; beinah' das Gegentheil. Und so verging wieder eine Woche und wieder eine. Der tiefe Winter war gekommen, mit den kürzesten Tagen und den längsten Abenden, wo der Mensch häuslicher ist und wärmebedürftiger als sonst. Und Jakob Haberist war auch ein Mensch. Wenn er jetzt Meili ansah, war ihm ganz curios zu Muthe; er zählte sich bereits ihre Tugenden her. Sparsam war sie, unermüdlich fleißig war sie, an Alles dachte sie, Alles konnte sie, immer lustig war sie, so zutraulich war sie, — Alles war sie,

das Tausendsgeschöpf! Und er kratzte sich nach seiner alten Gewohnheit am Kopfe.

„Hm, heirathen? Jetzt noch?“ Eine unbedingt vertrauenswürdige Person mußte er ja haben für sein Haus, da die Schwester todt war und David anhaltend und so sonderbar kränkelte. Eine abschlägige Antwort aber war von Meili nicht zu befürchten; wenn nur er Willens wäre, meinte Jakob. Wer es zeitlebens so schlecht gehabt, wie Die, konnte sich gar nicht erst besinnen, ob sie auf dem Tanner Frau werden wolle.

Des Abends pflegte Meili meist die Strümpfe der beiden Haberiste zu stopfen oder das Weißzeug zu flicken und verlangte eines Tages dazu eine bessere Lampe, als die in der Küche war. Das bot Jakob einen erwünschten Vorwand, das Mädchen in der Stube am Tisch arbeiten zu heißen. So profitirte er selber vom Lichte mit und war dem aufkeimenden Aerger enthoben, von seiner finsteren Ofenecke aus einsam zuhören zu müssen, wie die Knechte draußen mit der munteren Genossin ihre Späße trieben.

Aber die Qual war nicht geringer, die nun in der Stube drin für ihn anhub. Denn in seinem Innern kam Jakob um keinen Schritt weiter, je länger er auch über den großen Handel nachdachte. Eben weil es für ihn ein Handel blieb. Sein Verstand ließ nicht ab, ihm vorzurechnen, wie sträflich und lächerlich es wäre, einen so unerhörten Streich wie diese späte Heirath zu begehen, wenn dabei nicht zehn gegen eins der größere Gewinn noch auf seine Seite falle, und das stand ihm keineswegs fest. Ja, wenn er die jungen, die guten Mannesjahre nicht verpaßt hätte, in denen man Zeit vor sich sah, das Gute vom Heirathen wenigstens noch lange genug zu nützen! Aber jetzt! hehe, sich noch so was Geldfressendes wie eine Ehefrau aufhalsen, die alle Rechte, allen Antheil, alles Mitregieren beanspruchte, um dann am Ende doch als der bloße Narr seiner verspäteten Anwandlungen dazustehen.

Im traulichen Lampenschein ihm gegenüber aber saß das frische Geschöpf, statt des mürrischen Schweigens, das er sonst mit David erlebte, tönte von ihrem heiteren Munde allerlei Geplauder, und wenn er ein Stündchen las, so gab ihm schon die bloße Gegenwart Meili's, ihr stilles Athmen und Hantiren eine vordem nie gekannte Ahnung, wie behaglich der Menschen Häuslichkeit sein könne.

So flog das Zünglein seiner schnöden Vortheilswage jeden Tag und jeden Abend hinüber und herüber, ohne je auf der Heirathsseite mit erwünschter Deutlichkeit das Uebergewicht zu zeigen, und dieses Schwanken trieb Jakob zuletzt um, daß er nirgends mehr Ruhe fand.

David sah ihn von seiner Stube aus in der nächsten Zeit manchmal bei milden Mittagen lange draußen unter dem Dache an der Hauswand stehen, die Hände in den Hosentaschen, und mit offenem Munde in die Höhe starren, als wollte er die Eiszapfen zählen, die an der Dachrinne hingen. Dann schritt er tiefsinnig gegen die Hausthüre, kehrte aber wieder um und blinzelte abermals lange in den Wintertag hinaus.

Dem alten Menschen schlichen jetzt andere Gedanken im Kopfe herum, da der Geiz ihm nicht zulassen wollte, seinem Leben die lockende Wendung zum

Guten zu gönnen. Er mißtraute plötzlich grimmig den beiden Knechten, besonders aber dem Hans. Denn er sah, daß dieser dem Mädchen in einer Weise freiwillig in die Hand arbeitete, wie er es weder der Käther noch der Vrene je gethan, in der Küche aber war statt des bisherigen lauten, unbefangenen Drauflos-lachens jetzt meist nur so ein verdächtiges Gelispel zu hören. Jakob mißtraute sogar dem David, so hinfällig der arme Tropf schon aussah, weil ihm Meili täglich ungeheißen Brustthee gegen seinen hartnäckigen Husten kochte und allerlei Mittel gegen seine Schwäche versuchte. Er belauerte das begehrte Wesen auf jedem seiner Gänge in Stall und Speicher, aller bisherigen Angst vor Erkältung zum Trotz, ja er scheute auf einmal den weiten Weg zur Kirche nicht mehr, um Meili selbst in der Predigt nicht aus den Augen zu lassen. Und doch war das Pfarrdorf, zu dem der Finkengrund gehörte, über eine halbe Stunde vom Tanner entfernt. Es war ein höllischer Zustand.

Aber auch die stärkste Regung verfiel bei ihm zuletzt der empordrängenden Berechnung. Und so beschäftigte selbst hier, wo ein Anderer der blinden Leidenschaft verfallen wäre, seinen Geist bald heftiger als alles Andere nur noch der Schaden, in den ihn seine Gelüste bringen konnten, und er fing an, mit sich selber eindringliche Warngespräche zu halten.

Kamen solche unsaubere Geschichten von Höfen, wo keine Frau war, nicht regelmäßig ans Licht? Er erinnerte sich an Die und Jene. Da wollte dann so eine Person den Schuldigen tüchtig schröpfen, weil er reich war, und erlangte sie nicht Alles, was sie begehrte, so war sie womöglich schamlos genug, die Sache selber hintenherum an die große Glocke zu bringen. Oh! Oh! Ueberdies wußte er sich zur Zeit schon genügend im boshaften Gerede durch die unversöhnliche Käther. Denn es hatte sich Keiner, dem sich im Laufe dieses Winters Gelegenheit dazu geboten, die Genugthuung versagt, Jakob von ihren Geschichtlein ein und anderes anzudeuten und sich an seinem ohnmächtigen Aerger zu weiden. Nun noch etwas Derartiges dazu — und um sein Ansehen würde es unwiederbringlich geschehen sein.

Also zu Boden mit den verwünschten Versuchungen!

Aber das war leichter beschlossen als vollbracht. Denn das Mädchen stand und ging, regierte und lachte auch weiter im Hause herum, wie bisher, schien von Allem nichts zu ahnen und machte den Meister nur immer noch wärmer.

So mußte denn schließlich ein Anstoß von Außen zur Nachhülfe ersonnen sein, um des sündlichen Zustandes Herr zu werden. Und am wirksamsten dachte Jakob sich eine täglich neue, mit den leiblichen Augen zu sehende Vergegenwärtigung der Gefahr, die seinem schwachen Fleische drohe.

Was er nur Geheimnißvolles treiben mochte, daß er sich jetzt Stunden lang in die leere Stube neben derjenigen David's einschloß? Höchstens ein leises Rumoren vernahm Meili in der Küche, oder ein Geräusch, als rutschte der Meister mühsam auf dem Boden herum. Ganze Tage hinterher blieb die Stube abgeschlossen, und Jakob trug den Schlüssel mit sich in der Tasche herum.

Eines Abends im Februar, da der Doctor im Schlitten angefahren kam, den David zu besuchen, war der Fahrweg zum Hofe herauf so mangelhaft beschneit, daß er schon unten auf der Straße ausstieg und ungehört sich dem Hause näherte. In der bewußten Stube neben David brannte ein schwaches Licht, und da der Laden nicht ganz geschlossen war, schaute der Doctor ins Fenster. Da erblickte er den Meister, wie er am Boden aus Kinderspielfiguren, Thieren und Bäumchen einen Garten aufgestellt hatte und in sinnender Betrachtung davorsaß.

Das sei der Paradiesgarten, brachte der Doctor von David heraus, der das Treiben durch das Schlüsselloch hatte beobachten können, und sei einer Weihnachtskrippe entnommen, die der Bruder als Schulpfleger dies Jahr in Verwahrung habe. Den stelle sich der Jakob in der letzten Zeit des Oefteren auf und lasse ihn jeweilen ein paar Tage in der verschlossenen Stube stehen. Da drin seien Adam und Eva unter einem Baume, was den Sündenfall vorstelle. Und nun setze sich der Bruder lange davor hin, ganz in den Anblick vertieft, und er wisse, daß Jakob das thue, um sich die sündigen Gedanken aus dem Kopf zu schlagen. „Denn," fügte David hinzu, „ich glaube, Herr Doctor, unsere Meili wäre ihm eben recht. Aber zum Herbeilassen ist sie zu brav, und zum Heirathen reut den Jakob das Theilen."

— Die unbeständigen letzten Wintermonate brachte Meister Haberist wieder ganz im Hause zu, und am Abend mied er den Ofensitz, so oft jetzt Meili in der Stube nähte. Er opferte an solchen Tagen lieber ein zweites Licht und machte sich bis zum Schlafengehen mit irgend welcher Hantirung zu schaffen. In einer zweiten leerstehenden Stube zu ebener Erde hatte er sich eine Art Werkstätte eingerichtet, in der er durch eigenhändiges Ausbessern der landwirthschaftlichen Geräthe den Schmied und den Wagner zu sparen und so einigermaßen wett zu machen suchte, was er an der übrigen Winterarbeit versäumte. An seiner Werkbank beim Fenster schärfte er da Tag um Tag unter großem Stöhnen Pflugschare, drechselte und hobelte neue Radspeichen und Schlittenbügel zum Ersatz für schadhaft gewordene, machte den Mistgabeln neue Stiele und ersetzte den Rechen die fehlenden Zähne. Dazwischen spähte er zur Unterhaltung ins Thälchen hinab, was etwa vorgehe. Denn wenn die Nußbäume draußen winterkahl standen, deren weithin ragendes Laubdach im Sommer den Blick begrenzte, übersah man vom Tanner aus frei die ganze Thalmitte, vom eigenen Land, mit dem runden Hügel des Finkenbühls zunächst drunten, bis hinüber zu den Dorfhäusern und der Landstraße. Daneben verbrachte Jakob einen Theil seiner Zeit mit Schreibereien für die Gemeinde. So zuwider ihm diese Arbeit war, weil sie nichts eintrug und die besten Stunden in Anspruch nahm, so wenig mochte er sie ablehnen. Denn im Festhalten kleiner freiwilliger Aemtchen erkannte er das einzige unfehlbare Mittel, vor dem Volke eine geachtete Stellung zu behaupten, wie er auch nur deshalb bei verschiedenen Bezirksgesellschaften Mitglied war und seufzend die Beiträge zahlte, damit seine Bekanntschaft und häufige Berührung mit den Herren von Altachen ihm im Finkengrunde den Nimbus des überall herangezogenen Matadoren verleihen sollte.

Und in der That galt er bei den Bauern, so schlecht sie im Uebrigen von ihm denken und reden mochten, doch allgemein für Einen, der es wenigstens hinter den Ohren hatte. So Einem durfte ruhig so viel als möglich von den gemeindlichen Verwaltungsgeschäften anvertraut werden, und mit dem perfiden Compliment seiner besonderen Befähigung wurde ihm denn auch alljährlich die Last wieder aufgehalst.

Eines Abends im Anfang des Märzmonats, als draußen Thal und Halden vom Nachwinter noch einmal dicht verschneit und die Nußbäume silbern bereift waren, raspelte Haberist bei hereinbrechender Dämmerung noch emsig ein Wagenscheit mit einer Glasscherbe glatt, da bellte draußen der Hund und zog rasselnd die Kette unter dem Dache hin, nach der Richtung des Fahrweges zu. Jakob schob die Augengläser, die er zu seinem großen Verdruß jetzt schon bei jeder genaueren Arbeit nöthig hatte, die Nase abwärts und spähte darüber hinaus. Ein Herr in einem Pelzmantel stieg gegen das Haus heran. Mußte Der nicht auf den unrichtigen Weg gerathen sein? Doch der Fremde schritt, den Hund begütigend, ortskundig um die Ecke des Gartens zur Thüre her und klopfte kräftig mit dem eisernen Klopfer an.

„Donnerli, Donnerli, was mag Der wollen?“ murmelte Haberist und ließ sich von der Neugier treiben, selber zu öffnen.

„Ei schau, der Meister in Person!“ rief ihn der Ankömmling munter an, „grüß Dich Gott, Jakob, alter Kamerad! Ich glaube gar, Du mußt erst näher zusehen, wer das sein möchte.“

„Der Gottfried Steiner! — jetzt mein' ich doch, ich sehe recht,“ entgegnete Haberist, fast ehrerbietig, und wies dem so nobel Gekleideten den Weg. „Wie kommst Du nur aus Schweden daher, im tiefen Winter?“

Der Andere legte ihm freundschaftlich die Hand auf die Schulter. „Das erzähl' ich Dir, wenn wir auf Deiner Ofenbank sitzen. Und etwa einen Tropfen heimathlichen Apfelmostes wirst Du mir dabei auch vorzusetzen haben?“

„Auf die Ofenbank willst Du? — da hinein? Ist mir aber doch gar nicht recht,“ wehrte Haberist ab. „Einen Augenblick meinetwegen, Gottfried, einen Augenblick, dann gehen wir aber zusammen hinauf. Meili!“ rief er dann ins Haus, drängte seinen Gast in die Stube und befahl der herbeieilenden Magd flüsternd, daß sie schleunigst mit dem Schlüssel da die verschlossene Stube droben aufschließen, ein tüchtiges Feuer besorgen, die Betten und Sitzmöbel präsentabel machen und ihn rufen solle, sobald es anfange, warm zu werden.

„Nimm Platz, nimm Platz,“ bat er Steiner, „ich hole nur noch schnell etwas zu trinken! Mit einem bewundernden Blick streifte er dabei den abgelegten Pelzmantel und verschwand, erschien aber sogleich wieder und stellte zwei geschliffene Gläser und eine blanke Karaffe auf den Tisch, die sonst in Jahr und Tag nicht zum Vorschein kamen.

„Also Most, nicht wahr?“ betonte Steiner. Aber Jakob protestirte. „Behüt' mich Gott, ja wohl, Dir werd' ich bloßen Most vorsetzen! Von meinem alten Yvorne sollst Du einen Schluck versuchen!“ Doch der Andere

bestand darauf, Most zu bekommen, und dieses billigen Ausweges froh, trotzdem ihn die Freudenstunde in aufrichtig freigebige Laune versetzte, holte Jakob gern genug aus dem besten Fasse. Inzwischen war der kranke David auch auf einen Augenblick erschienen und trug nun seinerseits eine blinkende Messinglampe herbei. Mit einer Feierlichkeit und Behutsamkeit, als brächte er den heiligen Gral zur Stelle, pflanzte er sie vor Steiner hin. Die hatte aber auch vor dieser Extragelegenheit noch niemals gebrannt, sondern war ein Stück, ausschließlich um besessen und eingeschlossen zu werden, wie alle die anderen kostspieligen Dinge droben in der Stube.

Bald stank es denn auch, des mangelhaft getränkten Dochtes wegen, so festlich nach Petroleum, daß Jakob gewiß war, der reiche Aufwand könne dem Gaste nicht entgehen. David aber mußte darob so heftig husten, daß er sich wieder in seine Stube zurückzog, die ehemalige Stube Vrene's nebenan, in der er jetzt all' seine Tage verbrachte. Es ging zusehends bergab mit ihm, und der Doctor machte Jakob kein Hehl daraus, daß der Bruder den Sommer kaum erleben werde.

Nachdem Haberist diese Neuigkeit und der Schwester Tod dem Heimgekehrten schnell als Erstes erzählt, kam er auf seine Frage zurück, was denn den Gottfried so unverhofft in die Gegend bringe.

„Dableiben thu' ich, Freundchen," erwiderte dieser seelenvergnügt, „dableiben, daheim, für immer!"

Jakob sah ihn starr an. Also mußte Der jetzt Geld ohne Ende haben! Die einfache goldene Nadel, die er in des Gastes Halsbinde entdeckte, erschien ihm schon wie eine Andeutung unerhörter Reichthümer.

„Meinen Theil Arbeit erachte ich als gethan," erklärte Steiner. „Ich gehöre nicht zu jenen Eseln, die nie genug bekommen können und mit dem Genießen dessen, was sie sich erworben haben, so lange warten, bis ihnen der Arzt neun Zehntel davon brauchen hilft. Es bot sich mir eine Gelegenheit, mein Geschäft befriedigend zu verkaufen; ich habe Deinen Jahrgang, bin also meine glockengeschlagenen sechzig Jahre alt, da sagte ich mir, dürfe ich aufhören und schloß den Handel ab. Ueberdies ließ die Gesundheit meiner Frau in dem rauhen Klima seit letzter Zeit zu wünschen übrig."

„Wo fehlt es Deiner Frau?"

„Nun, schlimm ist es Gottlob noch nicht. Nur mußte etwas geschehen; denn es sitzt auf der Lunge. Ein Sommer, an einem unserer Höhenkurorte zugebracht, kann nach dem Ausspruch des Arztes das Uebel heben."

„Hm, hm, so so — und Alles ist verkauft," nickte Jakob vor sich hin. „Da wirst Du schwer genug heim zu bringen gehabt haben?"

„Ich bin zufrieden," sagte Steiner. „Ich suche mir jetzt mit Muße in Altachen ein Haus; denn ganz da draußen bei Euch, weißt Du, hielte ich es doch nicht mehr aus. Auch leben noch so viele gute Kameraden aus unserer Bezirksschulzeit in der Stadt, sind da in Amt und Geschäften zu alten Tagen gekommen und haben mich herzlich willkommen geheißen, daß es mir zu Muth ist, als käme ich ganz in die alte Zeit zurück. Ich mache mir denn auch gleich die Freude und übergebe ihnen von meinem Erworbenen eine halbe Million für ihre gemeinnützigen Zwecke."

Haberist fiel beinah' vom Stuhl. „Eine halbe Million?" schrie er. „Und das bei Lebzeiten? Bist Du nicht bei Trost oder bist Du ein zehnfacher Millionär?"

„Gradaus ein einfacher," antwortete Steiner schlicht. „Aber mir geht damit ein Traum in Erfüllung. Durch Jahre hat mir die Aussicht auf eine solche dereinstige Stiftung die Mühen meines Geschäftslebens versüßt. Du weißt ja, was die Altacher in meiner Jugend an mir gethan haben. Ihnen danke ich es, daß ich etwas Ordentliches lernen und werden konnte. Damals grub sich mir als Höchstes der Wunsch in die Seele: es so weit zu bringen, daß ich selber einmal Anderen auch wieder so wohl zu thun vermöchte, wie man mir armen Landbüblein gethan. Und jetzt, — jetzt hat das Glück mich dieses Ziel erreichen lassen."

Haberist saß mit offenem Munde da. „Ja — aber warum willst Du das Geld denn jetzt schon hergeben?"

„Du meinst, ich könnte es ebensogut erst durch ein Testament vermachen? Gewiß! Aber ich möchte mich gerne selber noch mitfreuen an dem, was die Altacher damit im ganzen Bezirke wieder Gutes wirken. Ich sehe ja jene wohlwollende Fürsorge, die ich ehedem selbst erfahren, im heutigen Altachen aufs Schönste weitergepflegt und ausgebildet. Die mannigfachen Wohlfahrtseinrichtungen scheinen mir musterhaft, Herz und Kopf spricht daraus, wohin ich schaue. Da freut es mich doppelt, das Meinige beitragen zu können. Mit dem Rest meines Vermögens aber lebe ich sammt meiner Frau, so lange wir's treiben, hier zu Lande noch im Ueberfluß. Kinder sind uns keine geschenkt, und wir selber sind einfach geblieben."

„Und nach eurem Tode?" wollte Haberist auch noch wissen.

„Dann bekommt der Finkengrund das Seine! Am zehnten dieses Monats aber, auf den Tag, da ich vor fünfzig Jahren in Altachen zur Schule kam, laß' ich die Uebergabe der ersten Hälfte erfolgen. Wir selber sind bis dahin schon im Süden und bleiben dort bis zur wärmeren Jahreszeit. So entrinnen wir auch dem ersten Aufsehen und allem Entgegennehmen von Dank."

Haberist war hin und her gerutscht und stand jetzt auf. Ihm fuhren Gedanken im Kopfe herum wie aufgescheuchte Wespen. „Eine Million bloß, und davon eine solche Schenkung! Wetter! Wetter! wie sollte man so was begreifen!" Doch bald blinzelte er schlau vor sich hin. Der geheime Faden schien ihm gefunden. „Klug! ganz klug, Steiner's Rechnung! Dem lag einfach daran, sich das Nest hübsch warm zu machen, in das er sich zu setzen vorhatte, und der sichere Profit an persönlichem Wohlbehagen und öffentlichem Ansehen lag bei dieser Stiftung auf der Hand. Aber wie fein er die Dinge anzustellen verstand, der alte Freund! Ja, ja, Der hatte die Welt studirt, der" — Meili unterbrach des Meisters Betrachtungen, indem sie unter der Thüre meldete, daß es droben anfange, warm zu werden.

„Recht so, recht so, nun gehen wir hinauf," sagte Jakob und lud seinen Gast ein, ihm zu folgen. Dieser, in der Hoffnung, dadurch wenigstens dem Petroleumdunst zu entgehen, willigte ein, seinen guten Ofensitz zu verlassen. Aber er fand sich bald schlimm enttäuscht, als er sich in ein kaltes Möbel-

magazin auf ein unbequemes, nagelneues Polstersopha versetzt sah und die gleiche schöne Qualmspenderin wieder vor die Nase gesetzt bekam.

Jakob ließ es sich auf diese unerhörten Enthüllungen hin nun durchaus nicht nehmen, doch eine Flasche von dem alten Yvorne herauf zu holen, und wenn Steiner auch noch jetzt dem Freunde nicht erlaubte, sie zu entkorken, so war der Sieg der Bewunderung über den Geiz in Jakob doch glänzend dargethan.

„Ja, ja, Gottfried, Du verstehst es, Dich wohl zu betten," fing er an und gedachte dem Andern die Bestätigung herauszulocken, daß er seinem wahren Beweggrunde auf die Spur gekommen sei. „Die werden Dir scherwenzeln in der Stadt, wenn Du wiederkommst! Das wird ein Leben sein! Freilich schön, hehe, wenn man's vermag, sich so in Gunst zu setzen!"

Aber Steiner zeigte sich nicht angenehm berührt von Jakob's Auffassung. „Ei," gab er zurück, „wenn Du diese Seite der Sache so hoch anschlägst, warum verschaffst Du Dir die Gunst der Welt denn nicht? Schenke Du auch! Du mußt das doch so gut wie ich oder noch besser vermögen!"

„Ja — ja — jetzt wollen wir aber lieber aufhören," wehrte Haberist erschrocken ab. Er griff ganz ängstlich an seinem polirten Stuhl herum, schenkte schnell Most ein, trotzdem beide Gläser noch fast voll standen und versuchte auf alle Weise abzuschweifen.

Aber Steiner ließ nicht mehr los. Er stellte sein Glas beiseite und schlug mit der Hand auf den Tisch. „Potz Himmel! man sollte doch meinen, ich schösse Wunder wie daneben. Die Schwester hast Du schon beerbt, den David, sagst Du ja selber, werdest Du ebenfalls bald genug überleben, — und was im Tanner etwa beisammenliegt, weiß man doch von jeher. Also?"

Jakob ward lederfahl. „Ja ernstlich, Steiner, ernstlich, laß mich zufrieden. Ich weiß ja nicht, was antworten, wenn Du solch' ein Aufhebens machst. Du hast doch, so lange Du uns kennst, gesehen, wie wir mit unsrer Arbeit zusammenhalten mußten, was wir von Vaterszeit her übernommen haben, und wenn man dabei auch in guten Jahren ein Weniges beiseite bringen konnte, ja mein Gott! so muß man das für die alten Tage rechnen. Die Krankheitszeiten stellen sich doch früh genug bei uns ein!"

Steiner lachte und klopfte vielsagend auf seine Hosentasche. „O Schläuling! wenn Du einsehen wolltest, wie Du Dir mit Deinem Heimlichthun und Verleugnen den unrechten Finger verbindest! Was hat man denn davon, seine Geldhaufen gut verwahrt zu wissen? Ich habe die Welt gesehen und das Leben ein paar Jahrzehnte lang aufmerksam betrachtet und weiß jetzt, so gewiß als Du und ich zwei sind: daß zu viel Geld das gottverfluchteste Hinderniß ist, glücklich zu sein."

Jakob räusperte sich, aber Steiner ließ sich nicht unterbrechen. „Je mehr der Mensch zusammenbringt, desto blinder wird er für das, was er sich damit wahrhaft Gutes verschaffen könnte. Da setzt sich Jeder ängstlich auf das Allzuviele, der Eine aus mißverstandener Gewissenhaftigkeit, der Andere aus purer schmutziger Freude am Geld. Beide müssen es hüten, verwalten, tausenderlei Verpflichtungen und Betteleien in Erwägung ziehen und — was

mir das Aergste scheint: Jahr und Tag das ekelhafte Schauspiel ertragen, daß kein Mensch sich so gegen sie zeigt, wie er es ohne ihr Geld thäte. Sogar die Wohlgesinnten unterlassen ihnen gegenüber manche Freundlichkeit, aus lauter Scheu vor dem beleidigenden Mißtrauen, das allen Allzureichen in Folge der beständigen gemeinen Erfahrungen naheliegt."

Haberist saß jetzt ganz regungslos und starrte nur mit dummem Blinzeln unverwandt sein Mostglas an, was Steiner verrieth, wie unbequem er dem Heimlichsetten redete. Das reizte ihn, Jakob's hartes Fell noch weiter zu gerben.

„Es ist ja auch Keinem ganz wohl, der spürt, daß er zuviel Geld besitzt. Zwar sucht Jeder dies Unbehagen zu verbergen und sich selber drüber zu täuschen; deswegen ist es aber doch so! Denn oben, wo er sich gerne geachtet sehen möchte, läßt man ihn doch fühlen, daß er angesichts seiner bevorzugten Umstände da und dort mehr thun könnte, als er thut. Unten aber grinst ihm ohnehin von allen Gesichtern die Zumuthung entgegen: es sollte ihm bei seinen Mitteln einfallen, ein bißchen nachzuhelfen. Diese Mittel! überall und immer seine Mittel, die jeder beliebige Kerl schweigend oder laut in Betracht zu ziehen sich erlaubt. Ist das auch ein Leben? Drum sieh: eine Handbewegung — und man ist von alledem befreit."

Haberist horchte auf.

„Hier!" bedeutete ihm Steiner, „die Handbewegung heißt: geben! Geben so viel, als man überhaupt entbehren kann."

„Ja, hehe, Du sprichst eben von Deinem besonderen Fall," versuchte Jakob nun doch einzuwenden, dem es immer weniger geheuer wurde, je überzeugender auf seine eigenen Verhältnisse paßte, was der Freund da redete.

Aber Steiner winkte ab. „Was ich sage, gilt für alle Reichen. Ob mit einer Million, ob mit fünfzigen, ob ledig, ob verheirathet. Wer vom Geld nicht lassen kann, hält dem Glück die Thüre verriegelt. Hat Einer Kinder, so ist es das Natürliche, daß er seinen Ueberfluß denen gibt. Da mir keine beschert sind, ist mir die alte Heimath das Nächste."

„Den Kindern geben, sagst Du? den Kindern?" brummte Haberist und schüttelte bedenklich den Kopf. „Hab' immer von meinem Vater sagen hören, es thue gar nicht gut, ihnen zu früh hinauszuzahlen. Die sollen sich nur selber wehren und strecken, wie die Alten es auch gemußt!"

„So? hat er gesagt? Und das schwätzest Du nach? Das sind auch so veraltete Härten hierzulande. Mag seine Richtigkeit haben, wenn die Jungen Leichtsinn zeigen oder Arbeitsscheu. Sind sie aber wohlgerathen und haben aus ihrem Leben etwas Rechtes gemacht, so sollte der Alte sich weiß Gott freuen, wenn sein Erworbenes ihn in den Stand setzt, den Kindern noch bei ihren guten Jahren die gemeinen Sorgen des Lebens aus dem Wege zu räumen. Ist das nicht das einzig Natürliche gegenüber seinem eigenen Fleisch und Blut?"

Haberist zog die Achseln in die Höhe. Was für Ansichten! Welche Hiebe auf Alles, was er zeitlebens in solchen Fragen gedacht und gethan!

„Oder kennst Du etwas Erbärmlicheres," fragte ihn Steiner, „als einen alten Kerl, der auf seinen Säcken sitzt und zusieht, wie sein Nachwuchs sich behilft und plagt, bis der rohe Zufall seines früheren oder späteren Todes austheilt, was er vorenthält? Ist das etwa ein angenehmes Bewußtsein, daß so und so Viele sich auf unser Ende freuen? Pfui Teufel! Diese Stellung zum Gelde ist ja das schamloseste Geständniß von Dummheit! Versetze Dich dagegen an meine Stelle. Ich darf jetzt wenigstens jedem anständigen Menschen ins Gesicht schauen, ohne den heillosen Hintergedanken: was erwartet Der von Dir? Uebrigens" — Steiner erhob sich und machte eine Bewegung des Frierens, — „nimm es mir nicht übel: hier zieht es schon die ganze Zeit gottserbärmlich an meinen Rücken, es muß irgendwo eine Scheibe zerbrochen sein! Und überhaupt — welche Zeit ist denn? Die Uhr an der Wand hier scheint nicht zu gehen, sie zeigt ja erst halb Zwei."

„Nein, hehe, gehen thut die heute nicht," gab Haberist zu; „ich benutze eben im Winter dieses Zimmer nicht jeden Tag." Er nöthigte jetzt auch Steiner nicht mehr allzu dringlich zum Bleiben, als dieser hinzufügte, er dürfe sein Gefährt doch nicht bis in die finstere Nacht hinein im Wirthshaus unten warten lassen; denn Jakob sah nicht ab, wie die Fortsetzung dieses Gespräches am Ende noch für ihn ausfallen mochte. So ließ er sich denn von dem alten Freunde versprechen, daß er nach der Rückkehr im Frühjahr und bevor er abermals mit seiner Frau zur Sommerkur verreise, wieder auf dem Tanner einkehren wolle, und rief darauf den Hans herbei, daß er den Herrn mit einer Laterne zum „Bären" hinab geleite.

Ein Stachel saß in Jakob Haberist's Fleisch seit diesem Abend.

„Was mit dem Meister nur los ist?" fragten die Knechte in den folgenden Tagen. Man hätte glauben können, die weiße Märzensonne treibe ihn plötzlich heraus, die den kalten Dunstkreis endlich durchbrochen, daß er jetzt überall stand oder um die Ecke kam, wo man ihn nicht vermuthete, und aller Enden etwas zu commandiren fand? Er wies ihnen Arbeiten an, die bereits gethan waren, fragte nach Sachen, welche ihm vor der Nase lagen und von selbst Antwort gaben; es war, als redete er, so oft er auf Jemanden stieß, wie ein auf Geheimnissen Ertappter, das erste beste Zeug daher, bloß um zu reden. Dazwischen traf ihn Meili wieder drinnen auf der Schreibtafel Zahlen notirend, die er alsbald mit dem Aermel auswischte, sobald sie eintrat oder David heranhustete.

Am nächsten Sonntag war eine gemeindliche Angelegenheit zu ordnen, und Haberist mußte ins Dorf hinab. Trotz der eingetretenen Wärme zog er zu diesem Gange noch ängstlich zwei Röcke über einander an; denn im Schulhause, wo die Sitzungen stattfanden, war es ihm nie warm genug, nach Erledigung der Amtsgeschäfte aber fürchtete er heute von den andern Gemeinderäthen zu einem Glase Wein in den Bären mitgeführt zu werden, und dort traf man meist eine überheizte Stube. Seit dem Herbst war Jakob immer glücklich um die unnöthige Ausgabe dieses Morgentrunkes herumgekommen.

erst durch Vrene's Tod, dann durch die Rücksicht auf seine Gesundheit entschuldigt, jetzt aber mußte er sich seinen Collegen wieder einmal anschließen, so große Ueberwindung ihn das kostete.

Er ärgerte sich ja immer im Wirthshause, auch wenn es ihm gelang, die längste Sitzung mit einem einzigen oder höchstens anderthalb Schöppchen zu bestehen. Denn ihn wurmte auch dasjenige Geld, welches die Andern verthaten, und wenn er etwa gar Einen, der ihm zinspflichtig war, eine Cigarre rauchen sah, während er, der Geldherr, höchstens einmal ein schlechtes Pfeiflein stopfte, so kam er vollends um jedes Behagen. „So, so — eben, eben, das sollte man vermögen!" pflegte er dann wohl zu sagen und dem Großthuer bedeutungsvoll auf sein Stummelchen zu blinzeln.

Die Nöthigung zum Mitgehen blieb denn heute auch nicht aus, und Jakob betrat an der Seite des Gemeindeammannes die Wirthsstube in dem Augenblick, als eben der alte Briefträger vom Finkengrund den Gästen mit aufgeregter Wichtigkeit die Sonntagsnummer des Altacher Tagblattes vorwies. Die brachte die öffentliche Bekanntmachung der Schenkung Gottfried Steiner's.

„Was? Was ist los?" fragte es von allen Tischen. „Eine halbe Million gestiftet?" „Ihr hört es ja!" rief der Briefträger. „Eine halbe Million? den Altachern? Und uns?" forschte der Ammann. „Dem Finkengrund später!" „Still! hört doch zu!" Die Gemeinderäthe, die Wirthsleute, die Gäste, Alles drängte sich zu der Zeitung heran, und Meister Haberist saß, er wußte nicht, wie es zugegangen, auf einmal hinter einem Tisch auf der Wandbank zwischen den verschiedensten Menschen eingekeilt. Es wurde Einer geheißen, laut vorzulesen, was in der Zeitung stand, und still und gespannt lauschte Alles der erstaunlichen Mittheilung. Schon eine Weile dauerte die Verlesung des langen Artikels, als ein Anderer, der den Jakob in seiner Ecke beobachtet hatte, dem Lesenden heimlich etwas ins Ohr raunte, worauf dieser mit einem arglistigen Lächeln nickte und alsbald sachte begann, das Weitere nach der Richtung hin vorzutragen, wo Haberist saß. Doch war der Zuhörerkreis vorerst noch viel zu sehr von dem, was er erfuhr, im Bann gehalten, als daß die immer deutlicheren Betonungen nach jener Seite hin mehr Wirkung hervorriefen, als etwa ein vereinzeltes Lachen oder ein aufreizendes Hüsteln. Aber nach und nach begriffen immer Mehrere, wo der Spaß hinaus wollte, und eine muthwillige Laune theilte sich der Gesellschaft mit.

Das großartige Capital — so schloß die Schenkungsanzeige — sei der Gesellschaft für gemeinnützige Unternehmungen im Bezirk Altachen zu völlig freier Verfügung überlassen worden. Den einzigen Wunsch habe der hochherzige Spender beigefügt: daß jederzeit die Bedürfnisse seiner Heimathgemeinde Finkengrund, welche er erst bei seinem Tode mit einem eigenen Capital ausstatten könne, von den Herren zu Altachen besonders berücksichtigt werden möchten.

„Hoch! Hoch! Steiner hoch!" riefen Alle, als der Vorleser geendet hatte, und jubelnd wurde auf das Wohl des großmüthigen Heimgekehrten getrunken.

„Ja, Leute," sprach der Ammann mit erhobenem Glase, „daran erkennen wir, daß unser trefflicher Gemeindegenosse ein echter Schweizer geblieben ist,

daß er den Einzelnen nur schätzt nach dem, was er für das Gesammte thut."

„Ganz richtig!" stimmte der Gemeindeschreiber ein und winkte der Wirthin, daß sie ihm — den zu Hause acht Kinder zur Suppe herbeisehnten, — den Schoppen zum dritten Male fülle. „Ganz richtig! Und sehet, Ihr Mannen, wenn es Jeder, der es vermöchte, so machen wollte wie unser Steiner, in jeder Gemeinde, durchs ganze Land, dann wäre die sociale Frage bei uns mit einem Schlage gelöst, und die ganze Welt könnte bei uns in die Lehre gehen!"

„Bravo, Gemeindeschreiber, bravo," schrieen schnell alle Diejenigen, welche sich nicht im genannten Falle wußten. Und nun ließen sie das Vaterland hoch leben, und aufs Neue wurde begeistert mit den Gläsern angestoßen.

Bis hieher hatte auch Jakob mitgethan; das heißt, er hatte so viel als möglich den holzfarbenen Schmetterling gespielt, aber so oft es wieder unumgänglich geboten schien, mit angestoßen, genickt und gezwinkert, als freute auch er sich mächtig über die Generosität seines lieben Jugendfreundes.

Nun aber begannen die Reden auf einmal anzüglich zu werden.

„Es sei ja nicht so weit bis zum Nächsten, der es auch könnte, wenn er nur wollte," spöttelte zuerst der Schmied-Uli, der alte Neidhammel, der Schulter an Schulter neben Jakob saß, dabei aber unverfänglich nach der entgegengesetzten Seite schaute und dort hinaus redete. Einige fingen sogleich verständnißinnig an zu lachen. Jakob machte sich noch holzfarbiger und stellte sich übelhörig. Aber bald flogen Redensarten ohne Ende über den Tisch.

„Da müßte man freilich mit den Fingern auch auswärts zu zählen verstehen, und Etliche könnten's halt nur einwärts!"

„Es sei eben nicht Jeder von Giebenach!"

„Oder von Gebikon!"

„Lieber von Rapsigen!"

„Oder von Jemehrjelieberigen!"

Und auf jeden dieser abgebrauchten Witze wurde das Gelächter allgemeiner. Dennoch gelang es Jakob immer noch, sich durch angestrengtes Gespräch mit seinem andern Nebenmann unbetheiligt zu erhalten. Aber zu entkommen vermochte er nicht; absichtlich hatte man ihn noch solider eingeklemmt.

Da rief ihn irgend Jemand aus dem Hintergrunde direct an: „Was meint denn Ihr dazu, Herr Haberist?"

„Ja, Der!" warf alsbald höhnisch ein Anderer ein, ein etwas verkommener Finkengründler, der seit Langem in der Stadt als Schneidergeselle arbeitete und in dieser Vormittagsstunde auch schon merklich zu viel getrunken hatte.

„Bscht! Halt' Du Dein Maul, Schneider!" fielen dem nun doch etliche Bauern ins Wort.

„Ich bin ein freier Schweizer und rede wie ich will!" schrie der ruppige Kumpan zurück. Dann zeigte er geradeaus mit dem Finger auf Jakob. „Das weiß doch Jeder, daß der Herr Gemeinderath da nichts geben kann, wenn er nicht einmal vermag, die Milch zu trinken, wie sie die Kuh gibt.

Jede Nacht schöpft er ja den halben Rahm davon weg und schmeißt ihn sparsam ins Butterfaß, hähä!"

Viele lachten jetzt laut auf; Einige drohten.

„Was?" wandte sich der Schneider gegen diese. „Lacht ihr euch nicht selber den Buckel voll über die Geschichtlein, die euch sein altes Liebchen, die Käther, erzählt? Und jetzt thut ihr so? O Jakobli," lallte er, — „wenn Du wissen willst, wie sie reden, wenn Du nicht da sitzest, dann laß nur einmal von Thür zu Thür fragen, was es von Dir heißt. Vom ersten Haus bis hinein nach Altachen sagt Dir jedes Kind den Bescheid: daß den reichen Geizhalz auf dem Tanner noch der Teufel hole!"

Jetzt wurde der freche Geselle unter wirrem Lärm an die Luft gesetzt. Aber geschehen blieb geschehen. Alle hatten es gehört, und Jeder freute sich ungeheuer, wenn auch die Besseren nicht unterließen, über den unverschämten Kerl zu schimpfen. Jakob's feiner Spürnase entging die wahre Stimmung nicht. Er erhob sich, ohne ein Wort von sich zu geben, und begehrte hinter dem Tisch hervorgelassen zu werden.

Im nächsten Augenblicke sah man ihn draußen auf der Straße gehen.

Zu Hause angelangt, warf er, der sonst so ängstlich seine Kleider schonte, die beiden Röcke auf die Fensterbank, als wollte er mit diesen Hüllen auch Alles in den Winkel schmeißen, was er darin erlebt, und zog sich sofort in die Schlafstube zurück. Ihm war vollständig zerschlagen und zornübel zu Muth. So also stand er heute angeschrieben, derart hatte die Satanskäther ihn aufgemalt, daß in der Stunde, da das ganze Thal von Stolz und Lob über den einen Reichen aus dem Finkengrunde gellte, eine ganze Wirthsstube voll Gäste mit ihm, dem andern Reichsten, wie mit einem fratzenhaften Gegenbilde den boshaftesten Jux zu treiben sich getraute. Hatte nicht der Bärenwirth selbst und der Ammann, die Beide sonst den schuldigen Respect vor ihm noch nie vergessen, in der Schänke draußen mit einander über das Vorgefallene gelacht, daß sie sich die Seiten halten mußten? Jakob hatte es beim Verlassen des Hauses just entdeckt, da Fritz Gyger unverhofft jene Thür aufgestoßen.

Meili rief den heimgekehrten Meister zum Mittagessen. Aber er vermochte kaum einen Bissen hinunter zu bringen. Ein unbeschreiblicher Zustand der Verwirrung marterte ihn. Zu den Gedanken, die ihn seit Steiner's Besuch ohnehin umtrieben, wie eine Henne, die nicht weiß, wohin ein Ei legen, nun auch noch dieser Fauststoß von außen! Er mußte die schreckliche Lage ungestört überdenken können. Am Besten eingeschlossen, in der obern Stube. Drum schickte er gleich nach Tische Meili fort, ihre Eltern zu besuchen, den Hans mit einem Auftrag in die Stadt; der Hülfsknecht konnte allein den Hof hüten; David lag zu Bett.

Bald herrschte tiefe Stille im Hause. Droben aber ging Jakob mit verschüchterten Schritten auf und ab, so gut es die vielen Ecken der Möbel zuließen, und heftete seine Nase verzweifelt gen Boden. Er strich sich einmal ums andere über den Kopf wie Einer, dem über Nacht Haus und Hof im Blitzstrahl abbrannte. „Jakob Haberist im Tanner das allgemeine Gespött! hm, hm!" Sein Traum, sein Ehrgeiz, seine Schwäche waren von je gewesen:

sich eines Tages um seines Geldes willen weit und breit bewundert zu sehen. Und nun diese Entdeckung des schmachvollsten Gegentheils! Dieser Ruf im Lande: ihn werde um seines Geizes willen noch der Teufel holen!

Keine lebenswerthe Stunde sah er mehr vor sich, ehe er nicht einen Gegenstreich geführt, der diese neidischen Menschen zwang, beschämt zu erklären, sie hätten sich schwer geirrt. Hatte ihn die Käther zum höllenwürdigen Geizhalse gestempelt, nun, so mußte eine unerhörte Widerlegung ihm den Triumph verschaffen, daß öffentlich im ganzen Kanton das Gegentheil verkündet wurde. Koste es jetzt, was es koste.

Nach einer Weile nahm Haberist schonend auf dem Sopha Platz, auf dem am vorigen Montag Gottfried Steiner gesessen. Des Freundes Ideen, die ihm die ganze Woche seine Ruhe geraubt, fingen auf einmal an, für ihn die Bedeutung von Offenbarungen zu gewinnen. Der Eindruck jenes Besuches war so stark gewesen, daß Jakob ihn nicht wieder abzuschütteln vermocht, sondern Tag um Tag über das Vorgebrachte grübeln mußte und doch nicht weiter kam, weil seine Natur sich mit unerschöpflichen Spitzfindigkeiten gegen die Befolgung der freigebigen Theorien wehrte. Denn einmal fühlte er Verpflichtungen gegen die Mitmenschen, wie sie Steiner docirte, gar nicht, und dann blieb ihm persönlich, all' der angehörten Weisheit zum Trotz, das Festsitzen auf dem Gelde nach wie vor tausendmal erwünschter, als der Anblick der segensreichsten Wirkungen, wenn es verschenkt war.

In dieser Stunde lag die Sache plötzlich anders. Jetzt war er auf das schreckliche Erlebniß vom Morgen hin gewillt, jedes Opfer zu bringen, um seinen heißbegehrten Ruf zu erzwingen, und er vermochte daher, seine starren Geldideen endlich doch in die neuen Weiten hinaus spazieren zu lassen, von denen ihm des Freundes Hand die Schranken weggezogen. In diesem unbegrenzten Gebiete mußte der rettende Einfall aufzuspüren sein.

Eine Stunde später war Jakob nach schwerem Gedankenkampf überzeugt, daß ihm zur Erreichung seines Zieles nichts Anderes übrig bleibe, als das Steiner'sche Recept einer Schenkung bei Lebzeiten nachzuahmen und zu überbieten. Er mußte eine noch verblüffendere Bombe in die Welt schleudern! Ja — eine noch viel verblüffendere! Das war es! Die stampfte mit einem Schlage das schändliche Gerede in Grund und Boden hinein.

Jakob erhob sich wieder vom Sopha, blieb hier, blieb dort stehen. Der Aerger, die Kränkung zerfraßen seine Seele noch immer derart, daß er sich die Rache, den vernichtenden Schlag mitten ins Gesicht der frechen Lacher gar nicht grell genug denken konnte, — der Lacher, und der Erfinder jener abscheulichen Redensart, an die er gar nicht mehr denken durfte, wenn er nicht wieder um alle ruhige Ueberlegung kommen wollte. Und die brauchte er. Er mußte nun rechnen. Sobald Jakob übrigens Zahlen dachte, wurde er auch aus der größten Erregung heraus ruhig. So auch jetzt. Er schlurfte blinzelnd durch die Stube, bewegte zählend die dünnen Lippen und streichelte dazu, wie um das Spintisiren anzuregen, immerfort mit einer Hand über die Andere hin, dicht vor den Augen. Manchmal rechnete er etwas mit aufgehobenen Fingern in der Luft aus.

Geld, Hypotheken-Guthaben, zinstragende Liegenschaften und den Hof zusammengerechnet, stand er noch um eine Kleinigkeit reicher da als Steiner. David, der Einzige, auf den er Bedacht zu nehmen hatte, war am Auslöschen, und für sich allein brauchte er wenig. Des Könnens wegen, hehe, vermochte er also, wenn es ihm nur beliebte, den Steiner noch gut zu übertrumpfen!

Und nun, da er einmal den ungeheuren Gedanken zu fassen vermocht: Geld auszugeben, nun erwachte, so spät es war, auch in Jakob Haberist noch der phantastische Geist des echten Finkengründlers.

Er stellte bestimmte Summen auf und begann, mit diesen alsbald seine Luftschlösser zu bauen. Steiner hatte eine halbe Million gegeben, der Mehrbetrag seiner eigenen Schenkung mußte also mindestens weitere Fünfzigtausend sein. Doch nach einigem Besinnen kam es ihm vor, das sei als Zahl nicht rund, nicht überwältigend genug. Er blieb daher einige Zeit vor der Wanduhr stehen, die noch immer halb zwei Uhr zeigte, rechnete, — dann sagte er: sechsmalhunderttausend.

Damit hatte er nun einen ungeheuren Spielraum zum Ausgestalten seines Triumphes. Er verließ die Oberstube denn auch erst, als er Hans und Meili zurückkehren und nach dem Meister fragen hörte, und seine Stimmung war bereits so verwandelt, daß, wenn ihm jetzt einer der Hallunken von heute Morgen begegnet wäre, er ihn mit überlegener Verachtung betrachtet haben würde.

Von Tag zu Tag gewannen die Phantasien nun bestimmtere Umrisse. Als Art der Stiftung hatte für Haberist von vornherein nur eine solche in Frage kommen können, welche einen durchaus und andauernd sichtbaren Ausdruck mit sich brachte. Bis zum April war er soweit im Klaren, daß es ein Bau werden mußte. Der konnte — glücklicher Einfall! — auf den Finkenbühl gestellt werden, gerade da unten hin, wo er ihn, so lange er lebte, jede Stunde vor Augen behielt. Ein Anstaltsgebäude! Recht groß und weitläufig! Was darin geschah, welcherlei Zwecken es diente, ob der Versorgung von Alten oder Kindern, von Kranken — nein, nur keine Kranken! — oder von Armen, Verwahrlosten, jugendlichen Thunichtguten, das war vorläufig Nebensache. Hauptsache blieb: ein Bauwerk, vor dem die Leute nur so die Mäuler offenstehen ließen, so oft sie es erblickten, mitten in dem grünen Thal. So schlich denn Jakob bei hereinbrechendem Dunkel allabendlich ein wenig auf dem Hügel herum und maß verstohlen das Terrain ab, in die Länge und in die Breite. Tagsüber suchte er an Hand der gewonnenen Anhaltspunkte dem Zukunftsgebäude die genauere Form zu ersinnen. Das Ergebniß ließ ihn schmunzeln. Wenn er es in einen Mittelbau und zwei schräg angesetzte Flügel gliederte, konnte die Hauptfront fünfundzwanzig Meter bekommen, jeder Flügel zwanzig; der offene Hof mußte gegen das Dorf hinab schauen, dann erblickte Jeder, der das Thal durchschritt, die ganze, zusammengerechnete Größe auf einmal.

Nun fiel Jakob auch ein Ausspruch des Gemeindeammannes ein, den dieser vor mehreren Jahren einmal in einer Schulsitzung gethan, und damit war die bisherige Ungewißheit über die Bestimmung des Gebäudes ohne

Weiteres zu Ende. „Derjenige könnte Herrgott im Bezirk heißen," hatte der Ammann damals gesagt, „der es bei der Regierung zu Stande brächte, daß einmal eine Erziehungsanstalt für die vielen begabten Kinder der armen Landbevölkerung im Umkreis gegründet würde."

Damit konnte Jakob also mitten ins Ziel treffen. „Und Herrgott im Bezirk!" Wie ihm nur das nicht gleich eingefallen war!

Inzwischen brachte die Zeitung unaufhörlich Notizen über die Art und Weise, wie die Altacher das Steiner'sche Capital verwendeten, und Jakob fraß diese Mittheilungen förmlich in sich hinein. Er erfuhr, daß die längst nöthig gewesene Vergrößerung des Altacher Krankenhauses jetzt vorgenommen werden könne, dann: daß eine herrliche Hochalp in Unterwalden auf vorläufig fünfzehn Jahre gepachtet worden sei und dort eine Sommerstation für erholungsbedürftige Kinder erstehe. Die Schulbibliothek durfte auf die doppelte, die Volksbibliothek auf die vierfache Bändezahl bereichert werden. Und nie fehlte am Schluß dieser Berichte ein neues Wort des Dankes und der allgemeinen Verehrung für den Geber, was Haberist am allermeisten dran aufregte und zur möglichst eiligen Förderung seiner eigenen Pläne anspornte.

Sein Bau wurde nun also ein Erziehungshaus für Landkinder, deren Eltern Erleichterung und Unterstützung bedurften. Diese Bestimmung war ja auch ganz nach Jakob's Geschmack. In einer solchen Anstalt konnte er doch nach Herzenslust ein bißchen mitregieren und mitzüchtigen. Kinder, die durfte man noch nach seinem Kopfe zwingen, die mußten thun, wie er wollte, kurzweg, sonst bläute er es ihnen sicherlich ein. Aber nur begabte Kinder wollte er hinein haben, meinetwegen ungezogene, ja selbst solche, die schon ein bißchen verwahrlost waren, — nur keine dummen! Etwas werden mußte aus ihnen, etwas lernen, etwas leisten mußten sie, man sollte sagen, wenn sie dann ins Leben hinausgingen: „Tausendsappermost! Seht, das ist halt wieder Einer aus Haberist's Anstalt auf dem Finkenbühl! Jaja, der Haberist, das ist ein Mann, das ist ein Wohlthäter im Land, Der — und der Steiner!"

Mitten im emsigen Ausgestalten der einzelnen Bestimmungen wurde Jakob durch David's Tod unterbrochen. Der arme Bruder, der vom Leben so lange nur die Mühe gekannt, nur hatte schinden und sparen helfen, war gerade aufgebraucht gewesen, als mit der Veränderung des weiblichen Regimentes im Hause endlich bessere Zeiten anbrachen.

Käther benutzte das Begräbniß, um ungefährdet wieder einmal auf dem Tanner herum zu schnuppern und hinterher ein paar neue Bosheiten auszustreuen, Meili aber, die das Mitleid mit dem pflegebedürftigen Meistersbruder bewogen hatte, so lange zu schweigen, eröffnete Jakob jetzt: daß sie und der Hans seit Lichtmeß einig seien, und daß inzwischen ihr alter, gebrechlich gewordener Vetter ihnen angetragen habe, sein kleines Anwesen zu führen. Meister Haberist möge sie also beide in Frieden auf Jacobi ziehen lassen.

„Ein schöner Dreck mitten in die Milch!" dachte Haberist. So waren die also mit einander bereits im Reinen gewesen, als er selber noch an Meili gedacht, — und alle seine peinlichen Ueberwindungsnöthe hatte er ganz unnöthig bestanden!

Doch ließ er mit keinem Blick seinen Aerger sehen, noch sagte er dem Mädchen ein gereiztes Wort. Seine Gewohnheit war, vorn sachte zu thun, wenn er auch hinten die Faust nicht mehr aus einander brachte. Dann wurde wenigstens die Stimmung gegen ihn nicht verdorben, wo die Sache doch schon verloren war.

Aber je länger er die bevorstehende Veränderung überdachte, desto verwünschter sah er sich in der Tinte, und wie viele „Himmel! Himmel!" ihm hinter der geschlossenen Thüre entfuhren, wußten nur die Wände.

Den Hof allein zu führen, wenn Hans und Meili gingen, nun ganz einsam da im Hause sitzen zu bleiben und mit so und so vielen neuen Gesichtern, die ihm in alle Winkel schielten, von vorn anzufangen, — das, nein! das lud er sich nicht mehr auf. Nach einigen gestörten Nächten wußte er anderen Rath. Er verpachtete den Hof, sah eine Weile zu, wie es ging, und wenn es sich nach Wunsch machte, verkaufte er ihn, zog in die Anstalt hinunter und führte drunten inmitten der Bewohlthateten ein hochgeehrtes Dasein als Stifter, Erbauer, Geldzahler, Ehrengast, Respectsperson, ja als oberster Wille und sozusagen Regent.

Unter diesem Gesichtspunkte durchging er alle ausgeheckten Paragraphen aufs Neue und formulirte sie so, wie es ihm persönlich diente. Die Hausordnung wurde vom frühen Morgen bis zum späten Abend aufs Genaueste festgestellt, und von den sieben Thürmen, die zu diesem Zweck, wie auch zur Erhöhung des äußeren Glanzes dem Gebäude vom Gründer aufgesetzt waren, sollten Glockenzeichen zu aller und jeder Verrichtung erschallen. Zum Aufstehen, zur Andacht, zum Frühstück, zum Unterricht, zur Erholungsstunde, zum Heimrufen von der Feldarbeit, zum Alarm bei drohender Feuersgefahr, zum Schlafengehen. Kurz, es stand zuletzt ein so bewegtes und klangreiches Betriebswesen entworfen, daß nicht nur die Insassen des zukünftigen Finkenbühlhauses den ganzen Tag in Athem erhalten blieben, sondern auch die boshafte Bewohnerschaft des Thales den Ruhm des großartigen Stifters genugsam um die Ohren geläutet kriegte.

Eine wahre Wonne bot Jakob das Ersinnen der besonderen Strafen für die verschiedensten denkbaren Vergehen der Zöglinge. Vom bloßen Verweis, Nasenstüber, einfachen Klaps oder Streich mit dem Lineal auf die Finger, bis zu den verschärftesten Züchtigungen, Peinigungen, combinirten Arresten und Hungerkuren. Für Vergeudung zum Beispiel das Empfindlichste. Im Felde mit dem ersten besten Heugabelstiel so viel aufgemessen, als der Sünder abwartete, im Hause, wo er nicht entfliehen konnte, mit dem Haselstock statutengemäß vorgeschriebene Portionen.

Je mehr sodann Jakob, beim Lesen der immer noch fortdauernden Zeitungsmeldungen aus Altachen, das freie Schalten und Walten der dortigen Herren mit der halben Million zuwider war, desto ängstlicher war er endlich auch darauf bedacht, in seinem Falle die Verwendung des Geldes bis ins Kleinste peinlich genau nach seinem Wunsche zu sichern, und er machte daher zu den ohnehin schon endlos ausgeklügelten Finanzvorschriften immer noch neue Zusätze. So hatte er allmählich auf vielen Kanzleibogen, wie er sie sonst für

seine gemeindlichen Schriftstücke benutzte, eine ansehnliche Stiftungsurkunde zusammengeschrieben, als ein letzter Zeitungsartikel ihn hetzte, seine Bombe unverzüglich zu werfen.

In diesem Aufsatze war übersichtlich zusammengestellt, was Alles durch die Hochherzigkeit Gottfried Steiner's hatte geschaffen werden können, und das Gesammte wurde ein unvergängliches Denkmal edlen Bürgersinnes genannt.

Dann folgte eine Betrachtung der Persönlichkeit des weltgewanderten Mannes, dessen Eigenart und Lebensgang ihn eng mit so manchen anderen Söhnen seines entlegenen Heimaththälchens verknüpfe, die bereits die Aufmerksamkeit der Welt auf sich gezogen und die Verehrung ihrer Mitbürger gewonnen hätten. Herr Samuel Specht und mehrere Andere waren mit Namen aufgeführt, des erfinderischen Eschberger war gedacht, dessen Ideen, von Späteren ausgestaltet und verwirklicht, dem Verkehr seitdem ungeahnte neue Mittel geliefert hätten. Zum Schluß war die Ueberzeugung ausgesprochen, daß aus diesem so eigenthümlich veranlagten, thatfreudigen und hauptsächlich für die Interessen der Gemeinschaft mit so ungewöhnlich einsichtigem Sinne ausgestalteten Völklein auch in der Zukunft wieder Männer hervortreten würden, welche, wie Steiner, die alte Ehre ihres Thales erneuerten und dem Altacher Bezirk, ja, dem ganzen Kanton zur Ehre gereichten.

Das ließ Jakob nicht mehr schlafen.

Zwei Tage danach, am Freitag, lief beim Vorstand der Gesellschaft für gemeinnützige Zwecke ein vielfach versiegeltes Schreiben ein, in welchem Herr Jakob Haberist auf dem „Tanner" im Finkengrund die Schenkung des so und so großen Grundstückes Finkenbühl anzeigte, Erbauung und Betrieb einer in den wesentlichsten Zügen beschriebenen Erziehungsanstalt auf eben diesem Grundstücke wünschte, und zu diesem Zweck ein Capital von rund sechsmalhunderttausend Franken zur Verfügung stellte.

Wer sich beglückter die Hände rieb, ob der Stadtpräsident von Altachen, der jene schönen Schlußworte über die Steiner'sche Stiftung in die Zeitung geschrieben und nun seine Hoffnung so überraschend schnell und großartig erfüllt sah, oder Jakob, als er am Samstag Morgen urbi et orbi die ungeheure Neuigkeit verkündigt erblickte, war schwer zu sagen. Endlich, endlich schwarz auf weiß jene erträumten Worte seinem Namen zuerkannt: hochsinnig, menschenfreundlich, ja, nun stand sogar „splendid"!

Den ganzen Samstag ging er herum, als wäre Feiertag, und ließ das Tagblatt auf allen Tischen liegen, in der Hoffnung, Hans oder Meili würden hinein schielen. Aber die hatten heute, da Haberist nirgends mit angriff, keine Zeit dazu, und ins Dorf hinab kam zufällig auch Keines, die Kunde von der unglaublichen That des Meisters etwa dort aufzufangen. Am Nachmittage schwankte Jakob, ob er nicht unter irgend einem Vorwande selber hinunter gehen wolle. Doch, weit dankbarer noch, rechnete er sich aus, müsse das Einheimsen der Bewunderung morgen ausfallen, wenn der Sonntag den Leuten völlige Muße zum Schwatzen und Wirthshauslaufen lasse, und er unverhofft unter den beim Wein Versammelten erscheine. Darum geduldete er sich, dann erst seinen Triumph zu holen und aus ihrer Beschämung und

Verdutztheit so recht Rache zu trinken für die in derselben Stube erlittene Unbill.

Der Sonntagmorgen ging mit warmer Maienpracht über dem Thälchen auf. Von den waldigen Bergrücken im Osten fielen tiefe, köstliche Schatten in die thauigen Halden herab und auf die friedlichen Höfe, von denen silberner Herdrauch still in die klare Luft emporstieg, die weite, feiertägliche Gemhsamkeit anmuthig belebend. Jakob saß auf der Bank vor dem Hause unter den aufgrünenden Nußbäumen, als die Kirchenglocken fern herüber zu klingen begannen, und etwas wie Beschaulichkeit, wenigstens auf seine Weise, wollte bei ihm einkehren, während er seine Augen so um und um gehen ließ. Unter ihm prangte jungfräulich der blumige Rücken des Finkenbühls inmitten des tiefgrünen Grundes. Wenn nun über Jahr und Tag da drauf der weiße Bau erglänzte, von seinen Thürmchen die blanken Blechhüte weithin glitzerten, und die hellen Glöcklein ihre wichtigen Zeichen gaben, wenn statt des verspotteten Geizhalses, der bisher da oben gesessen, ein als reicher Stifter berühmter Jakob Haberist dort unten herum wandelte, und die Hüte ordentlich von allen Köpfen flogen, wo immer er sich zeigte, — mußte das ein Leben sein!

Der Hund unterbrach mit Knurren und Bellen die Visionen seines Herrn. Von unten tönten Schritte. Jakob reckte sich und spähte aus seinem Baumschatten auf die sonnige Straße hinab. Herren, zwei, drei, fünf, sechs, waren eben im Begriffe, da unten in seinen Fahrweg einzubiegen und stiegen nun gegen das Haus heran. Jakob fuhr ein freudiger Schreck durch den Leib. Den Hintersten hatte er erkannt: es war der Stadtpräsident, der auch den ersten Posten bei der beschenkten Gesellschaft bekleidete. Also eine Danksagungs-Deputation!

„Still, Barry! Kusch! Hans, sperr' mir den Hund in die Scheune!"

Der Meister lief hinter dem Knechte her: „Schaff' mit Meili ein halb Dutzend Stühle von droben herab. Flink damit in die untere Stube! Donnerli, Donnerli, ihrer so Viele haben droben ja nicht Platz! Und den polirten Tisch, Hans, auch herunter!"

Eine Viertelstunde später tagte drinnen eine Sitzung, wie der Tanner so ehrenvoll noch nichts gesehen. In den gleichen alten Wänden, die so lange nur die schmutzigen Würgereien und Ränke ausgepichter Geizhälse mit angehört hatten, eine feierliche Dankerstattung, dargebracht von einer ansehnlichen Gruppe ernsthafter und festtäglich gekleideter Männer, das war ein Vorgang, von dem Jakob mit gierigen Augen, Ohren und Fühlern jede Minute, ja jede Secunde einzeln und im Zusammenhange berauscht genoß, den die lauschenden Dienstboten vor den offenen Fenstern draußen aber noch kaum dem Sinne nach zu fassen vermochten. Hörten sie mit gesundem Verstand? War ihr Meister selber ein Narr geworden, oder wurden diese sechs Herren allesammt unerhört zum Narren gehalten? Viele Hunderttausende hatten also die Geschwister Haberist besessen und sich dabei zu Gerippen geschunden? Und diese Reichthümer verschenkte der Jakob da?

Nachdem verschiedene Herren Reden gehalten, erschien der Meister mit geröthetem Angesicht in der Küche, rief nach Meili, die flink wie der Wind

sich von den Horchenden wegstahl, und hieß Wein auftragen, von seiner nobeln Sorte, im besten Glasgeschirr, dazu Käse und Brot. Dann ging er selber um den Tisch herum, einzuschenken; zur stillen Belustigung der beobachtenden Gäste den Daumen stets behutsam ganz oben am Flaschenhalse, wie alle allzu Sparsamen, die das Verlorengehen eines Tröpfleins beben machen würde. Den Altacher Herren schmeckte der Trunk gewaltig, nach dem ansehnlichen Morgenspaziergange, den sie bereits hinter sich hatten, und sie sprachen auch dem Imbiß so kräftig zu, daß nach dem Anstoßen auf das beiderseitige Wohl fürs Erste eine Stockung des Gespräches eintrat, worüber Haberist aufrichtig froh war. Denn in seinem Innern gingen auf einmal merkwürdige Dinge vor. Mitten in der höchsten Genugthuung wandelte ihn ein Augenblick unaussprechlicher Angst an, in dem es ihm plötzlich war, als habe er in schlafwandelndem Zustand etwas verheißen, wofür ihn diese schwarzen Männer da zu dieser Stunde und an diesem Tische nun beim Worte nähmen, das' aber von so ungeheuren Folgen sei, daß er sie nicht zu tragen vermöge. Der vorhin in der einsamen Morgenstille im Geiste noch so freudig bestaunte Anstaltspalast schien ihm unaufhaltsam zu schreckhaften Riesendimensionen anzuwachsen, die er bezahlen mußte. Die ganze Kleinlichkeit Jakob's kehrte zurück und jagte dem Geängstigten blitzartig tausend Befürchtungen und Zweifel durch den Kopf. Er entgegnete auf die freundlichen Anreden, die nun zwischen dem Essen wieder begannen, unbegreiflich kleinlaut, und als der Präsident ihn gar nach der ungefähren Größe des in Aussicht genommenen Gebäudes fragte, antwortete er nur: „Ach so, — hehe, habt Ihr etwa gleich ein Architektlein mitgebracht?"

Doch nach und nach gab ihm die respectvoll abwartende Haltung der Commissionsherren, ihr discretes Abbrechen, sobald er mit näherer Auskunft zögerte, nicht zum mindesten auch die Wirkung des ungewohnten vormittäglichen Weingenusses seine Sicherheit zurück, und damit den Appetit, die Wonnen dieser denkwürdigen Gelegenheit bis zum Grunde auszukosten. Er ging ein neues Mal um den Tisch, die Gläser vollzuschenken, mischte sich rückhaltloser in die Unterhaltung und fing, durch das vielmalige Anstoßen um ebensoviele Schlücke mehr geheizt, auf einmal selber an, den Schleier von dem Geheimniß seiner Stiftungsurkunde wegzuziehen. Denn jetzt begann ihn das Bedürfniß zu zwicken: sich auch um seiner reichen Erfindungskünste und organisatorischen Fähigkeiten willen anstaunen zu lassen, und so holte er schließlich gar seinen Papierstoß herbei. Aber damit glitt leider der erste leise Schatten über die glanzvolle Stunde. Denn schon die erste Bedingung, daß der Stifter persönlich in die Anstalt zu ziehen vorhabe, erzeugte bei den Commissionsherren ein unerklärliches Schweigen und Herumblicken. Und je weiter Jakob fortfuhr, von seinen Paragraphen vorzulesen, desto unbegreiflicher blieb der erwartete Beifall aus. Als er aber den Passus vortrug, wonach er sich bei der Leitung mit seiner ganzen Kraft und Erfahrung nützlich zu machen bereit sei und daher persönlich dem Director oder Hausvater werde wachen helfen, daß Alles genau nach seinem, Jakob Haberist's, Sinne durchgeführt werde, unterbrach ihn der Präsident: „Ich meine, werther Herr Haberist,

über die Statuten werden wir am Ersprießlichsten im Laufe der kommenden Woche in einer besonderen Sitzung berathen, wenn es Ihnen recht ist. Der heutige Tag möge ausschließlich der Freude und unserem begeisterten Dank für Ihre Hochherzigkeit gelten, und darum haben wir uns auch erlaubt, in Ihrem weithin renommirten Wirthshause zum Bären drunten ein kleines Mittagsmahl zu bestellen, zu dem wir Sie hiemit freundlich in unsere Mitte bitten."

Verdutzt kratzte sich Jakob hinter den Ohren. „Eigentlich — hehe — sei bei ihm bereits für das Mittagessen gesorgt," schützte er vor. Doch der Präsident ließ das durchaus nicht als Grund zu einer Absage gelten, sondern bat, von den übrigen Herren warm und verbindlich unterstützt, noch einmal um die Ehre, und so schritt Meister Haberist, nachdem er zuerst noch umständlich seinen besten Rock hervorgesucht und über den Arm genommen, halb beglückt, halb widerwillig, inmitten der stattlichen Escorte von Stadtherren vom Hofe hernieder.

Der Finkenbühl als Bauplatz erweckte große Bewunderung, und man fand Jakob's Idee einer erweiterten Hufeisenform für den Bau vortrefflich. Dies und das respectvolle Fragen nach den übrigen Grundstücken und Lehengütchen, die, wie die Herren wußten, noch zum Tanner gehörten, schmeichelte Jakob ungeheuer, so daß er auf dringliches Bitten sogar einwilligte, die Zeit bis zum Mittagessen mit deren Besichtigung auszufüllen. Er erklärte und beschrieb, was man wissen wollte, zwar immer erst ein wenig zögernd, doch schließlich voll geheimer Befriedigung; denn die Herren nickten sich ein paar Mal in einer Weise zu, die ausdrückte: „Potz Tausend ja, dieser Herr Haberist! Der hat's!"

Je näher es aber auf die Essenszeit rückte, desto unbehaglicher schien es dem reichbegüterten Herrn Ehrengast zu werden. Er antwortete zerstreut, ward still, blieb manchmal ein wenig zurück und rückte so den Hut auf dem Kopfe hin und her. Und als man zuletzt aus den Feldwegen auf die Landstraße heraustrat, die zum Wirthshause führte, da zog Meister Haberist betreten denjenigen von den Herren, der ihm am längsten bekannt und am wenigsten einschüchternd war, am Aermel und lispelte ihm ins Ohr: „Nicht wahr, Herr Vorstand, hehe — was jetzt kommt, das geht aber nicht aus jenem Geld?" Der Gefragte sah ihn mit höchst verwunderten Augen an, fing dann aber an zu lachen und gab ihm leise die heilige Versicherung, daß davon gar nie die Rede hätte sein können; worauf Haberist mit einem aufathmenden „ich meinte bloß!" plötzlich wie verwandelt erschien und tapfer an der Spitze des hungrigen Trüppleins dem Gastmahl zusteuerte.

(Schluß folgt im nächsten Hefte.)

Im Hauptquartier der II. (schlesischen) Armee 1866

unter dem Oberbefehl

Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen.

Persönliche Erinnerungen

von

J. von Verdy du Vernois.

(Schluß.) [Nachdruck untersagt.]

IV. Die Schlacht von Königgrätz.

Als die Abtheilungen des Gardecorps, welche in und um Königgrätz lagen, den Marsch antraten, brach auch Se. Königl. Hoheit der Kronprinz mit seinem Stabe auf; es mochte etwa 8 Uhr gewesen sein, so daß zum Ausruhen für den Hohen Herrn sehr wenig Zeit verblieben war, noch weniger für General von Blumenthal. Nachdem der Kronprinz noch einen Theil der Garde hatte vor sich vorbei marschiren lassen, eilte Er in beschleunigter Gangart vorwärts, um an die Spitze der Marschcolonne zu gelangen, über die Elbbrücke und dann die große Straße entlang, welche jenseits derselben den ziemlich steilen Thalhang des rechten Ufers hinauf zu den Höhen von Daubrawitz führte.

Die Infanterie — so lange noch die große Straße benutzt werden konnte, in Sectionscolonnen dicht aufgeschlossen — mußte sich, als sie von dieser in Nebenwege abzubiegen genöthigt war, in Reihen setzen, und sehr bald machten sich bei ihr die Schwierigkeiten geltend, welche die Ungunst des Wetters und die Beschaffenheit des Bodens hervorriefen. Der kalte Regen, der fast ununterbrochen die Nacht hindurch niedergeströmt war, hielt auch im Laufe des ganzen Vormittags an und erschwerte den Marsch des einzelnen Mannes an und für sich, trug aber namentlich auch dazu bei, den Boden in einer Art und Weise aufzuweichen, daß die Truppen auf dem ununterbrochen bergauf und bergab führenden Wege nur mit großer Anstrengung sich weiter zu bewegen vermochten. Alle Bemühungen, die Abtheilungen dicht aufgeschlossen zu erhalten, konnten es nicht abwenden, daß die Colonnen sich lockerten und

die Länge derselben sich immer mehr vergrößerte. Die Abstände zwischen den einzelnen Abtheilungen des Corps mußten sich dabei um so mehr erweitern, als General von Alvensleben sich mit der Avantgarde der 1. Gardedivision, in Folge einer dringenden Aufforderung des Generals von Fransecky (von der I. Armee) bereits frühzeitig in Marsch gesetzt hatte, wodurch ein großer Zwischenraum zwischen ihm und dem Gros unvermeidbar wurde. Auch war späterhin die Reserveartillerie bei Königinhof zwischen beide Divisionen eingeschoben worden, so daß, als sie nach einiger Zeit in beschleunigter Gangart vorging, auch hier wiederum eine größere Lücke entstand.

Beim Hinaufreiten auf den Thalrand begrüßte der Kronprinz die Truppen, bei welchen Er vorbeiritt, mit ermunternden Worten, und sprach noch mit einigen höheren Officieren über die Lage. Se. Königl. Hoheit war, wie wir Alle, im höchsten Grade gespannt, ob es zu einer großen Schlacht kommen würde oder nicht; persönlich hielt er eine solche — in Anbetracht, daß sich die Oesterreicher dann mit der Elbe im Rücken schlagen müßten und seine Armee dabei in der Flanke hatten — für wenig wahrscheinlich. Oben auf den Höhen angelangt, verhinderten die Regenschauer in ihrer Dichtigkeit jede Fernsicht; Alles erschien grau in grau gefärbt, nirgends war zunächst von einem Gefecht etwas zu sehen; einzelne Kanonenschüsse glaubte man jedoch zu hören. Erst als wir uns Daubrawitz näherten, sahen wir halb rechts vor uns in weiter Ferne weiße Rauchwolken sich erheben und aus ihnen kurze Blitze zucken, ein Zeichen, daß dort Abtheilungen der I. Armee thatsächlich im Gefecht standen.

Bald nachdem wir Daubrawitz passirt hatten, schlängelte sich der Weg in einem großen Halbbogen derartig weiter, daß sich, wenn man querfeld ritt, ein beträchtliches Stück desselben abschneiden ließ. Da wir wegen des Marsches der Truppen auf dem schmalen Wege doch meist neben demselben im tiefen, aufgeweichten Boden uns vorbewegten, wählte der Kronprinz die kürzere Linie; andere Stäbe schlugen dieselbe Richtung ein. Hierbei ging es aber sehr steil auf und ab, so daß sich ein Jeder seinen eigenen Weg suchen mußte. Es währte auch nicht lange, als zwischen uns einige herrenlos gewordene Reitpferde, sowie losgerissene Handpferde umher irrten; auch bemerkte man hier und dort auf dem glitschigen Boden einige Reiter sich umher wälzen. Indeß fand sich der Stab doch schließlich, ohne Unfall, immer wieder zusammen, und kurze Zeit darauf erreichten wir auch die Höhe von Choteborek, welche uns nach der Karte als ein geeigneter Ueberfichtspunkt erschienen war und sich thatsächlich als ein solcher erwies. — Auf derselben verblieben wir von 11 Uhr 15 M. bis etwa 1½ Uhr.

Schon seit dem Augenblick, als wir Daubrawitz überschritten hatten, wurden weithin nach halb rechts bereits mehrere im Feuer befindliche Batterien deutlich sichtbar; auch erblickte man an zwei Stellen mächtige aufsteigende Rauchwolken, welche von brennenden Gehöften herrührten; es wurde nun doch wahrscheinlich, daß der Kampf bei der Armee des Prinzen Friedrich Carl einen größeren Umfang angenommen hatte. Man gewann hierbei sogar den Eindruck, als ob bei Benatek das Gefecht rückwärts ginge, da bei unserem

weiteren Vorschreiten nach und nach immer mehr feuernde Batterien aus dem Nebel auftauchten, diese aber, bei der zu unserem Standpunkt schrägen Richtung ihrer Aufstellungslinie, rückwärts der zuerst bemerkten Batterien sichtbar wurden. Da der Wind abseits stand, ließ sich die Heftigkeit der Kanonade nicht beurtheilen; auch konnte man nicht übersehen, ob die gesammte I. und auch die Elb-Armee sich bereits im Gefecht befanden.

Vor den Höhen von Choteborek lagert sich eine fast 1/2 Meile breite Mulde quer vor, in welcher niedrige Erhebungen und Wiesenstreifen wechselten. Durch dieselben hin schlängelt sich die Trotina, ein kleines Flüßchen, das jedoch, wie es sich nachher herausstellte, der Bewegung in breiter Front mancherlei Schwierigkeiten bereitete und namentlich durch seine theilweise sumpfigen Ufer das Vorgehen auf wenige Uebergänge beschränkte. In dieser Niederung waren verschiedene Dörfer bemerkbar. Die schnell erfolgende Orientirung nach der Karte ergab, daß die westlich von uns deutlich hervortretende Ortschaft Bürglitz sein mußte, wohin das I. Armeecorps seinen Marsch zu richten hatte; halb rechts, also mehr südwestlich, lag Jericec, dahinter Zizelowes, während von dem noch etwas entfernteren Wrchowin nur einige Dächer und Baumgruppen bemerkbar waren; in dieser Richtung konnte bereits das Vorgehen der Avantgarde der 1. Gardedivision in zwei Colonnen zwischen Jericec und Zizelowes erkannt werden. Dicht neben unserem Standpunkt war eben das Gros dieser Division im Herabsteigen begriffen. Zu unseren Füßen lag L'hota, darüber hinaus Luzan und mehr halb links weiterhin, nur undeutlich erkennbar, Racicz. Nach Osten zu senkte sich die Mulde zu der Niederung der Elbe, ohne daß man dort jedoch Einzelheiten des Geländes bei dem durch die Regenwolken sich bald mehr, bald weniger dicht über dasselbe lagernden Schleier dauernd zu unterscheiden vermochte. Es währte auch einige Zeit, bevor man die hier vorrückenden Colonnen des VI. Armeecorps erkannte.

Abgeschlossen wurde vor uns das Bild durch den Höhenzug von Horenowes, welcher, sich parallel mit den Höhen, auf denen wir uns befanden, vorlagernd, den jenseitigen Rand der Mulde bildete und über seine Kammlinie hinaus jede Fernsicht verhinderte. Während er sich nach Osten hin zur Elbe allmählich verflachte, schien sein westlicher Abfall nach dem Thale der Bistritz zu, auf welchem das Dorf Horenowes zu sehen war, ziemlich steil sich herab zu senken. Hier war auch die Stelle, wo man an dem vom Thalgrunde ansteigenden Walde und in weiterer Ferne im Grunde selbst einen Theil der Gefechtslinien der Oesterreicher sowie unserer I. Armee durch den aufsteigenden Pulverdampf und die Richtung des aufblitzenden Feuers der Geschütze deutlich zu erkennen vermochte. Aus dem dort befindlichen Dorfe Benatek erhoben sich starke Rauchwolken brennender Gehöfte.

Dieser vor uns liegende Höhenzug, auf den hin die Marschrichtung der einzelnen Corps unserer Armee lief, machte in der trüben Beleuchtung den Eindruck eines festungsähnlichen Walles. Auf seiner höchsten Erhebung markirte sich ein Baum, welcher einen außergewöhnlichen Umfang zu haben schien. Thatsächlich waren es, wie sich später ergab, zwei Linden und ein

mächtiges Crucifix, die wir in ihren Einzelgestalten durch unsere Fernrohre bei dem niederfallenden Regen nicht aufzulösen vermochten. Diese Gruppe — als ein Baum bezeichnet — wurde jetzt der Garde, wie demnächst auch den anderen Heerestheilen von Sr. Königl. Hoheit dem Kronprinzen als Richtungspunkt gegeben. Neben diesen Linden war eine feindliche Batterie, welche gegen uns abgeprotzt stand, zu entdecken; bei ihr schien eine kleinere Infanterieabtheilung sich zu befinden.

Seit wir auf der Höhe von Choteborek angelangt waren, wurde der zu uns herüber schallende Kanonendonner und auch das Gewehrfeuer in unablässiger Folge in immer stärkerem Umfange vernehmbar, so daß alle Zweifel, ob es sich nur um einen vereinzelten Zusammenstoß oder etwa ein Arrièregarden-Gefecht handeln könnte, zerfielen — die Ueberzeugung, daß dort eine große Schlacht entbrannt war, drängte sich unwillkürlich einem Jeden auf. Ueberdies gingen auch weitere Meldungen ein, daß der linke Flügel der I. Armee (Division Franseckỳ) bei Benatek und Masloved in schwerem Kampfe gegen große Ueberlegenheit stände und bei der Garde bereits dringend um Unterstützung gebeten hätte.

Im höchsten Grade eigenthümlich erschien es uns daher, daß wir vor unserer Front nur jene eine Batterie bei den Linden von Horenowes erblickten, die einzige Maßregel des Gegners, welche er gegen unsere Armee getroffen zu haben schien! Und doch hatte sich die Nähe der schlesischen Armee durch die Kämpfe vom 27., 28. und 29. Juni für die Oesterreicher so empfindlich bemerkbar gemacht! Sicher war von uns zu übersehen, daß Prinz Friedrich Carl mit starken Kräften des Feindes in heftigem Kampfe stand, aber ebenso bestimmt ließ sich jetzt auch übersehen, daß das Vorrücken des Kronprinzen mit seiner Armee uns in die Flanke des gegen die I. Armee kämpfenden Feindes führen mußte. Bereits hier bei Choteborek kam die Aehnlichkeit der Lage, in welcher sich unsere II. Armee mit dem Eingreifen der preußischen Armee in die Schlacht von Belle-Alliance befand, zur Sprache. Nun konnte aber den Oesterreichern doch kaum der Vormarsch unserer vier Armeecorps über die Elbe, in dessen weiterem Verlauf wir jetzt begriffen waren, verborgen geblieben sein; bei ihrer zahlreichen und vortrefflichen Cavallerie, bei der Nothwendigkeit, sich in ihrer rechten Flanke über die Bewegungen unserer Massen stets in Kenntniß zu erhalten, da dieselben ihnen große Gefahren zu bereiten vermochten, war dies nicht anzunehmen. Wir mußten erwarten, in der überaus starken Stellung auf dem Höhenzuge von Horenowes wenigstens ein bis zwei Armeecorps gegen uns entwickelt zu finden, welche dann auch weiterhin bis zur Elbe das Gelände zu vertheidigen hatten — statt dessen sahen wir bis jetzt nur die eine Batterie. Jedenfalls gewannen wir hier bereits die Ueberzeugung, daß unser Vorgehen eine Ueberraschung in sich schloß, und General von Blumenthal wandte sich zum Kronprinzen und sagte: „Das ist die Entscheidungsschlacht."

Nun waren wir aber schließlich doch dem Feinde so nahe gekommen, daß er unter allen Umständen von uns Kenntniß gewinnen mußte. Wir sagten uns, daß derselbe wohl noch Zeit hätte, jene uns gegenüber liegenden Höhen

stark zu besetzen, und daß dann die gewaltige Stellung sehr schwer zu nehmen sein würde; es kam also darauf an, alle Kräfte so zu disponiren, daß sie erforderlichen Falles bei dem Kampf um den Höhenzug von Horenowes eingesetzt werden konnten.

Zu diesem Behufe hatten wir unter unseren Augen das Gardecorps im Vorrücken; allerdings waren die Zwischenräume zwischen der Avantgarde der 1. Garde-Infanteriedivision und dem Gros derselben, sowie zwischen letzterem und der 2. Garde-Infanteriedivision, in welchen sich die Reserveartillerie eingeschachtelt hatte, wie bereits angeführt, ziemlich beträchtliche, so daß die volle Entwicklung des Corps geraume Zeit in Anspruch nehmen mußte. Aber diese Zeit konnte bei einem Angriffe durch das vorbereitende Artilleriefeuer zweckentsprechend ausgefüllt werden, und schon sahen wir von Weitem die Reserveartillerie der Garde aus der Marschcolonne des Corps sich loslösen und über die Hänge hinweg in so beschleunigter Gangart, als es der tiefe Boden nur gestattete, rechts neben der Infanterie im Vorgehen und im Begriff, dieser voraus zu eilen.

Auch links vorwärts von uns erblickten wir jetzt vormarschirende Batterien; sie mußten dem VI. Corps angehören; ein hingeschickter Officier brachte bald die Bestätigung, daß das gesammte Corps sich dort im Anmarsch befände. Es war hier zu statten gekommen, daß nach der ersten Anordnung des Kronprinzen vom vorigen Nachmittage General von Mutius mit diesem Corps bereits mit dem Ueberschreiten der Elbe behufs Recognoscirung von Josefstadt beauftragt worden war und daher sich schon im Aufbruch befand, als die letzten Befehle eingingen, welche bei veränderter Auffassung der Sachlage alle Truppen zum Vorgehen auf das rechte Elbufer beorderten.

Zu dieser Zeit traf auch Major von der Burg vom Generalstabe des Obercommandos, welcher am frühen Morgen aus Königinhof zur I. Armee entsandt worden war, wieder bei uns ein. Er berichtete von dem heldenmüthigen Kampfe der 7. Division im Walde von Masloved, die sich im schweren Ringen mit einer vielfachen Ueberlegenheit des Gegners verblute und dringend der Unterstützung bedürfe — aber auch, daß er den General von Alvensleben mit der Avantgarde der 1. Garde-Infanteriedivision bereits gesprochen habe, der im Vorgehen in Richtung auf Masloved wohl wesentlich zur Erleichterung der tapferen magdeburgischen Division beitragen würde. Auch auf den General von Mutius war er gestoßen und hatte ihn, über die Gefechtslage bei der I. Armee berichtend, zur möglichst schleunigen Unterstützung aufgefordert. Sehr wichtig war ferner für uns, daß Burg bei seinem Ritt auch das vorgehende I. Armeecorps bemerkt hatte, auf dessen Eintreffen man etwa gegen 2 Uhr nunmehr rechnen konnte; die Cavalleriedivision befand sich hinter diesem Corps, aufgehalten durch die Colonnen desselben.

Das Eintreffen des I. Corps hätte wohl früher erfolgen können. Wir erinnern uns, daß durch die Sendung des Oberstleutnants Grafen Finckenstein aus dem Großen Hauptquartier dasselbe gegen Morgen am ersten von allen unseren Corps benachrichtigt worden war, auch daß es hierbei unmittelbar durch ein Schreiben des Generals von Moltke Kenntniß von der allgemeinen

Lage erhalten hatte, sowie die Weisung, auch eventuell ohne Befehl des Kronprinzen selbständig zu verfahren. Wohl hatte man den Kanonendonner beim I. Corps vernommen; während jedoch bei dessen Avantgarde darüber kein Zweifel vorgewaltet, daß derselbe den Beginn eines Kampfes bezeichnete, hatte man im Stabe des Generalcommandos diesen nur für das Rollen eines fernen Gewitters gehalten, und erst das Eintreffen des Armeebefehls des Kronprinzen veranlaßte den General von Bonin zum Aufbruche mit seinem Corps. So kam es, daß bei dem überdies weiten Anmarsch desselben geraume Zeit verging, bis wir seine vordersten Abtheilungen bei Bürglitz entdeckten. Auch wenig erfreulich war es, daß es der Cavalleriedivision nicht gelungen war, sich vor die Marschcolonnen des I. Corps zu setzen; sie hätte durch ihr frühzeitiges Eintreffen in der Nähe des linken Flügels der I. Armee den dort schwer kämpfenden Truppen jedenfalls eine Unterstützung, wenn auch zunächst nur eine moralische, zu bieten vermocht, aber auch wesentlich dazu beitragen können, uns über die Verhältnisse vor unserer Front eine sehr wünschenswerthe Klarheit zu verschaffen. Allerdings hatte unser Armeebefehl sie angewiesen, dem I. Corps zu folgen, und es war, wie sich später herausstellte, der Versuch des Generallieutnants von Hartmann, mit der Division bei den Colonnen des I. Corps vorbei zu kommen, gescheitert.

Da nach weiteren Meldungen auch das V. Armeecorps, welches die allgemeine Reserve unserer Armee bilden sollte und deshalb nach Choteborek dirigirt worden war, sich bereits unserem Standpunkt näherte, konnten wir mit voller Ruhe der weiteren Entwicklung der Dinge entgegensehen. Die gesammten Kräfte der II. Armee befanden sich in der Vorwärtsbewegung, und zwar derartig, daß die obere Leitung sie in der Hand hatte. Se. Königl. Hoheit der Kronprinz erkannte vollständig die allgemeine Lage und sprach sich verschiedentlich über dieselbe dahin aus: Wenn auch Friedrich Carl zurückgeworfen werden sollte, so würde der Gegner wohl fast seine ganze Kraft dazu aufbieten müssen. Desto geringer würde aber der Widerstand sein, den er uns zu leisten vermöchte, und da unser Vorgehen gegen Flanke und Rücken der die I. und Elb-Armee bekämpfenden österreichischen Streitkräfte sich richtete, würden letztere nicht mehr in der Lage sein, eine zweite Schlacht noch am heutigen Tage mit Erfolg zu schlagen. Es käme nur darauf an, unsere Kräfte so bald als möglich zur Wirksamkeit zu bringen, um den Prinzen Friedrich Carl schleunigst zu entlasten und alle Truppen, welche die Oesterreicher uns noch entgegen zu werfen vermochten, so schnell wie möglich zum Abzuge zu zwingen. Daher wurden auch alle Corps im Vormarsch belassen, und da der mächtig hervortretende Wall der Höhe von Horenowes als die gegebene Stellung des Gegners, so weit sie sich gegen uns wandte, erschien, wurden die Linden auf derselben zum gemeinschaftlichen Richtungspunkt gegeben.

Diese Gesichtspunkte hob der Kronprinz auch persönlich dem commandirenden General des Gardecorps, Prinzen August von Württemberg, welcher bei uns mit seinem Stabe eingetroffen war und kurze Zeit bei uns verweilte, gegenüber hervor. In ähnlicher Weise sprach sich Se. Königl. Hoheit auch zum

Prinzen Kraft von Hohenlohe aus, der herbeikam, das Vorgehen der Reserveartillerie des Gardecorps zu melden. Der Wortlaut seiner Aeußerungen, die ich mit anhörte, ist mir nicht mehr erinnerlich, doch ist derselbe anderweitig festgelegt und ich führe ihn hier an, um auch hierdurch zu erweisen, wie klar und richtig unser erlauchter Führer die Lage übersah [1]):

„Prinz Hohenlohe sagte: ‚Es scheint nicht gut bei der I. Armee zu stehen.'

„Gewiß," entgegnete der Kronprinz, „meinem Vetter Friedrich Carl geht es schlecht. Ich habe Meldung, er bedarf dringender Hülfe. Es gibt nur zwei Wege: entweder ich marschire zu ihm hin, der Weg ist aber zu weit, und ich komme zu spät; oder ich marschire geradeaus und greife Flanke und Rücken des Feindes an. Sehen Sie diesen großen Baum" (auf der Höhe von Horenowes), „der ist der rechte Flügel der Oesterreicher, den lassen Sie rechts. Schießen Sie bald recht tüchtig, damit Friedrich Carl hört, daß ich da bin."

Bevor Hohenlohe fortritt, gab ich dem mir befreundeten Prinzen noch einige nähere Notizen über die Sachlage; in sehr drastischer Weise äußerte er dabei, daß ihm die Oesterreicher keine Sorgen machten, wohl aber der aufgeweichte Boden, der in bedrohlicher Weise jede schnelle Bewegung hemmte. Thatsächlich hatte zu dieser Zeit beim Vorziehen der Reserveartillerie außerhalb des Weges diese bereits Verluste an Pferden, welche infolge der Anstrengung todt niederstürzten, bevor noch die Batterien in der Lage waren, ihr Feuer zu eröffnen.

Da wir voraussichtlich längere Zeit auf unserem Standpunkt verweilen mußten, waren wir gleich nach unserem Eintreffen auf der Höhe von den Pferden gestiegen. Wenige Schritte von uns führte der Weg, an dieser Stelle ziemlich tief eingeschnitten, über die Höhe fort; auf ihm zogen ununterbrochen die Marschcolonnen der Garde — in Reihen — vorbei. Mehrfach trat der Kronprinz an diesen Hohlweg heran, bekannte Officiere begrüßend, die Mannschaften mit freundlichen Zurufen ermunternd, und meist auf die Bäume von Horenowes weisend: „Dahin müßt Ihr! Dort geht es los!" — Es war ein erhebender Anblick, die Gesichtszüge dieser Leute wie ihre ganze Haltung zu sehen. Die Bodenbeschaffenheit, das an und für sich schwierige Gelände, die Nothwendigkeit, den Marsch zu beeilen, machten denselben zu einem äußerst anstrengenden, und trotz der naßkalten Witterung waren die Mannschaften im Schweiße gebadet. Aber jedem Einzelnen sah man es an, daß ihn nur der Gedanke erfüllte, vorwärts zu kommen und an den Feind zu gelangen. Dabei war nirgends eine aufgeregte Stimmung bemerkbar, sondern überall zeigte sich eine ernste, ganz vom Pflichtgefühl durchdrungene Haltung. Ich war an den Rand des Hohlweges getreten und hatte einige Zeit die vorbeimarschirenden Abtheilungen beobachtet, und als — wohl zu demselben Zweck — Colonel Walker an meiner Seite sich einfand, äußerte ich ihm meine Freude über den Eindruck, welchen diese Truppen machten. „Lieber Freund," sagte Walker zu mir, „wenn diese Leute zum ersten Male ins Feuer gingen, würde ich nichts

[1]) Die königlich preußische Gardeartillerie. Von Major Beutner. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, Königl. Hofbuchhandlung. 1894.

Auffallendes dabei finden; aber sie sind schon einmal im Gefecht gewesen, und da muß ich allerdings sagen: zum zweiten Male habe ich noch nie eine Truppe mit dem Ausdruck in den Tod gehen sehen." Mich erfreuten diese Worte sehr, denn Walker sprach stets offen seine Ansichten nach seiner festen Ueberzeugung aus, und diese waren für uns um so werthvoller, da er in Indien und in der Krim mehr Kriegserfahrung erlangt hatte, als die Meisten von uns bis jetzt besaßen.

Mit größter Aufmerksamkeit wurde das Vorgehen unserer Truppen beobachtet, welche die Mulde durchschritten; dabei richteten sich aber auch immer wieder unsere Fernrohre halb rechts nach dem Bistritzthale, sowie nach der von den Linden gekrönten Höhe vor uns. Da glaubten einige unserer Officiere ein Abziehen der österreichischen Batterien zu bemerken, welche westlich von Horenowes den rechten Flügel der gegen die I. Armee feuernden Geschützlinie bildeten. Alle Fernrohre wandten sich dorthin. Die Ansichten waren verschieden; Einige traten der Ansicht eines Abzuges bei, Andere glaubten diese Batterien noch an der bisherigen Stelle wahrzunehmen. Schließlich bestätigte sich aber die erstere Anschauung, denn gleich darauf sah man starke Artillerieabtheilungen östlich Horenowes vortraben, welche, anscheinend aus jener Richtung kommend, sich nun gegen uns wandten. Bald protzte auch von ihnen eine Batterie nach der anderen neben der bei den Linden bereits stehenden ab, wobei sich trotz der trüben Beleuchtung die einzelnen Geschütze auf der Höhenlinie gegen den grauen Hintergrund so weit abhoben, daß wir schließlich deren vierzig deutlich zu zählen vermochten. Gleich nach dem Eintreffen eröffneten diese Batterien ihr Feuer, und in wenig Augenblicken war der jenseitige Höhenrand mit dichten Dampfwolken umlagert, aus denen nur noch die Blitze der einzelnen Schüsse hervorzuckten, welche den vordersten Abtheilungen der Garde und des VI. Armeecorps galten; um 11 Uhr 40 fiel von dort der erste Schuß. Irre ich nicht, so hatte die bereits vorher an den Linden abgeprotzte vereinzelte Batterie ihr Feuer vor dem Eintreffen der anderen Batterien noch nicht eröffnet.

Von unserer Seite waren schon um 11½ Uhr ein paar Batterien der Garde hart südlich Zelkowitz ins Gefecht getreten (und zwar gegen den rechten Flügel der feindlichen Artillerie, welche westlich Horenowes gegen die 7. Division feuerte), doch konnten wir damals ihr Ziel nicht erkennen; gegen 12 Uhr fuhren auch Hohenlohe's Batterien nordöstlich von Wrchownitz auf, bald verstärkt durch weitere Batterien der 1. Garde-Infanteriedivision, während weiter östlich Artillerie des VI. Corps in den Kampf eintrat. (Ebenfalls etwa um 11½ Uhr, nach Ueberschreitung der Trotina bei Luzan.)

Infanterieabtheilungen der Garde wie des VI. Corps marschirten unten in der Mulde aus den Marschcolonnen in geschlossene Formationen auf, ebenso bemerkte man bei Groß-Bürglitz den Aufmarsch von mehreren Bataillonen, welche wir für die Avantgarde des I. Armeecorps hielten. Plötzlich ertönten dicht hinter uns laute Commandos, und indem wir uns umwandten, sahen wir bereits die ersten Truppen des V. Armeecorps unmittelbar hinter und neben unserem Standpunkt sich in Colonnen formiren. General von Stein-

metz befand sich an ihrer Spitze und meldete dem Kronprinzen das Eintreffen seines Corps. Se. Königl. Hoheit begab sich zu den nächsten Abtheilungen, um diese zu begrüßen; in demselben Augenblick erschallte das Commando: „Fahnen zum Gefecht entwickeln!“ Dieser Augenblick war von ergreifender Wirkung. Schon an und für sich ist das Entfalten der Fahnen auf dem Schlachtfelde ein erhebender Moment; da zeigen sich vor aller Augen die in der Luft flatternden ehrwürdigen Paniere und rufen einem Jeden den Eid der Treue bis in den Tod ins Gedächtniß, den er auf sie geschworen hat und den einzulösen jetzt die Stunde gekommen ist. Hier war dieser Augenblick von um so mächtigerer Wirkung, als das Entfalten der Fahnen unter den Augen des Kronprinzen geschah und dieser die Feldzeichen begrüßte, welche in diesem Kriege die tapferen Männer schon in drei, zum Theil sehr schweren Kämpfen zum Siege geführt hatten.

Die Begeisterung, welche die Anwesenheit des Kronprinzen erweckte, steigerte sich noch, als er mittheilte, daß Se. Majestät der König auf dem Kriegsschauplatze eingetroffen sei und die oberste Leitung auf dem Schlachtfelde übernommen habe.

Der Artilleriekampf, der auf unserer Seite mit einer sehr beträchtlichen Ueberlegenheit geführt wurde, währte ungefähr dreiviertel bis eine Stunde. Bei Horenowes schien noch ein kurzes Infanteriegefecht zu sein, auch Racicz fiel in unsere Hände, dann fing die Artillerie des Gegners an, die Höhe von Horenowes (etwa gegen 12 Uhr 45) zu räumen. Kurz vor 1 Uhr verließ auch seine letzte Batterie dieselbe.

Als nun allmählich unsere vordersten Infanterieabtheilungen den Höhenzug von Horenowes hinaufstiegen und sich oben festsetzten, hatten wir in unserem Stabe jetzt wohl fast sämmtlich den Eindruck, daß die Hauptaufgabe des Tages gelöst und die Entscheidung bereits gefallen wäre. Den geringen Widerstand, welcher bisher zu überwinden gewesen war, schrieben wir der Einwirkung unserer Marschrichtung wie der überlegenen Artillerieentwicklung zu, durch welche wir glaubten, den Gegner veranlaßt zu haben, von der I. Armee abzulassen und sich unserer seinen Rückzug bedrohenden Bewegung durch beschleunigten Abmarsch zu entziehen. Wir haben uns in Bezug auf die „bereits gefallene Entscheidung“ indeß sehr geirrt; die schwierigste und verlustreichste Arbeit stand zu jener Zeit noch bevor. Es ist mir späterhin immer von besonderem Interesse gewesen, jene Eindrücke im Auge zu behalten; sie weisen darauf hin, wie leicht eine obere Heeresleitung in die Lage kommen kann, Ansichten zu hegen, die sich hinterher als irrthümliche herausstellen, ohne daß sie dabei das geringste Verschulden trifft. Die Beurtheilung der allgemeinen Lage war bei uns, sobald wir das Schlachtfeld betreten hatten, eine völlig zutreffende, die Direction, welche den einzelnen Corps gegeben worden war, kann doch auch nur als eine durchaus sachgemäße bezeichnet werden, der Eindruck, den wir gewannen, daß der Gegner nur verhältnißmäßig schwache Kräfte gegen uns verwandte, stimmt mit den Thatsachen überein, und daß wir das Aufgeben der starken Stellung uns gegenüber als einen Rückzug des Feindes ansahen, würde ein Jeder doch ebenso betrachtet haben, der sich an unserer Stelle

befand. So war unsere Ansicht, daß die Hauptentscheidung gefallen wäre, eine berechtigte, — und doch ist sie thatsächlich eine irrthümliche gewesen! Man erkennt deutlich hieraus, daß im Kriege für die Führung noch ganz andere Elemente in Wirksamkeit treten und die Entschlüsse bestimmen müssen, als Augenschein, Meldungen und logisches Durchdenken aller Verhältnisse, denn diese Verhältnisse selbst können uns in einer Gestalt entgegentreten, die wir für richtig aufgefaßt zu erachten vollständig berechtigt sind, die sich aber dessenungeachtet als ein falsches Gebilde erweisen. Um so mehr ist es Pflicht der Kritik, sich im Absprechen und vernichtenden Aeußerungen vorzusehen.

Dies führt dazu, hier noch mit einigen Worten des thatsächlichen Verhaltens der österreichischen Heeresleitung zu gedenken, um so mehr, als ich hier bereits zum Ausdruck gebracht habe, wie uns in jenen Stunden auf der Höhe von Choteborek unbegreiflich war, daß dieselbe so geringe Kräfte gegen uns verwandte, während doch die große Gefahr, welche die Richtung unseres Vorgehens in sich barg, deutlich auf der Hand lag. Aufgeklärt hierüber haben uns in vollem Umfange erst die Mittheilungen, welche späterhin die kriegsgeschichtlichen Darstellungen unserer damaligen Gegner brachten.

Von den acht Armeecorps, über welche der Feldzeugmeister Benedek verfügte (einschließlich der Sachsen), waren sechs bereits in Gefechte verwickelt und zum Theil arg mitgenommen worden. Dies hatte den ursprünglichen Plan des Feldzeugmeisters zur Offensive wesentlich beeinträchtigt und unter Einwirkung noch anderer Verhältnisse ihn veranlaßt, in den letzten Tagen die Armee in Richtung auf Königgrätz zurückzuführen, in der Anfangs ausgesprochenen Absicht, diesen Rückzug auch noch weiter fortzusetzen. Da aber der 2. Juli sich zu einem Ruhetage gestaltete, indem wir dem Gegner nicht dicht aufdrängten, und dies den österreichischen Streitkräften behufs ihrer Retablirung zu Gute kam, auch anderweitige gewichtige Einflüsse sich geltend machten, so trat der Gedanke, es noch auf dem rechten Ufer der Elbe zur Schlacht kommen zu lassen, wieder beim Feldzeugmeister in den Vordergrund. Allerdings hoffte er zunächst für den 3. Juli ebenfalls noch auf einen Ruhetag; in Rücksicht jedoch auf die Möglichkeit eines weiteren Vorgehens der preußischen Armee wurde schließlich noch am 2. Juli um 11 Uhr Nachts ein Befehl aufgesetzt, welcher seiner Armee eine Schlachtaufstellung zuwies.

Dem zu Folge sollten im Fall, daß ein allgemeiner Angriff unsrerseits stattfände, sich die einzelnen Corps gegen die Elb- und I. Armee, vom linken Flügel angefangen, folgendermaßen entwickeln: die Sachsen, das X. und III. Corps von den Höhen von Popowitz und Tresowitz bis zu den Höhen von Lipa und Chlum. Das IV. Corps sollte rechts vom III. Corps auf den Höhen zwischen Chlum und Nedelist aufmarschiren und rechts von diesem das II. Corps, welches dadurch den Raum bis zur Elbe gesichert hätte. Demgemäß würden, während in erster Linie drei Armeecorps, die Bistritz vor sich, dem von Westen und Nordwesten her zu erwartenden Anmarsche der Elb- und I. Armee sich vorlegten, die beiden letztgenannten Corps die Front nach Norden

erhalten haben und somit gegen diejenigen Kräfte verfügbar gewesen sein, welche von unserer II. Armee im Vorschreiten über die Elbe in die Schlacht einzugreifen suchten. Es blieben dann noch drei Corps in Reserve, von denen eins (das VIII.) zur Unterstützung der Sachsen am Morgen des 3. Juli nach dem linken Flügel beordert wurde, während die beiden anderen (das VI. und I. Corps) an der Straße Sadowa-Königgrätz bei Wsestar und bei Rosnitz die allgemeine Armeereserve zu bilden hatten. Ein Theil der gewählten Aufstellung — auf dem gegen Norden gewandten Flügel derselben, sowie bei Chlum und Lipa — war durch den Bau von Batterie-Emplacements überdieß noch verstärkt worden.

Jedenfalls ist aus diesem Befehl ersichtlich, daß der Feldzeugmeister einem Erscheinen unserer II. Armee aus nördlicher Richtung vollständig Rechnung getragen hatte. Ob nun gerade die festgelegte Richtung seines rechten Flügels die beste gewesen ist, oder ob eine andere vorzuziehen gewesen sei, mag hier nicht weiter erörtert werden; unter allen Umständen wären bei strikter Durchführung dieses Befehls die hier disponiblen österreichischen beiden Corps mit den hinter ihnen befindlichen zwei weiteren Corps der Reserve sehr wohl im Stande gewesen, dem Vordringen unserer II. Armee einen recht hartnäckigen Widerstand entgegenzusetzen, auch selbst in dem Falle, daß eines der Reservecorps im Centrum oder ebenfalls noch auf dem linken Flügel der österreichischen Aufstellung hätte Verwendung finden müssen.

Aber die Befehle des Feldzeugmeisters waren zunächst nicht im Sinne desselben zur Ausführung gelangt! Erst gegen Morgen des 3. Juli bei den Truppen eingetroffen, fanden sie diese zum größten Theil noch auf den früheren Biwakplätzen, so daß sie erst noch Bewegungen ausführen mußten, um die Stellungen einzunehmen, welche ihnen für eine Schlacht angewiesen wurden. Ob nun dabei Mißverständnisse oder Eigenmächtigkeiten der Corpsführer oder durch die Entwicklung der Verhältnisse eingetretene zwingende Gründe Veranlassung gegeben haben, daß den Absichten des Armee-Obercommandanten bei der Durchführung nicht entsprochen worden ist, dies zu untersuchen, würde hier zu weit führen. Thatsache ist, daß das gegen uns bestimmte IV., sowie das II. Corps, statt in die für sie vorgeschriebenen Stellungen einzurücken, zunächst eine Vorwärtsbewegung und Linksschwenkung ausführten, um den am rechten Flügel des Centrums heftig entbrannten Kampf am Walde von Masloved (Swiepwald) und bei Cistowes zu unterstützen und hierdurch einen großen Theil ihrer Kräfte in dieser Richtung in ein ebenso heftiges wie verlustreiches Gefecht verwickelten. Schließlich waren sie nicht mehr in der Lage, als in Folge unserer Annäherung ein bestimmter Befehl des Feldzeugmeisters sie in ihre vorgeschriebene Aufstellung zurückrief, in derselben einen nachhaltigen Widerstand zu leisten. Die auf der Lindenhöhe von Horenowes in das Gefecht getretenen vierzig österreichischen Geschütze waren dort nicht entwickelt worden, um uns einen dauernden Widerstand entgegenzusetzen, sondern nur um den Abzug des gegen uns bestimmten rechten Flügels aus der falschen Direction, welche er gegen Westen genommen hatte, in die ihm durch den Armeebefehl angewiesene Stellung zu decken.

Wohl verhinderte unser Vorgehen den bereits geplanten wuchtigen Vorstoß der Oesterreicher gegen den linken Flügel unserer I. Armee, aber die Entscheidung war damit noch keineswegs gefallen. Nicht auf den Höhen von Horenowes, sondern weiter rückwärts in der Linie Chlum-Nedelist bis zur Elbe lag die eigentliche Schlachtstellung der gegen uns bestimmten Corps.

Kehren wir zu dem weiteren Verlaufe unserer persönlichen Erlebnisse am 3. Juli zurück. Nachdem die Höhen von Horenowes in unseren Besitz gelangt waren, wurde es erforderlich, um den weiteren Gang des Kampfes übersehen zu können, daß auch unser Obercommando seinen bisherigen Standpunkt veränderte. Hierzu erschien für die weitere Leitung die Stelle, wo sich die Linden auf dem jenseitigen Höhenzuge befanden, die geeignetste. Dorthin setzte sich nunmehr der Kronprinz in Bewegung. Es mag gegen oder etwas nach 1½ Uhr gewesen sein, daß wir die Höhe von Choteborek verließen; das V. Armeecorps erhielt Befehl, zu folgen; die 2. Garde-Infanteriedivision überschritt um diese Zeit auch die Höhe von Choteborek und befand sich neben uns in ununterbrochenem Vorgehen.

Auch den Weg, welchen wir einschlugen, um auf den Höhenzug von Horenowes zu gelangen, vermag ich nicht mehr mit Bestimmtheit anzugeben; ich besinne mich nur, daß wir einen Umweg machen mußten, um die Trotina zu überschreiten, und daß wir bald darauf unseren ersten Todten sahen, einen Gardeartilleristen, der, mit dem Mantel zugedeckt, rechts des Weges lag, den wir verfolgten.

Bei den Linden von Horenowes angelangt, war die Fernsicht durch einen weiter sich vorlagernden Höhenzug — den von Masloved — sehr beschränkt; auch hier hatten wir eine ziemlich beträchtlich erscheinende Senkung vor uns, in welcher ein kleiner Bach durch Wiesen und morastige Stellen dahinfloß. Jenseits sahen wir vor uns noch vereinzelte Infanteriecolonnen und ein Paar Batterien im Hinaufsteigen, weiter links ebenfalls Abtheilungen, die dem VI. Armeecorps angehören mußten, zum Theil noch im vorschreitenden Gefecht, auf ziemlich weite Entfernung. Um eine ausreichende Uebersicht zu erlangen, mußten auch wir uns weiter vorwärts begeben.

Bevor wir die Höhe von Horenowes verließen, erfuhren wir noch, daß unweit der Linden nach dem Dorfe zu 2. Dragoner und Gardehusaren abziehende österreichische Infanterie attackirt hatten und hierbei von ersteren der Commandeur, Oberstleutnant v. Heinichen, geblieben, von letzteren Rittmeister Graf Günther Groeben schwer verletzt worden sei.

Wir überschritten die neue jetzt vor uns befindliche Mulde zu einer Zeit, als auch Abtheilungen der 2. Garde-Infanteriedivision in dieselbe hinabstiegen. Im Begriff, den Weg am jenseitigen Hange weiter fortzusetzen, sahen wir plötzlich einige Reiter von Westen her um den nördlichen Saum von Masloved in vollem Laufe einherjagen. Gleich darauf fielen aber aus der Umfassung des Dorfes schon Schüsse, welche einige derselben niederstreckten. Die weißen Mäntel der Reiter ließen keinen Zweifel übrig, daß es österreichische

Cavallerie war. Dieser ersten Abtheilung folgte eine größere Zahl von Reitern, die in aufgelöster Verfassung sich beeilten, dem auch auf sie jetzt gerichteten Feuer zu entgehen und in vollem Laufe sich auf uns zu bewegten, so daß der Kronprinz genöthigt war, sich zu einem der in unserer Nähe marschirenden Bataillone (vom Garde-Grenadierregiment Königin Elisabeth) zu begeben. Auch von diesem Schwarm feindlicher Reiter wurden viele von den Pferden geschossen, die Pferde selbst von einer in der Nähe befindlichen Escadron Gardehusaren erbeutet. Der Rest der Weißmäntel verschwand in den Falten des Berghanges.

Wir hatten damals den Eindruck, als ob österreichische Cavallerie jenseits Masloved eine verunglückte Attacke ausgeführt und abgesprengte Abtheilungen derselben auf der Flucht sich befänden. Den thatsächlichen Zusammenhang erfuhren wir auch hierüber wohl erst durch die kriegsgeschichtlichen Mittheilungen. Der Vorstoß der 1. Gardedivision über Masloved hinaus in der Richtung auf Chlum hatte der gegen die I. Armee fechtenden österreichischen Brigade des Obersten v. Fleischhacker, bei welcher sich das 7. Husarenregiment befand, den geraden Rückzug abgeschnitten. Während nun die Infanterie der Brigade denselben durch den Wald von Lipa antrat, hatte man 3/4 Escadron des Husarenregiments mit der Brigadebatterie angewiesen, den Weg über Masloved zu nehmen. Hierbei stieß diese Abtheilung jedoch südlich des Dorfes auf Abtheilungen der Garde, wobei die Batterie verloren ging, während der größte Theil des Regiments, nachdem er bei Chlum vergeblich versucht hatte, durchzukommen, sich ebenfalls hierher wandte, aber ebenfalls in das Feuer der preußischen Abtheilungen gerieth und nur mit Mühe in einem großen Bogen den Anschluß an seine Armee zu gewinnen vermochte. Die Mannschaften, welche wir aus der Umfassung von Masloved die dorthin versprengten und uns bedrohenden Husaren der Batteriebedeckung hatten herunter schießen sehen, gehörten dem Gardeschützenbataillon an. Die Zeit, um welche sich dieser Vorfall abspielte, wird in der Geschichte des Bataillons auf 2 Uhr 30 Minuten angegeben.

Auf der Höhe von Masloved angelangt, zeigten sich schon weitere Spuren des Kampfes. Einzelne Schwerverwundete und Todte, jedoch fast nur Oesterreicher, lagen umher; in dem nächsten Gehöft war eine große Zahl Verwundeter, insbesondere von Officieren, auf Stroh auf dem Hofe gelagert und befand sich unter den Händen der Aerzte. Auf die Meldung, daß Oberst von Overnitz von der Garde mit einer schweren Kopfwunde sich dort befände, begab sich der Kronprinz auf einen Augenblick in den Hof und sprach theilnehmend ihn und mehrere Verwundete an, unter welchen sich auch ein höherer österreichischer Officier befand.

Die Eindrücke, welche wir nunmehr, den Standpunkt etwas östlich von Masloved nehmend, empfingen, waren folgende: Nach rechts hin schloß die bewaldete Kuppe des Swiepwaldes die Aussicht auf verhältnißmäßig geringe Entfernung ab. Gefecht war jedenfalls dort nicht mehr, und somit stand es fest, daß die Richtung unseres Vorgehens die Division Fransecky, welche gegen vielfache Ueberlegenheit den ganzen Tag über gekämpft und geblutet hatte, noch

rechtzeitig erlöst haben mußte. Vor uns machte das Gelände in einer Länge von 2—3000 Schritt einen fast ebenen Eindruck; thatsächlich bemerkten wir aber beim späteren Vorreiten, daß vielfache Falten langgestreckte Mulden bildeten, die um so mehr Deckung für marschirende wie haltende Truppen boten, da große Felder mit hochstehendem Getreide weithin diesen Abschnitt bedeckten. Am Horizont, jenseits dieses fast eben scheinenden Geländes mußte dasselbe wieder nach der Tiefe abfallen, da dicker Dampf und Rauchwolken, ersichtlich von unten aus, sich über den Höhenrand erhoben, die theils von brennenden Gehöften, theils vom Feuer der Geschütze herrührten. Den Abschluß des Plateaus bildete nach halb rechts hin ein Theil des Waldes von Lipa, gerade vor uns das Dorf Chlum. Aus beiden Richtungen stiegen große Feuergarben und mächtige Rauchwolken empor, auch der Kirchthurm des letztgenannten Dorfes stand in Flammen. In der Richtung auf Lipa zeichneten sich — da der Regen aufgehört und die Beleuchtung allmählich eine hellere geworden war — noch plötzlich aufsteigende Dampfballen in großen Umrissen ab, so daß die Ansicht Platz griff, daß daselbst noch Gefecht sei, und zwar vermuthete man dort vorgehende Abtheilungen der I. Armee; bei Chlum dagegen konnte man deutlich erkennen, daß auf dem Abhange weiter südlich, auf welchen wir allerdings keine Einsicht hatten, noch ein recht heftiger Kampf wüthete, auch sahen wir eine Anzahl unserer Batterien östlich des Dorfes, welche sich in lebhaftem Feuer befanden. Nach halb links hinüber blickend war noch Nedelist erkennbar, ebenso wie in größerer Entfernung das Dorf Sweti, in dessen Nähe gleichfalls heftig gekämpft wurde. Im Uebrigen lagerte über dem dort allmählich zur Elbniederung abfallenden Gelände so viel Nebel und Pulverdampf, daß man nur unsicher die Umrisse der sich bewegenden Abtheilungen zu erkennen vermochte, jedenfalls schien die Artillerie des VI. Corps sich dort in vollster Thätigkeit zu befinden. Auf dem Plateau vor uns bewegten sich nur einige kleinere Abtheilungen, doch kamen zahlreiche leicht Verwundete einzeln oder in Gruppen zurück.

Während links von uns jetzt unsere Cavalleriedivision angelangt war und aufmarschirte, zeigte sich auch rechts von Masloved durch den Rauch einiger brennenden Gehöfte dieses Dorfes hindurch Infanterie, in Massen formirt, im Vormarsch. Nach der Mittheilung eines Officiers vom lithauischen Dragonerregiment, der mit einem Zuge sich bei uns einfand, war dies eine Brigade des I. Armeecorps. Se. Königl. Hoheit schickten den Grafen Eulenburg hin, um derselben die für ihr weiteres Vorgehen erforderliche Richtung genau anzugeben.

Alles, was wir nun hier bei Masloved sahen und erfuhren, überzeugte uns, daß der Kampf weiter vorwärts bei Chlum ein viel ernsterer und verlustreicherer war, als wir dies bisher angenommen hatten. Die nicht ausreichende Zahl von Generalstabsofficieren bei unserem Obercommando ist jedenfalls mit Veranlassung gewesen, daß wir über einige wichtige Einzelheiten während der Schlacht nicht eingehend unterrichtet blieben. Die dauernde Zutheilung von Generalstabsofficieren aus unserem Stabe zu dem Obercommando der I. Armee, sowie an die Generalcommandos unserer drei in erster Linie

vorgehenden Corps wäre an diesem Tage erforderlich gewesen; außerdem hätten noch einige desselben in der unmittelbaren Umgebung des Obercommandirenden verfügbar bleiben müssen. Auch dürfte es von Werth sein, daß die bei so wichtigen Gelegenheiten dauernd zu entsendenden Officiere schon einen höheren Rang bekleiden, damit sie bei den betreffenden Commandeuren die Anschauungen ihres Heerführers mit mehr Nachdruck zur Geltung zu bringen vermögen. Wir waren aber im Stabe des Obercommandos nur zwei Majors und ein Hauptmann, die dem Generalstabe angehörten.

So mußten wir uns meist begnügen mit der Kenntniß von dem, was sich in unserem Gesichtsbereich zutrug, und konnten nur zeitweise Officiere entsenden, um Befehle zu überbringen und festzustellen, wo sich die einzelnen größeren Heerestheile befanden, sowie sich zu überzeugen, daß ihre Bewegungen den Absichten der Oberleitung entsprachen. Die Schwierigkeiten, welche aus einer nicht ununterbrochenen und daher auch nicht ausreichenden Kenntniß von der Lage bei den einzelnen Heerestheilen (innerhalb gewisser Grenzen) der oberen Leitung erwachsen können, gelangen allerdings bei glücklichem Fortgang der Schlacht kaum zum Ausdruck, aber sie werden von weitgreifendem Einfluß, wenn der Verlauf des Kampfes eine andere Gestalt annimmt, als man ihn sich gedacht hat, namentlich aber, wenn er einen unglücklichen Ausgang zu nehmen droht. Im vorliegenden Falle genügte es, zu sehen und zu erfahren, daß sich die einzelnen Corps in der bestimmten Richtung bewegten, und zu wissen, daß sie, wo sie auf den Gegner stießen, denselben auch anfassen würden.

Unsere weiteren Beobachtungen wurden plötzlich dadurch unterbrochen, daß wenige Schritte vor uns sechs Granaten in ganz kurzen Pausen und mit geringen Intervallen von einander einschlugen und explodirten. Wir hielten dies Anfangs für den Abschiedsgruß einer der noch zuletzt abziehenden österreichischen Batterien. Aber es währte nicht lange, so sausten wieder sechs Granaten hinter einander herbei, diesmal dicht über unsere Köpfe weg und schlugen in den Raum zwischen uns und unseren Handpferden ein. Es war also klar, daß wir irgend einer Batterie zum Ziel dienten, die sich auf uns einzuschießen im Begriff stand; nur konnten wir nicht recht daraus klug werden, von wo die uns zugedachten Geschosse herkamen. Der Kronprinz beachtete dieselben gar nicht, sondern fuhr fort, mit seinem Fernrohr die weiter vor uns sich abspielenden Ereignisse zu verfolgen. Mit jedem Augenblick wuchs die Gefahr für das theure Leben des Hohen Herrn. Da wandte sich Hauptmann Mischke an den ihm zunächst befindlichen General von Stosch mit der Bitte, doch den Kronprinzen unter irgend einem Vorwande zum Verlassen seiner Stellung zu bewegen. Stosch erwiderte ihm in seiner derb soldatischen Art, aber in freudig gehobener Stimmung: „Ja, Sie haben ganz Recht, — aber ich befinde mich heute zum ersten Male ordentlich im Feuer; sagen Sie das lieber an Blumenthal, der hat ja schon viele Schlachten mitgemacht!“ Mischke ritt darauf an die Seite des neben dem Kronprinzen haltenden Generals von Blumenthal und flüsterte ihm die gleiche Bitte zu, die auch sofort einem vollen Verständniß begegnete. Der General schlug nunmehr dem Kronprinzen vor, zu

der Cavalleriedivision heranzureiten, während der Stab angewiesen wurde, sich ein wenig zu zerstreuen, um nicht den feindlichen Geschossen ein zu compactes Ziel zu bieten.

Kaum hatte der Kronprinz seinen bisherigen Platz verlassen, als wieder eine Granate und zwar auf den Hufschlag seines Pferdes einschlug, diesmal aber, ohne zu crepiren, tief in dem lehmigen Boden stecken blieb.

Als ich nach dem Kriege Gelegenheit fand, die Schlacht nach den Originalacten zu studiren, stieg in mir die Vermuthung auf, daß die uns damals zugedachten Geschosse gar nicht von einer österreichischen, sondern von einer der Batterien unserer I. Armee herrührten, und daß wir das Feuer von derselben aus der Gegend von Lipa her erhalten hätten. Mit Sicherheit ließ sich dies zwar nicht feststellen, aber noch heutigen Tages habe ich die Ansicht, daß dies wohl sehr leicht möglich gewesen sein kann. Zur Zeit, als wir das Feuer erhielten, dürfte die uns zunächst befindliche österreichische Batterie immerhin noch über 5000 Meter von uns entfernt gewesen sein; dann empfanden wir doch alle den Eindruck, daß sich die Artillerie auf unseren Stab einschösse, und das wäre auf diese Entfernung von einer feindlichen Batterie, die sich doch weit unter uns in der Tiefe befinden mußte — noch dazu bei der Beleuchtung und den sich vorlagernden Abfällen der Höhen — kaum anzunehmen. Ueberdies bestanden die beiden Lagen, die wir erhielten, jedesmal aus je sechs Granaten, während die österreichischen Batterien acht Geschütze zählten. Doch ist dies kein Beweis, da im Laufe der Schlacht oder bei den Verlusten, welche die Artillerie in vorausgegangenen Gefechten erlitten hatte, manche Batterie auf sechs Geschütze reducirt gewesen sein kann. Mehr fällt dagegen ins Gewicht, daß ich zu jener Zeit in Richtung vom Lipaer Walde her noch verschiedentlich Pulverdampf aufsteigen sah, den ich als von feuernden Geschützen herrührend annahm. Im Uebrigen braucht man sich nur in die Lage der Artillerie der I. Armee, insoweit sie nördlich der Straße Sadowa-Königgrätz im Feuer gestanden hatte, zu versetzen. Den ganzen Tag über hatte sie bis jetzt ihr Feuer geradeaus oder nach halb links gerichtet. Jetzt werden die vor ihr liegenden Höhen vom Feinde geräumt; sie eilt auf dieselben hinauf, sieht vor sich kein Ziel mehr, das nahe Chlum ist bereits von uns besetzt; wohl aber werden nach halb links hinüber in größerer Entfernung Truppenmassen (unsere aufmarschirende Cavallerie) bemerkt und in der Nähe derselben eine größere Gruppe von Reitern, welche wie ein höherer Stab erscheint, — da ist es immerhin sehr leicht möglich, daß diese Abtheilungen für feindliche gehalten werden, und daß gegen sie abgeprotzt und gefeuert wird, bis bessere Erkenntniß oder Einwirkung von anderer Seite nahelegt, daß hier Truppen der eigenen Armee beschossen werden, und dies zur Einstellung des Feuers führt. Derartiges kann sich immer sehr leicht ereignen in einer Gefechtslage, in der die Fortsetzung der Anmarschrichtung verschiedener zu einander gehörender Armeen die einzelnen Theile in einander führt. Leider ist die Kriegsgeschichte reich an Belegen vom Beschießen eigener Truppen; auch bei Königgrätz ist dies mehrfach vorgekommen. Ob dies nun aber auch thatsächlich mit dem Feuer, welches unser Obercommando hier erhielt, der Fall gewesen ist,

vermag ich nicht zu beweisen und spreche dies daher auch nur als eine Möglichkeit aus. —

Um die Zeit der oben erwähnten kleinen Episode — etwas vor oder nachher — traf Major von Grävenitz von den 8. Husaren, Adjutant des Generalcommandos des I. Armeecorps, bei uns mit der Meldung ein, daß Chlum sich in unseren Händen befände und der Feind im vollen Rückzuge wäre, so daß wir nun auch daran denken konnten, unseren Standpunkt weiter vorwärts zu verlegen.

Von unserem Aufenthalte in der Nähe von Masloved ist nur noch anzuführen, daß sich gegen Ende desselben, aus der Richtung des Dorfes her, ein einzelner Reiter näherte, in dem wir bald einen General erkannten, der dem Großen Hauptquartier Sr. Majestät des Königs angehören mußte. Das Erkennungszeichen nämlich war, daß die Mitglieder jenes Hauptquartiers in Verfolg dessen, daß Se. Majestät stets den Helm aufsetzte, ebenfalls diese Kopfbedeckung trugen, während sonst die höheren Stäbe mit der Feldmütze bedeckt erschienen. In der That war es der Generalleutnant von Boyen aus der Umgebung Sr. Majestät, welcher zu einer Zeit von dem Standpunkt des Königs auf dem Roskosberge abgesandt worden war, als man daselbst die Ankunft unserer Armee und deren Eingreifen noch nicht kannte und die Lage der I. Armee theilweise als eine recht bedenkliche angesehen wurde. Nach den Memoiren des Generals hatte der König ihn gefragt, ob er noch ein gutes Pferd habe, und auf die Antwort, daß es zwar müde wäre, aber es schon gehen würde, ihm aufgetragen: „Schaffen Sie mir ein Armeecorps vom Kronprinzen; es ist die höchste Gefahr im Verzuge“ [1]). — Der General konnte sich durch eigenen Augenschein und die von uns gegebenen Aufklärungen überzeugen, daß die Entscheidung bereits siegreich stattgefunden hatte, und daß man zu dieser Zeit wohl auch im Großen Hauptquartier über den Ausgang der Schlacht im Klaren und völlig beruhigt sein würde.

Nachdem der Kronprinz noch an das nächste Regiment der Cavalleriedivision von Hartmann — die 2. Leibhusaren — herangeritten war, gab er dem Chef der vordersten Escadron den Auftrag, dem Divisionscommandeur, der sich weiter vor befand, den Befehl zur Verfolgung zu überbringen, — ein Auftrag, den Er auch einem der Brigadecommandeure der Division ertheilte. Wie es gekommen ist, daß beide Weisungen dem Generalleutnant von Hartmann nicht rechtzeitig zugegangen sind, und welches Mißverständniß hier zu Grunde gelegen, hat keine ausreichende Aufklärung gefunden. Gleich darauf wandte Se. Königl. Hoheit sich nach Chlum zu. Nicht weit vom Dorfe wurde wiederum eine dicht geschlossene Truppenmasse im Vorgehen entdeckt, welche aus der Richtung von Masloved kam; der Kronprinz ritt zu dieser heran; es war eine in mehrere Treffen in Bataillonscolonnen nach der Mitte formirte, dicht aufgeschlossene Brigade vom Gros des I. Armeecorps. Persönlich gab

---

[1]) Entnommen den „Erinnerungen aus dem Leben des Generaladjutanten Kaiser Wilhelm's I., Herrmann von Boyen“. Von Wolf von Tümpling, Kaiserl. Legationsrath und Rittmeister a. D. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, Königl. Hofbuchhandlung. 1898.

der Hohe Herr der Truppe die Richtung an und begrüßte sie dabei mit erhebenden Worten, welche wie stets laute Jubelrufe hervorriefen. Es war dies nicht bloß für das Soldatenherz ein schöner Moment, sondern bot auch malerisch ein wundervolles Bild dar. Mir steht dasselbe noch heute, nach dreiunddreißig Jahren, so deutlich vor Augen, als ob sich Alles erst gestern ereignet hätte.

Der letzte Theil des Geländes führt nämlich durch eine kleine Mulde einen etwas steilen und unregelmäßig geformten Hang zu der Höhe hinauf, auf welcher das Dorf Chlum liegt, wodurch die einzelnen Bataillonscolonnen theils im Herabsteigen, theils im Aufstieg in verschiedener Höhe neben und über einander von der Seite aus, an der sich unser Stab aufhielt, abwechselnd zu überblicken waren. Dabei tauchte jedoch, was von ihnen zu sehen war, nur theilweise und auf Augenblicke aus dem Pulverdampf auf, der sich wie die Rauchwolken vom brennenden Chlum in dieser Mulde gelagert hatte; darüber aber ragte, zwischen den entfalteten Fahnen, die Hohe Gestalt unseres Feldherrn hervor, der mit seiner persönlichen Begleitung inmitten der Colonnen seinen Platz genommen hatte. Das ganze Bild: der oberste Führer inmitten der Truppen, die dicht geschlossenen Colonnen mit ihren ihm zujubelnden Mannschaften, setzte sich scharf vom nahen Hintergrunde ab, welcher durch die in heller Gluth theils noch verkohlenden Wände und Balken niedergebrannter Häuser, theils durch noch in vollen Flammen stehende Gehöfte gebildet wurde, während schwere, schwarze Rauchwolken vom Thurme der Kirche, mit einem Regen von Funken untermischt, nach oben hin den Rahmen abgaben. Und damit der volle Ernst des Augenblickes auch zur ergreifendsten Geltung kam, führte unser Weg über zahlreiche todte Menschen und niedergestreckte Pferde hinweg, an stehen gebliebenen Geschützen und zerschmetterten Protzen vorbei, während massenweise Verwundete, theils getragen, theils gestützt, bei uns vorbeiströmten und über uns die Granaten des Feindes dahinsausten oder neben uns einschlugen. Und dabei befand sich wohl ein Jeder von uns im Vollgefühl des Alles überwältigenden Eindruckes: „Wir haben gesiegt!“ Solche Augenblicke muß man erlebt haben, um ihre Erhabenheit ganz zu erkennen und zu würdigen!

Bald hatten wir Chlum erreicht, auf das Aeußerste gespannt, welche neuen Eindrücke sich uns von der dortigen Höhe darbieten würden. Als wir uns nun dem Südausgange des Dorfes näherten, lag, wie auf einer Karte ausgebreitet, ein großer Theil des weiten Schlachtfeldes vor uns, auf dem sich die letzten Scenen des gewaltigen Kampfes abspielten, der für das Geschick des deutschen Volkes von weitgehendster Bedeutung werden sollte!

Wiederum hatten wir, wie von den Höhen von Chotěborek, eine weite Mulde zu unseren Füßen, in der bei unserer Stellung von oben die noch vorhandenen kleineren Erhebungen im Gelände sich nicht mehr bemerkbar machten. Dagegen zog sich jenseits der Mulde ebenfalls wieder ein ziemlich bedeutend erscheinender Bergzug hin, auf welchem uns halb rechts gegenüber das Dorf Problus lag, aus dem der Rauch brennender Gehöfte in einer mächtigen, scharf zusammengeballten Wolke emporstieg und in hohem Bogen weithin über das Thal zog. Gefecht war dort nicht mehr, wohl aber konnte man Truppenbewegungen,

namentlich auf dem uns zugewendeten Berghang in östlicher Richtung hin, bemerken. Nach Westen hin verbarg der zwischen Chlum und Lipa befindliche Wald, der sich von der ziemlich steilen Höhe nach der Chaussee herabzog, den weiteren Einblick auf dieselbe in Richtung nach Sadowa; dagegen aber übersah man das ebene Gelände, welches sich zwischen Lipa und Problus zum Thale der Bistritz erstreckte, und auf dem sich besonders deutlich das Dorf Langenhof, sowie ein östlich desselben gelegenes Gehöft hervorhoben. Hier waren ebenfalls Truppenbewegungen sichtbar, namentlich viel Cavallerie; doch machten dieselben mehr den Eindruck eines Sammelns einzelner Abtheilungen als eines weiteren Vorgehens. Zu unseren Füßen lag Rosberitz, an dessen südlichem Ende die Chaussee von Sadowa nach Königgrätz weiterführte. Darüber hinaus Wsestar, doch war hinter diesem Dorfe die ganze Gegend noch so von dem Pulverdampf, der sich gelagert hatte, angefüllt, daß man wohl das Gewoge großer Massen erblickte, Einzelheiten aber nur ganz vorübergehend zu unterscheiden vermochte. Südlich der Chaussee strömten zahlreiche Colonnen aller Waffen noch weiter vorwärts in Richtung auf Königgrätz.

Zunächst hatten wir den Eindruck, als ob zu unseren Füßen hart jenseits Rosberitz noch lebhaftes Gefecht sei, doch entzogen der Rauch brennender Gehöfte sowie die Gebäude und Baumgruppen im Dorfe selbst das Nähere unseren Augen. Ich bin der Ansicht, daß zur Zeit damals es wohl nur noch das Feuer einzelner Batterien, die sich zwischen Rosberitz und Wsestar entwickelt hatten und sich mit der feindlichen Artillerie beschossen, gewesen ist, welches diesen Eindruck hervorrief.

Das Obercommando unserer Armee mußte jedenfalls hier auf der Höhe von Chlum längere Zeit verweilen, da von derselben aus die weiteren Bewegungen der einzelnen Corps am geeignetsten zu leiten waren. Vor Allem aber mußten jetzt die Befehle des Großen Hauptquartiers hier abgewartet werden. So viel nämlich lag von dem Augenblick an, als wir von oben die Situation zu übersehen vermochten, klar vor Augen, daß bei dem Ineinandergreifen der Vorwärtsbewegung unserer wie der I. Armee der unvermeidliche Moment bereits eingetreten war, in welchem die beiderseitigen Abtheilungen in einander gerathen mußten.

Vergegenwärtigt man sich, daß der geplante und jetzt durchgeführte umfassende Angriff des Feindes die I. Armee im Allgemeinen von Westen gegen Osten, unsere Armee aber von Norden gegen Süden gegen denselben geführt hatte, wir hierbei aber zum Theil hinter seine ursprüngliche Aufstellung gegen die Armee des Prinzen Friedrich Carl gerathen waren, so ist es erklärlich, daß der siegreiche Abschluß der groß angelegten Operation das Durcheinandergerathen der verschiedenen Heerestheile in sich schloß.

Hier auf diesem blutgetränkten Boden gewannen wir erst den vollen Eindruck über die Heftigkeit und Schwere des Kampfes, welchen die vordersten Abtheilungen unserer Armee zu bestehen gehabt hatten. Auffallend war es schon, daß wir kurz vor dem Erreichen unseres jetzigen Standpunktes bei frisch aufgeworfenen Geschütz-Emplacements vorbeigekommen waren, die deutlich darauf hinwiesen, daß es sich für unsere Truppen um den Angriff einer theil-

weise verschanzten Stellung gehandelt hatte. Daß unsererseits mit Aufbietung aller Kräfte gekämpft worden war, um den Sieg zu erringen, bezeugten die haufenweise über einander geschichteten Todten — sowohl von unserer wie von feindlicher Seite —, die im Kampfe aufgelösten und durch einander gerathenen Mannschaften der Garde und auch vom I. Armeecorps, die an verschiedenen Stellen im Sammeln begriffen waren, die massenhaften Verwundeten ebenso wie eroberte österreichische Geschütze, aber auch der Anblick einiger unserer eigenen Kanonen, deren gesammte Bespannung niedergestreckt auf dem Boden lag. Weithin war derselbe bedeckt von fortgeworfenen oder entfallenen Waffen, Helmen sowie österreichischen Käppis, federgeschmückten Hüten der Jäger, mannigfachen Ausrüstungs- und Uniformstücken.

Abtheilungen von verschiedenen Regimentern der Garde, ostpreußische Jäger, ein Bataillon des Grenadierregiments Nr. 1, welches den Namen unseres Kronprinzen trug, sammelten sich in unserer Nähe; dazwischen aber erschienen bereits arg zusammengeschmolzene Compagnien und Bataillone der I. Armee, insbesondere von den heldenmüthigen Kämpfern Franseckys aus dem Walde von Masloved, ebenso Batterien von der zu jener Armee gehörenden 4. Artilleriebrigade.

Dem Gesammteindruck, den wir hier empfingen, ebenso wie dem der vorher erlebten Augenblicke gibt das Tagebuch Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen in folgenden treffenden Worten Ausdruck:

„Ich ritt nun selbst zum I. Armeecorps, gab den Flügelbataillonen die Richtung ihres Vormarsches an, und während die Granaten vielfach in unserer Nähe einschlugen, begrüßte ich die Truppen der ostpreußischen Provinz. Der Augenblick war erhebend.“ (Es ist dies der bereits vorhin geschilderte Moment, kurz bevor wir Chlum erreichten).

„Von hier ritt ich bei einem frisch aufgeworfenen Geschütz-Emplacement vorbei, das für die bedeutenden Vorarbeiten der Oesterreicher zur Behauptung dieser Stellung zeugte, und unweit dessen zwei preußische Vierpfünder verlassen standen, auf die steile Anhöhe von Chlum. Neben einer noch feuernden Batterie, umgeben von Mannschaften meines ostpreußischen Regiments, haltend, übersah ich das drei Meilen weite Schlachtfeld und gewann die Gewißheit, daß der Sieg unser, der Feind im vollständigen Rückzuge sei.

„Solche Augenblicke müssen erlebt sein; beschreiben lassen sie sich nicht! Heiße Dankgebete steigen zu Gott empor; ich möchte sagen: Stoßgebete, denn man muß wieder sich in die Sachlage vertiefen, überall hinsehen, aufpassen und darf kaum den mit Leichen und Verwundeten besäeten Boden betrachten, wo alte Bekannte, die man kurz zuvor lebensfroh in den Kampf hineinrücken sah, hingestreckt liegen.“

Ich finde diese Worte des edlen Fürsten so bezeichnend für Ihn selbst, daß ich nicht umhin konnte, sie auch an dieser Stelle wiederzugeben. Auf der Höhe von Chlum traten diese Gefühle, welche Er später mit obigen Worten in sein Tagebuch niederlegte, unverkennbar in dem ganzen Ausdruck seiner Züge und seiner Haltung wie in seinen Aussprüchen und in seinem Thun hervor. Im Augenblick des höchsten Siegesbewußtseins waren Seine Gedanken zunächst

zu Gott gerichtet, wendeten sich dann Seiner Pflicht zu, um schließlich der Opfer des Sieges zu gedenken. Glaube, Pflichtgefühl und ein menschlich mitfühlendes Herz! Das waren starke Pfeiler in dem gesammten inneren Wesen unseres herrlichen Feldherrn; sie sind es auch geblieben in den schweren Tagen des Duldens in unserem Kaiser und König Friedrich.

Weiter führt das Tagebuch noch eine in jenem Zeitpunkte sich abspielende Scene an, zu welcher ich zufällig die Veranlassung geboten habe. Es heißt nämlich in demselben ferner:

„Der Himmel fing an, sich aufzuklären, und Sonnenstreiflichter fielen auf die blutige Wahlstatt. Als mir eben der Heldentod des Generallieutnants von Hiller (Commandeur der 1. Garde-Infanteriedivision) und seines zweiten Adjutanten, des hoffnungsvollen Lieutnants The Losen vom 4. Garderegiment zu Fuß gemeldet wurde und das Gefühl des Schmerzes über so viele Verluste anfing, sich Geltung verschaffen zu wollen, hörte ich: ‚Hurrah!' rufen. Wir glaubten, der König käme; es war aber Fritz Carl. Schon von Weitem schwenkten wir uns mit unseren Mützen zu und fielen uns dann unter dem Hurrahruf der Truppen meines äußersten rechten und seines äußersten linken Flügels, mit denen ich unserem Könige ein begeistertes Hurrah brachte, in die Arme. Auch solche Begrüßungen wollen erlebt sein; vor zwei Jahren umarmte ich vor Düppel ihn als Sieger, — heute waren wir Beide Sieger, und nach dem harten Stande seiner Truppen hatte ich die Entscheidung des heutigen Tages mit meiner Armee herbeigeführt."

Mit dieser Zusammenkunft der beiden siegreichen prinzlichen Heerführer hatte es folgende Bewandtniß: Nachdem ich mich auf der Höhe von Chlum über die allgemeine Sachlage ausreichend unterrichtet hatte, war ich einen der scharf in den Hang eingeschnittenen Wege, welche nach der Chaussee hinunterführten, und zwar in dem westlichsten Hohlweg hinabgeritten, um mich auch über den Verbleib der rechten Flügelabtheilungen unserer Armee, die bei Lipa gefochten hatten, bezüglich von Chlum auf Langenhof vorgedrungen waren, zu informiren. Auf der Chaussee angelangt, sah ich von Sadowa her einen größeren Stab in langem Galopp herankommen und erkannte gleich darauf an der Spitze desselben in seiner Husarenuniform, die rothe Mütze auf dem Haupt, den Prinzen Friedrich Carl. Da ich mich des besonderen Wohlwollens des Prinzen erfreute, ritt ich ihm entgegen, um ihn zum Siege zu beglückwünschen. Schon von Weitem rief der Hohe Herr mir freundlichen Gruß zu, hielt dann sein Pferd an, schüttelte mir die Hand und sagte: „Na, Ihr seid zur rechten Zeit gekommen!" Ich erlaubte mir darauf, zu bemerken, daß Se. Königl. Hoheit der Kronprinz sich gewiß freuen würde, dies von Ihm selbst zu hören; Er befände sich dicht über uns oben auf der Höhe, von welcher aus man übrigens eine weite Uebersicht hätte und sich auch Gelegenheit böte, die weiteren Bewegungen zu vereinbaren, bis Befehle aus dem Großen Hauptquartier einträfen. Der Prinz ging sofort hierauf ein, und so eilten wir den Hang schräg hinauf unter den Jubelrufen aller in der Nähe befindlichen Truppen, wo sich alsdann die oben beschriebene Scene abspielte. Ich bemerke nur noch zu derselben, daß der Prinz Friedrich Carl seinen Dank für die

wirksame Unterstützung dem Kronprinzen für Alle hörbar in sehr warmen und herzlichen Worten aussprach. Die Zusammenkunft dauerte nur wenige Augenblicke, nach denen der Prinz Friedrich Carl sich wieder weiter vorwärts in die Ebene inmitten seiner Truppen begab. Ob weitere Vereinbarungen während dieser Zusammenkunft der beiden Heerführer getroffen worden sind, weiß ich nicht mehr anzugeben, glaube aber, daß dies nicht der Fall gewesen ist, da der Verbleib der eigenen Truppen beider Armeen sich zu diesem Zeitpunkt noch nicht ausreichend übersehen ließ.

Noch geraume Zeit verweilten wir auf der Höhe; wir waren schließlich von den Pferden gestiegen. Der Kronprinz hatte sich an den Pfosten eines niedergeworfenen Zaunes gelehnt; wir Anderen saßen auf Balken oder lagerten auf der Erde um ihn. Aus tiefen Gedanken sich losreißend brachte der Hohe Herr die Worte hervor: „Welch' ungeheure Verantwortung laden sich doch Die auf, die einen Krieg heraufbeschwören." Einer von uns erlaubte sich darauf die Bemerkung: „Aber, Königl. Hoheit, wenn es denn einmal so weit gekommen ist, dann muß auch das schließliche Ergebniß der Opfer werth sein." Wieder heftete sich der Blick des Kronprinzen an den Horizont; lange schwieg Er, so daß wir schon glaubten, Er habe diese Worte nicht gehört. Doch plötzlich unterbrach Er das Schweigen, indem Er sich zu dem Betreffenden wendete und ihm in die Augen blickend sagte: „Sie haben Recht." —

Lange noch mußten wir auf den Befehl des Großen Hauptquartiers warten, welches aufzusuchen verschiedene Officiere von uns abgesandt worden waren. Inzwischen beobachteten wir bereits bald, nachdem wir die Höhe erreicht hatten, daß unweit von Königgrätz die Oesterreicher zahlreiche Batterien zur Deckung ihres Rückzuges entwickelten, die in kürzester Zeit eine so formidable Gefechtsfront annahmen, daß die Ansicht hervortrat, es bedürfe eines neuen allgemeinen Angriffes, um sie zu überwältigen. Dazu aber waren die Truppen nach dem bisherigen Verlauf der Schlacht noch nicht ausreichend geordnet; auch schien die Tageszeit schon zu weit vorgeschritten. Wohl hatte bereits eine beträchtliche Anzahl preußischer Geschütze den Kampf wieder aufgenommen; auch weitere Batterien sah man von allen Seiten der Gefechtslinie zueilen, doch schien der Geschützkampf auf ziemlich große Entfernungen geführt zu werden. Die Beleuchtung wurde mit der Zeit immer trüber, und hatte man Anfangs hinter der österreichischen Artillerie nur in verworrenen Zügen das Gewoge größerer Massen entdeckt, so verhüllten auch diese schließlich der Pulverdampf und die Abenddämmerung dermaßen, daß nichts mehr zu erkennen war. Allmählich schien es, als ob das Feuer mehr und mehr verstummte und die österreichischen Batterien abzogen. Bei unserer Armee war außer dem Befehl für die Cavalleriedivision zur Verfolgung auch ein solcher durch den persönlichen Adjutanten des Kronprinzen, Hauptmann von Jasmund, dem General von Steinmetz für das V. Corps überbracht worden.

Während der langen Zeit, welche wir auf der Höhe von Chlum verbrachten, machten sich auch die trüben Eindrücke einer Schlacht recht empfindlich bemerkbar. Soweit es möglich war, bekümmerte sich der Kronprinz um die Todten und Verwundeten in seiner theilnehmenden, herzgewinnenden Weise.

So ließ Er dem todt niedergestreckten Leutnant The Losen hier die Schärpe abnehmen, um sie den Seinigen zuzuschicken, umarmte den ihm von frühester Kindheit an bekannten jungen Leutnant von Pape, den einzigen Sohn des tapferen Führers des 2. Garderegiments, der tödtlich verwundet vorbeigetragen wurde, im Namen seines Vaters und begrüßte den ebenfalls verwundeten Hauptmann Grafen Hannibal Dohna von den ostpreußischen Jägern, der dicht am Eingange von Chlum unter einem Baume lag. Als ich mich gleich darauf zu demselben niederbeugte und ihm aus meiner Feldflasche einen Trunk anbot, sagte er, auf einen ein paar Schritt von ihm liegenden, schwer verwundeten Oberjäger hinweisend: „Bitte, geben Sie meinem braven Oberjäger zuerst einen Schluck; der hat es nothwendiger als ich!“ — Aber auch an die Mitglieder unseres Stabes trat persönliche Trauer heran. Da erfuhr der Erbprinz von Hohenzollern, daß sein Bruder, Prinz Anton, Leutnant im 1. Garderegiment zu Fuß, schwer verwundet unten in Rosberitz läge, ebenso General von Schweinitz die schwere Verwundung seines Sohnes; Hauptmann von Notz erbat sich die Erlaubniß, auf ein paar Augenblicke nach Lipa reiten zu dürfen, um seinen jüngeren Bruder vom Franz-Regiment, der dort den Heldentod gefunden hatte, zu beerdigen. Und wer von uns nicht den Verlust eines Verwandten zu beklagen hatte, erfuhr hier wohl das Hinscheiden oder die Verwundung eines Freundes oder guten Bekannten.

„Um uns,“ so heißt es im Tagebuche des Kronprinzen, „lagen oder humpelten so viele von den wohlbekannten Gesichtern der Berliner oder Potsdamer Garnison! Jeder hatte etwas zu erzählen. Jammervoll sahen Diejenigen aus, die sich ihrer Gewehre als Krücken bedienten oder von mehreren gesunden Kameraden die Höhe hinauf geführt wurden. Am schauerlichsten aber sah eine österreichische Batterie aus, deren gesammte Bedienung und Bespannung erschossen lag. So jagten sich die verschiedenartigsten Eindrücke in jeder Secunde an Einem vorüber.“

Alle diese hier angeführten Scenen hielten uns jedoch nicht auf, weitere Nachrichten über den augenblicklichen Stand der Truppen und über die Verfassung, in welcher sie sich befanden, einzuziehen, gleichzeitig aber auch über Dasjenige, was sie über ihre eigenen Erlebnisse berichten konnten. Daraus ergab sich, daß die Verluste bei einzelnen Truppentheilen recht beträchtliche sein mußten, aber auch wiederum, daß die größeren Truppenverbände, welche sich im Gefecht aufgelöst hatten, durchaus noch nicht hergestellt waren; bei manchen Abtheilungen konnten wir nur darauf rechnen, daß dies erst am folgenden Tage geschehen würde. Ueber den Hergang der einzelnen Kämpfe erhielten wir zahlreiche Mittheilungen von den verschiedensten Seiten. Von den bereits unter uns eintreffenden Abtheilungen des 27. Regiments, deren wenige Officiere, die bei denselben noch gefechtsfähig geblieben, mir fast sämmtlich noch aus der Zeit, als ich beim Generalcommando des IV. Armeecorps in Magdeburg gestanden hatte, bekannt waren, erfuhr der Kronprinz interessante Einzelheiten über das Hin- und Herwogen des erbitterten Ringens im Walde von Masloved und über die zahlreichen Verluste, die Freund und Feind dabei erlitten hatten. Auch mit den Mannschaften unterhielt sich der Hohe Herr eingehend

und erwähnte später in seinem Tagebuche darüber: „Sie sagten wie aus einem Munde: ‚Daß Sie heute kommen sollten, das wußten wir Alle; wir hatten einen harten Stand im Walde bei Sadowa (Masloved), bis es auf einmal hieß: da kommt Er! da kommt Er! Nun ging Alles wieder gut — aber — es war hohe Zeit, daß Sie kamen!‘“

Zahlreicher waren selbstverständlich die Mittheilungen aus den Reihen der Garde, die unserer Armee angehörte, und in deren Mitte wir uns befanden. Erst hierdurch bekamen wir ein ungefähres Bild über den Verlauf ihres Kampfes in seinen Einzelheiten.

Zur Vervollständigung unseres Gesammtbildes der Schlacht, soweit dieses vorzugsweise die Thätigkeit unserer Armee umfaßte, möge Folgendes hier angeführt sein und eine Uebersicht bieten, die allerdings erst nach dem Kriege gewonnen werden konnte:

Nachdem die vordersten Abtheilungen der Garde Horenowes und Masloved in leichtem Gefecht genommen, hatten die inzwischen zurückgegangenen beiden österreichischen Corps des rechten Flügels, IV. und II., von denen ein großer Theil durch das Gefecht gegen die Division Franseckh im Swiepwalde bereits bedeutend mitgenommen war, die ursprüngliche Stellung, in der sie sich entwickeln sollten, von Chlum an bis zur Elbe, zwar annähernd erreicht, ohne jedoch der 1. Gardedivision wie östlich derselben dem VI. Corps bei deren weiterem Vorgehen einen Widerstand mit Aufbietung aller Kräfte entgegenzusetzen. Die sich entwickelnde Artillerie der beiden preußischen Corps zog das Feuer der zahlreichen österreichischen Batterien, die zum Theil in den Verschanzungen standen, auf sich, und fast unbemerkt gelangten die Garden bis an die Geschütz-Emplacements und an die Infanterie heran, so daß viele der überraschten Batterien ganz oder theilweise verloren gingen, während die sehr erschütterte Infanterie des IV. österreichischen Corps sehr bald das Feld räumte.

So gelangten Abtheilungen der Garde auch bis nach Chlum, welches durch Bataillone einer Brigade des III. österreichischen Corps (Appiano), das gegen Westen im Kampf gegen die Armee des Prinzen Friedrich Carl stand, besetzt war, während das Gros dieser Brigade in Folge des Geschützfeuers sich auf den mehr Deckung gewährenden südlichen Abhang zurückgezogen hatte. In Folge dessen fiel bei dem ebenfalls überraschend erfolgenden Eindringen von Abtheilungen der Garde in Chlum dieses Dorf in ihre Hände und wurde behauptet gegen das Gros der Brigade Appiano sowie andere Truppentheile, die sich in der Nähe befanden und die nach vergeblichen Versuchen, sich wieder in den Besitz desselben zu setzen, zum Rückzug gezwungen sahen.

Diesem Rückzuge folgten weitere Abtheilungen der Garde nach dem am Fuße der Höhe liegenden Rosberitz, sowie östlich und westlich desselben den Hang hinab bis in die Nähe der Chaussee Sadowa-Königgrätz, während andere Abtheilungen gegen Lipa und das zwischen diesem und Chlum gelegene Wäldchen vordrangen. Nach heftigem Kampfe wurde Rosberitz und späterhin auch Lipa genommen. Bei Rosberitz geriethen aber die daselbst zunächst noch ganz isolirt kämpfenden Abtheilungen der 1. Gardedivision in den Ansturm

bedeutender feindlicher Massen, deren Anwesenheit unten in der Ebene man bereits beim Erreichen der Höhe von Chlum bemerkt hatte.

Wie wir wissen, standen unten in der Mulde nahe an Rosberitz und Wsestar die Reserven der österreichischen Armee, das VI. und das I. Armeecorps, sowie zwei Cavalleriedivisionen. Diese, ebenso überrascht wie fast alle anderen bisher in Kampf mit der Garde gerathenen österreichischen Truppen, wandten sich zum Theil von selbst, zum Theil auf Befehl des Feldzeugmeisters Benedek, der die gemeldete Wegnahme von Chlum nicht eher glauben konnte, bis er sich selbst davon überzeugt hatte, wobei das auf nahe Entfernung erhaltene preußische Infanteriefeuer seinem Stabe Verluste beibrachte und ihn theilweise zersprengte, nunmehr gegen die bis hierher vorgedrungenen Abtheilungen. Zunächst waren es Cürassiere und Ulanen, die sich den westlich von Rosberitz vorgegangenen Compagnien entgegenwarfen, dabei aber trotz aller Tapferkeit erlagen, im vernichtenden Feuer des Zündnadelgewehrs zusammenbrechend. Dann wurden die gesammten Stellungen der preußischen Truppen mit einem Hagel von Granaten aus mehr als hundert Geschützen überschüttet, und Massen auf Massen der österreichischen Reserven, trotz des Blutbades, welches die Batterien der Garde, nachdem diese die Höhe von Chlum erreicht hatten, anrichteten, drangen vor und nöthigten die geringe Zahl der Vertheidiger, Rosberitz aufzugeben. Und weiter stürmten sie die Höhen hinauf, — doch hier wurde ihnen Halt geboten. Oberstleutnant Graf Walbersee von den Gardefüsilieren pflanzte die Fahne seines Bataillons in die Erde: „Weiter gehen wir nicht! Hier wollen wir sterben!“ — und alle Mannschaften der verschiedenen Regimenter leisteten hier den letzten, entscheidenden Widerstand, in den nun auch die eintreffende Avantgarde des I. Armeecorps eingriff. In dem Augenblick, als sich der Commandeur des ostpreußischen Jägerbataillons beim Generalleutnant Hiller von Gärtringen meldete, fand dieser durch eine Granate den Heldentod auf dem Platze, auf welchem er und seine Division sich mit unvergänglichem Ruhm bedeckt hatten.

Der Schlußact des Kampfes an dieser Stelle war nach dem Zurückströmen der österreichischen Angriffscolonnen die Wiedernahme von Rosberitz, an welcher sich nun das I. Corps, Garde und sogar der rechte Flügel des VI. Corps betheiligten.

Unter dem Schutze der Anstrengungen, welche die feindlichen Reserven unter großen Verlusten zur Wiedernahme von Chlum machten, war es inzwischen den gegen die Armee des Prinzen Friedrich Carl kämpfenden österreichischen Corps gelungen, ihren Abzug durchzuführen, den ihre Artillerie noch in opfervollem Verweilen in den alten Stellungen deckte, so daß dieser Abzug nicht sogleich von den an der Bistritz gegen sie im Kampf gewesenen Streitkräften bemerkt wurde. Endlich schlug auch für diese die Erlösung aus der schwierigen Lage, in welcher sie sich seit dem Vormittage befunden und in der sie dem feindlichen Feuer in bewunderungswürdiger Weise Stand gehalten hatten.

Der Befehl zur Verfolgung wurde gegeben, von allen Seiten setzten sich auch hier die Truppen in Bewegung. Hierbei kam es noch zu den berühmten

großen Cavalleriegefechten, indem sich die österreichischen Reiterdivisionen, um die theilweise bereits ungeordnet zurückgehenden Infanteriemassen zu decken, mit größter Tapferkeit den verfolgenden Truppen entgegenwarfen. Als auch sie dem allgemeinen Rückzuge folgen mußten, vermehrten sie im Zurückjagen vielfach die Auflösung der sich in einander drängenden verschiedenen Corps.

Dazu trat nun aber auch noch der Rückzug der beiden vom linken Flügel der Oesterreicher abziehenden Corps, der Sachsen und des VIII. Corps. Sr. Königl. Hoheit dem Kronprinzen von Sachsen war mit seinen Truppen durch den Armeebefehl Benedek's von der vergangenen Nacht eine Aufstellung links vom X. Corps an der Bistritz auf dem Höhenzuge von Tresowitz und Popositz angewiesen worden. Zum Glück für die österreichische Armee erkannte Kronprinz Albert die große Gefahr, welche der Aufmarsch seiner Truppen in dieser Linie für die gesammte Armee hatte, indem alsdann die Elb-Armee das Defilee von Nechanitz geöffnet fand. Hier ihren Uebergang über die Bistritz nehmend, hätte sie sich ungestört in der linken Flanke und fast im Rücken der österreichischen Aufstellung zu entwickeln und dem Gegner auch hier den Rückzug zu verlegen vermocht. Auf Antrag des Kronprinzen gestattete Benedek das Zurückziehen der Sachsen auf die nicht unbeträchtlich sich erhebende Höhe von Problus, wodurch auf dem linken Flügel — rechts im Anschluß mit dem X. Corps, links rückwärts gestützt durch das in Reserve befindliche VIII. Corps — das sächsische Corps den Abschluß der gesammten Entwicklung bildete. In dieser Stellung war der Kampf aufgenommen und längere Zeit mit Erfolg durchgeführt worden, bis die Elb-Armee immer mehr durch die deckenden Wälder von Hradek die linke Flanke umfaßte, der dagegen unternommene Offensivstoß scheiterte und auf den Höhen von Chlum bereits preußische Truppen erschienen. Unter diesen Umständen mußte Kronprinz Albert auch hier den Rückzug antreten, welcher in der allgemeinen Richtung auf Königgrätz bezüglich die in der Nähe der Festung hergestellten Uebergänge, erfolgen sollte. So drängten sich von allen Seiten die zurückströmenden Truppen nach der Chaussee Sadowa-Königgrätz zusammen, so daß in die abfluthende Menge die Granaten von drei Seiten einschlugen. Am wirksamsten mußte aber nun in Folge seines Vormarsches das Erscheinen des VI. Corps an dieser Chaussee sein.

Dieses Corps hatte von der Trotina an mit Abtheilungen des II. österreichischen Corps zu kämpfen gehabt, war aber in fast ununterbrochenem Vorschreiten geblieben und hatte sich dabei nach und nach der Ortschaften Sendrasitz, Nedelist und Lochenitz bemächtigt, trotzdem es nur drei Brigaden stark war, schließlich auch einen Theil der österreichischen Armeegeschützreserve zum Abzug gezwungen und, indem das II. österreichische Corps seinen Widerstand nicht auf das Aeußerste fortsetzte, sondern frühzeitig auf das andere Elbufer abzog, Wsestar an der großen Straße erreicht, sowie Sweti, während Abtheilungen seines äußersten rechten Flügels Rosberitz streiften. Auch ihm war, wie der Garde, bei diesem Vorgehen eine größere Zahl von Geschützen in die Hände gefallen. Von den Abhängen, die sich von Chlum nach Tweti hinziehen, fandten die Geschütze des schlesischen Armeecorps ihre Tod und

Verderben bringenden Geschosse in die sich stauenden Massen, während von Wsestar und längs der Chaussee die Zündnadelgewehre seiner Infanterie ihre vernichtende Wirkung ausübten.

Schließlich waren die beiden äußersten Flügel der preußischen Armeen nach Durchführung der geplanten Umfassung des Gegners bis auf etwa zweitausend Schritt nahe gekommen, die Umfassung selbst hatte somit ihren Abschluß erreicht, und innerhalb des jetzt von ihr umschlossenen Raumes mußte, da die Abtheilungen der verschiedenen Armeen die bisher eingeschlagenen Richtungen im Verfolg ihrer Einzelkämpfe beibehielten, eine Vermischung der Truppentheile stattfinden, die eine geregelte Führung zunächst nicht mehr gestattete. —

Allerdings waren durch diese unglücklichen Abzugsverhältnisse, namentlich aber auch durch die doppelte Umfassung die österreichischen Heerestheile in einem ganz anderen Grade durcheinandergerathen, so daß man ihren Zustand theilweise als den einer völligen Auflösung bezeichnen kann. Aber zwischen diesen durcheinandergerathenen Massen und den Verfolgern hatte die arg mitgenommene österreichische Artillerie in bewunderungswürdiger Bravour eine Widerstandslinie gebildet, deren Stärke wesentlich mit Veranlassung wurde, daß preußischerseits eine weitergehende Verfolgung nicht mehr zum Ausdruck gelangte.

Dies ist in großen Zügen der weitere Verlauf der Schlacht, aber — wiedergegeben in der Art und Weise, wie derselbe erst mit der Zeit durch die Berichte und demnächst durch kriegsgeschichtliche Darstellungen zur Kenntniß gelangt ist.

An jenem Abend des denkwürdigen 3. Juli aber auf der Höhe von Chlum war man in unserem Obercommando noch nicht in der Lage, diese hier erwähnten Einzelheiten in ihrem vollen Umfange und in ihrer richtigen Gestalt zu übersehen.

Wir hatten wohl die Gewißheit, einen großen Sieg errungen zu haben, unterschätzten ihn jedoch in seinen Ergebnissen auf dem Schlachtfelde selbst[1]).

Wir hatten ferner die Ueberzeugung, daß unsere Armee nicht bloß die I. Arme aus schwieriger Lage erlöst, sondern auch die schließliche Entscheidung herbeigeführt hatte, aber keine Kenntniß, inwieweit die Elb-Armee an dem Kampfe betheiligt gewesen war. Ob die jenseits der Mulde an der Höhe von

[1]) Am Abend des Schlachttages schätzte man den Verlust des österreichischen Heeres in unserem Stabe auf etwa 20 000 Mann und 50—60 Geschütze. Bereits am folgenden Tage stellte er sich bedeutend höher heraus, und thatsächlich belief er sich (nach den Angaben in dem bereits erwähnten Werke des Herrn Oberst von Lettow) einschließlich des sächsischen Corps auf 1372 Officiere und 42 988 Mann. Außerdem fielen 188 Geschütze, mehrere Fahnen (5?) und eine sehr bedeutende Zahl von Armeefuhrwerken in unsere Hände. Der Verlust der drei preußischen Armeen bezifferte sich insgesammt auf 359 Officiere und 8794 Mannschaften, von denen (nach Angabe unseres Generalstabswerkes) 82 Officiere und 2183 Mann auf unsere II. Armee entfielen, beinahe die Hälfte davon aber auf die 1. Garde-Infanteriedivision.

Problus und weiter östlich zu erblickenden Truppen dieser oder der I. Armee angehörten, entzog sich zunächst noch unserer Beurtheilung.

Angesichts aber der langen im Feuer befindlichen Geschützlinie gewannen wir den Eindruck eines im Wesentlichen jedenfalls geordneten Rückzuges des Gegners und hatten keine Ahnung davon, in welcher Auflösung sich die Masse seines Heeres befand.

Wohl wußten wir von unserem eigenen VI. Corps, daß es in siegreichem Vorgehen im Laufe des ganzen Tages gewesen war, aber es fehlte uns jeder Anhalt, wie gerade dessen Vorgehen zersetzend in den Abzug des Feindes eingegriffen hatte.

Die Befehle zur Verfolgung waren an das V. Corps und die Cavalleriedivision Seitens des Obercommandos rechtzeitig ertheilt worden; inwieweit die übrigen Corps unserer Armee zu einer solchen verfügbar waren, vermochten wir nicht zu übersehen bei der Heftigkeit des stattgefundenen Kampfes und bei der Vermischung der Truppenverbände nicht bloß in unserer eigenen Armee, sondern auch mit denen der I. Armee.

Ueberdies war man der Ansicht, daß auch die befohlene Verfolgung Angesichts der Haltung der feindlichen Artillerie, der eben erwähnten Vermischung und in Anbetracht der bald hereinbrechenden Dunkelheit sehr bald wohl zum Stehen kommen würde.

Aehnliche Eindrücke haben auch im Großen Hauptquartier vorgeherrscht; vielfach machte sich in demselben der Eindruck geltend, daß der Abzug des österreichischen Heeres zum großen Theile bereits über die Elbe stattgefunden habe und die Batterien desselben ihr Feuer theilweise schon vom jenseitigen Ufer her auf uns richteten.

Unter diesen Eindrücken wurde um 6½ Uhr der vom General von Moltke unterzeichnete Befehl ausgegeben:

„Morgen wird im Allgemeinen geruht, und werden nur die zur Bequemlichkeit und Wiedervereinigung der Truppen nöthigen Märsche ausgeführt. Die Vorposten gegen Josefstadt sind von der II. Armee, gegen Königgrätz von der I. Armee zu stellen, und ist vom Truppencorps des Generals der Infanterie von Herwarth, soweit dies möglich, eine Verfolgung des wesentlich in Richtung auf Pardubitz zurückgegangenen Feindes auszuführen. Die Garde-Landwehr-Division ist direct auf Chlumetz zu dirigiren.

Bei Königgrätz, den 3. Juli 1866, gez. von Moltke."
6½ Uhr Abends.

Dieser eben erwähnte Befehl ist, wie ich heutigen Tags vermuthe, uns etwa um 7 Uhr Abends auf der Höhe von Chlum zugegangen. Der mir bekannte Hauptmann von Wienskowski vom Stabe des Generalcommandos des I. Armeecorps überbrachte ihn uns. Die betreffenden Weisungen für die Armeecorps wurden erlassen und gingen denselben durch Adjutanten des Obercommandos zu; sie trugen den Zusatz, daß unser Hauptquartier sich in Horenowes niederlassen werde. Dieser Befehl wurde, als er beim General

von Steinmetz eintraf, die Veranlassung, daß auch hier die vom Kronprinzen für das V. Corps angeordnete Verfolgung zum Stehen kam.

So war nun auch der Augenblick gekommen, daß wir endlich unseren bisherigen Aufenthaltsort verlassen konnten. Zunächst drängte es Se. Königl. Hoheit selbstverständlich, dem Sieger des Tages, Seinem Königlichen Vater, auf dem Schlachtfelde selbst noch seine Meldung abzustatten. Wo der Allergnädigste Herr aber sich zur Zeit befand, war uns unbekannt; nur wußten wir aus einzelnen Mittheilungen, daß Se. Majestät mit den dem Feinde gefolgten ersten Abtheilungen der Armee des Prinzen Friedrich Carl vorgeritten sei, jetzt also sich möglicher Weise in der Gegend von Rosnitz aufhalten könnte.

Der Kronprinz verfolgte daher die Richtung über Rosberitz, die große Straße entlang zunächst auf Wsestar. In ersterem Dorfe brannten noch einige Gehöfte. In demselben wie zu seiner Seite zeigten die massenhaft umherliegenden Todten und Verwundeten von der Heftigkeit des hier stattgefundenen Kampfes. Zu unserer Ueberraschung sahen wir auch Mannschaften mit gelben Achselklappen — also vom VI. Corps — hier liegen; wir hatten gar keine Ahnung davon, daß der rechte Flügel desselben hier in das Gefecht eingegriffen hatte, glaubten denselben viel weiter nach links hin annehmen zu müssen. Ein verwundeter Officier, den der Kronprinz ansprach, war vom 51. Regiment. Der Hohe Herr erkannte in ihm den Hauptmann Lieber, einen seiner früheren Untergebenen, als Er noch das 11. Regiment commandirte. Auch den tapferen Major von Erckert vom 2. Garderegiment zu Fuß, der auf einem Johanniterwagen bei uns vorbei transportirt wurde, sahen wir hier; er war so schwer verwundet, daß er nur mit Mühe einige Worte, kaum vernehmbar, zu sprechen vermochte. In Rosberitz begab sich der Kronprinz auf wenige Augenblicke in das Bauernhaus, in welchem Prinz Anton von Hohenzollern verwundet lag. Als Er wieder heraustrat, erzählte der Hohe Herr, tief ergriffen, in welcher rührenden Weise der junge Prinz seine Freude über den Sieg ausgedrückt und wie begeistert er vom Kampfe, dem er zum Opfer gefallen, und seinen Erlebnissen gesprochen habe. Die Hoffnung, daß der tapfere Hohenzollernsproß, den Alle liebten und schätzten, die ihn kennen gelernt hatten, wiederhergestellt werden würde, sollte sich leider nicht erfüllen; wenige Tage später hauchte er in Königinhof, wohin er transportirt wurde, sein junges Heldenleben aus.

Wir irrten nun weiter umher; bald trafen wir auf Truppen des II. Armeecorps, die der Kronprinz, als früherer commandirender General desselben, hier auf dem Schlachtfelde mit besonderer Freude begrüßte. Einzelne Officiere wollten Se. Majestät vor Kurzem in einiger Entfernung gesehen haben, aber nirgends konnten wir eine bestimmte Auskunft erhalten, wo sich der Allergnädigste Herr zur Zeit befände. Wohl hieß es dann und wann: „Vor einer Viertelstunde ist Er hier gewesen" oder: „Vor einer halben Stunde haben wir Ihn mit der Großen Suite nach Problus zu reiten sehen," jedenfalls mußten wir lange umher reiten, bis auch wir endlich in weiter Entfernung eine größere Zahl Reiter entdeckten, die unverkennbar die Begleitung Sr. Majestät bildeten.

Welchen Weg wir über das Schlachtfeld hierbei genommen haben, vermag ich nicht mehr anzugeben. Jedenfalls ritten wir Anfangs über Wsestar vor, woselbst wir einige zwanzig feindliche Geschütze, darunter das einzige, welches die Sachsen an diesem Tage verloren, bereits zu einem kleinen Park aufgefahren vorfanden; späterhin, glaube ich, verfolgten wir den Weg von Rosnitz entweder auf Stresetitz oder Langenhof. Unweit letztgenannten Ortes fand das Zusammentreffen mit Sr. Majestät statt; es mochte gegen 8 Uhr sein[1]).

Was lag zwischen dem letzten Abschiede des theuren Monarchen und seines geliebten Sohnes für eine bedeutungsvolle Zeit! Worte vermögen es nicht zu fassen, aber unvergeßlich wird bis an das Ende jedem Anwesenden jener Augenblick bleiben, in dem der Königliche Vater und Sein Sohn mit Thränen in den Augen sich umarmten und der Kronprinz die Hand küßte, die ihm Preußens höchsten Kriegsorden, den Orden Pour le mérite, überreichte.

Dieser Orden war dem Kronprinzen schon früher, und zwar für die Siege am 27. und 28. Juni, verliehen worden. Doch fand hier eine völlige Ueberraschung statt, da bisher hiervon keine Nachricht zu uns gelangt war; erst späterhin ergab sich, daß das betreffende Telegramm, welches die Verleihung anzeigte, in österreichische Hände gefallen war.

Der Wortlaut des Telegrammes war folgender:

„Victoria! Dank Dir, Deinen herrlichen Truppen! Wiederhole dem V. Corps, General Steinmetz, Deinen schon ausgesprochenen Dank in Meinem Namen und sage dem Gardecorps für seine unübertreffliche Bravour Meinen Königlichen Dank, und wie durch dasselbe Meine Abschiedsworte so schnell in Erfüllung gegangen seien. Ich gehe morgen zur Armee über Görlitz. Ich verleihe Dir den Orden Pour le mérite. gez. Wilhelm."

Se. Königl. Hoheit hatte dann noch eine längere Besprechung mit Sr. Majestät, welcher hierbei auch seine Bitte, dem General von Steinmetz den Schwarzen Adlerorden zu verleihen, gewährte, auch auf seinen Vorschlag der heutigen Schlacht die Bezeichnung: Schlacht von Königgrätz beilegte. Wir fanden inzwischen Gelegenheit, uns mit unseren Bekannten aus dem Großen Hauptquartier zu begrüßen und unsere Erlebnisse auszutauschen.

Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne hatten diese denkwürdige Zusammenkunft beleuchtet. Se. Majestät begab sich von hier nach Horsitz, während wir die Richtung nach Horenowes, der für uns bestimmten Ortschaft, einschlugen. Wir durchquerten zuerst das ebene Gelände, wo zwischen bereits biwakirenden Truppen das weite Todtenfeld sich erstreckte, auf dem die heftigen Zusammenstöße der beiderseitigen Reiterei stattgefunden hatten. Dann, bei bereits einbrechender Dunkelheit, erkletterten wir von Rosberitz aus die Höhen östlich Chlum. Die Wege konnten wir jetzt nicht mehr be-

[1]) Die meisten Darstellungen geben nach meiner Ueberzeugung den Ort des Zusammentreffens viel zu weit südlich an. Ich betrachtete mir das Gelände damals genau, um eine kleine Skizze zu entwerfen, und hatte den Eindruck, daß wir uns halbwegs zwischen dem brennenden Problus und Chlum befanden, und zwar auf der von Langenhof nach Stresetitz sich erstreckenden Wiese. Indeß kann ich mich auch irren und das Zusammentreffen südlich Stresetitz erfolgt sein.

nutzen, da zahlreiche Wagen mit Verwundeten, vorgeholte Munitionscolonnen und Gefangenentransporte diese vollständig ausfüllten. So mußten wir im Dunkeln, in dem uns die noch flammenden Gehöfte verschiedener Dörfer zur Orientirung dienten, querfeldein im Schritt, oft einzeln hinter einander reitend, uns unseren Weg suchen. Irre ich nicht, so gelang es erst hinter Masloved, eine ordentliche Communication zu benutzen.

In Horenowes endlich, um 10½ Uhr Abends, glücklich angelangt, fanden wir in dem Ort außer vielen Verwundeten eine große Zahl Gefangener und eine Abtheilung des Regiments 27 (von der I. Armee) vor. Für den Kronprinzen wurde noch ein leeres Haus ausfindig gemacht, in welchem Er mit seiner Umgebung auf Stroh sich niederließ. Wir Anderen sahen zu, wie wir am besten unterkamen. Fürst Wied, Mischke und ich geriethen dabei in ein Haus, bei dessen Betreten uns ein penetranter Fuselgeruch entgegen schlug; es schien eine Boutique oder Schnapsniederlage zu sein, in welcher mehrere Fässer zerschlagen waren; die Bewohner waren entflohen; nur in einem Zimmer befand sich ein todter österreichischer Infanterist. Allerdings war der Geruch geradezu betäubend; dennoch, müde von den Strapazen des Tages, waren wir froh, überhaupt ein Unterkommen gefunden zu haben, und belegten die Räumlichkeiten mit Beschlag. Wie wir am anderen Tage erfuhren, war es mehreren Herren von unserem Stabe nicht so geglückt: sie hatten im Freien die Nacht zugebracht.

Noch ungünstiger sah es mit der Verpflegung aus; der in den Feldflaschen von Königinhof mitgenommene Cognac war längst ausgetrunken, zu essen hatte es den ganzen Tag auch nicht das Geringste gegeben, und unsere in Königinhof zurückgelassene Bagage wie der prinzliche Küchenwagen konnten erst im Laufe des nächsten Tages eintreffen. Alles, was der gesammte Stab an Eßbarem besaß, bestand in einem großen, runden Schwarzbrot, welches Hauptmann von Notz, bei unserem nächtlichen Ritt auf einen unternehmenden Marketender stoßend, von diesem für einen harten Thaler erstanden hatte. Die eine Hälfte des Brotes wurde dem Kronprinzen und Seiner persönlichen Umgebung überlassen, die andere Hälfte theilten wir uns in der Weise, daß Jeder sich mit dem Finger ein kleines Stück herausbrechen durfte.

Die Anstrengungen des Tages, die Abspannung nach den erlebten Aufregungen, vor Allem wohl aber auch die von Alkohol durchzogene Luft, in der wir athmeten, ließen mich und meine beiden Genossen sehr bald in tiefen Schlaf versinken nach kurzem Dankgebet an den Allmächtigen und einem innigen Gedenken an die Unseren in der Heimath.

Se. Königl. Hoheit der Kronprinz aber hat die Aufzeichnung der Ereignisse jenes denkwürdigen 3. Juli in seinem Tagebuche mit den Worten beschlossen:

„Ich fühlte, daß heute für Preußen einer der bedeutungsvollsten Tage eingetreten war, und bat Gott, den König und seine Räthe zu erleuchten, damit auch die richtigen Folgen für Preußen und Deutschlands Heil und Zukunft daraus erwüchsen!"

Und der Allmächtige hat dies erfüllt!

Die großen Mächte.

Ein Rückblick auf unser Jahrhundert.

Von

Max Lenz.

[Nachdruck untersagt.]

Erster Theil.

I.

Unter den kleineren Arbeiten Ranke's hat von jeher die Bewunderung seiner Verehrer vor anderen die Abhandlung gefunden, welche er unter dem Titel: „Die großen Mächte" an der Spitze des zweiten Bandes seiner „Historisch-politischen Zeitschrift" veröffentlichte (1833). Er schrieb sie auf der Höhe seiner Kraft, nicht lange, nachdem er aus Italien heimgekehrt war, und als er bereits an der „Geschichte der Päpste" arbeitete, dem Buche, das, indem es die Summe seiner bisherigen Studien zusammenfaßte, ihn zugleich auf das Feld der neueren und neuesten Geschichte hinüber führte. Es ist eine Schrift von sehr geringem Umfange, kaum vierzig Seiten in den „Gesammelten Werken", in die Ranke sie 1872 aufnahm, aber von einem Gewicht des Inhalts, daß selbst seine Meisterhand kaum etwas Aehnliches geprägt hat. Denn sie bildet — er selbst hat es so bezeichnet — sein Arbeitsprogramm, von dem zur Zeit des Neudruckes erst ein Theil vollendet war; ein göttliches Geschick, das wir Epigonen niemals genug preisen können, hat dem Meister noch die Jahre geschenkt, um es ganz zu erfüllen; bis über sein achtzigstes Jahr, bis zu dem Moment, da er die Weltgeschichte begann, die sein Lebenswerk krönen sollte, hat er über diesen Problemen gesessen. Nicht bloß die Preußische Geschichte und Alles, was er über das 18. Jahrhundert und das Zeitalter der großen Revolution geschaffen, ist in jenem Essay keimartig enthalten, sondern mit den Epochen Ludwig's XIV. und König Wilhelm's III. auch die Hauptcapitel seiner Französischen und Englischen Geschichte, und damit ihre Grundgedanken überhaupt. So gleicht jene Abhandlung der Knospe in dem Moment ihrer Entfaltung, da sie uns bereits Formen und Farben ihres köstlichen Inhaltes verräth.

Nicht durch Zufall steht sie in jener Zeitschrift und an so hervorragender Stelle. Denn sie schließt sich genau den Gedanken und dem Zwecke an, welche Ranke mit jenem Organe verfolgte. Er schrieb sie, wie alles Andere darin, als Publicist, mit der ausgesprochenen Absicht, das Parteileben der Gegenwart zu beeinflussen und seine Landsleute durch den Anblick der Historie, durch eine geklärte Einsicht in das Wesen und Wollen der politischen Macht zu einer maßvollen Auffassung der deutschen Politik und ihrer Aufgaben zu erziehen. Er meinte darum noch nicht den Principien der objectiven Forschung und der universalen Auffassung untreu zu werden, hoffte vielmehr beides, unverfälschte Erkenntniß und politische Wirkung mit einander verbinden zu können: die reale Anschauung wollte er den Theorien entgegensetzen, welche allenthalben die Oberhand hatten und Historie und Gegenwart in einander verwirrten; durch die bloße Macht der Erkenntniß hoffte er sie zu stürzen.

Von den Bedürfnissen des Tages und den Tendenzen des inneren Staatslebens stammten alle diese Doctrinen ab: je nachdem ihre Vertreter zu den constitutionellen Theorien standen, färbte sich ihnen die allgemeine Politik und mit ihr die Vergangenheit, aus der sie wieder die Argumente für ihre Auffassung der Gegenwart herleiteten. Vor diesem Gegensatze, der ihnen die Welt in zwei feindliche Lager zu theilen schien, die einander wie Licht und Finsterniß bekämpften, verschwanden ihnen alle Unterschiede, welche Natur und Geschichte zwischen Staaten und Nationen aufgerichtet hatten, und sie, die doch gerade die deutsche Eigenart vertreten und die Selbständigkeit der Nation entwickeln wollten, gefielen sich darin, undeutsche Gedanken nachzubilden und fremde Institutionen auf den Boden der Heimath zu übertragen. Es war, wie Ranke sagt, eine Scholastik schlimmer als die der mittleren Jahrhunderte, die doch nur beschäftigt gewesen sei, die intellectuelle Welt ihren Distinctionen zu unterwerfen. Diese neue Scholastik hingegen sei bemüht, die reale Welt nach ihren Schulmeinungen einzurichten.

Ihren Abstractionen will er die wahre Theorie entgegensetzen, welche, wie ihr Begriff sage, mit *Anschauung* gleichbedeutend sei: den Anblick der *Macht* unmittelbar, die „individuelle Physiognomie", die sie je nach Lage, Ursprung und Umfang und ihrem eingeborenen Genius gemäß annimmt, die Bedingungen ihres Wachsthums und ihrer Existenz, den Kreis ihrer Interessen, und darunter das oberste Bedürfniß, dem alle anderen dienen müssen — „der Sicherheit, des Rechtes und des Gesetzes, der ungehinderten Entfaltung aller Kräfte, der Stärke nach innen und außen".

Unter diesem Gesichtspunkt verstehen wir, weshalb die auswärtige Politik im Vordergrunde der Ranke'schen Historie stehen mußte. Nicht, wie man ihm so oft nachgesagt hat, aus einer besonderen Vorliebe für die auswärtige Politik an sich und für die Technik der diplomatischen Geschäfte, aus einem Mangel an nationalem Empfinden, oder aus Unverständniß für die socialen und wirthschaftlichen Probleme, und weil er die Bedeutung der Masse, des Zuständlichen, Durchschnittlichen übersehen und Alles nur auf die Persönlichkeiten, auf die Wortführer in den Haupt- und Staatsactionen zurückgeführt habe; als ob Ranke solchen Forderungen jemals untreu geworden wäre und nicht viel mehr in

jedem seiner Werke auch das innere Gefüge der Macht in allen ihren Organen und bis in ihre Wurzeln, von den materiellen Bedingungen her bis in die feinste Veräftelung des geistigen Lebens aufgedeckt hätte: sondern weil es das oberste Interesse der Macht ist, ihr Selbst zu behaupten, und weil nur im Kampf, „der der Vater aller Dinge ist", in dem Ringen um den Boden, um Luft und Licht und Einfluß, um die Palme des Sieges die „moralische Energie", die in jedem Staate lebt, sich kräftigen und behaupten und das Princip eines jeden, ja das Leben der Nationalität, dem er entstammt, selbst bestehen kann. „Das Maß der Unabhängigkeit gibt einem Staate seine Stellung in der Welt; es legt ihm zugleich die Nothwendigkeit auf, alle inneren Verhältnisse zu dem Zwecke einzurichten, sich zu behaupten. Dies ist sein oberstes Gesetz."

In dem grauen Einerlei der Theorien, die der große Historiker bekämpfte, war der Begriff des Staates starr und einförmig geworden; Ranke's Anschauung verleiht ihm Kraft und Farbe, Lebensfülle und Ursprünglichkeit. Ueberall entdeckt er Mannigfaltigkeit und Entwicklung, eine Fülle der Analogien, denn auf dem gleichen Grunde alter Civilisationen erwuchs die europäische Staatenwelt, aber daneben wieder tausendfache Besonderheiten; statt der leeren Abstractionen der Doctrinäre Individualitäten, geistige Wesenheiten, alle verwandt und dennoch unabhängig, rivalisirend, ja oft im Kampf um das Dasein mit einander begriffen. Denn die Eigenart, das Princip, welches alle ihre Organe und jede Lebensäußerung durchwaltet, will eine jede von ihnen behaupten, alle ihre Kräfte, Stärke nach innen und außen entfalten. Vor diesem tiefsten Instincte müssen die Gemeinsamkeiten, wie eng sie auch die Staaten mit einander verknüpfen mögen, zurücktreten; den Bündnissen selbst, welche die Mächte mit einander eingehen, liegt er zu Grunde, und er bildet die Grenze für jede Freundschaft. Die Universalität aber, welche Ranke als das Princip seiner Forschung anstrebt, wird durch diese Auffassung der Macht geradezu hervorgerufen und bedingt, als die Form, in der sie sich allein darstellen kann; erst in seinem welthistorischen Zusammenhang wird Alles, was gelebt hat, das Kleinste wie das Größte, ganz sichtbar: so wie die Objectivität, die Ranke als den Grundsatz seiner Methode in Anspruch nimmt, nur das Mittel ist, dessen er zur Erlangung seines Zieles bedarf, der lebendigen Anschauung der Vergangenheit als des Bodens, der die Gegenwart und alle Zukunft trägt.

Von diesen Gedanken wird, wie jede Zeile, die Ranke für seine Zeitschrift schrieb, so auch jene Abhandlung getragen, welche nahezu den Kern und die Summe seiner Lebensarbeit enthält. Die letzten anderthalb Jahrhunderte hat er darin zusammengefaßt, seit der Epoche, da die fünf großen Mächte, in deren Händen die Geschicke Europa's ruhen, sich ausbildeten und im Kampf oder im Bündniß einander gegenüber traten. Von der Höhezeit Ludwig's XIV., um 1680, nimmt er den Ausgang. Es waren die Jahre, da der große König dem Welttheil die Gesetze gab, stark durch seine militärische Macht und mehr noch durch Bündnisse und Politik; rings um seine Grenzen breiteten sich ihm befreundete Mächte oder ohnmächtige Gegner aus, und durch eine zweite Kette von Alliirten, Schweden und Polen, die Magyaren und die Türken, hielt er

die Mächte des Ostens von einander getrennt und in Schranken. Der Höhepunkt der bourbonischen Monarchie und zugleich ihre Krisis: wie sie sich zur Katastrophe unaufhaltsam entwickelt hat, stellt Ranke, wie er selbst sagt, „in flüchtigen Zügen", mit überwältigender Kraft, wie wir hinzusetzen dürfen, vor Augen. Der Wendepunkt tritt ein, als England, das Ludwig ganz in der Hand gehabt, sich seinen Gegnern, die ihn vergebens bekämpft, zugesellt. So schließt sich die Kette um sein Reich, die er in zwei Kriegen umsonst zu zersprengen droht. Zu der nämlichen Zeit wird der Osten umgestaltet: Oesterreich, Rußland und endlich auch Preußen treten als die neuen Mächte auf den Platz, und mögen sie nun Gegner Frankreichs werden oder Neutrale oder selbst, wie die jüngste Großmacht unter dem großen Friedrich, ihre Bundesgenossen, ihre Stärkung bedeutet in jedem Fall einen Rückgang Frankreichs. Denn vor ihnen verschwinden jene Zwischenmächte, die es seit Jahrhunderten im Norden und Osten zur Verfügung gehabt hatte: an Schwedens und Polens Stelle tritt Rußland und bald neben ihm Preußen, dazu noch das neue Oesterreich, als Donaustaat keine ältere Macht als jene beiden; baut es sich doch erst auf den Trümmern der magyarischen Rebellion und der Türkenherrschaft im Paschalik Ofen auf: mit einem Schlage sind die Bundesgenossen Frankreichs im Osten beseitigt. Von den neuen Mächten eng und enger umschlossen, nach zwanzigjährigen Kämpfen überwunden und tief erschüttert, fällt die Monarchie Ludwig's XIV. an den Knaben, der ihm folgte: noch immer ein Staat, anspruchsvoll und gefürchtet, von unruhigem Ehrgeiz beseelt und von jenen im Osten aufstrebenden Mächten eifrig umworben; aber die dominirende Stellung seiner Krone ist dahin, und immer pressender drängt sich ihm der älteste, furchtbare Feind, England, „dem die Adern strotzen von jugendlicher Kraft", zur Seite. Es war noch dieselbe Monarchie, die unter dem großen König den Welttheil beherrscht hatte: keine Provinz war verloren gegangen, vielmehr ward eine neue gewonnen; und wenn nicht der Staat, so war doch die Nation reicher, rühriger, um sich greifender geworden als je; nicht bloß ihre Sprache und alle Formen ihrer Cultur hatte sie über die Welt ausgebreitet, sondern auch die Erzeugnisse ihrer Kunst und ihres Gewerbfleißes drangen überall hin und verbreiteten, wie tief auch die socialen Gegensätze bleiben mochten, Wohlstand in allen ihren Provinzen. Aber die veränderte Weltstellung, die Erhebung der Nebenbuhler schränkte den Staat ein und verhinderte ihn, die Kräfte der Nation, die er vertrat, und von der er doch keinen Eingriff in seine Rechte duldete, frei zu entfalten. Es nützte ihm nichts, daß jetzt Spanien, noch kürzlich sein größter Feind, sein Schicksal an das seine band, daß alle bourbonischen Höfe sich eng an einander schlossen; weder das Bündniß mit der aufstrebenden preußischen Kraft noch die Schwenkung zu Oesterreich hin wollten helfen, und ganz umsonst war es, daß er, von der eigenen Nation stürmisch angefeuert, die amerikanische Freiheit ins Leben führte: immer stärker und anmaßender wurden die Rivalen, immer ohnmächtiger er selbst; er mußte die Theilung Polens geschehen lassen und den Angriff auf die Türkei, zu dem sich Katharina und Joseph vereinigten; selbst seine alte Clientel, die deutschen Fürsten suchten fortan Schutz unter Preußen; weder am Rhein noch in

Holland konnte er seinen Freunden helfen. Man sieht, wie streng von Ranke in dieser Schilderung der Gesichtspunkt der auswärtigen Verhältnisse festgehalten ist. Auch die Revolution sucht er unter ihm zu begreifen: Ursprung, Ausbruch, Verlauf derselben und die Reaction dagegen empfangen daher ihr Licht: die Nation will durchsetzen, worin der Staat, in dem sich ihre Kraft zusammenfaßte, gescheitert war; sie zersprengt ihn darum selbst und wirft sich in den Kampf, der schon gegen sie heranwogt: Macht tritt auf gegen Macht: immer neue Kräfte strömen, mehr noch aus der Tiefe der Nationen als aus dem Machtkreise der europäischen Cabinette, hinzu: in der Zerrüttung, der Auflösung aller Dinge steigen neue Formen ans Licht, bis die Riesenkraft, die sich aus der empörten Nation erhoben, nach weltverwandelnden Kämpfen aufs Neue gebändigt und das System der Mächte, der fünffache Areopag hergestellt ist, der fortan die Geschicke Europa's lenken soll. So im knappesten Umriß der Inhalt dieses wundervollen Essays, durch den der junge Meister „einige Irrthümer über den Bildungsgang der modernen Zeiten, die sich fast allgemein verbreitet haben, zu erschüttern und den Weltmoment, in dem wir uns befinden, deutlicher und unzweifelhafter, als es gewöhnlich geschehen mag, zur Anschauung zu bringen hoffte".

Daß er damit einer Illusion nachgegangen war, hat er bald genug erkannt. Niemand verstand ihn: die Liberalen schalten auf den Reactionär, und die Romantiker, mit seinem alten, galligen Gegner Heinrich Leo an der Spitze, wollten von diesem Conservativen nichts wissen. Auch die Mitarbeiter stellten sich nicht ein, so daß er zwei Drittel seiner Zeitschrift, über tausend Seiten, selber schreiben mußte; spärlicher wurden die Hefte und die Abonnenten, und über den zweiten Band ist sie überhaupt nicht hinaus gekommen. Fortan trat Ranke bei Seite und ließ den Strom des Geschehens an sich vorüber rauschen, ohne je wieder in ihn hinab zu steigen oder auch nur mit einem Wort seine Welten lenken zu wollen; nur mit ein paar Denkschriften, die er auf den Wunsch des Freundes, Edwin Manteuffel's, für seinen König schrieb, hat er noch in die praktische Politik eingegriffen. Er wollte nichts mehr sein als der Professor, Lehrer und Forscher, und überließ den Theoretikern, welche die Forschung und die Politik mit einander vereinigten und diese durch jene erleuchten und fördern wollten, das Feld. Sie haben es lange behauptet. Noch im Jahre 1850 konnte in einem damals viel gelesenen Buche aus der Heidelberger Schule, in Karl Hagen's „Geschichte der Neuesten Zeit" die jüngste Vergangenheit ganz nach dem Schema, dessen Nichtigkeit Ranke in seiner Zeitschrift und seitdem bereits in classischen Werken dargethan hatte, geschildert werden: Liberalismus und Reaction, gesetzmäßige Freiheit und bureaukratische Willkür, Einheit und Individualisirung, das Drängen der Völker nach dem Lichte freier, weiser, humaner Institutionen und die Tendenz der Regierungen, ihre Unterthanen in dem kümmerlichen Halbdunkel absolutistischer Cabinetspolitik und kirchlich-feudaler Bevormundung zu erhalten — nach so leeren Abstractionen wird darin die Geschichte Europa's im 19. Jahrhundert erzählt, mag es sich nun um Spanien oder Polen, Griechenland oder England, um Italien, Deutschland, Rußland oder Frankreich handeln. Und

das Alles fand den Beifall der Menge und ihrer Führer, die es völlig verlernt hatten, die Vergangenheit wie die Gegenwart anders als unter den Schattenbildern ihrer politischen Scholastik zu begreifen. Alle Parteien hatten sich in dem Gestrüpp dieser Distinctionen verfangen; nur daß sie mit den Bezeichnungen wechselten, je nach dem Standpunkt, den sie einnahmen, und dort Finsterniß, Auflösung und das Ende aller Dinge sahen, wo die Anderen Licht und Freiheit, nationale Macht und Erlösung der Menschheit erblicken wollten.

Auch die Schüler Ranke's glaubten bereits ihren Meister überwunden zu haben. In jenen Jahren hat der Größte unter ihnen, Heinrich von Sybel, in einer akademischen Rede ein Facit aus der neueren deutschen Geschichtschreibung gezogen, worin er seinen Lehrer zum alten Eisen wirft. Er geht darin aus von dem Gegensatz der Regierung und der Regierten, den er unter allen Staatsformen, Monarchie und Republik, Aristokratie und Demokratie, legitimer und revolutionärer Verfassung, als den durchgreifenden ansieht, d. h. im Grunde genommen von demselben Gegensatz, den die von Ranke bekämpften Theorien immer eingenommen hatten, und den er selbst nur etwas abschwächt. Indem er dann Ranke auf die Seite der ersteren stellt und ihm Schlosser als den Vertreter der populären Kritik entgegensetzt, vindicirt er sich selbst die Stellung in der Politik und Geschichte, in der staatsmännisches Urtheil und nationales Empfinden wahrhaft verbündet seien. Er nimmt also für die neuere Richtung ungefähr das in Anspruch, was Ranke als das Princip seiner Forschung aufgestellt hatte: eine über den tiefsten Gegensatz der Parteien und Verfassungsformen hinausreichende Auffassung des Staatslebens; wobei er denn freilich wieder den wärmsten Eifer für seine eigenen nationalen und konstitutionellen Ideale zeigt und fordert und seinem Lehrer vorwirft, daß ihm das allgemein Menschliche, das einfach sittliche Urtheil vor der technischen Erwägung durchgängig in den Hintergrund trete. Die kritische Methode sei noch dieselbe, wie sie von Niebuhr und Ranke gelehrt worden; das Neue liege durchaus in der veränderten Stellung des Autors zum Staate; hier offenbare sich der allgemeine Fortschritt in dem Bewußtsein der Nation, größere Klarheit und intensivere Kraft des Gefühles, praktische Mäßigung und eingehende Sicherheit des politischen Urtheils, positive Wärme und freier Blick in der sittlichen Auffassung. Im frohen Ausblick auf diese Zukunft der deutschen Historie sieht Sybel sogar zum ersten Mal — über Ranke hinaus und in der Richtung der „gesunden, zugleich behaglichen und stolzen Stimmung" Macaulay's — einen festen, den verschiedensten Persönlichkeiten gemeinsamen, den mannigfaltigsten Stoffen sich anpassenden historischen Stil in der Ausbildung begriffen. Als Beispiel dafür wird uns Mommsen's „Römische Geschichte" genannt, und als die Bahnbrecher der neuen Epoche neben ihm und Duncker J. G. Droysen und Häusser, Gervinus und Höpfner, ja, man muß lächeln, auch Pertz mit seinem „Leben Stein's", Waitz und Giesebrecht.

Heute hat sich dies Bild wesentlich verschoben. Nicht bloß seine früheren Rivalen, auch die Schüler Ranke's sind vor dem alten Meister in den Schatten getreten. Wer liest noch die Rotteck, Leo, Schlosser, deren Bücher in den

dreißiger und vierziger Jahren mit immer neuen Auflagen den deutschen Markt beherrschten, die Treitschkes des vormärzlichen Deutschlands! Wie Guizot's und Lamartine's Bücher in Frankreich, als Meisterwerk des historischen Stils und des historisch-politischen Urtheils wurden von unseren Vätern Dahlmann's „Zwei Revolutionen" begrüßt; heute weiß jeder Student, wie dürftig darin die Forschung und wie ungeschichtlich die Auffassung ist. Auch die Lieblingswerke des liberalen Deutschlands aus der Zeit der Revolution und der Reaction, wie die „Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts" von Gervinus oder Rochau's „Geschichte Frankreich's", stehen gleich jenen ruhig auf ihren Regalen. Wer holt sie noch herunter, es sei denn der Forscher, der sich aus ihnen die Gedanken, welche ihre eigene Zeit beherrschten, gegenwärtig machen will? Wenigstens für seine historisch-politische Anschauung wird Niemand bei ihnen Belehrung suchen wollen. Und wer unter den Gelehrten wird sich noch die Mühe geben, sie zu widerlegen oder zu corrigiren? Sogar Häusser's „Deutsche Geschichte", nach Inhalt und Darstellung eins der besten Bücher jener Richtung, das in der Epoche unserer Einigungskämpfe in Jedermann's Händen war, beginnt dies Schicksal zu theilen; auch die Forschung darf es schon bisweilen ignoriren. Ja wir würden dies selbst bei Sybel's classischem Werke über die Revolutionszeit eher wagen dürfen als bei den Büchern, die Ranke ihr gewidmet hat, an denen noch Niemand, der irgend einen Moment aus der Geschichte der Revolution oder Napoleon's behandelte, ungestraft vorüber ging[1]). Jene Andern haben ihren Ruhm dahin. Er hat so lange gewährt, als der Antrieb, dem sie dienten, anhielt, die Wirkung auf die politischen Meinungen, die Sehnsucht der Nation nach ihrem Staate: heute ist ihr Ideal, die Einheit des, wenn auch kleinen Deutschlands unter Preußens Führung erfüllt, aber ihr Einfluß auf die Schätzung der Vergangenheit ist in dem gleichen Maße gesunken, und der alte Meister hat eine späte Rechtfertigung gefunden.

Doch darf man nicht sagen, daß Ranke den Idealen deutscher Macht und Einigkeit abhold gewesen, oder daß seine Objectivität mit Gleichgültigkeit identisch gewesen wäre, da er vielmehr mit seiner Zeitschrift dem Fortschritt der nationalen Idee selbst dienen wollte. Denn das in der That ist der Anspruch, den er erhebt: „Eine uns eigene, große, deutsche Aufgabe haben wir zu lösen: den echt deutschen Staat haben wir auszubilden, wie er dem Genius der Nation entspricht." Und gerade dahin zielt der Vorwurf, den er seinen Gegnern macht: daß sie Theorien nachjagen, die auf fremder, französischer Erde erwuchsen und der Entwicklung wie dem Wesen, dem Genius der deutschen Nation widerstreben. Nur die Analogien in den Verfassungen und Zielen der europäischen Nationen erkennt er an; wolle man aber die Interessen der Fürsten

[1]) Als jüngstes Beispiel hierfür nenne ich die Schrift von Adalbert Wahl über die Notabelnversammlung von 1787 (Freiburg i. Br. 1899), worin Ranke's Arbeit darüber von Seiten der Auffassung wie der Quellen und ihrer Kritik über Alles, was sonst in Frankreich und Deutschland erschien, gesetzt wird. Das Gleiche gilt von meinen eigenen Studien zu jener Epoche, z. B. der Abhandlung über Marie Antoinette im Kampf mit der Revolution, welche ganz an die Formulirung des Problems durch Ranke anknüpft und nur in seiner Lösung und Weiterführung neue Wege sucht.

allenthalben den bourboniſchen, die Intereſſen der Völker dem Intereſſe der franzöſiſchen Revolution gleichſetzen, ſo ſei das ein ungeheurer, der Wahrheit der Dinge ſchnurſtracks zuwider laufender Irrthum. Er ſcheut ſich nicht, ſeine Abſichten den Tendenzen zu vergleichen, die das geiſtige Leben der Nation in dem vergangenen Jahrhundert durchdrangen; ſo wie die deutſche Philoſophie, Poeſie und Kunſt, alle wiſſenſchaftlichen Erwerbungen unſerer großen Männer, Alles, was dem Deutſchen einen Namen mache, im Gegenſatz gegen Frankreich ausgebildet und gelungen ſei, müſſe man ſich auch auf dem Gebiete des ſtaatlichen Lebens von dem franzöſiſchen Einfluß befreien. Nicht daß er romantiſch-reactionären Formen das Wort redete: „Stehen bleiben: es wäre der Tod; nachahmen: es iſt ſchon eine Art von Knechtſchaft; eigene Ausbildung und Entwicklung: das iſt Leben und Freiheit.“ Anerkennung des Beſtehenden und des Veränderten, der neuen Mächte, in denen ſich unter dem Druck der Weltverhältniſſe die Nation zuſammengefaßt hat, Beſeitigung der unleugbaren und augenſcheinlichen Mängel und der kleinlichen Reibungen, die zum Theil erſt durch die Einführung der fremden Ideen entſtanden, Ausbildung gemeinſamer Inſtitutionen, vorzüglich ſolcher, welche die Kraft und Einigkeit der Nation, ihre wirthſchaftliche und ihre militäriſche Stärke verbürgen, Alles aber auf dem Grunde eines Gemeingefühls, das zwiſchen den Regierenden und den Regierten wie zwiſchen den Mächten ſelbſt vorwalten, jeden Einzelnen ergreifen und alle Theile der Nation in freiwilliger Einheit zuſammenfaſſen müſſe: das ſind die Ziele, die Ranke der deutſchen Zukunft damals geſetzt hat. Zwei Wege ſieht er dahin offen: den einen, daß man die äußerſten Principien, die uns überdies aus der Fremde kommen, ergreife; es ſei der Weg der Revolution: den anderen, daß man an den Principien feſthalte, auf denen unſere Verfaſſungen nun einmal beruhen, ruhig und geſetzlich ihre Mängel zu heben, ihre Uebelſtände zu verbeſſern ſuche, und alſo den deutſchen Staat ſeiner Natur gemäß entwickle. Eine praktiſche Tendenz, die es aufs Neue offenbart, wie nahe ſich in Ranke's Geſchichtsauffaſſung Hiſtorie und Politik berühren und wie ſehr auch er darauf bedacht war, aus der Vergangenheit die Gegenwart zu begreifen und die Aufgaben der Nation zu entwickeln. Denn wie ſelbſtändig und in ſich gegründet das Leben des Staates ſein möge, iſt er ihm doch nur eine Modification der Nationalität ſelbſt, ein Stück ihres Weſens, deſſen er ſich nicht entäußern kann. Sie iſt der Mutterſchoß, aus dem ſich die Formen erheben, welche die Welt einnehmen, aus dem ſie Leben ſchöpfen, ſolange ſie beſtehen, in den ſie zurückſinken, wenn ihre Zeit erfüllt iſt; und in unabläſſiger Umbildung, ſchaffend und empfangend, iſt ſie ſelber begriffen: raſtlos ſtrömt die ewige Fluth. „Es ſind Kräfte, und zwar geiſtige, Leben hervorbringende, ſchöpferiſche Kräfte, ſelber Leben, es ſind moraliſche Energien, die wir in ihrer Entwicklung erblicken. Zu definiren, unter Abſtractionen zu bringen ſind ſie nicht; aber anſchauen, wahrnehmen kann man ſie; ein Mitgefühl ihres Daſeins kann man ſich erzeugen. Sie blühen auf, nehmen die Welt ein, treten heraus in dem mannigfaltigſten Ausdruck, beſtreiten, beſchränken, überwältigen einander; in ihrer Wechſelwirkung und Aufeinanderfolge, in ihrem Leben und Vergehen, in ihrer Wiederbelebung, die dann

immer größere Fülle, höhere Bedeutung, weiteren Umfang in sich schließt, liegt das Geheimniß der Weltgeschichte"[1]).

Wer kann verkennen, daß das Bild des heutigen Deutschlands in seinen Grundzügen immer noch mehr den Ideen Ranke's entspricht als den Theorien, die er bekämpfte, daß er also, wie die Vergangenheit, so auch die Zukunft richtiger gedeutet hat als seine Gegner? Der Weg der Revolution, welcher die Eigenmacht der deutschen Staaten zerstören und die Kraft der Nation in dem parlamentarisch regierten Einheitsstaat zusammenfassen wollte, hat sich als ungangbar erwiesen, und in der freien Vereinigung der particularen Gewalten unter sich wie mit dem Geist und Willen der Nation beruht die vorwaltende Idee, das Princip des neuen Reiches. Sollen wir es darum noch nachträglich bedauern, daß unsere Entwicklung den Umweg durch die Revolution und so viel Streit und Leidenschaft hat nehmen müssen, um nicht viel weiter zu gelangen, als wohin Ranke sie auf dem Wege friedfertiger Reform und gegenseitigen Nachgebens geführt sehen wollte, und am Ende glauben, das Alles sei unnöthig gewesen, man wäre schon von selbst dahin gekommen, wenn man sich nur das ruhige Urtheil bewahrt und die Einsicht in die historischen Bedingungen und Bedingtheiten erlangt hätte? Eine Auffassung, die nur zu häufig und auf den verschiedensten Gebieten das Urtheil der Historiker wie der Politiker zu verwirren pflegt. Aber nichts wäre verkehrter. Denn wir würden damit nur derselben Illusion verfallen, der Ranke unterlag, als er mit seinem Worte, seiner Feder die Wogen des öffentlichen Lebens zu glätten hoffte. So gewiß wie Preußen den Beruf gehabt und erfüllt hat, das neue Reich zu gründen, so sicher ist es, daß es niemals dahin von sich aus gelangt wäre, hätte sich nicht in der Nation, von allen Richtungen her jenes gestaltlose Sehnen erhoben, welches, wie unklar und verschieden es sich offenbaren mochte, doch in dem Gedanken, das deutsche Wesen zu entwickeln, Kraft und Stärke, Ebenbürtigkeit neben den anderen großen Nationen zu erringen, gipfelte und in Aller Herzen glühte. Heute vergessen wir nur zu leicht, was wir den Wortführern unseres Volkes in seinen Kämpfen um die Einheit verdanken, und mit welcher Wucht die nationale Bewegung gegen die bestehenden Gewalten drängte. Wir schelten Jene Träumer und Idealisten, weil nicht alle ihre Ideen gereift sind, unter der Ungunst der Zeiten verkümmern mußten, und in der Dankbarkeit gegen die Männer, welche das preußische Schwert geschmiedet und geführt haben, übersehen wir, daß erst die Gluth der deutschen Idee dazu gehörte, um es recht zu härten, und daß König Wilhelm und seine Paladine als Gegner der deutschen Bewegung erzogen und im Kampfe gegen sie ihr Werk begonnen haben. Sie wollten die Macht behaupten, in deren Vertheidigung sie und ihre Vorfahren groß geworden, an die das eigene Interesse, ihre Ehre und ihre Stellung in der Welt sie geknüpft hielten. Wohl war es nöthig, die geschlossene Kraft dieses Staates an die Lösung der nationalen Aufgabe zu setzen, weil nur so der Widerstand der Kleinstaaten überwältigt und der Rivalität der großen Mächte Trotz geboten werden konnte. Aber das nächste Ziel ihrer

[1]) Die großen Mächte, H. P. Z. Bd. II, S. 49.

Politik war für Preußens Staatsmänner doch eben nur die Behauptung der angeborenen Macht; selbst der Gedanke an die preußische Hegemonie wurde erst unter dem Druck der deutschen Idee in ihnen lebendig; und sie mußten erst selbst von der nationalen Strömung ergriffen werden, ehe sie ganz an die Stelle der Männer treten konnten, die ohne Macht und wohl von manchem Vorurtheil der Theorie beherrscht, aber auch ohne Selbstsucht im Vorkampf für des Vaterlandes Freiheit, Macht und Ehre gestanden hatten. Beides war nöthig, um das neue Deutschland hervorzubringen, der particulare Eigenwille und die mit den liberalen Ideen verbündete überwallende Sehnsucht der Nation nach ihrem Staate: in ihrem Sich-abstoßen und -Anziehen, ihrem Ringen und Sich-finden hat sich die deutsche Entwicklung vollzogen. An jeder Stelle des neuen Reiches wird dieser Doppelcharakter seines Ursprungs sichtbar, und die Aufgaben, die ihm für das kommende Jahrhundert gestellt sind, werden sich alle an jenem Punkte treffen. Hier finden auch Ranke's Schüler, die ihren Meister verließen und ihre Muse in den unmittelbaren Dienst der nationalen Idee stellten, ihre Rechtfertigung. Mochten auch die Kämpfe des Tages, in denen sie als die Führer voranstritten, ihr Urtheil befangen machen, dennoch zeigte sich der Wille, der sie beseelte, blind wie er war, allein im Stande, die Wege anzuzeigen und zu eröffnen, auf denen die Nation ihrer Macht und Einheit stürmisch entgegendrängte. Wir Nachgeborenen aber haben wahrlich wenig Ursache, auf unsere bessere Einsicht in die Bedingungen historischen Wachsthums stolz zu sein, da wir ja selbst nicht durch eigene Kraft, sondern nur wieder durch die Macht der Thatsachen, die historische Entwicklung dahin gelangt sind. Das Reich mußte gegründet sein, ehe der Sinn für die Wirklichkeit, das rechte Augenmaß für die Realitäten auch der Vergangenheit gegenüber neu erwachen konnte. Das Verdienst daran hat mehr noch Bismarck als Ranke selbst. Solange die Nation im Kampfe für ihre höchsten Güter stand, mußte die objective Historie zurücktreten; als der Sieg erfochten war, kam sie von selbst hervor. Die Leidenschaften haben sich gelegt, und so können wir wieder Gerechtigkeit üben.

Uebrigens hat Ranke selbst, so wenig er am Kampfe theilnahm (Herkunft, Alter und Entwicklung hielten ihn davon fern), das relative Recht der Theorie niemals bestritten. Nur daß er ihr die Historie, die Realitäten selbst nicht unterwerfen wollte, auf deren Erkenntniß seine Leidenschaft, die aus den höchsten Sphären der Religion und der Philosophie ihre Nahrung sog, ganz gerichtet war. An ihrem Orte, in ihrem Kreise hat er die Theorie auch als Publicist und in seiner Zeitschrift immer anerkannt, so wie jede andere Erscheinung, als Theil der schaffenden Kraft, als eine Woge im Strom. So hat er auch Heinrich von Treitschke aufgefaßt, den Jüngsten und Genialsten jenes Kreises; das meinte er, als er den ersten Band seiner „Deutschen Geschichte" mit den Worten aufnahm: „Welch ein Buch! — Aber es muß auch solche Bücher geben!" Keine größeren Gegensätze fürwahr als diese beiden Söhne des Albertinischen Sachsens, die dann Preußen und die Historiographen unseres Königshauses geworden sind — der Eine durch die Abtrennung seiner Landschaft von der Heimath, die er damals vielleicht, wie seine Landsleute

zumeist, schmerzlich empfunden hat; der Andere, indem er sich persönlich losriß, als Emigrant, im schroffen Bruch mit seinen Freunden und dem Vater selbst, weil er die Erfüllung seiner hohen Träume, die Wiedergeburt des großen Vaterlandes von dem Staate seiner Wahl erhoffte; als wäre noch das Blut des alten Emigrantengeschlechtes in ihm lebendig geblieben, dem er entstammte. Ranke blieb Historiker auch als Publicist; ja, er ward es sogar von dem Nebengedanken geleitet, daß er damit die beste Gelegenheit finde, die Geschäfte, die Lage, die Interessen der gegenwärtigen Welt kennen zu lernen: weil er, wie er einem Freunde schrieb, just bis dahin in seinen bisherigen Studien gekommen sei, wo die neuen anfangen würden; er wollte und konnte die Gegenwart gar nicht anders begreifen, als wäre sie schon Geschichte. Heinrich von Treitschke dagegen blieb in jeder Zeile auch seiner „Deutschen Geschichte" der Publicist, als der er auf den Schauplatz getreten war; der Wille, unmittelbar auf das Urtheil und die Ziele der Nation einzuwirken, leitete die Wahl seiner Stoffe wie seine Forschung und färbte jedes Wort seiner Darstellung. Nie hat ein Deutscher glänzender und hinreißender den historischen Griffel geführt, aber die mächtige Phantasie seiner Künstlernatur entfaltete ihre Schwingen erst in dem Sturm der Leidenschaft, die diese starke Seele füllte. Haß und Liebe waren die Kräfte, die ihm dienten. Weil er mit seinem ganzen Selbst an den Kämpfen betheiligt war, die er schilderte, und die sein eigenes Geschick tiefer, persönlicher als jedes andere trafen und gestalteten, darum bildet seine Geschichtschreibung den Höhepunkt einer Richtung, für die der praktische Antheil an der Politik das oberste ihrer Interessen war. So ist er der Herold, der Prophet des neuen Reiches geworden, in dem sich der einst so stürmisch überschäumende Andrang der nationalen Idee mit der particularen Eigenmacht auseinandergesetzt und verbunden hat, und recht ein Typus unseres Jahrhunderts selbst.

II.

Denn was ist für unser Zeitalter charakteristischer als das Einströmen der die Nationen in ihren Tiefen bewegenden Elemente in die überlieferten Formen des Staates, der sich ihnen anpassen oder den Kampf um sein Dasein mit ihnen beginnen muß! Eine Entwicklung, von der noch kein Ende abzusehen ist. Mehr als je wird die Gegenwart von diesem Princip getragen. Ueberall drängen Nationalitäten heran und fordern einen Platz an der Sonne, die noch vor Jahrzehnten wie erstorben schienen. Wer hätte es je gedacht, daß die Vlamen in dem der französischen Cultur so ganz überlieferten Belgien sich wieder regen und so trotzig und erfolgreich in Staat und Gesellschaft ihre Art durchdrücken würden? Oder daß der catalanische Particularismus, wie in den früheren Jahrhunderten so oft, sich noch einmal gegen die Castilianer auflehnen könnte? Oder daß ein Volkssplitterchen wie die Lithauer in unserer ostpreußischen Ecke ihre Nationalität, die erst in der Studirstube, der Retorte gleichsam deutscher Professoren wieder sichtbar geworden war, bei den Wahlen zu unseren Parlamenten zur Geltung bringen würden? Nirgends ist der Kampf heftiger entbrannt als dort, wo

der Staat bereits auf eine Nationalität ganz gegründet ist und diese gegenüber den fremden Elementen, die ihm eingefügt sind, zur Geltung zu bringen trachtet, wie in Rußland, in Ungarn und bei uns selbst. Dürfen wir aber darum prophezeien, daß die Mächte, in denen die verschiedenen Nationalitäten noch ungeweckt und friedfertig bei einander leben, diesen Zustand des Gleichgewichts auf immer behaupten werden? Noch sind die Vereinigten Staaten tolerant, und so sind auch die englischen Colonien eine Freistatt für alle Völker und Religionen geblieben. Aber dabei vergessen unsere angelsächsischen Vettern doch niemals, daß ihre Herrschaft auf ihr Volksthum gegründet ist, und daß sie bei ihrer Politik der offenen Thüren die Schlüssel in der Hand behalten müssen. Wir sehen es heute in Malta, wo Chamberlain die früher sich selbst überlassenen Eingeborenen durch Schule und Verwaltung in Englishmen verwandeln will, und in Südafrika, wo er, nachdem ihm das Experiment bei den Buren auf diesem Wege mißglückt ist, es mit Pulver und Blei ausführen möchte. Es sind die bedrohten Stellen, diejenigen, auf deren Behauptung ihre Weltherrschaft beruht, an denen sich die Engländer so zu sichern trachten. Denn wer sich noch ungestört im Besitz der Herrschaft fühlt, hat es leicht, tolerant zu sein. Und bisher ist ja das „Greater Britain" noch immer Wahrheit geblieben, sowie auch in Nordamerika das angelsächsische Element kaum gehemmt vorwärts schreitet; von seinem Genius geprägt sind in Staat und Gesellschaft die Lebensformen, welche beide Hemisphären erfüllen und ihm immer neue Tausende unterwerfen. Jedoch auch die Duldsamkeit der Yankees macht bereits vor den Chinesen Halt, und aller Edelmuth, den einst die Nordstaaten dafür aufwandten, um das Joch der Sklavenhalter zu zerbrechen, hat nicht verhindern können, daß heute der Haß gegen die Niggers in seiner alten Erbarmungslosigkeit immer von Neuem aufflammt, allen Principien der bürgerlichen Freiheit zum Trotz, die einstmals nach der Legende von dem jungfräulichen Boden der Republik her die Alte Welt erleuchtete, und obgleich doch die Befreiten in Sprache, Sitte und Religion sich gerade dem herrschenden Stamm mit ängstlichem, leidenschaftlichem Wetteifer anzuschließen trachten. Erscheint es da so unmöglich, daß auch die anderen Nationalitäten der Vereinigten Staaten, die in Rasse, Sprache, Religion, Gebräuchen und Culturkraft so viel klaffende Differenzen zu den Yankees aufweisen, sich mehr und mehr von diesen scheiden und nach eigenen Lebensformen im Staat und der Gesellschaft Neu-Englands trachten könnten? An Platz dazu fehlt es nicht in den gewaltigen Gebieten zwischen den beiden Oceanen, und gerade die Expansion, in der wir heute die Macht der Republik, durchaus unter Führung der Anglicaner, begriffen sehen, könnte dazu dienen, im Innern den fremden Nationen Raum zu verschaffen: finden sich doch auf den eroberten Inseln Westindiens, bei den Weißen und den Schwarzen, eben die Elemente, welche den starrsten und unversöhnlichsten unter ihnen aufs Nächste verwandt sind. Noch freilich weichen die barbarischen Rassen vor dem Andrang der Cultur, die sich aus dem romanisch-germanischen Völkerkreise erhoben hat und bis heute in ihnen am stärksten pulsirt, überall zurück; zumal nach Osten hin, in die Bereiche des Islams und Buddha's, dringt unsere Kraft stürmischer vorwärts als je; die Geister des Orientes beginnen,

wie Ranke schrieb, vor denen des Occidentes zu erbleichen. Nur der Anschluß an die Formen unserer Civilisation, an Alles, was unsere Erfolge sichert, unsere sichtbare Stärke ausmacht, vermag jene Nationen vor unserer Umklammerung zu bewahren oder gibt ihnen doch eine gewisse Garantie ihrer Unabhängigkeit. Wer, wie die Hindu oder die Chinesen, dazu nicht fähig oder nicht willig ist, muß erliegen; wie die Geier auf das Aas, so stürzten sich die großen Mächte auf das Reich der Mitte, als der Angriff der Japaner seine Schwäche vor aller Welt bloßgelegt hatte. Ob aber diese Ohnmacht der gelben Rasse ewig dauern wird? Wie leicht unsere Machtmittel zu imitiren und zu erwerben sind, Industrie, Capital, Waffen und Waffenführung, Wissen und Intelligenz, hat uns ja das Auftreten Japans in dem Kreis der Mächte gezeigt, das in seiner Plötzlichkeit und Energie frappant an die Einführung Rußlands in die europäische Staatenwelt durch Peter den Großen erinnert. Das Innerste, der Genius der Nationen wird durch den Erwerb solcher Güter nicht tangirt; im Gegentheil, die eingeborene Energie und das Bewußtsein ihrer Kraft und Eigenart pflegen dadurch nur lebendiger zu werden, und ihr Gegensatz gegen ihre Lehrmeister eher vertieft als gemildert; es muß nur der Wille und der Ehrgeiz hinzutreten, der durch den Druck von außen am stärksten gestachelt wird. Solange nun die romanisch-germanischen Mächte, die heute rings um den Erdball herrschen, in jenen Regionen einig bleiben, mag die Gefahr, die so oft von der „gelben Rasse" her prophezeit ist, nicht so viel zu bedeuten haben, wie unermeßlich die Volkszahl und wie tiefgewurzelt die Culturen ihrer großen Nationen auch sein mögen. Der kritische Moment wird aber eintreten, wenn unsere Mächte dort den Kampf um die Herrschaft unter einander beginnen. Noch immer kam, wenn die Großen sich schlugen, der Schwache empor. Und das könnte dann vielleicht die Epoche werden, da auch das Colonialreich Altenglands die Probe seiner Kraft und Geschlossenheit ablegen oder gar das russische Zarthum seinerseits beweisen müßte, ob es die Völkerwelt, die ihm dient, durch die rastlose Energie seiner Politik dauernd beherrschen kann.

Wie eng und schattenhaft erscheinen uns in dem Lichte dieser weltumspannenden Bewegungen die Kategorien, in denen unsere Väter die Kämpfe ihrer Tage zu begreifen suchten! Vergebens würden wir sie in Formeln und Theorien einfangen wollen: so vielgestaltig sind ihre Erscheinungsformen wie die Geschichte der Nationen selbst, die von ihr ergriffen sind. Nicht einmal die sprachliche Abschließung ist unbedingt das Merkmal, an dem das Aufstreben einer Nationalität sichtbar wird. Jahrhunderte lang, und in wie furchtbaren Kämpfen, haben die Iren der Eingliederung in das englische Volksthum widerstanden, dem sie heute so schroff entgegenstehen wie je; aber die Sprache, in der sie ihrem Hasse Luft machten, ist längst die ihrer Bedränger geworden, und erst heute regt sich das Bestreben diesseits und jenseits der irischen See, das alteinheimische Idiom wieder zu Ehren zu bringen. Denn freilich wird die Sprache immer die Form sein, in der sich die Nationalität am deutlichsten zur Geltung bringt, das Gefäß, in dem sie sammeln kann, was ihr als die größten und theuersten ihrer Güter, als der reinste Ausdruck ihres Wesens erscheint. Auch Blut und Rasse, die natürlichen Grundlagen

des Staates, wie man sagt, die aber auch wieder nur auf politische Katastrophen fernster Jahrhunderte zurückweisen, sind nicht im Stande, diese Bewegung, die sich im Lichte unserer Tage vollzieht, begreiflich zu machen. Geschweige die wirthschaftlichen Bedingungen, welche die moderne Auffassung in den Vordergrund der historischen Kräfte stellen möchte. Worin unterscheiden sich die Mohammedaner und die Christen auf Kreta, welche jüngst vor Europa, das seine Schiffe wie zum Schauspiel an das Felsgestade der altberühmten Insel geschickt hatte, einen Act des Trauerspiels aufführten, dessen Peripetien seit Jahrhunderten ihre Geschichte erfüllen? Griechen nennen sich die Einen, Moslims die Anderen. Aber beide sind desselben Stammes, dem kaum ein Tropfen türkischen Blutes beigemischt ist. Wirthschaftlich ist ihre Lage fast die gleiche, und Barbaren sind sie Alle: nur der Glaube, die politische Gemeinschaft, die historische Tradition ist es, was sie trennt und untilgbaren Hader zwischen ihnen veranlaßt hat. Dies historisch-politische Gemeingefühl vornehmlich muß uns als die Macht erscheinen, welche die Völker wahrhaft in sich festigt und zusammenhält: wo es lebendig ist, wie in der Schweiz oder in Nordamerika, da schweigt auch heute noch der Kampf der Nationalitäten; wie ein inneres, erwärmendes Feuer ergießt es sich durch alle Glieder: in ihm liegt der Quell der „moralischen Energie", die das Princip jedes Staates ist; erst wenn es erkaltet, tritt die Erschöpfung und endlich die Todesstarre ein.

Doch ist es erklärlich, daß gerade die liberale Auffassung im Anfang unseres Jahrhunderts Geltung gewann und der Geist der Freiheit als der Engel galt, der die Wasser der Tiefe bewegte; verzeihlicher jedenfalls, als wenn man, wie es später Mode ward, das farbenprächtige Schauspiel in dem Grau in Grau materialistischer Theorien untergehen ließ. Denn in der That haben die Ideen der Aufklärungsepoche einen Theil der Kraft geliefert, welche die neuen Gewalten ans Licht brachte, als das Arsenal und die Werkstatt, aus denen die Führer der Revolution die Theorien entnahmen, welche sie als ihre Waffen und Hebel anwandten, um die alten Ordnungen aus den Fugen zu reißen. Aber nicht ihnen allein gehört das Jahrhundert. Von ihnen geweckt, dann aber im Gleichschritt mit ihnen, bald sie erreichend, oft überholend, und in jedem Fall von nachhaltigster Kraft, hat sich der Geist des Klerikalismus, der Geist der hierarchischen Jahrhunderte aufs Neue erhoben. Wie lange ist seine Kraft verkannt worden! Noch zu den Zeiten, da er seine Unbesieglichkeit längst bewiesen hatte und in beiden Hemisphären immer neue Erfolge errang, wurde er als ungefährlich bezeichnet oder in uns unbegreiflicher Verblendung mit Verachtung behandelt. Im Widerstand gegen die Revolution war er erstarkt, und die allgemeine Reaction brachte ihn hoch; aber auch die neuen Revolutionen, welche über Europa hinzogen und sich zunächst gegen ihn selbst richteten, konnten ihm nichts anhaben. Gerade durch sie vielmehr wurde er der hemmenden Schranken entledigt, und auf sich selbst gestellt, scheute er nicht mehr vor dem Bunde mit den liberalen Forderungen, ja mit der Revolution selbst zurück. Formen nahm er an, welche er ihren Principien entlehnt hatte, und die auch vom radicalsten seiner Gegner als solche anerkannt und gelobt

wurden. Alle Schlagworte des Jahrhunderts führten seine Diener im Munde, nannten sich die Kämpen für Wahrheit, Freiheit und Recht, schmiegten sich allen socialen Tendenzen des neuen Zeitalters an und begannen die neuen wissenschaftlichen Ergebnisse und Methoden selbst sich anzupassen und zu unterjochen. Hatten sie doch fürs Erste von dem Radicalismus weniger zu besorgen, als die Gemäßigten unter ihren Gegnern, weil sie sich der Trennungslinie zwischen dessen Idealen und den eigenen weit stärker bewußt blieben, und weil sie die Massen viel besser als alle ihre Feinde disciplinirt und in der Hand hatten.

Seit der Mitte des Jahrhunderts, seit der letzten der drei großen Revolutionen, welche den Continent erschüttert haben, hat diese dunkle Gewalt ihr Antlitz ganz enthüllt. Heute sieht Jedermann, wie tiefgewurzelt, wie weitverzweigt, wie unausrottbar der römische Geist in dem Gefüge unserer Nationen lebt. Nirgends zwar hat er neue Nationalitäten ins Leben gerufen, und da, wo er unbeschränkt herrscht, ist er am ohnmächtigsten: Verwüstung, Armuth, Zerrüttung breitet er dort um sich her; Alles, was in den Staaten, die ihm noch unterthan sind, lebensvoll ist, Antheil an dem allgemeinen Fortschritt, Reform und Macht für die eigene Nationalität anstrebt, steht ihm feindlich entgegen. Aber die überwundenen, die unterdrückten Nationen, mag er sie auch einst selbst dem Tode überantwortet haben, finden jetzt an ihm einen neuen Halt: was wären Polen und Irland heute, wenn er nicht den Bund mit ihnen geschlossen hätte! Anderswo ist er wenigstens als Ferment der Parteien mächtig geworden, und fast mehr noch gefürchtet: Belgien hat er mit ins Leben gerufen und hat dort noch heute die Führung; die vlämische Bewegung hat ihn nur mächtiger gemacht. Er hat neues Leben in Ländern gewonnen, wo er einst völlig erstickt schien: in Holland, England, Amerika und selbst ein wenig im skandinavischen Norden. Jedoch am stärksten ist er überall da, wo seine Partei in der Minorität ist: in Frankreich hat er sich aller Unterdrückung zum Trotz immer behauptet; weder die Revolution noch das Bürgerkönigthum, weder die Bonapartes noch die dritte Republik konnten ihm etwas anhaben. Und was hat er heute aus dem Vaterlande Martin Luther's gemacht! Politische Gebilde, die längst im Strom der Zeiten versunken schienen, hat er in unserer Nation, unter veränderten Formen freilich, ans Licht zurückgerufen. Oder hätte ein Zeitgenosse Arndt's und Dahlmann's glauben können, daß die inneren Grenzen des römischen Reiches deutscher Nation je wieder sichtbar werden könnten? Aber man lege einmal die Karte unserer Reichstagswahlen, nach der Confession gegliedert, auf eine Karte des alten Reiches aus seiner letzten Zeit, und man wird dessen Territorien, Fürstenthümer, Städte und alles Kirchengut bis auf die Dorfschaften genau mit ihren politischen und confessionellen Grenzen wiederfinden: gerade die Verfassung, die unsere Einheit am stärksten verbürgen sollte, das allgemeine gleiche und directe Wahlrecht hat sie wieder an den Tag gebracht. Und so hat der vielgestaltige Genius unseres Jahrhunderts nicht bloß zerstört und Neues geschaffen, sondern seine Kraft überall auch darin bewährt, daß er die Vergangenheit erweckte: es ist, als ob versunkene Continente aufs Neue aus den Fluthen

auftauchen wollten. In jedem Falle aber, mag nun der Fortschritt oder die Reaction die Triebkraft abgegeben haben, ist es Massenbewegung, Belebung der Tiefe gewesen.

Hierin liegt, wie Ranke's Scharfblick sofort erkannte, der größte Unterschied unseres Zeitalters zu dem achtzehnten Jahrhundert, und alle anderen sind ihm beschlossen. Wo der populäre Andrang gegen die Staatsgewalt einsetzt, der Wille der Masse, die allgemeinen Angelegenheiten den in ihr lebenden Instincten gemäß entscheidend zu beeinflussen, da beginnt das neue Jahrhundert. Haarscharf, bis auf Tag und Stunde, läßt sich der Einschnitt bezeichnen, der beide Epochen auseinanderriß. Am 5. Mai 1789, als Ludwig XVI. in Versailles die drei Stände seines Volkes aufrief, mit ihm die Reformen, die er im Sinne habe, zu berathen, war, für Frankreich wenigstens, das alte Jahrhundert abgelaufen: fortan war kein Aufhalten mehr: Umfang, Stärke, Wesen und Begriff der Macht wurden aus der Tiefe her verwandelt: Nation um Nation mußte auf den Bahnen nachfolgen, auf denen die französische vorangegangen war.

Der Gegensatz springt um so mehr in die Augen, je weniger die Staatsgewalt in der abgelaufenen Periode aus jenen Regionen her beunruhigt und in ihrer Bewegungsfreiheit beeinflußt worden war. Denn das ist es doch, was das Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus, wie man es gemeinhin nennt, ganz besonders kennzeichnet. Mit der Vollgewalt der Kronen selbst war es nicht einmal so weit her. Nicht bloß, daß es in der europäischen Familie noch Republiken gab, die, wie Venedig und Genua, immer noch eine gewisse Stellung in der allgemeinen Politik einnahmen: die Monarchien selbst blieben bis zuletzt von beengenden Schranken umgeben. In Polen und England hatten die Stände gerade jetzt die Gewalt vollends in die Hände bekommen; in Schweden, Dänemark und in manchen deutschen Territorien führten die Privilegirten noch lange das große Wort und bildeten oft fast Oligarchien; die französische Krone mußte gerade darum Hülfe bei den tieferen Schichten suchen, weil die oberen, mit denen sie sich in den Genuß der Macht getheilt hatte, alle ihre Reformabsichten hemmten; und selbst der preußische Soldaten- und Beamtenstaat blieb, so absolut der königliche Wille in ihm sein mochte, ganz wesentlich auf dem Adel als der führenden Classe basirt. Die Tendenz der Epoche freilich ging dahin, die Macht zu concentriren, und das Verfügungsrecht über Gut und Blut der Unterthanen hatten die Regierungen, im Princip wenigstens, in der Hand. Insofern aber bildet das achtzehnte Jahrhundert zu dem gegenwärtigen wohl eher eine Vorstufe als sein Widerspiel. Denn unvergleichlich viel stärker und bindender, als es je in den alten Monarchien der Fall gewesen war, faßt sich heute der Staatswille in seinem Centrum zusammen: in jedes Dorf, in jede Fabrik dringt er mit herrischem Anspruch ein, mag er sich in Republiken oder unter constitutioneller Decke, unter dem Zarthum oder unter dem Chalifat entfalten: Jedermann ist oder soll wenigstens von der Idee seines Staates durchdrungen und verpflichtet wie bereit sein, mit Gut und Blut, mit seinem Wohl und Wehe für das Ganze sich einzusetzen.

Der eigentliche Gegensatz jener Epoche gegen unsere Zeit liegt vielmehr in der Abtrennung des Staates von dem Körper der Nation. Wohl ist es auch hier die Aufgabe des Historikers, die innere Verbindung, in der beide dennoch zu einander stehen, aufzudecken: wie sich der Genius der Nation, das Leben, das in ihr pulsirt, die moralische Energie, die frühere Jahrhunderte in sie gelegt haben, in den Formen der politischen Macht und allen ihren Aeußerungen und Organen wiederfinden, hindurchschimmern und sichtbar werden, soll er schildern; und von hier aus bietet auch die Staatenwelt des achtzehnten Jahrhunderts, wie gleichförmig sie dem oberflächlichen Blick erscheinen mag, das Bild unendlicher Mannigfaltigkeit dar. Aber stets werden wir dabei auf die Tendenz der Gewalthaber stoßen, sich von den Stimmungen und dem Willen der Masse, über die sie gesetzt sind, und in die sie, wenn es ihnen gut dünkt, mit unbedingter Willkür hineingreifen, unabhängig zu erhalten. Je weiter das Jahrhundert vorwärts schreitet, um so mehr gelangt dies Princip zum Siege. Gebannt liegt die Tiefe, über der der Staat sich aufbaut, unfähig, so scheint es, sich zu regen, und jedem Einfluß von oben unterworfen. Macht ist dieser Zeit kaum etwas Anderes noch als die Summe ihrer Mittel: Geld, Soldaten, Bevölkerungsmenge und Provinzen: eine geschickt construirte Maschine, auf deren Räder und Stangenwerk der Ingenieur sorgsam zu achten hat, die er aber ergänzen, aufstellen und dirigiren kann, wie und wohin es ihm beliebt; wie man damals das Weltall und den Menschen selbst als einen kunstvollen Mechanismus erklären zu können wähnte: so wie Gott aus Natur und Geschichte, so ward der Genius des Staates aus seinen Formen hinausgetrieben.

Kaum weniger streng als gegen seine Folgezeit läßt sich das Jahrhundert der Aufklärung gegen das Zeitalter abgrenzen, das ihm voranging. Auch in diesem waren die Tiefen in stürmischer Erregung gewesen; ja, man darf billig fragen, ob nicht die Kraft der reformatorischen Ideen die Staaten und Völker noch viel stärker erschüttert und durcheinandergeworfen habe als die nationale Bewegung im neunzehnten Jahrhundert. Und so erscheint das achtzehnte Jahrhundert, eben die hundert Jahre, in denen die Mächte sich ausbildeten, welche die bourbonische Monarchie von ihrer alten Höhe verdrängten, wie eine Episode, eine Weltpause, in der die hohe Spannung der historischen Bewegung nur eben nachließ, um neue Ideen, neue Kräfte für ihren Fortgang zu entwickeln.

Nur scheinbar oder doch nur relativ nimmt England eine Sonderstellung ein. Denn man braucht nur auf die Stürme seiner Revolutionsjahre oder auf die inneren Kämpfe und Reformen, die es in unserm Jahrhundert durchmessen hat, zu blicken, um auch für diesen Staat in jener Zwischenperiode das gleiche Princip vor Augen zu haben. Gewiß, schon damals war die englische Nation mehr als andere an ihrem Staate interessirt, der seiner Idee nach auf ihrem Willen basirt war, und darum eben ging ihr inneres Leben in so viel höheren Wogen. Aber wie wenig bedeuten doch, um ein Beispiel zu nennen, die Kämpfe in der Kirche Englands zu dieser Zeit neben denen des siebzehnten Jahrhunderts! Selbst die methodistische Bewegung, die sich ganz

an die Massen wandte, drang, wie feurig und fortreißend sie auftrat, doch nur wenig über die Grenzen Altenglands hinaus. Dessen Kirche hat sie mit neuem Leben erfüllt, aber außerhalb der englischen Nation waren es höchstens die neuenglischen Colonien und die Kreise Zinzendorf's, in denen die sectirerische Religiosität eines Wesley und Whitefield Anklang fand; das protestantische Gemeingefühl, unter Cromwell und Jakob II. noch so mächtig, ließ sich von ihr nicht mehr erregen, und ihre Wirkungen erstreckten sich, wie die des deutschen Pietismus, weit mehr in die Sphäre des individuellen als in die des allgemeinen, politischen Lebens. Nicht anders ist es, wenn wir die von persönlich giftigem Hader und unverhüllter Selbstsucht ganz durchsetzten Fehden der parlamentarischen Coterien des damaligen Englands und ihrer literarischen Trabanten, eines Swift, Wilkes oder Junius, mit den tiefwühlenden Kämpfen und den umfassenden Programmen eines O'Connor oder Cobbet und der Chartisten vergleichen. Kurzum, maßgebend bleibt doch auch im englischen Staate der vornehme, französisch gebildete Adel, der die Krone nur noch stärker einschränkt als die Privilegirten des Festlandes die ihrigen, und der Abstand der Epoche Bolingbroke's von denen Cromwell's und Robert Peel's ist kaum weniger weit als der von Pope zu Milton und zu Byron.

Zwischen den Stürmen, welche Vor- und Nachwelt erschüttert haben, liegt das 18. Jahrhundert fast wie eine sanft bewegte See, über der sich ein heiterer Himmel wölbt, und in deren klaren Gewässern sich idyllische Gestade spiegeln; eine Atmosphäre des Behagens und der Daseinsfreude breitet sich mehr und mehr darüber aus; frohe Bilder des Friedens und irdischer Vollkommenheit tauchen auf, und von scheinbar nahen Ufern winken Palmenzweige und selige Gefilde hinüber: die Menschheit fühlt sich fast wie im Hafen.

Wirksam ward der Geist der Epoche zuerst auf dem Felde der auswärtigen Politik, in den Beziehungen der Staaten unter einander: als sich die religiösen Gegensätze nicht mehr in dem Maße der reformatorischen Epoche in den politischen Constellationen ausprägten, sondern das Haus Habsburg in beiden Linien gerade mit den freigewordenen Niederlanden und den deutschen Protestanten, danach auch mit England den Bund gegen Frankreich und seine meist katholischen Vasallen schloß. Das Princip der religiösen Einheit ward dabei doch festgehalten, und dort, wo diese bereits erreicht war, blieb sie ungebrochen, in dem stocklutherischen Schweden ebenso wie in den spanisch-italienischen Reichen. Wo man aber nachgab, wie in Deutschland, geschah es widerwillig und gezwungen oder, wenn aus freien Stücken, nur um Raum für die eigene Confession zu gewinnen: in diesem Sinne, im Gefühl der eigenen Schwäche, proclamirte Jakob II., wie einst Kaiser Julian, das Princip der Toleranz, als er darauf ausging, mit Roms Hülfe die Macht seiner Krone wieder aufzurichten, und ganz so speculirten, solange sie in England weilten, William Penn und die Seinen, die dann in ihrer neuen Heimath den Staat zwar freiließen, die Societät aber um so tyrannischer zu fesseln wußten. Vielfach wurde die kirchliche Einheit erst jetzt völlig durchgeführt; denn als Zuwachs der Staatsmacht ward sie überall betrachtet. So in Frankreich und in England: dort unter der Form eines Katholicismus, der sich um die Krone

und zunächst gegen Rom selbst zusammenschloß, hier unter Ausschluß der Papisten wie aller Dissidenten in der anglicanischen Kirche, der sich die Presbyterianer, wollten sie Antheil am Staate haben, eingliedern mußten. So auch in Oesterreich, das eben damals, als es Holland und England beistand, in Ungarn und allen seinen Erblanden, den alten Ueberlieferungen getreu, das Werk der Gegenreformation fortsetzte, um dadurch seinen vielgestaltigen Besitz zu verklammern. Bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts dringt der römische Glaube auch im Deutschen Reiche auf den gewohnten Wegen administrativer Bekehrung vor. Jedoch überall nur unter dem Gesichtspunkt der inneren Politik. Wie eine Anomalie bereits erscheint es, daß Karl XII. bei seinem Durchbruch durch Schlesien, die Traditionen Gustav Adolf's aufnehmend, Freiheit des Bekenntnisses für die evangelischen Bewohner verlangte. Ein so guter Protestant Friedrich Wilhelm I. war, hinderte ihn sein Glaube, den er den Salzburgern und seinen Thorner Confessionsverwandten gegenüber bewährte, doch nicht, von England abzurücken und sich um die ihm listig vorgespiegelte Gunst des kaiserlichen Hofes zu bemühen; und Friedrich der Große ließ sich dadurch vollends nicht stören, die Bundesgenossen zu nehmen, wo er sie fand, und die Jesuiten in Schlesien zu begünstigen, um die einheimische Pfaffheit zu strafen. Ja, die Entwicklung schlug fast in ihr Gegentheil um, als die katholischen Regierungen ihren Jesuitensturm unternahmen: wie eine stumpf gewordene Waffe und zerbrochene Rüstung wollten sie die römischen Organe, die ihnen einst ihre Weltstellung gesichert hatten, abthun oder doch zu besserem Gebrauch adaptiren; nur so meinten sie die Glieder frei regen und den Andrang der protestantischen Mächte bestehen zu können.

In diesem Zusammenhang könnte uns der Fortschritt in der Ideenwelt des 18. Jahrhunderts fast wie ein Reflex der politischen Constellationen erscheinen. Die Sterne begannen für sie günstig zu stehen, als Habsburg den Bund mit seinen alten Feinden schloß. Es war die Zeit, da des Kaisers Beichtvater, der Franciscaner Spinola, an den norddeutschen Höfen umherreiste und mit protestantischen Ministern und Theologen Berathungen über die Wiedervereinigung der getrennten Kirchen pflog. Damals hat sich auch Leibniz mit ähnlichen Gedanken getragen. Doch kamen sie ihm von einer anderen Seite, aus der rheinischen Atmosphäre, in der er als Freund des Mainzer Kurfürsten und Boyneburg's, des Convertiten aus dem altprotestantischen hessischen Hause, lebte, der Mittelstellung entsprechend, welche die Mainzer Politik zwischen Frankreich und dem Kaiserhof einzunehmen bedacht war. Alle seine Entwürfe, wie weitgespannt und ideal gerichtet sie waren, der Plan zu dem Commercium mit China, das der Zar vermitteln sollte, wie der Aufruf, Europens Freiheit vor der moskowitischen Barbarei zu erretten, der ägyptische Plan und die Ideen zur Reichsreform, die national-ökonomischen Vorschläge und alle seine historischen Forschungen, ja selbst die erhabene Phantasie, durch ein Concilium Perpetuum, einen Weltareopag den Krieg auf ewig zu verbannen und die Aera des allgemeinen Glückes und freier, verbündeter Forschung zu begründen — sie alle entfalteten sich je nach der Stellung, die der große Philosoph, der Freund der Großen, in seiner wechselvollen Laufbahn

einnahm. Auch in Hannover blieb er zunächst ganz erfüllt von seinen Unionsideen, solange nämlich die Politik Ernst August's sich in paralleler Richtung — denn er speculirte auf den Kurhut — bewegte. Sobald aber dem Welfen die Aussicht auf die englische Königskrone winkte, ließ sie auch Leibniz, und mit klarem Bewußtsein des Grundes, zurücktreten: „Unser ganzes Recht auf England," schrieb er damals, „ist in der Ausschließung der römisch-katholischen Religion begründet; daher müssen wir Alles vermeiden, wodurch wir lau gegen die Römisch-Katholischen erscheinen würden." So wollte auch John Locke jedem Glaubensbekenntniß die Freiheit in England gewähren, aber die Katholiken und die Gottesleugner schloß er aus; Wohlstand und Wohlanständigkeit, eine Moral, die nie das Nützliche vergißt, eine Pädagogik für die Gentlemen, die Besitzenden, das ist es, was er in seinen Tractaten über das vernunftgemäße Christenthum, über die Verfassung und die Erziehung verlangt; den Thron des großen Wiederherstellers der englischen Freiheit will er, wie er schreibt, befestigen, dessen Anrechte aus dem Willen des Volkes ableiten und das englische Volk wegen seiner neuen Revolution vor der Welt vertheidigen. So unmittelbar wirkten die politischen Combinationen auf die führenden Geister ein: je nach Herkunft und Schicksal wuchsen und wandelten sich ihnen die Systeme; ihre Theorien, ihre Weltbilder, denen sie ein in sich ruhendes und allgemein gültiges Leben zuschrieben, wollen uns Nachgebornen fast wie die Schatten erscheinen, die im Lichte des Tages über den rastlos fluthenden Strom hinhuschen.

Wie die Entwicklung der Doctrinäre, so ist auch ihre Wirkung durchaus abhängig von dem Boden, in den sie ihre Saaten senkten. Und hier wird uns wiederum das Nachleben der Vergangenheit sichtbar. Unter dem lastenden Druck, den sie auf Frankreichs Kirche und Staat ausübte, erhielten dort die neuen Ideen ihre ätzende Schärfe in der Kritik und Skepsis der Encyklopädie; während in dem protestantischen Deutschland (denn auf der katholischen Schattenseite wuchs nichts bei uns) die Grundlagen der Reformation stark genug waren, um nicht bloß den Ansturm, der sie gleichzeitig von England und Frankreich her traf, auszuhalten, sondern vielmehr befruchtet von den neuen Gedanken neue Formen deutscher Religiosität auszubilden, welche das höchste Ideal, reine Erkenntniß und tiefe, warme Empfindung, anstrebten: jetzt erst erhob sich in froh bewußter Thatkraft der Genius unserer Nation zu seinen erhabensten Schöpfungen; durch die Schrecken der Revolution und zwischen tausend Trümmern, die auch den deutschen Boden bedeckten, hindurch schritt er unverwundbar und siegreich in das neue Jahrhundert hinüber, und auf seinen starken Schultern ruhten fortan unsere Bildung, Macht und Ehre.

Analogien aber im ganzen Umkreis Europa's. Gehemmt oder geduldet, unterdrückt oder befördert, zerstörend und schaffend drang der neue Geist dennoch Schritt für Schritt und schließlich in raschestem Anlauf vor. Heute mag es leicht sein, seine Unkraft zu erkennen und über die selbstsichere Blindheit jener Welt zu spotten, die nicht merkte, wie dünn die Decke war, die sie von dem Abgrund trennte: die Erfahrung hat uns gewitzigt, wir sind pessi-

mistischer geworden, weil wir Realisten wurden. Wohl sah man auch damals schwere Schatten über der Tiefe liegen und erst die Höhen im Lichte erglänzen. Aber das konnte den Geist der Zeit nicht abhalten, sich in positiven Schöpfungen zu versuchen. Denn man fürchtete jene Gewalten nicht mehr: die Tiefe war ja willenlos und gebändigt. Und war es nicht der Lauf der Natur, daß der junge Tag von den Bergen her die Welt erhellen mußte? Wie hätten die Regierenden nicht hoffen sollen, die Reformen, zu denen die Weltlage, ihre eigene Ohnmacht sie zwang, durchzusetzen, wenn sie ihren Arm mit der glänzenden Waffe bewehrten, die ihnen der Geist der Zeit geschmiedet hatte? Oder wie hätten sie, umtönt von dem zustimmenden Jubel aller Koryphäen des Jahrhunderts und von den besten Absichten selbst geleitet, sich vor Widersachern fürchten sollen, die ihrem eigenen Kreise entstammten und selbst kaum noch an die Götter, die sie vertheidigten, glauben mochten? Wollten sie doch gar nicht einmal die neue Kraft ungehemmt zum Siege führen, sondern nur sie benutzen, nur eine Strecke des Weges gehen, den ihnen die Führer wiesen. Kein Wort paßt weniger auf dies Zeitalter als das vielberufene, mit dem man die Empfindungen seiner vornehmen Gesellschaft hat kennzeichnen wollen: „Nach uns die Sündfluth." Kein Mensch ahnte, was da unten schlummerte. In Licht getaucht schien Allen die Zukunft. Man kannte sie nicht mehr, die Mächte der Tiefe.

Die Revolution hat dieselben offenbar gemacht. Die Decke zersprang, und zwischen den Trümmern, die in dem Abgrund glühend versanken, bahnten sich die verborgenen Gewalten den Weg. Ihrem furchtbaren Anprall erlagen die Ideen des Jahrhunderts nicht nur: sie wurden in ihr Gegentheil verwandelt. Statt des Weltfriedens, den die Zeit geträumt, untilgbarer Kampf und alle Greuel der Verwüstung; statt der Entfesselung jedes Willens das eiserne Gefüge des im Centrum zusammengefaßten nationalen Staates; zügellose Willkür, erbarmungsloser Despotismus an Stelle der Aera der Gerechtigkeit und der Freiheit, die man hatte heraufführen wollen; ins Fratzenhafte verzerrt alle die idyllischen Formen der Gottesverehrung, welche die empfindungsweichste Philosophie ersonnen hatte, Possen, die um so abstoßender wirkten, als sie alle Schlagworte des Jahrhunderts wiederholten, während das Blut der Gemordeten um sie dampfte; und den Hekatomben, die den neuen Götzen geopfert wurden, zum Spott die alte Kirche stärker, entschlossener zum Angriff und hingebender vertheidigt denn je, die einzige Macht, die unbesiegt blieb, der harte Fels, an dem sich die Wogen der Revolution, wie wild sie anstürmten, machtlos brachen. Das war die Rache der Vergangenheit, die Strafe ihrer Verächter: gerade das Licht, in das sie geschaut, hatte sie geblendet; so waren sie in den Abgrund getaumelt. Man wird an Luther's Wort über die Widersacher seines Evangeliums erinnert: Aber Gott, der im Himmel sitzet, lachet ihrer und spottet ihrer.

Dennoch blieb die Welt außerhalb Frankreichs Jahre lang im Unklaren über Natur und Ziel der Bewegung, und in den gewohnten Geleisen. Die Diplomaten waren nicht klüger als alle Andern. Sie sahen nichts als die Auflösung aller Ordnung vor Augen und hielten für den Beginn völliger

Ohnmacht, was vielmehr Sammlung stärkster Kräfte war. Das vor Allem trieb König Gustav von Schweden zu dem Kreuzzug gegen die Revolution an, den er an allen Höfen Europa's predigen ließ: er wollte nicht die Bündnißfähigkeit der Krone verlieren, die ihn in seinem Kampf gegen die eigenen Stände aufrecht erhalten hatte. Darum begannen die deutschen Mächte den Krieg: sie hofften den Staat, der einst Europa beherrscht hatte, vollends herunterbringen, ihm das Schicksal Polens bereiten zu können. Darauf rechnete auch der Altmeister der Cabinetspolitik, Fürst Kaunitz, als er, zögernd zwar, der Kriegserklärung zustimmte, zu der ihn der Ehrgeiz seines neuen Herrn und die hitzige Eroberungslust Friedrich Wilhelm's von Preußen anfeuerten, gerade in dem Moment, da die vulcanischen Gluthen den Rand ihres Kraters erreicht hatten und ihn schon nach allen Seiten überschreiten wollten. Und nun gab es erst recht kein Aufhalten mehr: in dem Doppelkampf nach außen und nach innen, in dem verzweifelten Ringen um den neuen Staat und die eigene Existenz zerrieben sich die französischen Parteien; nur um in den Abgrund zu stürzen, gelangte eine jede auf den Gipfel der Gewalt. Kein Versuch, zu hemmen, zu löschen, ein Gegenfeuer anzuzünden, wollte helfen. Es nützte nichts, daß sie eine nach der andern, sobald sie die Macht erlangt und vertheidigen mußten, den Stoß aufzuhalten, den Frieden, die Herstellung der alten Ordnungen, die sie zerstört, selbst zu bewirken suchten. Die Consolidation, die sie dem revoltirten Staate gaben, diente nur abermals dazu, den Widerstand zu steigern und Alles, was schwach, abgelebt, ohnmächtig war, zu vertilgen. Nur wo die Tiefen selbst lebendig wurden, wo sich analoge Formen erhoben, wie diejenigen, die Frankreich in seiner Revolution hervorgetrieben hatte, gab es eine Aussicht, sich in der allgemeinen Zerstörung zu behaupten; auch Diplomatie und Kriegführung mußten erst mit dem neuen Leben erfüllt werden, bevor man hoffen konnte, sich den zermalmenden Umarmungen dieser eisernen Gewalt zu entziehen. Das war es, was England im Sturm unversehrt erhielt, was Rußland unbesieglich und das in Ohnmacht versunkene Spanien fähig machte, den Krieg gegen den Welteroberer in dem Moment zu beginnen, da er in dem Zenith seiner Macht stand, was die armen Hirten und Bauern Tirols in den hoffnungslosen Kampf hineintrieb. Und das war das Feuer, das mit edlerer Gluth in dem Heimathlande der Reformation aufflammte, als das Gottesgericht seinen Anfang genommen hatte, das den Weltherrscher mit aller seiner Macht vertilgen sollte. Innerhalb dieser Kreise blieben die Gegensätze so vielgestaltig wie die Geschichte der Nationen, die sich zum Kampf um die Freiheit vereinigten. Was hatten die dumpfen Instincte, denen die von ihren Pfaffen geführten Spanier und Tiroler folgten, mit den erhabenen Idealen unserer norddeutschen Jugend gemeinsam, die unter dem Gesange der Freiheitslieder Arndt's und Körner's in den Kampf zogen? Die liberalen Ideen waren zuerst gerade in den Vasallenstaaten lebendig geworden, die Napoleon's Machtwort ins Leben rief: in ihrem Geiste constituirte er Italien und Polen, auf ihnen beruhte auch die Verfassung, die er in Bayonne den Spaniern verlieh. Aber so weit Freiheit Selbstbestimmung war, blieb sie aus dem Umkreise seiner Herrschaft verbannt: wer sich ihm anschloß, mußte ihm gehorchen, sowie er selbst wieder

unter dem Schicksal stand, das seinen Lauf von Anfang her bestimmt hatte. Alles, was sein Selbst behaupten wollte, mußte gegen ihn streiten.

So aber ward Europa wieder frei. Wie ein Waldstrom, den die Gewässer des Himmels und der Tiefe füllen, hatten die Revolution und ihr Erbe, der große Kaiser, das Festland des Welttheils überschwemmt: wie der rasch versiegende Waldstrom war ihre Macht abgelaufen, und das feste Land trat aufs Neue hervor. Was vermorscht gewesen, war verschwunden, aber die wahre Kraft, vor Allem die großen Mächte, die säcularen Erhebungen hatten sich behauptet; eben diejenigen, die vor einem Jahrhundert sich erhoben, die Frankreich eingedämmt hatten, und neben ihnen der besiegte Staat in dem Umfang, den er vor der Revolution gehabt hatte, selbst. So stark die Reaction geworden war, über diese Grenzen hatte sie nicht hinaus gekonnt: die fünf Mächte, deren Kämpfe und Bündnisse Europa's Geschichte im 18. Jahrhundert beherrscht hatten, hielten auch jetzt wieder den Erdtheil in ihrer Hand. Die Principien, auf die sie gegründet waren, hatten sich nicht bloß erhalten, sondern waren nur stärker geworden und tiefer in ihr Gefüge eingesenkt, um so tiefer gerade, je mehr diese Mächte in Gefahr gestanden hatten. England, unbesiegt von Anfang an und die führende Macht in allen Kämpfen, war am wenigsten tangirt worden; seine parlamentarisch-protestantische Verfassung hatte es voll behauptet, jedoch in der aristokratischen Form des alten Jahrhunderts und unter dem Vorrang der Tories, die immer die Sache des Krieges gegen die Revolution vertreten hatten. Auch Oesterreich hatte nur die im Jahrhundert zuvor gewonnenen Grundlagen bewahrt: nichts war seinem Herrscher leichter geworden, als die Krone Karl's des Großen fortzuwerfen und seine kaiserliche Gewalt auf den Donaustaat selbst zu gründen; aber um so mehr war er darauf bedacht, diesen selbst zu sichern; und mit der Kirche, der deutschen Beamtenschaft und der deutschen Armee, den drei Säulen, auf denen sein Staat von jeher geruht, glaubte er es erreichen zu können. Mit dem nationalen Genius, der den andern Widersachern Napoleon's die beste Kraft gegeben, hatte man sich in Wien immer nur wenig zu schaffen gemacht; die Tiroler hatte man preisgegeben, um den Frieden mit dem französischen Kaiser zu gewinnen: so war man bereits in den Kampf gegen die Revolution eingetreten, so gelangte man danach zu dem Bunde mit Napoleon, um sich, viel zögernder und halb willig nur, zuletzt seinen Gegnern zuzugesellen. Wie völlig weicht von dieser habsburgischen Politik, die ihrer Natur nach unnational war, diejenige Rußlands und Preußens ab, wenigstens in dem Kampfe, der sie wieder zur Macht brachte! Sie beide gewannen ihre alte Stellung gerade dadurch zurück, daß sie sich auf die populären Elemente stellten, die ihren Substructionen von Anbeginn eingefügt waren. Mehr noch als das slavisch-byzantinische Reich die norddeutsche Großmacht, die erst jetzt die fremdartigen Bestandtheile größtentheils abstieß und sich ganz auf die Kräfte verließ, die dem Boden ihrer Heimath entstammten; so erst konnte sie auf breiterer deutscher Basis ihrer nationalen Mission entgegenwachsen.

Auch die fünfte der Mächte, Frankreich selbst, macht keine Ausnahme: wie die Grenzen, so war auch das Princip dieses Staates in der Revolution

nicht bloß behauptet, sondern gerade durch sie zu viel stärkerem Ausdruck gebracht worden. Denn die Tendenz des alten Königthums selbst war von jeher dahin gegangen — alle Forschung bringt dies nur immer mehr an den Tag —, die verdorrten Aeste, die intermediären Gewalten, die es von dem Boden der Nation trennten, hinwegzustoßen. Das war auch der Wille Ludwig's XVI. gewesen, als er sein Volk gegen die Privilegirten zu Hülfe rief. Weil er diesen Versuch nicht ganz durchführen konnte oder wollte, war er untergegangen, und die Revolution hatte in ihrer Weise vollendet, worin die Krone gescheitert war. Sie hatte die feudalen Ordnungen vernichtet und die Centralisation durchgeführt; durch sie war die Nation wieder mit dem Selbstbewußtsein erfüllt worden, das auch die alte Dynastie, so lange sie stark war, und gerade auf ihrer Höhe immer begünstigt und gepflegt hatte; sie hatte gewaltiger, als es je geschehen, die Versuche erneuert, die Kirche, deren Dogma auch sie zunächst nicht hatte antasten wollen, dem Willen Frankreichs zu unterwerfen; und wenn sie darin, wie billig (denn es war die Quadratur des Cirkels), gescheitert war, so hatte sie doch die feudalen Elemente auch aus ihr gründlich herausgetrieben. Die alte Dynastie und die Emigrirten mochten zurückkehren, die Privilegien blieben verbannt und die Grundlagen, welche die Revolution geschaffen hatte, unerschüttert. Es war im Wesentlichen noch die Verfassung der Constituante, auf die einst Ludwig XVI. den Eid geleistet hatte: ihren Formen weit mehr als den zertrümmerten Ordnungen glich der Staat seines Bruders, der sie von der Fremde her vergebens bekämpft hatte.

Dies aber ist fortan das Problem, welches dem neuen Zeitalter gestellt wird: Hat sich die Auseinandersetzung zwischen der Macht und der Masse endgültig vollzogen? Sind die Tiefen aufs Neue gebändigt? Ihre Instincte befriedigt, ihre Ideale erfüllt? Hat sich ihr Leben den Mächten, die mehr oder minder durch sie gerettet waren, bereits so völlig mitgetheilt, daß es in allen ihren Organen pulsirt? Ist das Princip der Staaten, die moralische Energie, die in ihnen vorwaltet, allerwärts und durchaus gesättigt von der Nationalität, deren wesentlicher Kraft ein jeder sein Dasein verdankt? Oder gibt es in ihrem Umkreise Elemente, welche nach einer gesonderten Form ihrer Existenz, nach Selbstbestimmung, Selbstbewußtsein ringen? Ist die Aera der Revolutionen geschlossen, oder werden die Convulsionen von Neuem beginnen? Und wer wird, wenn der Kampf wieder ausbricht, in ihm Sieger bleiben? In der Beantwortung dieser Fragen ist die Geschichte unsers Jahrhunderts enthalten.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Jugenderinnerungen.

Von

Paul Heyse.

(Fortsetzung.) [Nachdruck untersagt.]

II. König Max und das alte München.

Dramaturgische Anfänge.

Am 13. Februar 1855 war Geibel's „Meister Andrea" aufgeführt und sehr freundlich aufgenommen worden. Die geniale Leistung des alten Joseph Joseph, der den zerstreuten dicken Bildschnitzer mit so viel feinen Zügen ausstattete, daß man das psychologische Wagniß durchaus glaubhaft fand, steht mir noch heute in lebendigster Erinnerung.

Nun kamen von Stücken der Berufenen meine „Pfälzer" an die Reihe.

Ich finde über die erste Aufführung in einem Brief an meine Eltern einen ausführlichen Bericht. Da er bezeichnend ist für die damaligen Zustände des Münchener Theaters und den Eindruck, den diese erste Lampenprobe auf den dramatischen Anfänger machte, will ich Einiges daraus mittheilen:

„Den Schauspielern verdarb es etwas den Humor, daß das halbe Parket leer war. Am 1. Mai, wenn nur ein Strahl von Sonne die Bierkrüge streift, bleibt kein echter Münchener in der Stadt. Alle nahen und fernen Gärten sind belebt von Musik und Bockfröhlichkeit, das wurde mir von allen Seiten vorausgesagt, und Friedrich Haase (der die Hauptrolle spielte) drang in mich, die Aufführung zu verschieben. Ich konnte wahrlich nicht, wenn ich das hier schon viel zu viel angekündigte und besprochene Stück nicht bis zum Winter ruhen lassen wollte. Heute, am 2ten, reis't Haase auf vier Wochen zu einem Gastspiel nach Prag. Wenn er wiederkommt, gehen Andere, zumal der König, dem ich es doch auch schuldig war, ihm endlich das Stück vorzuführen. Warum freilich mein sehr verehrter Freund Dingelstedt die Sache von Weihnachten bis zum Mai hat hinschleppen lassen, weiß Gott, und munkelt Dieser und Jener." (Er war auch einige Tage vor der Aufführung verreis't, betheiligte sich nicht an den Proben und kam erst nach der Première zurück.)

„Der alte Hölken, mein Regisseur, und die Schauspieler schüttelten die Köpfe, schnitten diplomatische Gesichter, thaten aber trotzdem ihr Bestes, was freilich nicht immer gut war. Haase (der sich gegen die Uebernahme der Rolle gesträubt hatte, da er schon damals alte Charakterrollen spielte und behauptete, dieser junge Weißbursche „liege" ihm durchaus nicht) war im Allgemeinen vortrefflich. Die fliegende Hitze, die Herbigkeit, im ersten Act der Uebermuth der Freude, die Resignation zuletzt — das Alles stand ihm natürlich, lebhaft und anziehend. Schade, daß er, wo die irische Poesie durchbrechen sollte, weich werden zu müssen glaubte. Der alte Bodenmesser, Herr Büttgen, soll gut gewesen sein. Mir fehlte an ihm die Größe und puritanische Macht, das Zähgläubige, die bornirte Würde. Anna, seine Tochter, Frau Dahn-Hausmann, gefiel mir wieder besser als den Anderen. Im letzten Act war sie erschütternd. Eine große Wirkung machte der rothe John, der in seiner Rolle stak wie in einer abgetragenen, zerschlissenen, bequemen Jacke. Christen heißt der Schauspieler. Er und Lang, der Emissär, sind Lieblinge des hiesigen Publicums und machten die Scene auf Carrick-o-Gunnel zu einer der schlagendsten des ganzen Stückes. Frau Büttgen, die alte Bodenmesser, sehr gut. Straßmann (Adam) — — hat den „Stock von einem Pfälzer" so hölzern gemacht, daß Anna und der Autor in ihrem Recht waren (ihn fallen zu lassen). Alle Nebenrollen sehr schicklich, die Ensembles vortrefflich eingeübt, nur der Sturm im letzten Act hinter der Scene etwas zu prahlerisch. Lieber Gott, die Maschinisten wollen sich auch bemerklich machen.

„Ich stand in einem dunklen Winkel des ersten Ranges. — Als es aus war und ich sehr verstimmt (trotz des Hervorrufs), daß so viel bloße Natur und Unglück im Stück ist und so wenig poetische Rührung, so viel Thränen um mich herum flossen und ich stumpf und dumm dastand, nachdem ich in den Proben mich satt gerührt hatte, — ging ich noch und sagte den Schauspielern Dank, küßte die kleinen Hände der Frau Dahn und vertiefte mich dann in die Nacht. — — Geibel begegnet mir und will mir meinen Unmuth ausreden. Es glückte ihm so wenig wie den Anderen, die wir unterwegs trafen. Einen reinen Eindruck von dem Stück konnte ich freilich nicht haben nach den abmattenden Proben. Aber so viel weiß ich doch, daß nur eine pathologische Wirkung sich abnützt, eine künstlerische nicht. Es kann mich nicht trösten, daß das Publikum nichts Aehnliches empfand — doch bereue ich auch keinen Augenblick, daß ich die ‚Pfälzer' auf der Bühne gesehen habe. Ich habe so unabsehlich viel dabei gelernt, daß ich mir selbst einen schlechten Erfolg gern darum gefallen ließe.

„Der König hat sich wieder sehr liebenswürdig bewiesen. Die bei Hof uralt übliche Landpartie des 1. Mai hat er abgekürzt, um zur Theaterzeit zurück zu sein, und mir nach dem dritten Act seinen Adjutanten geschickt, mir seinen Beifall zu melden."

Die erste Wiederholung fand am 22. Juni statt, sieben Wochen nach der Première. Bei der Probe an dem nämlichen Tage zeigte Dingelstedt von Neuem, daß er dem Stück oder seinem Verfasser nicht wohlwollte, da er Alles

gehen ließ, wie's Gott gefiel. Auch hatte er das Parket so groß machen lassen wie zu der gestrigen Balletvorstellung, worüber selbst die Schauspieler raisonnirten, und den freien Eintritt aufgehoben. Es war also wieder ein halb leeres Haus, zumal nach sechs Regentagen dieser siebente im schönsten Sonnenglanz strahlte. Das „gewählte" Publicum aber zeigte sich sehr dankbar, alle Scenen, die am ersten Abend gewirkt hatten, schlugen wieder ein, und am Schluß wurden „Alle" zweimal gerufen.

Also durchaus kein „Miß- oder Achtungserfolg". Der populäre Stoff hatte seine Schuldigkeit gethan trotz des in München bedenklichen Themas (Gegensatz von pfälzischen Protestanten und irischen Katholiken). Die Localblätter freilich läuteten das Stück zu Grabe. („Warum gehen die ‚Pfälzer' nicht in ihr Land?" fragte der witzige Redacteur des „Punsch", unser unversöhnlichster Gegner.)

In meinen Briefen nach Hause finde ich, obwohl ich nach und nach besser von diesem Erstling denken lernte, gleichwohl eine tiefe Verstimmung. Kurz vor der Wiederholung waren Otto Ludwig's „Makkabäer" in Scene gegangen, hauptsächlich auf das Betreiben Geibel's, der dem Könige das große Werk gerühmt und für seinen Dichter ein Jahrgehalt erwirkt hatte. Auch ich war enthusiastisch dafür eingenommen. „Das Münchener Publicum aber verhielt sich völlig kalt und schimpfte im Hinausgehen über das langweilige Stück. Wie mußt' ich mich schämen, daß sie sich in meinen ‚Pfälzern' nicht gelangweilt haben!"

Freilich wurden diese besser gespielt, während in den „Makkabäern" eigentlich nur die Damböck (Lea) der großen Aufgabe gerecht geworden war. In der Presse aber hütete man sich, dies einzugestehen. Man frohlockte: nach den Erfahrungen mit den „Pfälzern" und den „Makkabäern" sei der Bankerott der „norddeutschen Dramatik" unbestreitbar an den Tag gekommen.

Ich schwieg ganz still und ließ es von Laube's Urtheil abhängen, ob ich mein Stück drucken lassen und an andere Bühnen versenden solle. Erst im September kam der Bescheid aus Wien. Laube rieth ab. Das Stück sei im Bau und den Motivirungen zu jäh, um das Publicum zu interessiren. Er bezeichnete damit in seiner Sprache, was ich in meiner den Mangel an dichterischer Verklärung des Stoffes nannte. Unrecht hatte er gewiß in Bezug auf den äußeren Bühnenerfolg. Für diesen ist immer der Stoff entscheidend, der sich ja selbst in meiner rohen Zubereitung als wirksam bewährt hatte. Doch gab ich sofort jeden Gedanken daran auf, das Stück noch weiter sein Glück versuchen zu lassen. Ich steckte damals tief in einer neuen Arbeit, einem Trauerspiel „Otto III.", das mich Jahr und Tag in Athem hielt und dann doch trotz Geibel's lebhaftem Beifall mir so wenig genügte, daß ich jede Spur davon vernichtete.

Mein Verhältniß zu Dingelstedt war durch diese Episode begreiflicherweise nicht wärmer geworden, obwohl ich ihm nachfühlte, daß meine „Günstlingschaft" seine Eifersucht reizen und ihn dazu verleiten konnte, das Seinige zur Schmälerung meines dramatischen Erstlingserfolges beizutragen. Um den Schein zu vermeiden, als suchte ich seinen stillen Groll durch besondere

Liebenswürdigkeit zu entwaffnen, mag ich wohl auch mich kühler und zurückhaltender betragen haben, als gut und klug gewesen wäre. Doch war ich aufrichtig froh, als ein Besuch Auerbach's die unliebsame Spannung zwischen uns löste. An zwei Abenden waren wir Drei beisammen, und es kam zu einer völligen Aussprache, bei der Dingelstedt gestand, er habe Geibel und mich für seine Feinde gehalten, weil wir ihn zu unseren Donnerstagen — im „Krokodil" — nicht hinzugezogen hatten. Wir hatten keine Ahnung gehabt, daß ihm daran gelegen sein möchte. Nun stießen wir auf einen „unbewaffneten Frieden" mit Champagner an, und bis zu Dingelstedt's Entlassung im Jahre 1857 ist auch eine Störung dieses Friedens von keiner Seite vorgekommen.

* * *

Meine Stellung dem Münchener Publicum gegenüber war durch mein theatralisches Debüt jedenfalls gebessert worden. Das Vorurtheil gegen den norddeutschen Poeten, der zu hoch hinaus wolle und die „ungebildeten Bayern" geringschätze, hatte ich durch das einfache Volksstück entkräftet. Wie wunderlich aber, „von Gunst und Haß verzerrt", mein Charakterbild noch schwankte, ersah ich aus einer vertraulichen Mittheilung Baron Leonrod's, der mir immer eine freundschaftliche Gesinnung bewiesen hatte und mir bei einem der Symposien nach wiederholter Bitte, es ja nicht übel zu nehmen, eröffnete, „man habe die beste Meinung von meinem Talent, glaube aber, daß ich mir nicht immer so viel Mühe gebe, wie ich könnte, da ich die Form so oft vernachlässigte. Mit etwas mehr Feile würde Manches gewiß vollendeter werden." Ich versicherte diesem aufrichtigen Freunde, daß ich die „Urica", die er ausdrücklich ausnahm, für das mangelhafteste Stück in den „Hermen" hielt, und nahm übrigens den Wink mit einer gewissen Genugthuung hin, da ich in meiner Heimath von Prutz, Kossak, Gutzkow und anderen Kritikern über meinen „Cultus der schönen Form" mir die härtesten Dinge sagen lassen mußte. Wer aber war „man"? Ich konnte auf keinen Geringeren als den König rathen, dem der „Perseus" in den „Hermen" gewiß als ein ungeheuerliches Product — eine antike Mythe in Knittelversen! — sehr seltsam vorgekommen war. Eine solche „Uniform" verstieß gegen alle ästhetischen Begriffe, in denen ihn Geibel's volltönende Lyrik bestärkt haben mochte.

Ob ich es mit meiner nächsten größeren Arbeit bei König Max besser traf, ist mir immer zweifelhaft geblieben. Ich durfte mir freilich sagen, daß ich mir viel „Mühe" damit gegeben und es auch an der „Feile" nicht hatte fehlen lassen. Denn dies epische Gedicht „Thekla" hatte, seit ich es im ersten Entwurf aus Rom mitgebracht, neben all' meinen anderen Arbeiten mich unausgesetzt beschäftigt und war mir ein wahres Schmerzenskind geworden, da ich inzwischen wohl auch über seine Form hinausgewachsen war. Ich hatte den Hexameter gewählt als das für eine Erzählung aus der ersten christlichen Zeit passendste neutrale Metrum. Doch mußte ich mir sagen, daß es selbst in der freieren, unpedantischen, un-Platen'schen Behandlung des Verses wenig Aussicht habe, dem deutschen Ohr vertraut zu klingen. Hatten doch selbst das herrlichste Gedicht in dieser Form, „Hermann und Dorothea", und der geniale „Reineke Fuchs" eine wirkliche Popularität nie erlangt.

Nun aber war es so weit gediehen, daß ich es nicht aufgeben, noch weniger umschmelzen konnte, und so erfüllte ich während des Sommers 1857, den ich nach meines Vaters Tode mit meiner lieben Mutter und der ganzen Kugler'schen Familie in Freienwalde zubrachte, so gut ich konnte eine immer schwerer gewordene Pflicht, indem ich das Gedicht in dem Capellchen von Aegidi's vinea domini beendete.

Als ich dann einen Abschnitt daraus im Symposion, einen anderen bei der Königin vorlas, hatte ich trotz des höflichen Beifalls die Empfindung, daß die Majestäten nach einer Fortsetzung nicht begierig waren. Besseres Glück fanden „Die Sabinerinnen", die im Jahre darauf bei dem dramatischen Wettbewerb den Preis gewannen. Der Première am 20. Mai mußte ich fern bleiben, da ich krank war, auch die Maske meiner anonymen Autorschaft nicht lüften wollte. Bei der Wiederholung hatte ich freilich an dem Spiel der Meisten wenig Freude. Die Straßmann-Damböck (Hersilia) blieb weit hinter ihrer Aufgabe zurück, nur das Dahn'sche Ehepaar war vortrefflich, Frau Dahn-Hausmann (Tullia) hinreißend, ganz ohne theatralische Manieren, die rührendste Tragik, zu der eine einfache Mädchenseele heranreift.

Im Publicum war die Stimmung entschieden günstig, sogar Schleich im „Punsch" äußerte sich anerkennend. Besonders warm beglückwünschte mich der König, als bei einem der Symposien die verschlossenen Zettel geöffnet wurden und das öffentliche Geheimniß meiner Autorschaft an den Tag kam.

Das Stück wurde dann im Sommer noch in Wien, Berlin und auf einigen anderen großen Bühnen aufgeführt, überall mit lebhaftem Beifall, doch ohne dauernden Erfolg. Zum Theil war die Abneigung des Publicums gegen alle „Stücke mit nackte Füß'" — wie man in Wien sagt — daran schuld, zum größeren Theil die Schwierigkeit, an derselben Bühne zwei junge tragische Liebhaberinnen zu finden, die das sabinische Schwesternpaar gleich sympathisch darzustellen vermochten. Auch ist es die Frage, ob der Stoff überhaupt vorzugsweise dazu angethan sei, tragisch behandelt zu werden, ob die Conflicte sich nicht weit natürlicher und wirksamer humoristisch lösen ließen.

Es kam noch Anderes hinzu, mir den Eindruck dieses erfreulichen Ergebnisses bald zu verwischen.

Am 18. März 1857 war mein theurer Schwiegervater Kugler gestorben. Er hatte die „Sabinerinnen" noch eben im Manuscript kennen gelernt. Frau Clara übersiedelte mit den beiden Söhnen zu uns nach München; bald gesellte sich Adolf Wilbrandt hinzu, Bernhard Windscheid war als Lehrer der Pandekten an die Universität berufen worden und unserem engeren Kreise, dem das Sybel'sche Ehepaar schon längst angehörte, nahe getreten — unser Leben hatte ein völlig anderes Gesicht bekommen. Ich selbst war während dieses Jahres mit der Redaction des „Literaturblatts zum deutschen Kunstblatt" über und über beschäftigt, nebenbei mit einer Uebersetzung von Caveda's Geschichte der spanischen Baukunst, — einer reinen Brodarbeit. So konnte ich unserer Sommerfrische in Ebenhausen kaum froh werden, zumal alle poetische Production hinter der kritischen und geschäftlichen Arbeit zurückstehen mußte. Doch fühlte ich den Boden unter meinen Füßen nun erst wahrhaft befestigt und

die Liebe zu der neuen Heimath mir so ins Blut gedrungen, daß es mir nicht schwer fiel, den wiederholten dringenden Bemühungen des Großherzogs von Sachsen, mich nach Weimar zu ziehen, zu widerstehen. Ich dachte nicht daran, die Erfüllung dieser einfachen Pflicht der Dankbarkeit gegen meinen königlichen Gönner bei ihm selbst geltend zu machen. Er erfuhr davon aber durch Andere und erhöhte meine Jahrespension auf 1500 Gulden, indem er in der huldvollsten Weise aussprach, daß er auf mein Bleiben in seiner Nähe Werth lege.

Es sollte mir bald so gut werden, das Wohlwollen des gütigen Königs und die Hoffnungen, die er auf mich gesetzt, auch in den Augen seiner nächsten Umgebung und der weiteren Kreise Münchens zu rechtfertigen.

Am 2. Januar 1860 fand die erste Aufführung meiner „Elisabeth Charlotte" statt. Es war mein erster durchschlagender, unbestrittener Erfolg, den auch die Aufnahme auf fast allen deutschen Bühnen bestätigte. In München kam mir eine treffliche Besetzung zu statten: wieder das Dahn'sche Ehepaar — Frau Dahn-Hausmann unübertrefflich! — Constanze Dahn als Maintenon, Christen als Chevalier de Lorraine, Richter als Graf Wied, nicht zuletzt die prächtige Jungfer Kolbin der Seebach — ein Zusammenspiel, das selbst durch einige schwächere Mitwirkende nicht erheblich gestört werden konnte.

Zu dem günstigen Eindruck in München half nicht wenig, daß die Heldin des Stückes die pfälzische Prinzessin war, die am französischen Hofe ihr deutsches Herz bewahrt und deutscher Tugend sogar bei dem großen Könige Achtung verschafft hatte. Dazu der warme patriotische Pulsschlag, der die Handlung beseelt, der derbe Humor der alten Kammerfrau und die spannend verschlungene und erfreulich sich lösende Handlung. Selbst das Mißwollen des damaligen Intendanten von Frays konnte den Erfolg nicht mehr verkümmern. Der alte General, Dingelstedt's Nachfolger, der das Stück erst vierzehn Tage später wiederholen wollte, mußte sich darein fügen, die zweite Aufführung auf den 9. anzusetzen.

Sogar der alte König Ludwig hatte sich durch die Verherrlichung seiner pfälzischen Urahnin für mein Stück gewinnen lassen. Am Tage nach der Première war er einem meiner Bekannten auf der Straße begegnet und hatte ihm zugerufen: „Habe gestern das Stück von dem Heyse gesehen. Ein schönes Stück, ein sehr schönes Stück! Mag sie aber Alle nicht!" (Niemals hat er sich einen der Berufenen vorstellen lassen.) König Max aber sagte mir bei einem der späteren Symposien: „Mein Vater ist ganz begeistert von Ihrer Elisabeth Charlotte. Sie können denken, wie mich das freut."

Ich selbst hatte schon damals kein reines Gefühl gegenüber dem Stück. Zwar, als ich es nach langen Jahren einmal wieder las, mußte ich mir sagen, daß ich es wohl hatte so machen müssen, wie ich gethan, wenn ich die Absicht hatte, die Liselotte zum Mittelpunkt eines wirksamen Schauspiels zu machen. Dazu mußte sie noch jugendlich genug sein, um eine Herzensgefahr tapfer, doch nicht ganz leicht zu überwinden. Der Vorstellung aber, die wir uns nach ihren berühmten Briefen von ihr gemacht, durfte sie bei mir nur durch die Gradheit und Tüchtigkeit ihres Charakters entsprechen. Ja, selbst wenn

es möglich gewesen wäre, sie als corpulente alternde Frau mit allen Cynismen ihrer brieflichen Expectorationen auf die Bühne zu bringen, wäre damit der wahren historischen Figur doch Unrecht gethan worden. Was uns in ihren Aeußerungen als deutsche Derbheit gegenüber französischer Sitte und Sprache anmuthet und zuweilen auch das Maß des Schicklichen zu überschreiten scheint, war in jener Zeit der zügellosen Sitten nichts weniger als unfürstlicher Ton. Sie selbst, so wenig man sie am Hofe Ludwig's XIV. liebte und verstand, erscheint in den zeitgenössischen Berichten stets als die fière Palatine, der Niemand eine Unkenntniß höfischer Sitte nachsagte.

So hatte ich mich entschließen müssen, was an Derbheiten gesagt werden mußte, der Jungfer Kolbin zuzuweisen. Immerhin aber erinnerten die leichtflüssigen Jamben allzu wenig an den derben, unverfrorenen Stil der Briefe. Die dankbare Aufgabe, Liselotte etwa wie den alten Götz unserem Volke in einem getreuen Bilde, holzschnittartig und doch vornehm gehalten, vorzustellen, hatte ich nicht gelöst.

Berchtesgaden.

Der Erfolg des Stückes hatte einen Lieblingswunsch des Königs von Neuem angeregt: den Mächtigsten seiner Vorfahren, Ludwig den Bayern, in einem Schauspiel verherrlicht zu sehen.

Uhland's Drama, das im Jahre 1818 gedichtet war und bei der Preisbewerbung um das beste dramatische Gedicht aus der bayerischen Geschichte keinen der beiden Preise gewonnen hatte, konnte bei allem edlen dichterischen Reiz des Stils als Bühnenstück nicht in Betracht kommen, da ihm jede dramatische, geschweige denn theatralische Wirkung versagt war. Was dem Altmeister nicht gelungen war, wünschte der König von mir erreicht zu sehen, und mein Bedenken, daß ich, ein so guter Münchener ich geworden, doch vielleicht den Ton nicht zu treffen vermöchte, der in bayerischen Herzen vollen Widerhall weckte, wurde nicht angenommen. Mein tieferes, daß mir einem historischen Stoff gegenüber, der in allen Einzelheiten jedem Schulknaben bekannt ist, keine Freiheit bliebe, an Charakteren und Begebenheiten auch nur die geringste Aenderung vorzunehmen, die für die dramatische Wirkung nöthig sein würde, hielt ich weislich zurück. Der König würde schwerlich ein Verständniß dafür gehabt haben, daß ein historisches Drama etwas Anderes als eine wahrhaftige dramatisirte Geschichte sein müsse.

So versprach ich, der Aufgabe nachzudenken, sobald ich mit dem frei erfundenen Schauspiel fertig geworden wäre, den „Grafen von der Esche", das ich gleich nach der „Pfalzgräfin" entworfen hatte, um meine Hand in einem kräftigeren Stil zu üben, als jenem höfischen parlando in fünffüßigen Jamben.

Ich nahm die Arbeit in meine Sommerfrische mit, zu der ich mir das kleine, anmuthig gelegene Adelholzen unweit Traunstein ausersehen hatte. Hier gesellten sich auch Sybels, Windscheids und Schack zu uns, und wir genossen ein vergnügliches Stillleben im bösesten Wetter, über das mich der Fortgang der „Eschen", das Billardspiel mit Sybel und die Lectüre der „Bakchen" des Euripides mit Schack hinlänglich trösteten.

In der Mitte des August aber erhielt ich die Einladung des Königs nach Berchtesgaden.

Schon früher hatte Ranke mehrere Wochen bei König Max in der schönen Berchtesgadener Villa zugebracht. Bodenstedt und Riehl hatten dann vor etlichen Jahren den hohen Herrn auf einer Reise durch das bayerische Gebirge begleiten dürfen. Geibel, der den Sommer regelmäßig in seiner Heimath und einem der Ostseebäder zubrachte, hatte seinen Urlaub. So war die Reihe, an der Sommerfrische der Majestäten theilzunehmen, an mich gekommen.

Ich gestehe, daß ich im ersten Augenblick über die mir zugedachte Ehre nicht sonderlich erfreut war, da sie meine Badekur und die Arbeit, die mir sehr am Herzen lag, unterbrach und mich von meiner Familie und den Freunden trennte. Ich wurde aber bald anderen Sinnes, und wenn ich jetzt zurückdenke, stehen mir jene sechs Wochen, die ich in der herrlichen Gebirgswelt am Königshof verleben durfte, in märchenhaftem Glanz vor der Erinnerung.

Ich kannte Berchtesgaden noch nicht, hatte nur gehört, daß es für die Perle in dem reichen Kranz der bayerischen Berge galt. Doch alle meine Erwartungen sollten übertroffen werden.

Am schwülen 16. August waren wir in einem Extrazug nach Salzburg gefahren, wo König und Königin die alte Kaiserin von Oesterreich noch begrüßen wollten. Ich selbst fuhr mit Kobell und Ricciardelli ohne Aufenthalt weiter, nach der dumpfen Eisenbahnfahrt doppelt erquickt im offenen Wagen die reine Abendluft einathmend, die sich mehr und mehr verkühlte, je näher wir dem Ziele kamen. Im Orte selbst empfingen uns Bergfeuer und die tausend Flammen und Lichter der Illumination, Glockenläuten und Böllerschüsse und der fröhliche Juhschrei von den Halden, da man uns Vorläufer für die Majestäten hielt; und über all' dem festlichen Glanz und Lärm der feierliche Gruß des Watzmann und Göll, die ihre hohen Häupter gegen das reine Blau des Nachthimmels hoben, von einer zauberhaften Sternenpracht umfunkelt.

Die königliche Villa liegt auf halber Höhe über dem Ort, in glücklichster Freiheit dem Gebirge gegenüber. Sie ist im Gegensatz zu dem mächtigen alten Schloß in einem leichten und doch vornehmen Stil gebaut, mit vorspringendem Dach und schlanken Balkonen, und ein langgestrecktes Corps de logis schließt sich an das Hauptgebäude an. Die Gesellschaft bestand aus von der Tann und seiner Gemahlin, dem alten General Laroche, Graf Pappenheim, Graf Seinsheim, Ricciardelli, Kobell, dem Leibarzt v. Gietl und den Hofdamen Gräfin Fugger und Freiin von Redwitz.

Ich hatte mein Zimmer neben dem des Grafen Pappenheim, der sehr musikalisch war. Gleich am ersten Morgen hörte ich ihn auf der Geige einen Czardas spielen, der mir aus einem Münchener Concert ungarischer Zigeuner kurz vor der Abreise im Ohr hängen geblieben war, so daß ich ihn beständig vor mich hinsingen mußte. Der Verkehr mit den Zimmernachbarn war auch sonst der gemüthlichste, den man wünschen konnte. Am nächsten Vormittag führte mich Kobell nach der Schießstatt hinunter und stellte mich dem Forstmeister Herrn Sutor vor, der mir, da ich mich einschießen sollte, einen jungen Forstgehülfen Namens Phrygius zum Lehrmeister gab. Ich hatte Zeit, mich

im Orte umzusehen bis zum Diner. Nach der Tafel, da die Königin zum Passionsspiel nach Oberammergau gereist war, fuhren wir mit dem Könige allein nach Maria Plein und kehrten erst spät nach der Villa zurück.

Auch an den folgenden Tagen war die Tagesordnung die gleiche. Den Vormittag hatte ich für mich, konnte meine Briefe schreiben, den Druck des „Graf von der Esche" (als Bühnenmanuscript) corrigiren, spanische Romanzen übersetzen und „Ludwig den Bayern" bebrüten. Dabei blieb noch Zeit zu einem Spaziergang und den Schießübungen, die mir viel Freude machten. (Schon am ersten Tage verzeichnet mein Tagebuch mit Genugthuung „Zwei Dreier hinter einander".) Gewöhnlich um vier Uhr das Diner, unmittelbar darauf eine längere Spazierfahrt, wobei ich oft die Ehre hatte, mit dem Könige allein zu fahren, manchmal zwei Stunden lang oder dritthalb, in denen ich über die verschiedensten Themata, ästhetische, literarische, oft sogar politische, mich aussprechen mußte.

Ich hatte es mir zum Gesetz gemacht, immer, wenn auch in der bescheidensten Form, meine ehrliche Meinung zu sagen, auch wenn sie den Ansichten des Königs, die mir bekannt waren, widersprach. So hielt ich es auch, wenn der König das Gespräch auf gewisse politische Lieblingspläne lenkte, wie etwa die Triasidee. Ich bekannte ohne Umschweife meine kleindeutsche Gesinnung, wegen deren ich ja auch schon von der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" bei Gelegenheit meines Aufsatzes über Giusti angegriffen worden war. Uebrigens hatte der fanatisch großdeutsch gesinnte Dr. Orges das Giusti'sche Gedicht „Sant' Ambrogio". das ich übersetzt, mißverstanden, da es nichts weniger als feindselig gegen Oesterreich gemeint war.

Statt mir meine offenen Bekenntnisse übel zu nehmen, ging der König seinerseits mit allerlei sehr persönlichen Mittheilungen heraus. So z. B. in Betreff des Verhältnisses zu seinem Vater. Er gestand, daß es sein Ehrgeiz sei, wie König Ludwig I. sich durch die Kunst Ruhm und ein Verdienst um sein Volk erworben habe, nun seinerseits durch die Förderung der Wissenschaften sich in gleicher Weise einen Namen zu machen, und fragte mich geradezu, ob auch ein Fürst, der sich jeder „gewaltsamen Handlungsweise" enthalte, hoffen dürfe, einen hohen Rang in der Geschichte einzunehmen. Ich konnte die Frage mit gutem Gewissen bejahen und an einigen großen Beispielen der Geschichte erläutern.

An diese Spazierfahrten schlossen sich dann zuweilen kleine Wanderungen auf steileren Bergpfaden, auf denen die Königin Allen voran war. Nach der Rückkehr hatte man beim Thee wieder zu erscheinen, worauf, wenn der König sich zurückzog, noch ein Souper, eine Partie Billard, zuweilen eine Mondscheinpromenade folgte. Vorgelesen wurde an diesen Theeabenden nicht mehr, auch der schöne Flügel niemals geöffnet. Oft aber brach man zu größeren Ausflügen schon früh am Tage auf, fuhr etwa in einer schön geschmückten großen Barke über den Königssee nach Bartholomä, wo die Kirchweih das Gebirgsvolk von weit her zusammengeführt hatte, oder sah dem — nassen und trockenen — Holzsturz zu, bei dem riesige Stöße geschlagener Fichtenscheite, die auf der Höhe eines jäh abfallenden Felsens aufgeschichtet waren, durch einen gestauten

Wildbach, dem plötzlich das Wehr weggezogen wurde, oder durch das Abschlagen der Stützen die ungeheure Wand hinab in den See geschleudert wurden. Oder man fuhr nach einem der weiter entlegenen Jagdhäuser, wo im Freien getafelt wurde. Bei solchen Gelegenheiten war die Königin besonders liebenswürdig und heiter, pflückte große Sträuße Wiesenblumen und unterhielt sich ausführlich mit dem Volk, das sich ihr zutraulicher näherte als dem „Herrn Kini". Ich erinnere mich, daß einmal eine Bäuerin aus ihrer Hütte trat und Ihrer Majestät einen ansehnlichen Ballen Butter, lose in Kastanienblätter gewickelt, als Verehrung überreichte. Die Königin nahm ihn ohne Schonung ihrer Handschuhe dankend selbst in Empfang, versprach, von der Butter zu essen, und befahl dann auch, daß sie Abends beim Thee aufgetragen werden sollte, wo sie sich's nicht nehmen ließ, selbst davon zu kosten, trotz des ranzigen Geschmacks; denn diese Liebesgabe hatte vielleicht schon eine Woche lang darauf warten müssen, der Frau Königin gelegentlich dargebracht zu werden.

Der König, bei aller Huld und Güte, die ihm aus den Augen sah, hatte nicht die Gabe, sich mit den Leuten so „gemein zu machen", wie es seinem Vater leicht gewesen war. Seiner feineren, zartfühlenden Natur widerstrebte es freilich auch, ein verletzendes Scherzwort hinzuwerfen, wie man König Ludwig I. so manches nacherzählte. Dagegen wußte er königliche Würde und menschliche Liebenswürdigkeit aufs Gewinnendste zu verbinden, wenn er in der Villa Gäste bei sich sah, sowohl die höheren Beamten seines eigenen Landes, als fremde fürstliche und hochadelige Gäste.

Im Laufe dieser Sommerwochen erschienen am Hoflager der Großherzog von Mecklenburg mit seiner Gemahlin und der alten Großherzogin, der Schwester König Friedrich Wilhelm's IV., dem die alte Dame auffallend ähnlich sah, die Herzogin von Modena, Fürst und Fürstin Lobkowitz, Erzherzogin Sophie mit ihrem Gemahl, Fürst und Fürstin Solms; von geistlichen Würdenträgern der Cardinal Reisach, der Fürstbischof von Salzburg, Bischof Ketteler von Mainz und der Bischof von Regensburg; von Staatsmännern u. A. Herr von Beust („feiner, geistreicher, nervöser Diplomatenkopf, ohne Größe, aber nicht ohne Festigkeit" Tagebuchnotiz vom 25. August). Unter all' dieser wechselnden Gesellschaft bewegte sich der König mit der freiesten Haltung, sichtlich bemüht, sich Jedem freundlich zu erzeigen und wie ein anderer gastfreier Hausherr es seinen Gästen wohl zu machen. Dabei, so empfänglich er für Scherz und Witz war, hielt er stets eine gewisse Grenze inne, und wenn im Geplauder beim abendlichen Punsch nach einer erfolgreichen Jagd Histörchen vorgebracht wurden, wie sie in Männergesellschaften unbedenklich im Schwange zu gehen pflegen, stimmte er nur aus Höflichkeit in das Lachen der Uebrigen ein und wurde gleich wieder ernst. Auch auf ihn konnte man das Wort anwenden, daß das Gemeine in wesenlosem Scheine hinter ihm lag.

Obwohl nun er selbst nicht so recht eigentlich ein Jäger, nur ein guter Schütze war — er nahm gewöhnlich ein Buch auf seinen Stand mit, in dem er las, bis sein Jäger ihm beim Herannahen eines Wildes die Büchse überreichte —, versäumte er doch nicht, zur Herbstzeit in den verschiedenen weitgedehnten Hochlandsrevieren zu jagen, was ihn oft Tage lang von der Villa

fern hielt. Ueberall hatte er eigene Jagdhütten, die manchmal nur für ihn allein Raum hatten, während seine Herren in Blockhäuschen oder Heustadeln übernachten mußten. In aller Frühe wurde dann aufgebrochen, man bestieg die kleinen gelben norwegischen Pferde, die auf den schmalen Reitwegen, selbst wenn es steiler hinanging, ihren Reiter so sicher trugen wie in der Ebene, und nahm, wenn man den Platz erreicht hatte, der für die Jagd ausersehen war, den Stand im Bogen ein, den der Forstmeister bestimmte. War dann die Treibjagd vorüber, so wurde nach der Jagdhütte zurückgeritten, im Freien unter hohen Ahorn- oder Fichtenwipfeln dinirt, und wenn am andern Tage das Jagen fortgesetzt werden sollte, der Abend bei Punsch, Zitherspiel und Gesang von Sennerinnen, Jägern und Holzknechten verbracht.

Wie mich dies bunte, fröhliche Leben in der mästigen Hochlandsnatur entzückte, wie dankbar ich war, Wochen lang auf die bequemste Art Berg und Thal durchstreifen und die Wunder der Alpenwelt in Regen und Sonnenschein, im ersten Frührоth und unter dem leuchtenden Sternenhimmel betrachten zu können, wird jeder Leser mir nachfühlen, der sich an meine städtische Jugend in dem Hinterzimmer der Berliner Behrenstraße erinnert. Es war mir sehr Ernst darum, mit einzustimmen, wenn Kobell sein Jägerlied sang:

Wos war's denn ums Leb'n ohne Jag'n?
Koan Kreuzer net gebet i' drum.
Wo aber a' Hirsch zum dafrag'n,
Wo's Gamsein geit, da reißt's mi 'rum.
Und ist auch an' Ehr dabei z' gwinna,
Und muaßt was versteh' und was kinna,
Denn der sie net recht z'samma nimmt,
A net leicht zun an' Gamsbartl kimmt[1]).

Daß ich freilich weit davon entfernt war, was zu „verstehen und zu können", mußte ich bald erfahren. So gute Fortschritte, dank meinem scharfen Auge und meiner ruhigen Hand, ich beim Schießen nach der Scheibe gemacht hatte, es war etwas ganz Anderes, wenn der Hirsch durch das niedere Gezweig brach und mit seinen flüchtigen Füßen die Steine den Abhang hinunter ins Rollen brachte, um plötzlich sausend aus dem Dickicht vorzubrechen und in wilder Flucht vorbeizustreichen — auch dann kaltblütig die Büchse zu heben, auf das Blatt zu zielen und mit dem Finger nicht voreilig oder zu spät den Drücker zu berühren.

Ich gestehe, daß ich von der noblen Passion hoher Herren, von einem sicheren Stand aus auf vorbeigetriebenes Wild zu schießen, bis dahin nicht allzu gut gedacht hatte. Vollends ein Kesseltreiben, wo die Schützen in das dichte Gewühl armer Hasen hineinfeuern, schien — und scheint mir noch heute — ein wenig ritterliches Geschäft, während der Jäger, der sich einsam an das Wild heranpirscht oder gefährliche Bergpfade erklettert, „um ein armselig Gratthier zu erjagen," Muth und Geschicklichkeit aufwenden und oft sogar sein

[1]) Oberbayerische Lieder mit ihren Singweisen. Im Auftrag und mit Unterstützung Sr. Majestät des Königs für das bayerische Gebirgsvolk gesammelt und herausgegeben von Fr. v. Kobell. Mit Bildern von A. v. Ramberg. 1860.

Leben einsetzen muß. Und wenn es nöthig ist, um den Wildstand nicht übermäßig sich mehren zu lassen, in bestimmten Fristen die überzähligen abzuschießen, sollte man, meint' ich, dies berufsmäßigen Jägern überlassen oder nur auf einem Pirschgang sich daran betheiligen.

Bald aber erfuhr ich an mir selbst, daß es auch bei einer Treibjagd auf allerlei Mannestugend ankommt, Ausdauer in Wind und Wetter, Herzhaftigkeit, wenn ein zur Wuth gehetztes Thier in blinder Angst auf den Schützen geradewegs losstürmt, endlich ein sicheres Auge und eine feste Hand. Eine Jagd, wie die an der Watzmannscharte, von sechs Uhr Morgens bis drei Uhr Mittags, im eisigen Frühnebel, Regengüssen, dann wieder stechender Sonne und Gewitterschwüle, während die Gemsen, hinten an der steilen Wand über Bartholomä hinaufgetrieben, oben auf der Scheide des Berges langsam auftauchten und, mit zuckenden Sprüngen herabkommend, der Kugel nur ein unsicheres Ziel boten — dazu diese sieben Stunden lang regungslos, die Büchse auf den Knieen, auf einem Felsblock ausharren und rechts und links Schüsse knallen hören, während einem selbst kein Stück Wild schußgerecht kommen will — wer da nicht am Ende in ein mordlustiges Fieber geräth, als ob die edlen Thiere, die in der Ferne vorübersausen, es schadenfroh darauf abgesehen hätten, einen zu narren, der hat nicht nur keinen Tropfen Jägerblut, sondern überhaupt kein rothes Blut im Leibe, dem nichts Menschliches fremd ist.

In einer poetischen Epistel an meinen Freund Hermann Lingg, als man uns beide in das Comité eines Münchener Schützenfestes gewählt hatte, habe ich erzählt, wie es damit zuging, daß ich zum ersten Mal, nachdem ich häufig leer ausgegangen, ein Stück Wild zur Strecke liefern konnte. Bei dem dunklen Gefühl, daß mein kleiner Phrygius sich als stiller Mithelfer daran betheiligt habe, war ich auf das erste Jagdglück nicht sonderlich stolz. Ich erwähne es hier nur, um der Güte des Königs zu gedenken, den mein bisheriges Mißlingen mehr als mich selbst verdrossen hatte, da er auf diesen Jagdausflügen nur frohe Gesichter unter seinen Gästen zu sehen wünschte. Wahrhaft gerührt aber war ich durch einen anderen Beweis seines Wohlwollens gegen mich.

Als wir oben auf dem Plateau unter dem Watzmann angelangt waren, wo wir übernachten sollten — die Pferdchen wurden abgezäunt und zum Grasen sich selbst überlassen, die Köche errichteten im Freien ihre improvisirten Herde und zündeten große Feuer aus Laatschen und Knieholz an —, sagte mir der König: „Kommen Sie mit! Ich will Ihnen das Haus zeigen, in dem ich übernachten werde!"

Er führte mich nach einer unscheinbaren Holzhütte — wohl erst für die Gelegenheit aufgeschlagen, innen aber sogar tapezirt und ganz behaglich eingerichtet, mit einem Comfort, den ein echter Jäger verschmäht haben würde.

„Sehen Sie," sagte der König, indem er ein Buch von einem niederen Tische nahm, „da hab' ich mir auch was zum Lesen mitgebracht. Kennen Sie das Buch?" — Ich sah, daß es meine „Thekla" war, die heilige Thekla auf der Gemsjagd, Hexameter statt der Schnadahüpfel! Gewiß hat der König keine drei Verse darin gelesen oder höchstens, um sich in Schlaf zu bringen. Ich wußte ja, daß ihm das Gedicht nicht gefiel. Er hatte es nur mitgenommen, um seinem Gast etwas Freundliches zu erweisen.

An den Abenden nach der Jagd, sobald das Souper vorüber war und man beim Punsch saß, wurde vorgelesen, wenn man nicht in einer Sennhütte Zither spielen und Schnadahüpfel singen hörte, wie an jenem Tage, wo der Großherzog von Mecklenburg mitgejagt hatte. Kobell las, was er kürzlich gedichtet hatte, ich gab meine Novelle „Andrea Delfin" zum Besten, in kleinen Abschnitten, da Alle müde waren und man früh sein Lager aufsuchte. General Laroche schnarchte gewöhnlich schon während der Vorlesung so laut, daß es schwer hielt, ihn mit der Stimme zu überbieten. Fataler war's, daß diese Nachtmusik, wenn wir mit dem alten Herrn eine Blockhütte theilten, keinen von uns auf seiner Heumatratze zum Schlafen kommen ließ.

In wie hellen Farben stehen all' diese bunten Abenteuer vor meiner Erinnerung! Wie unvergeßlich ist mir der heitere Blick des gütigen Fürsten, mit dem er in das fröhliche Treiben hineinsah, während er über den Freuden, die er Anderen bereitete, das Leiden, das ihn auch in die reine Höhenluft begleitete, sein fast ununterbrochenes Kopfweh zu vergessen schien.

Doch mußte die lange Reihe auch dieser „schönen Tage", die fürwahr nicht „schwer zu ertragen" war, einmal ein Ende finden.

Am Tage nach jener Jagd in der Watzmannscharte beurlaubte ich mich von den Majestäten, deren Rückkehr nach München bevorstand. Ehe ich am 27. September abreiste, hatte ich unter anderen Besuchen mich auch von den jungen Prinzen zu verabschieden. Sie waren während der ganzen Zeit, wo sie ebenfalls in der Villa wohnten, selten zum Vorschein gekommen. Ein einziges Mal hatten sie an einer Ausfahrt Theil genommen, doch auch da nicht in unmittelbarer Nähe der Eltern. In einem kleinen Boot fuhren sie mit ihrem Hofmeister der großen geschmückten Barke nach, die König und Königin mit dem gesammten Hofstaat über den Königsee nach Bartholomä brachte. Es war gewiß eine weise pädagogische Maßregel, daß die Knaben dem zerstreuenden Hofleben fern gehalten wurden, um den Fortgang ihrer Studien nicht zu stören. Doch ein wenig mehr Freiheit in einer sommerlichen Ferienzeit hätte man ihnen wohl gegönnt. Und seltsam war es, daß der König, so oft eine Anfrage an ihn kam, wie dies und das im Unterricht der Prinzen eingerichtet werden sollte, stets antwortete, man solle sich erkundigen, wie es damit in seiner eigenen Schülerzeit gehalten worden sei, und es genau so wieder machen. Und er klagte doch darüber, daß seine Jugendbildung vernachlässigt worden sei! Es schien, als ob er über der Sorge für die Erziehung seines Volkes das Interesse an der seiner eigenen Kinder verloren habe.

(Fortsetzung im nächsten Hefte.)

Ein Vierteljahrhundert Musik.

Von

Eduard Hanslick.

[Nachdruck untersagt.]

Dem Jubiläum der „Deutschen Rundschau" ziemt wohl auch ein Rückblick auf die musikalischen Ergebnisse dieser fünfundzwanzig Jahre. Eine überschauende Musterung, welche statistische Vollständigkeit weder erreichen kann noch anstreben soll. Die Kunst, pflegte Hebbel zu sagen, setzt sich nur in Spitzen fort. Solche durch künstlerische Bedeutung oder mächtigen Erfolg aufragende Erscheinungen bedürfen selbstverständlich nicht mehr der kritischen Zergliederung; sie ist ihnen längst geworden. Nur die großen Strömungen in der Musik fassen wir hier ins Auge; betrachtend, wie darin als einzelne Wellen die deutsche und die fremdländische Production, die weltliche und die geistliche, die dramatische und die Concertmusik in einander oder gegen einander fließen.

Die letzten fünfundzwanzig Jahre! Ein langer Zeitverlauf; trotzdem erscheint er uns nicht von gleicher Fruchtbarkeit für die Musik wie frühere Vierteljahrhunderte. Kein Zweifel, daß die Vorherrschaft der Politik, der Volkswirthschaft, der Naturwissenschaften heute nicht mehr der Tonkunst jene Wichtigkeit und Bevorzugung im öffentlichen Leben vergönnt, welche ehedem das Erscheinen einer Oper oder Sinfonie begleitete.

Die beiden Meister, welche dem Musikleben dieser Periode vornehmlich ihr Gepräge aufgedrückt haben, sind Richard Wagner und Johannes Brahms, — der Eine in der Oper, der Andere in der Concertmusik weitesten Umfangs. Ihre Gebiete scheiden sich scharf und reinlich von einander ab. Brahms und Wagner, — sie stehen einander nirgend im Wege, so oft auch mißverständliche Parteibestrebung versucht hat, die Beiden gegen einander auszuspielen. Die größere Popularität und stärkere Wirkung fällt allerdings stets demjenigen Componisten zu, der für das Theater schafft.

I.

Beginnen wir mit der Oper. Lange vor dem Zeitpunkt, von dem unsere Rückschau anhebt, stand Wagner bereits auf der Höhe seines Ruhmes. Die Jugendoper des Zwanzigjährigen, „Die Feen", kann uns hier nicht be-

schäftigen; nur deren Wiederbelebungsversuch in München (1888), ein kindisches Pietätscuriosum, sei erwähnt. „Rienzi" (1842) und der „Fliegende Holländer" (1843) verkündigen das starke Talent des jungen Dresdener Hofcapellmeisters, aber erst der glänzende und anhaltende Erfolg des Tannhäuser (1845) und „Lohengrin" (1850) zieht jene Vorgänger allerorten ans Tageslicht. „Rienzi", die große Ausstattungsoper in Meyerbeer'schem Geschmack (so groß, daß sie in Dresden auf zwei Abende vertheilt wurde), erscheint heute nur noch sporadisch und flüchtig auf deutschen Bühnen. Hingegen bilden „Tannhäuser", „Holländer" und „Lohengrin" noch immer die festen Fundamente von Wagner's Popularität. Die Theaterstatistik bezeugt, daß Wagner in Deutschland gegenwärtig allen Componisten vorangeht und die genannten drei Opern die meisten Aufführungen erleben. Ihnen reihen sich „Die Meistersinger" an (1868), auf jenen größeren Bühnen, welche den starken Anforderungen dieses Werkes gewachsen sind. Ihre volksthümlich-deutsche Handlung und melodisch einprägliche Musik sichern den „Meistersingern" entschiedenen Vortheil und voraussichtlich längere Lebensdauer, als den anderen späteren Werken Wagner's, „Tristan" (1865) und „Nibelungenring" (1876). In die Grenzen unseres Berichtes fällt bloß die Tetralogie. Auch abgesehen von ihrem Kunstwerth imponirt sie als ein ganz einziges Ereigniß in der gesammten Theatergeschichte. Die Idee, für diesen „Nibelungenring" ein eigenes großes Theater in einer von jedem Großstadtlärm entfernten Provinzstadt zu erbauen, war ebenso glänzend als gewagt. Dieses kühne, selbstbewußte Unternehmen ist durch das opferfreudige Zusammenwirken der Gefolgschaft Wagner's und die mächtige Unterstützung des bayerischen Königs gelungen. Zur Stunde sind die „Nibelungen" bereits auf allen größeren Bühnen eingebürgert, bedürfen also nicht mehr des Bayreuther Asyls. Wagner's letztes Werk „Parcifal" (1882), dessen Aufführung keinem anderen Theater gestattet ist, erhält indessen das Bayreuther Unternehmen noch aufrecht und lockt jedes zweite Jahr eine ansehnliche Hörerschaft aus beiden Hemisphären heran.

Wagner übt ungemein starken Einfluß auf die jüngeren Componisten; Einfluß von verschiedenem Umfang und ungleichem Werth. Eigentliche Wagnercopien erwiesen sich selten als lebensfähig. Weder die wunderliche Stoffwahl aus vorchristlichen, altgermanischen, indischen Legenden (Weingartner, Kienzl, Halström, Michalowicz, Schillings u. A.) noch die Nachbildung des im Grunde höchst persönlichen letzten Wagnerstils bringt bislang den gewünschten Erfolg. Die jungen Wagnerianer halten es auch nicht mehr für anständig, ein Libretto von anderer Hand zu componiren; sie machen sich ihre „Dichtung" selbst, ob sie dafür Wagner's Talent besitzen oder nicht. Einzelne versteigen sich sogar zu dem Anspruch, ausschließlich für ihre auf drei bis vier Abende berechneten Musikdramen die Erbauung eines eigenen Theaters zu verlangen (A. von Goldschmidt, Weingartner). Diese Zukunftsbühnen stehen vorläufig noch auf dem Papier.

Einen günstigen Einfluß nahm Wagner durch seine strengeren dramatischen Anforderungen. Straffere Einheit der Handlung, schärfere Charakteristik der Personen, Beseitigung veralteter Formeln und Coloraturen, endlich die räum-

liche Vertiefung des Orchesters, — das alles hat seit Wagner's Vorgang sich Bahn gebrochen.

Wagner's Einwirkung äußert sich aber nicht ausschließlich in gerader Richtung. Es läßt sich heute auch ein Rückschlag gegen seine späteren Werke, namentlich die „Nibelungen", constatiren. Man fühlte das Bedürfniß, sich aus der fremdartigen Gesellschaft von Göttern, Riesen und Zwergen wieder zu Menschen ins blühende Leben zu flüchten. Andererseits auch auszuruhen von der quälenden Anstrengung, welche übermäßige Länge, fortgesetzt deklamatorischer Gesang, complicirtes oder betäubendes Orchester dem Hörer bereiteten.

Da erschienen in den neunziger Jahren wieder kleinbürgerliche, idyllische Opern von mäßigem Umfang und bescheidenstem decorativem Schmuck. Die drei erfolgreichsten dieser Richtung stammen seltsamer Weise von Anhängern Wagner's: „Hänsel und Gretel" von Humperdinck, „Der Evangelimann" von Kienzl, „Heimchen am Herd" von Goldmark. Etwas früher (1890) war Mascagni's einactige Dorftragödie „Cavalleria rusticana" aufgetaucht und hat durch die Neuheit des effectvoll gedrängten Stoffes und das bei aller Roheit energische Talent des jungen Componisten bald den Weg über alle europäischen Bühnen gefunden. Das lockte zur Nacheiferung. Der kunstliebende Herzog von Coburg veranlaßte sogar ein Preisausschreiben, um die deutschen Opernbühnen mit einheimischen Einactern zu versorgen. Viele Componisten traten in den Wettbewerb, aber selbst die Glücklichsten mußten sich mit dem Preise begnügen; der rechte Erfolg blieb ihnen versagt. Weder J. Forster's „Rose von Pontevedra" noch Hummel's „Mara" haben der „Cavalleria" Concurrenz gemacht.

Was im letzten Vierteljahrhundert Deutschland an ernsten großen Opern hervorgebracht, ist überraschend wenig. Die Thatsache erklärt sich zumeist aus der Alles erdrückenden und entmuthigenden Herrschaft Wagner's. So haben wir denn, von diesem abgesehen, an namhaften großen Opern seit 1875 in Deutschland nur zu verzeichnen: „Die Königin von Saba" (1875), „Merlin" (1886) und „Die Kriegsgefangene" (1899) von Goldmark; „Die Makkabäer" (1877) und „Der Dämon" (in Wien 1899) von Rubinstein; Neßler's „Rattenfänger" (1879) und „Trompeter von Säkkingen" (1884); Kienzl's „Evangelimann" (1896), endlich den „Bärenhäuter" von Siegfried Wagner (1899), für welchen der Glanz des ererbten Namens jedoch nicht lange vorhielt.

Auch das Feld der komischen Oper finden wir in Deutschland schwach bebaut. Wir verzeichnen an hervorragenden, erfolgreichen Novitäten dieser Gattung von 1875 bis Ende 1899:

„Die bezähmte Widerspenstige" von Hermann Goetz (1875),
„Das goldene Kreuz" von Ignaz Brüll (1876),
„Hänsel und Gretel" von Humperdinck (1894),
„Heimchen am Herd" von Goldmark (1896) und allenfalls
„Donna Diana" von Resniczek (1898).

Das entschieden komische Genre scheint sich fast gänzlich in die Zwitterform der Operette geflüchtet zu haben seit dem Auftauchen J. Offenbach's,

der sich von Paris aus bald aller kleinen Theater in Deutschland bemächtigte. Neben der französischen herrscht eigentlich nur die specifisch Wiener Operette, die in Johann Strauß kürzlich ihren berühmtesten und fleißigsten Vertreter verloren hat. Seine beste Operette, „Die Fledermaus" (1874), lebt zur Stunde noch auf allen Bühnen. Auch „Der Zigeunerbaron" (1885) erhält sich in der Gunst des Publicums, während die Operetten aus Strauß' letzten Jahren nur einen schwachen Erfolg erzielten, mehr noch durch die Schuld der Librettisten als der Musik. Neben Strauß hat in neuester Zeit Richard Heuberger mit dem „Opernball" und „Ihre Excellenz" auch außerhalb Oesterreichs das meiste Glück gemacht.

In unserem begrenzten Rahmen können zahlreiche Opern nicht Platz finden, welche nur eine locale, rasch vorübergehende Aufmerksamkeit erregt haben. In jeder deutschen Theaterstadt pflegt ja von Zeit zu Zeit ein dort ansässiger Componist, meistens der Capellmeister, mit einer Oper hervorzutreten, welche trotz der ihr nachgerühmten „beifälligen Aufnahme" nicht über die engste Heimath hinausdringt.

Zahlreicher wachsen die Novitäten in Frankreich und Italien, wo das musikalische Interesse der Künstler und des Publicums sich vorherrschend auf die Oper wirft und in der Instrumentalmusik nur ein schwaches Gegengewicht findet. Uebrigens können wir von den alljährlich in Frankreich und Italien auftauchenden Opernnovitäten ohne Gewissensscrupel die Mehrzahl ignoriren, uns nur auf jene Werke beschränkend, welche den Weg zu deutschen Bühnen gefunden haben. Beeilt man sich doch bei uns nur zu eifrig, jede halbwegs erfolgreiche französische oder italienische Oper gleich zu importiren.

In Frankreich haben wir ein Sinken der Opernproduction zu constatiren. Ambroise Thomas und Gounod gehören mit ihren erfolgreichen Opern in eine frühere Periode („Mignon" 1866, „Hamlet" 1868, „Romeo und Julia" 1867). Gounod's „Tribut von Zamora" (1883) hat trotz Pauline Lucca's Prachtrolle sich nicht zu erhalten vermocht, ebensowenig Délibes' „Jean de Nivelle" (1881). Seit fünfundzwanzig Jahren ist J. Massenet fast unumschränkter Beherrscher der französischen Oper; jedenfalls der Einzige, der neben Bizet († 1875) über die Grenzen Frankreichs hinaus mit anhaltender Kraft wirkt. Wien war die erste nicht französische Stadt, welche Bizet's „Carmen" (1875) aufgeführt und allmählich alle Bühnen Deutschlands, die sich lange gegen das frivole Sujet sträubten, nachgezogen hat. „Carmen", ein Werk von Geist, Leidenschaft und interessanter Localfarbe, dürfte sich noch lange wirksam erhalten. Jules Massenet hat mehrere Bühnen Deutschlands zuerst vorübergehend mit dem „König von Lahore" (1877) und dem „Cid" (1885) erobert, dann mit „Manon" (1884) und „Werther" (1892) bleibend Fuß gefaßt. Bemerkenswerth ist, daß drei der besten und erfolgreichsten französischen Opern auf Goethe'schen Dichtungen ruhen: „Faust", „Mignon", „Werther"[1]).

[1]) „Mignon" hat in Paris am 13. Mai 1894 ihre tausendste Aufführung gefeiert. Daß eine Oper in Gegenwart des Componisten zum tausendsten Mal auf derselben Bühne erscheint, ist ein Ereigniß ohne Beispiel — eine Thatsache, die man noch niemals erlebt hat

Das Ergebniß an komischen Opern in Frankreich ist höchst bescheiden, selbst wenn man die tragisch ausgehenden „Carmen" und „Manon" dahin einreiht. Bizet's liebenswürdige einactige „Djamileh", in neuerer Zeit von deutschen Bühnen aufgenommen, stammt aus dem Jahre 1872; Délibes' schnell vergessene komische Oper „Le roi l'a dit" (1873) hat nirgends die Wirkung seiner Balletcompositionen „Coppelia" (1870) und „Sylvia" (1876) erreicht.

Auch in Italien ist die echte Opera buffa mit Rossini, Donizetti und ihrem schwächeren Nachfolger Ricci ausgestorben. Als eine merkwürdige Erscheinung hebt sich der „Falstaff" von Verdi heraus (1893), dem eminent pathetischen Componisten, dem man eine komische Oper ebenso wenig zugemuthet hätte wie seinem Landsmann Bellini oder unserem Spohr. In Deutschland vermochte sich „Falstaff" nicht einzubürgern; eigentlich ist er auch in Italien ein respectvoll behandelter Fremdling geblieben.

Die jüngsten Italiener erinnern mich unwillkürlich an Gottfried Keller's Seldwyler Erzählung vom „Verlorenen Lachen". Sie haben das Lachen verlernt, das köstliche, vergnügte Lachen, das einst so silberhell aus ihren komischen Opern drang. In den letzten fünfundzwanzig Jahren haben sie außer dem erwähnten „Falstaff" keine Opera buffa, kein Dramma giocoso von Bedeutung mehr geliefert. Etwas ergiebiger zeigte sich doch ihre Opera seria: Verdi's „Otello" (1887), Boito's „Mefistofele" (1881), Ponchielli's „Gioconda" (1884), Mascagni's „Cavalleria", die von seinen späteren, musikalisch vielfach bedeutenderen Opern: „Freund Fritz" und „Die Rantzau" an Erfolg nicht erreicht worden ist. Ihm folgen in den neunziger Jahren als neueste Gruppe die italienischen Realisten. Nach dem Vorgang von Mascagni's „Cavalleria" schrieb zuerst Leoncavallo seine Dorftragödie „Der Bajazzo", dann in größerem Rahmen „La Bohême". Fast gleichzeitig hat denselben, aus Henri Murger's Roman geschöpften Stoff unter gleichem Titel „La Bohême" G. Puccini bearbeitet. Einige kleinere Opern verwandter italienischer „Veristen" kamen bei der Wiener Theater- und Musikausstellung (1892) zur Aufführung: „A Santa Lucia" von P. Tasca, „Tilda" von Fr. Cilèa, „Il birrichino" von L. Mugone, „Mala vita" von U. Giordano. Das flüchtige Interesse, das sie erregten, hatten sie zum größten Theil der genialen Sängerin Gemma Bellincioni zu danken.

---

und vielleicht nicht wieder erleben wird. Heute noch, da unsere großen Meister längst todt sind, hat keine Oper von Gluck, Mozart, Beethoven oder Weber es zu 1000 Aufführungen in derselben Stadt gebracht! So nachhaltigen Erfolges wie „Mignon" rühmt sich nur noch Gounod's „Faust", dessen tausendste Aufführung (schon nach 35 Jahren) im Jahre 1893 in Paris stattfand — leider ein Jahr nach des Componisten Tode. Will man einen Maßstab für diese Pariser Opernerfolge haben, so vergleiche man damit nur die Zahl der Aufführungen unserer besten und beliebtesten deutschen Opern. Im Berliner Opernhause hat die „Zauberflöte" erst nach hundert Jahren die vierhundertste Aufführung erlebt, „Don Juan" die fünfhundertste. Der „Freischütz" hat dreiundsiebzig Jahre gebraucht, um in Berlin und Dresden es zur fünfhundertsten Aufführung zu bringen. In Wien steht Mozart's hundertjähriger „Don Juan" erst jetzt an seiner fünfhundertsten Aufführung!

Unsere alten Culturvölker, Italiener, Franzosen, Deutsche, verrathen auch in der musikalischen Production bereits Züge von Müdigkeit. Es gedeiht ihnen zum Vortheil, daß einige Tropfen frischen Blutes von den unverbrauchten Nationen, namentlich Czechen und Russen, ihnen zufließen. Unter den Instrumentalcomponisten werden wir außerdem noch Schweden und Norweger antreffen. Die Opern des in Armuth und Taubheit verstorbenen, außerhalb Böhmens so gut wie unbekannten Smetana (1884) waren eine Entdeckung. Während der Theater- und Musikausstellung in Wien 1876 gab eine czechische Operngesellschaft „Die verkaufte Braut". Dann wurde diese komische Oper in Wien und bald auch auf den meisten deutschen Bühnen mit andauerndem Erfolg gegeben. Es folgten noch „Das Geheimniß", „Der Kuß" und „Dalibor" von Smetana, trotz glänzender musikalischer Einzelnummern nicht mit gleichem Glück. Von Anton Dvořak gelangten nur zwei kleinere Opern in deutscher Uebersetzung an die Hoftheater von Wien und Dresden: „Der Bauer als Schelm" und „Dickschädel". Die heitere, sehr melodiöse Musik ist an elende Textbücher verschwendet. Von Dvořak's zwei großen Opern „Dimitri" und „Der Jacobiner" ist noch keine deutsch gegeben worden. Wenn die czechischen Componisten sich nicht endlich zu deutschen Uebersetzungen bequemen, so werden sie über die engen Grenzen ihrer Heimath nicht hinausdringen. Von Russen sind hier Rubinstein und Tschaikowsky zu nennen. Als Operncomponist schwankt Ersterer allerdings zwischen mehreren Nationalitäten. Einige seiner Opern sind auf original russischen Text, für Rußland, geschrieben („Der Dämon", „Kalaschnikoff"), der „Nero" auf ein französisches Libretto von Jules Barbier, endlich auf deutsche Worte: „Die Kinder der Haide", „Ferarmors", „Die „Maccabäer", desgleichen drei kleinere Opern, die meines Wissens nur in Hamburg aufgeführt wurden: „Der Papagei", „Sulamith", „Die sibirischen Jäger". Nachdem der theilweise Erfolg von Rubinstein's Opern sich fast durchaus auf die national gefärbten Musikstücke von specifisch russisch-orientalischem Charakter concentrirte, dürfen wir Rubinstein (ganz abgesehen von seiner Nationalität) wohl am richtigsten den russischen Componisten beizählen. In den Zeitraum unserer Rückschau fallen nur „Die Maccabäer", „Nero" und „Der Dämon".

Trotz seiner unverdrossen emsigen Arbeit für die Bühne hat doch keine von Rubinstein's Opern einen nachhaltigen Erfolg behaupten können. Weit glücklicher war P. Tschaikowsky mit seiner Oper „Eugen Onegin", die, 1879 componirt, erst etwa fünfzehn Jahre später in Deutschland Eingang fand (1897 in Wien). Der eminent patriotische Zug, welcher die russischen Operncomponisten bestimmt, ihre Stoffe aus den berühmtesten Dichtungen ihrer Landsleute zu entnehmen, gedeiht ihnen daheim zu großem Vorzug, außerhalb Rußlands meistens zum Gegentheil[1]). Von Tschaikowsky's übrigen Opern

[1]) Zuerst hat Glinka nach den Dichtungen Puschkin's gegriffen („Rußlan und Ludmilla" 1842). Dann lieferten Puschkin's „Russalka" und „Der steinerne Gast" den Stoff zu zwei Opern von Dargomijski, dessen jüngerer College Mussorgski wieder den „Boris Godunow", Puschkin's einziges großes Drama, componirte. Tschaikowsky hat von Puschkin zwei Erzählungen aus dem modernen Gesellschaftsleben, „Die Piquedame" und „Eugen Onegin", als Opern bearbeitet.

würde sich manche (z. B. „La Pique-Dame") durch ihren musikalischen Reiz zur Auffrischung des stagnirenden deutschen Repertoires empfehlen, falls nur unser Publicum auf die fremdartigen Stoffe eingeht.

So sehen wir denn in unserer Periode Richard Wagner vor- und überherrschend. Keiner der neueren Operncomponisten deutscher oder fremder Nationalität erreicht ihn in Deutschland an Zahl und Anziehungskraft der Aufführungen. Neben ihm versiegt die Production. Die wenigen neu auftauchenden Opern verfehlen den Eindruck, entweder weil sie Wagner nachahmen, oder auch weil sie absichtlich gegen seinen Einfluß sich absperren. Brahms, der seinen wiederholt gefaßten Plan, eine Oper zu schreiben, immer wieder aufgab, antwortete mir auf meine Interpellation: „Wagnerisch componiren mag ich nicht, und im älteren classischen Stil geht es nicht mehr." Sehr irrig wäre jedoch die Annahme, daß das ganze musikliebende Deutschland sich nur an Wagner sättige, mit Wagner vollauf sich begnüge. Nicht die neuesten, wohl aber die älteren Operncomponisten vermögen sich neben ihm standhaft zu erhalten: Mozart, Beethoven, Weber, Marschner, Lortzing, hin und wieder auch noch Kreutzer. Nur Spohr scheint, selbst mit seiner „Jessonda", völlig in Vergessenheit gerathen. Mit besonderer Befriedigung können wir das Neuerwachen eines förmlichen Mozartcultus constatiren. In allen deutschen Hauptstädten, vornehmlich in Wien unter Gustav Mahler und in München unter Possart, füllen Mozart's Opern, sorgfältig studirt und neu inscenirt, das Theater, trotz Wagner. Nur die echt Mozart'sche Vortragsweise und Gesangstechnik ist durch die Herrschaft von Tristan und Wotan zu Schaden gekommen. Von ausländischen älteren Operncomponisten wirken auf den deutschen Bühnen noch heute frisch und lebendig: Boieldieu („Weiße Dame", „Johann von Paris", hie und da auch „Rothkäppchen)", Auber („Stumme von „Portici", „Fra Diavolo", „Der schwarze Domino"), Adam („Postillon von Longjumeau", „Die Nürnberger Puppe"). Etwas seltener Herold („Zampa", „Zweikampf"). Aus den dreißiger und vierziger Jahren: Meyerbeer, fortwährend eine der stärksten Stützen des deutschen Repertoires („Robert", „Hugenotten", „Prophet", „Afrikanerin)"; spärlicher vertreten Halévy („Jüdin", „Der Blitz"). —

Drei Gedenktage: Die hundertjährige Wiederkehr von Mozart's Todestag (1891), von Franz Schubert's Geburtstag (1897) und von C. M. von Weber's Geburtstag (1886), sind in ganz Deutschland mit Festlichkeit und allgemeiner herzlicher Hingabe gefeiert worden. Von Mozart erschienen im Wiener Hofoperntheater als Novitäten für uns Kinder des 19. Jahrhunderts zwei reizende Rococo-Singspiele: „Die Gärtnerin" und „Bastien und Bastienne". Weber wurde mit seinen drei großen Opern und der „Preciosa" gefeiert, von einigen deutschen Bühnen auch mit „Sylvana". Wien hat sie nicht aufgenommen; mit Recht, wie ich glaube. In ihrer Originalgestalt ist „Sylvana" völlig veraltet, heute einfach unmöglich. Die in Deutschland aufgetauchte Neubearbeitung hingegen ist ein aus allerhand Weber'schen Fragmenten zusammengesetztes, einer ganz anderen Handlung unterlegtes Flickwerk, das mit der Original-Sylvana nicht viel mehr gemein hat

als den Titel. Das Franz Schubert-Jubiläum, das in Wien sich durch zehn Tage fortsetzte, in Opern- und Liederabenden, Orchester-, Kammer- und Clavierconcerten; kirchlichen und Oratorienwerken, brachte im Operntheater außer den „Verschworenen" noch ein verschollenes Singspiel „Der vierjährige Posten" (Text von Theodor Körner) zur Aufführung. Letzteres hat den festlichen Anlaß nicht lange überlebt. Alle deutschen Opernbühnen feierten ferner den hundertjährigen Geburtstag Heinrich Marschner's (1895), dessen „Hans Heiling" und „Templer" dem deutschen Volke ans Herz gewachsen sind.

II.

Unser Rückblick auf die nicht-dramatische, also die Concertmusik im weiteren Sinne wird rascher beendet sein als die Umschau über die Opern des letzten Vierteljahrhunderts. Die Production strömt hier viel gleichmäßiger, faßt sich unter wenige Kategorien zusammen und wird fast ausschließlich von Deutschland bestritten. Slaven und Skandinavier bilden nur eine kleine Minorität, die Franzosen eine noch geringere. Unter den deutschen, abseits vom Theater schaffenden Componisten der letzten Periode nimmt ohne Frage Brahms die vornehmste Stelle ein. Er hat in geistlichem Stil, in der Sinfonie, in allen Zweigen der Kammermusik, im Clavierstück und im Liede eine reiche Fülle von unvergänglichen Werken gespendet. Unter den Neuen erscheint Brahms als der Classiker, was Tiefe des Inhalts bei vollendeter Beherrschung der Form und aller Kunstmittel betrifft. Er ist in weiteren Kreisen zuerst durch seine B-dur-Sextett bekannt und beliebt geworden; in einigen theils allein, theils mit Joachim veranstalteten Concerten zeigte er sich auch als Pianist in großem Stil. In Wien sind seine bedeutendsten Werke entstanden, vor Allem das „Deutsche Requiem" (1875).

Von da an hat Brahms nicht aufgehört, das ernstere Gebiet unseres Concertlebens als Erster zu beherrschen. In den zwanzig Jahren 1876 bis 1896 empfingen wir von ihm vier Sinfonien, die Tragische und die Akademische Ouvertüre, drei Streichquartette, zwei Quintette, die drei Violinsonaten, die „Phantasien" und „Intermezzi" für Clavier, zahlreiche Liederhefte und Vocalquartette (worunter die Zigeunerlieder), endlich die beiden Clarinettsonaten und das herrliche Clarinett-Quintett. Seine letzte Composition, die „Vier ernsten Gesänge" (1896), durchweht bereits die Todesahnung. Eine tückische kurze Krankheit entriß uns den erst Dreiundsechzigjährigen am 3. April 1897. Schon im October 1899 wurde das Denkmal enthüllt, das der kunstsinnige Herzog von Meiningen, bei dem Brahms so oft und gern musicirt hatte, ihm errichten ließ. In Wien wird gleichfalls ein Brahms-Denkmal vorbereitet.

Nach Brahms' Tode erscheint uns als der Begabteste unter den Instrumentalcomponisten Anton Dvořak. In Wien trat er zuerst mit seinen „Slavischen Rhapsodien (im Philharmonischen Concert 1879) vor das große Publicum. Die folgenden Jahre bescherten uns seine „Legenden", vier Sinfonien, mehrere Quartette, Trios und Quintette, das Sextett für Blasinstrumente, die Ouvertüre „Mein Heim", drei „Sinfonische Dichtungen" u. s. w. Dvořak's zahlreiche Tonwerke bilden bereits einen unentbehrlichen Schmuck

des Concertlebens in Deutschland und England. Der Componist steht im besten Mannesalter; seine Productivität läßt uns noch eine reiche Fülle von Tondichtungen erwarten.

Zwei ältere Meister, die als Componisten ihre größte und erfolgreichste Thätigkeit in den fünfziger und sechziger Jahren entfaltet haben, Liszt und Rubinstein, ragen trotzdem mit einigen späteren Werken noch in unsere Periode herein. Liszt mit seinen „Glocken des Straßburger Münsters", der „Vogelpredigt des heiligen Franz" und dem „113. Psalm", Rubinstein mit seiner „Dramatischen Sinfonie" und einigen Clavierstücken. Die beiden berühmten Künstler begegnen sich in dem Schicksal, daß sie als unerreichte Claviervirtuosen und „fascinirende" Persönlichkeiten bis an ihr Lebensende bejubelt wurden, als Componisten es aber selten zu echten, anhaltenden Erfolgen brachten. Nur wenn sie persönlich zugegen waren, erlebten ihre Orchester- und Chor-Compositionen eine enthusiastische Aufnahme. Seit dem Hinscheiden Liszt's (1886) und Rubinstein's (1894) sind ihre Werke von den meisten großen Concertprogrammen so ziemlich verschwunden. Hingegen erfreuen sich die farbenglühenden Ouvertüren von Goldmark „Sakuntala", „Penthesilea", „Sappho", „Prometheus", „Im Frühling", sowie die anmuthigen Serenaden und Sinfonien von Robert Fuchs andauernder Beliebtheit.

Einige vereinzelte, energisch vordrängende Componisten, welche nach modernen Terminologien als Secessionisten bezeichnet werden könnten, haben in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren starke, wenngleich nicht unbestrittene Erfolge zu verzeichnen: Anton Bruckner († 1898), dessen Sinfonien Wagner's „unendliche Melodie" in ungewöhnlicher Ausdehnung adoptiren, und der jüngere Richard Strauß (geboren 1864), der in seinen glänzend instrumentirten Sinfonischen Dichtungen („Don Juan", „Macbeth", „Tod und Verklärung", „Eulenspiegel", „Zarathustra") uns weniger musikalisch als malend und erzählend interessirt. Hier wäre auch Hugo Wolf zu nennen, dessen „Feuerreiter" und „Elfenlied" für Chor und Orchester gleichfalls ein vorzugsweise illustrirendes Talent verrathen. Der junge, einer unheilvollen Krankheit verfallene Wiener Componist, um den sich bereits eigene „Wolf-Vereine" scharen, ist am fruchtbarsten als Liedercomponist aufgetreten. Er componirte nicht bloß Gedichte, sondern sozusagen ganze Dichter. Ein Band Goethe (51 Gedichte), ein Band Mörike (53 Gedichte) u. s. w. Er liebt es, die Clavierbegleitung zur Hauptsache, den Gesang zum Anhängsel zu machen. In die Concertprogramme sind Wolf's Lieder bisher fast gar nicht gedrungen, noch viel weniger in die Familie. Die Ausbeute an neuen Liedern von hervorragender Bedeutung ist auffallend gering in den letzten zwei Decennien. Am häufigsten und am liebsten werden noch immer Schubert, Schumann, Brahms und Robert Franz gesungen. Neuestens genießen die sinnigen Lieder von A. Rückauf große Beliebtheit. Mendelssohn's Lieder, Clavierstücke und Kammermusik sind aus dem Concertleben fast völlig verschwunden. Nur in seinen Oratorien, Psalmen und Chören lebt der Meister noch unübertroffen in der Gegenwart fort. So viel von den deutschen Concertcompositionen der letzten Periode.

Eine neue, volksthümlich frische Farbe haben einige hochbegabte Slaven in die neueren Concertprogramme gebracht: der Czeche Smetana (dessen

Opern bereits früher erwähnt sind) mit seinen „Sinfonischen Dichtungen“ und Tschaikowsky mit seiner „Pathetischen Sinfonie“, seinem Clavierconcert und einigen Kammermusikstücken. Von Norwegern haben Svendsen mit seinem Octett, E. Grieg mit einem Quartett, einer Ouvertüre und seinen beiden Orchestersuiten „Holberg“ und „Peter Gynt“ lebhaft angesprochen. Von Franzosen ist Saint-Saëns nach Berlioz der erste Orchestercomponist, der Zeit und dem Range nach. Bis heute auch so ziemlich der einzige von einiger Bedeutung. Seine Programmdichtungen „Danse macabre“, „Phaëton“, „Omphale“, seine beiden Clavierconcerte in Es- und D-dur, endlich ein Quartett und ein Sextett (mit Trompete) haben als geistreiche, pikante Compositionen sich auch in Deutschland Geltung errungen. Hingegen huschten einige Orchesterwerke von E. Lalò, d'Indy, Chabrier und Brunneau eindruckslos vorüber.

Die geistliche und oratorische Musik, zu der wir uns nunmehr wenden, wird uns nicht stark beschäftigen. Unsere Zeit ist dem Oratorium nicht günstig. Was in diesem Fach uns heute noch ergreift und erhebt, sind die Meisterwerke von Haydn, Händel, Bach und Mendelssohn. Neben ihnen, den Säulen der Oratorienmusik, erregen die Novitäten auf diesem Gebiet mehr ein Interesse der Neugierde. Rubinstein's „Thurm von Babel“, „Verlorenes Paradies“, Liszt's „Christus“ und „Heilige Elisabeth“ gehören der vorangegangenen Periode an. Von berühmteren und hervorragenderen Novitäten wären zu nennen: „Mors et Vita“ und „La Rédemption“ von Gounod, schwächliche Productionen fromm gewordenen Alters, „Der heilige Franciscus“ von E. Tinel, „Die heilige Ludmilla“ von Dvořak, „Eva“ von Massenet; „Die Seligkeiten“ von C. Franck (in Wien bruchstückweise gegeben), endlich die „Vier geistlichen Stücke“ von Verdi. Die allerjüngste „Sensation“ erregte der junge italienische Abbate Perosi, welcher die Oratorien förmlich aus dem Aermel schüttelt. Sein „Lazzaro“ seine „Risurezzione“, und wie sie alle heißen, haben ihren Erfolg hauptsächlich bei dem katholischen Episcopat und den hochgradig frommen Damen der Aristokratie gefunden.

Mit großem Erfolg hat Max Bruch die Oratorienform auf weltliche Stoffe, insbesondere der griechischen Heroenzeit, übertragen („Achilles“, „Odysseus“), desgleichen Schiller's „Glocke“ für Chor, Soli und Orchester wirksam bearbeitet. Sein neuestes Oratorium „Gustav Adolf“ hat bereits in allen protestantischen Chor- und Musikvereinen gesiegt.

Die Namen der Virtuosen und Gesangskünstler annähernd vollständig zu geben, die in den letzten fünfundzwanzig Jahren gefeiert waren, ist kaum möglich; wir müssen uns mit den ausgezeichnetsten begnügen. Von berühmten Gesangskünstlern ragen noch in den Anfang unserer Periode hinein: Adeline Patti, Christine Nielsson, Pauline Lucca, Marianne Brandt, G. Roger, Niemann, G. Walter, J. Faure. Heute wirken noch erfolgreich in Concerten: Lili Lehmann, Marcella Pregi, Camilla Landi, Alice Barbi, die Sänger E. Gura, Meßchaert, Sistermans, Scheidemantel.

Unter den Claviervirtuosen die Aelteren: Rubinstein und v. Bülow, Clara Schumann. Die Jüngeren Busoni, Stavenhagen,

d'Albert, Emil Sauer, Paderewsky, Max Pauer, Josef Hofmann, Mark Hamburg, Thereſe Carreño, Clotilde Kleeberg.

Die trefflichen Geiger: Saraſate, Ondříček, C. Thomſon, Ysaye, Frau Neruda-Hallé, Marie Soldat-Röger, und noch Alle überragend: Joachim. Die Celliſten Hugo Becker und D. Popper, der Clarinettvirtuoſe Mühlfeld.

Einen großen Aufſchwung haben in unſerer Zeit die Quartettproductionen genommen. Ehedem nur am häuslichen Herd oder von fürſtlichen Privatcapellen gepflegt, iſt die Kammermuſik ſpät in die Oeffentlichkeit gedrungen als integrirender Beſtandtheil des Muſiklebens. Jahrelang war in vormärzlichen Zeiten Janſa's Quartett das einzige in Wien; nach ihm wirkte das Hellmesberger'ſche Quartett durch ein Vierteljahrhundert ohne Rivalen. Nur ab und zu erſchien eine fremde Quartettgeſellſchaft, wie die Brüder Müller aus Braunſchweig, für drei bis vier Productionen. In dem Maß, als das häusliche Muſiciren ſeltener und das muſikliebende Publicum zahlreicher geworden, vermehrten ſich auch die öffentlichen Quartettproductionen. Der zunehmend leichtere Weltverkehr durch die Eiſenbahnen führt heute, — nicht bloß wie ſonſt einzelne Virtuoſen — ſondern complette Quartettvereine von Stadt zu Stadt. In Wien wirken derzeit vier bis fünf Quartettvereine neben einander (Roſé, Hellmesberger jun., Prill und Fitzner), die eine treue, dankbare Zuhörerſchaft verſammeln.

Von auswärtigen Quartettvereinigungen, die in den letzten fünfundzwanzig Jahren in allen europäiſchen Hauptſtädten Ruhm erwarben, nennen wir als die hervorragendſten: das Joachim-Quartett (Berlin), das „Böhmiſche Quartett" (Prag), das Leipziger u. a.

Aber nicht bloß reiſende Quartette, ſogar reiſende Orcheſter hat die Neuzeit zu Tage gebracht: vor Allem das bewunderungswürdige Meininger Orcheſter unter H. von Bülow, jetzt unter Fritz Steinbach, dann das Münchener „Kaim-Orcheſter" und das Berliner „Philharmoniſche Orcheſter", denen bald andere folgen dürften.

Endlich ſind die reiſenden Dirigenten (oder „Pultvirtuoſen", wie ſie witzig genannt werden) eine Erſcheinung der neueſten Zeit. Berühmte Dirigenten, wie Hans Richter, Richard Strauß, F. Weingartner, F. Mottl, Arthur Nikiſch ſehen wir abwechſelnd in verſchiedenen Hauptſtädten einzelne Concerte mit den dortigen Orcheſtern veranſtalten.

Einen traurigen Abſchluß können wir unſerer Revue leider nicht erſparen: das Verzeichniß der berühmteſten und bedeutendſten Künſtler, die uns in den letzten fünfundzwanzig Jahren der Tod geraubt hat: Richard Wagner, Brahms, Bülow, F. Hiller, Gade, Rubinſtein, Liſzt, Robert Franz, R. Volkmann, Gounod, Ambroiſe Thomas, Délibes, Johann Strauß, Jenny Lind, Amalie Joachim, Clara Schumann.

Es ſind, wie man ſieht, am muſikaliſchen Horizont mehr ſtrahlende Sterne erloſchen, als neue aufgegangen. Das letzte Vierteljahrhundert unſerer Muſikgeſchichte verzeichnet ſehr zahlreiche Todesfälle neben ſpärlichen Geburten.

Die völkerrechtlichen Ergebnisse der Haager Conferenz.

Von
Philipp Zorn.

[Nachdruck untersagt.]

I. Die Haager Conferenz.

I. Die nachfolgende Abhandlung bezweckt, in kurzen Zügen einen Bericht über diejenige Fortbildung des Völkerrechtes zu geben, welche als feststehendes Ergebniß der Haager Conferenz betrachtet werden darf. Ausgeschlossen in dem Bericht bleiben rechtsphilosophische Erörterungen, die sich an die verschiedene Auffassung des „Völkerrechtes“ Seitens der verschiedenen Nationen anknüpfen ließen; ausgeschlossen bleiben ferner alle Erörterungen politischer und persönlicher Natur über den Gesammtverlauf und die Einzelberathungen der Conferenz; ausgeschlossen bleiben ferner eingehende Betrachtungen über diejenigen Punkte der Conferenzberathungen, die ein rein negatives Ergebniß hatten, also insbesondere über die berühmte Abrüstungsfrage. Nach allen diesen Richtungen bot die Conferenz dem aufmerksamen Beobachter eine Fülle reichen und interessanten Stoffes, eines Stoffes, der an Werth und Interesse das rein juristische Ergebniß vielleicht überragt und der besonderen Betrachtung durchaus würdig ist; die nachfolgende Darlegung aber will lediglich das völkerrechtliche Ergebniß skizziren.

Die Conferenz erhielt zuerst in der öffentlichen Erörterung die Bezeichnung „Abrüstungsconferenz“. Als sich sehr bald nach dem Zusammentritt die allgemeine Ueberzeugung dahin festgestellt hatte, daß gerade dieser Punkt des russischen Programms am wenigsten Aussicht auf positiven Erfolg biete, verschwand jene Bezeichnung, und an ihre Stelle trat das volltönende Wort „Friedens“-Conferenz, das im Haag selbst während der Tagung allgemein gebraucht wurde und durch die Finalacte einen gewissermaßen officiellen Charakter erhielt. In Wahrheit ist auch diese Bezeichnung ungeeignet. Weitaus die Hauptmasse der Arbeit war dem Kriege gewidmet, und nach dieser Richtung liegen auch die unbestreitbaren und bedeutsamen Erfolge der Conferenz. Richtig ist, daß über den Arbeiten der Conferenz im Ganzen, trotz aller Intriguen hinter den Coulissen, eine wohlthuende Atmosphäre des

Friedens lag; richtig ist auch nach meiner Ueberzeugung, daß jede derartige Versammlung von Vertretern fast aller Staaten der Welt zu einem besseren Verständniß der Nationen dienen kann, und daß dies im Haag thatsächlich der Fall war; ob aber die Conferenz mit dem unmittelbar gefolgten Satyrspiel des Burenkrieges den Anfang einer neuen Aera des Friedens unter den Völkern bilden wird, wie — ich will nicht sagen — naive Schwärmer, aber optimistische Idealisten hoffen und verkünden, das wird die Geschichte lehren. Bis dahin bleiben wir bei der farblosen Bezeichnung: Haager Conferenz.

II. Die Conferenz war beschickt aus drei Welttheilen: Europa, Amerika, Asien. Von rein asiatischen Staaten waren vertreten: China, Japan, Persien, Siam, von amerikanischen: die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Mexico, von europäischen die sechs Großmächte: Deutschland, Rußland, Frankreich, England, Oesterreich-Ungarn, Italien, ferner die Mittelstaaten: Holland, Belgien, Schweiz, Spanien, Griechenland, Türkei, Portugal, Rumänien, Serbien, Schweden-Norwegen, Dänemark; endlich das kleine Luxemburg; die Stimme Montenegros wurde selbständig von Rußland geführt; Bulgarien hatte eigene Vertretung, doch ohne Stimme. Der Papst war bekanntlich nicht vertreten. Ueber die Art der Vertretung, die Persönlichkeiten der Vertreter, die Geltendmachung der Staatsindividualitäten enthalte ich mich hier jeder Bemerkung, dies reizvolle Thema anderer Stelle und Gelegenheit vorbehaltend.

Die Arbeiten waren vertheilt in drei bezw. fünf Commissionen. Die erste Commission berieth die militär- und marinetechnischen Fragen; sie theilte sich zu diesem Zweck in zwei Untercommissionen, für Landheer und Marine. Die zweite Commission behandelte die Fragen des Kriegsrechts; sie theilte sich gleichfalls in zwei Untercommissionen, für Land- und Seekrieg, von denen die letztere sich mit der Anpassung der Genfer Convention für den Seekrieg, die erstere mit der Codification des Kriegsrechtes auf der Grundlage der Brüsseler Declaration beschäftigte. Die dritte Commission wurde für die Schiedsgerichtsfrage niedergesetzt; für sie bestand kein Anlaß zur Bildung von Untercommissionen; der Schwerpunkt ihrer Arbeit verlegte sich jedoch alsbald in einen Ausschuß („Comité d'examen"), in welchem die europäischen und die amerikanische Großmacht, ferner Holland, Belgien, Schweiz vertreten waren. In den Commissionen bezw. dem Comité d'examen der dritten Commission wurde ernst und angestrengt gearbeitet; die Plenarsitzungen der Conferenz tragen nur einen formell abschließenden, mehr decorativen Charakter.

III. Die Ergebnisse der Conferenz wurden schließlich in einer Finalacte zusammengefaßt. Diese Finalacte, gewissermaßen das historische Document der Conferenz, hat als solche keinen juristischen Charakter; sie ist von sämmtlichen mit Vollmacht ausgestatteten Delegirten, für Deutschland vom Fürsten Münster-Derneburg, unterschrieben. Läge nur diese Acte mit diesen Unterschriften vor, so würde dieselbe ein einheitliches Document über das historische Ergebniß der Conferenz darstellen, dessen rechtliche Ge-

staltung dann den weiteren Verhandlungen der Conferenzmächte überlassen geblieben wäre. Mir persönlich erschien dies immer als das einzig richtige und das einzig sachlich mögliche Verfahren für den Abschluß der Conferenz; die behandelten Materien waren viel zu schwierig und zu weit ausgedehnt, die gefaßten Beschlüsse viel zu einschneidend, als daß die Regierungen sich der Pflicht der gewissenhaften Nachprüfung grundsätzlich hätten begeben können.

Rußland war jedoch nicht geneigt, sich mit diesem allzu platonischen Ergebniß zu begnügen, und setzte durch, daß außer der von allen Conferenzmächten gezeichneten Finalacte auch noch die einzelnen Conventionen bezw. Declarationen von einer Anzahl der Conferenzmächte mit derjenigen juristischen Wirkung gezeichnet wurden, welche der Unterzeichnung eines Vertragsentwurfes durch die Unterhändler, die denselben verhandelt haben, zukommt; den übrigen Mächten blieb diese Zeichnung bis 31. December d. J. vorbehalten. Der Rechtsact der Ratification ist allen Mächten vorerst noch vorbehalten.

Der Finalacte sind beigegeben: drei Conventionen und drei Declarationen; in ihr enthalten sind ferner eine Resolution und sechs „Wünsche"; letztere beiden Kategorien sind, wie oben bemerkt, von allen Mächten unterzeichnet, erstere beiden vorerst nur von einer Anzahl von Mächten. Bulgarien, obwohl nicht stimmberechtigt, hat doch mitgezeichnet.

IV. Vier der beschlossenen Wünsche beziehen sich auf völkerrechtliche Streitfragen, die künftigen Conferenzen überwiesen wurden. Es sind dies folgende Gegenstände:

1. Die Revision der Genfer Convention. Die Revisionsbedürftigkeit der Genfer Convention hat sich in sämmtlichen neueren Kriegen gezeigt. Bei den mit der Genfer Convention in Beziehung stehenden Berathungsgegenständen der Haager Conferenz wurde dies ausdrücklich und zwar einstimmig anerkannt, zugleich der Wunsch nach einer in Kürze zusammenzuberufenden Specialconferenz für diese Frage beschlossen. Die Einberufung dieser Conferenz wurde als Ehrenrecht der Schweiz anerkannt, indem die Haager Conferenz die bereits gethanen vorbereitenden Schritte der schweizerischen Eidgenossenschaft nach dieser Richtung billigte. Mit Wärme und Energie war für diese Prärogative der Schweiz der rumänische Delegirte Beldiman eingetreten, lebhaft unterstützt in erster Linie von Deutschland.

2. Der Wunsch einer späteren Conferenz wurde ferner auf Anregung des luxemburgischen Ministers Eyschen beschlossen in Bezug auf die klare Feststellung der Rechte und Pflichten der Neutralen. Diese Materie mußte bei den Berathungen über das Kriegsrecht mehrfach erörtert werden, und es ergaben sich hierbei bedeutende Unklarheiten und Schwierigkeiten, die sofort zu überwinden sich als unmöglich erwies. Die Schweiz erhob durch den Delegirten Odier unbedingten Widerspruch dagegen, daß die Rechte und Pflichten der Neutralen vor das Forum der internationalen Conferenz im Haag gezogen würden, in deren Programm dieser Punkt nicht enthalten sei.

3. Der Wunsch einer späteren Conferenz fand fernerhin Zustimmung bezüglich der Frage der Unverletzlichkeit des Privateigenthums im Seekrieg. Dieses alte große Problem des Völkerrechts war durch das russische Conferenzprogramm nicht unmittelbar den Arbeiten im Haag zugewiesen. Die Anregung zur Erörterung der Frage kam von der Nordamerikanischen Union, und zwar in einem bereits späteren Stadium der Conferenz, als schon der Zeit nach eine wirkliche Berathung und Beschlußfassung darüber ausgeschlossen war. In einem interessanten Schreiben an den Präsidenten der Conferenz verwies die amerikanische Delegation, an deren Spitze der verehrungswürdige Botschafter in Berlin, White, stand, zur Begründung ihres Vorgehens besonders darauf, daß schon in dem preußisch-amerikanischen Handelsvertrag von 1785 die Unverletzlichkeit des Privateigenthums im Seekrieg anerkannt sei. Der amerikanische Antrag war folgendermaßen redigirt: „Das Privateigenthum aller Bürger oder Unterthanen der Signatarmächte, mit Ausnahme der Kriegscontrebande, ist zur See frei von der Wegnahme durch die Kriegsflotten oder Streitkräfte der genannten Mächte. Diese Vorschrift schließt nicht ein die Unverletzlichkeit der Schiffe, die den Versuch machen, eine Blockade zu brechen, oder ihrer Ladungen." Man einigte sich auch hier auf eine spätere Conferenz. Im Uebrigen bestand merkwürdiger Weise geringe Lust für Inangriffnahme dieses Problems, dessen Lösung oft in Büchern und Parlamentsbeschlüssen — auch vom Norddeutschen Reichstag durch Beschluß vom 18. April 1868 — als ein unbedingtes Gebot der Humanität und Civilisation gefordert worden war. Während bisher England allen diesen Versuchen widersprochen hatte, war es nunmehr Frankreich, unterstützt von Rußland, das sich der Berathung widersetzte. Die drei genannten Großmächte enthielten sich überhaupt der Abstimmung. Offene und energische Unterstützung für ihre Anregung fand die Nordamerikanische Union nur bei Holland. Auch Deutschland war der Aufrollung des Problems abgeneigt.

4. Eine spätere Conferenz wurde endlich vorbehalten für die Entscheidung der Frage, ob die Beschießung von offenen Häfen, Städten und Ortschaften durch Seestreitkräfte zulässig sei. Bei Berathung der Brüsseler Declaration kam diese Frage zur Erörterung. Die Anregung erfolgte durch den holländischen General den Beer-Portagael, der in Uebereinstimmung mit dem Belgier Beernaert und dem italienischen General Zuccari, unter Widerspruch des französischen Delegirten Bihourd, das unbedingte Verbot des Landkrieges, offene Plätze zu beschießen, auch auf die Beschießung von offenen Seehäfen durch Kriegsschiffe ausgedehnt und anerkannt wissen wollte. Der Gegensatz der Ansichten, ob es sich hierbei um eine Frage des Landkrieges — Verbot der Beschießung offener Plätze — oder um eine solche des Seekrieges, für welchen jenes Verbot nicht besteht, handle, erwies sich zunächst als unüberwindlich, wie auch das Institut de droit international trotz eingehender Bearbeitung die Frage bis jetzt nicht zu erledigen vermochte. England erhob Widerspruch gegen jenen „Wunsch", da es grundsätzlich jede Behandlung von Fragen des Seekriegsrechts von der Conferenz ausgeschlossen wissen wollte und nur unter dieser Voraussetzung sich an den Berathungen über die Brüsseler Declaration betheiligt habe.

Die vier Gegenstände, bezüglich deren solchergestalt die Haager Conferenz den „Wunsch“. einer Regelung durch spätere Conferenzen aussprach, wurden im Haag nicht eigentlich verhandelt, sondern nur gestreift und sodann die Berathung abgebrochen. Es handelt sich durchweg um Gegenstände, die bekannt und in Theorie wie Praxis des Völkerrechts viel erörtert sind.

V. Anders liegt die Sache mit den zwei „Wünschen“, die die Conferenz außerdem noch beschloß, und der Resolution. Diese stellen das Ergebniß eingehender Verhandlungen dar und stellen die Resultatlosigkeit dieser Verhandlungen fest. Es handelt sich in allen drei Punkten um die berühmte Frage der „Abrüstung“, die man ursprünglich in der öffentlichen Meinung der Welt und die wohl auch das russische Programm als den Mittel- und Kernpunkt der Conferenz ansah. Der positive russische Vorschlag ging dahin: für einen Zeitraum von fünf Jahren die gegenwärtige Effectivstärke der Truppen (vorbehalten jedoch die Colonialtruppen) nicht zu vermehren und für den gleichen Zeitraum die gegenwärtigen Militärbudgets nicht zu erhöhen; ferner während einer Periode von drei Jahren die Marinebudgets nicht zu erhöhen. Hier ist lediglich ein volles Fiasco vom Historiker zu verzeichnen. Und zwar waren hier die Conferenzmächte den russischen Vorschlägen gegenüber so gut wie vollkommen einig; die geistige Führung in diesem Widerspruch gegen sehr wohlgemeinte, aber völlig unausführbare russische Vorschläge hatte der deutsche Oberst v. Schwarzhoff; Rußland blieb in diesem Punkte völlig isolirt. „Die Commission, so lebhaft auch ihr Wunsch war, den durch die russischen Vorschläge eröffneten Weg zu betreten, mußte zugestehen, daß sie **vor einer Frage stehe, die sie nicht lösen könne**“, so erklärt der officielle Bericht.

Aus der nachfolgenden Erörterung wird sich trotzdem ergeben, daß es eine harte Ungerechtigkeit und Unrichtigkeit ist, wenn viele Organe der deutschen Presse und viele Deutsche, die von den Verhandlungen nichts wissen, schnell mit dem Urtheil bei der Hand sind: aus der ganzen Conferenz sei nichts herausgekommen, man habe nur „leeres russisches Stroh gedroschen“. Das ist — ich wiederhole es — ein Urtheil der Ungerechtigkeit und Unwissenheit. Darüber konnte sich, in Deutschland wenigstens, jeder leidlich verständige Mensch klar sein, daß in der Frage der Abrüstung die Conferenz ohne Ergebniß bleiben werde. Aber ich nahm schon vor Beginn der Conferenz Anlaß, davor zu warnen, in den Hoffnungen und Erörterungen über die Conferenz Alles auf diesen Punkt der Abrüstung zuzuspitzen. Und in der That bleibt trotz des völligen Fiascos in diesem Punkt noch immer reichlich genug an Resultaten, um das Urtheil zu rechtfertigen: die Conferenz hat ein schönes und bedeutendes Ergebniß gehabt.

1. Um das negative Ergebniß der Abrüstungsverhandlungen einigermaßen zu verhüllen, ließ sich die Conferenz ohne Widerspruch die folgende, zu nichts verpflichtende und nichts besagende Resolution gefallen, die auf Antrag von Frankreich (Bourgeois) angenommen wurde: „Die Conferenz hält dafür, daß eine Beschränkung der Militärlasten, die gegenwärtig die Welt bedrücken,

in hohem Grade wünschenswerth ist für das Wachsthum des materiellen und moralischen Wohlergehens der Menschheit." Etwas bestimmter ist der gleiche Gedanke ausgedrückt im vierten der von der Conferenz angenommenen „Wünsche": „Die Conferenz spricht den Wunsch aus, daß die Regierungen, in Berücksichtigung der auf der Conferenz gemachten Vorschläge, die Frage der Möglichkeit einer Vereinbarung, betreffend die Beschränkung der bewaffneten Macht zu Lande und zur See und der Militärbudgets, ihrem Studium unterwerfen."

Mit diesem Nichts schloß die Verhandlung über die Abrüstung ab. Auf die Verhandlung selbst näher einzugehen, ist kein Anlaß; sie bietet keinerlei juristische Ausbeute, so interessant und merkwürdig sie nach anderer Richtung war.

2. Das gleiche negative Ergebniß stellt der dritte der von der Conferenz angenommenen „Wünsche" dar: „Die Conferenz drückt den Wunsch aus, daß die Fragen in Betreff der Gewehre und Marinegeschütze, wie sie von ihr geprüft worden sind, zum Gegenstand eines weiteren Studiums von Seiten der Regierungen gemacht werden möchten, mit dem Endzweck, zu einem Einverständniß über die In-Gebrauch-nahme neuer Typen und Kaliber zu gelangen." Auch diese Verhandlungen, so hochinteressant sie technisch waren, sind ohne juristische Ausbeute. Abgelehnt wurden direct die Anträge auf Verbot der Verwendung unterseeischer Torpedoboote (bâteaux torpilleurs sous-marins ou plongeurs), sowie von Sporenschiffen (navires de guerre à éperons).

VI. Diesen negativen Ergebnissen steht das nachfolgende positive Resultat gegenüber:

1. die Convention zur friedlichen Schlichtung internationaler Streitigkeiten, 61 Artikel, gezeichnet von sechzehn, nicht gezeichnet von zehn Conferenzmächten (diese und die folgenden Zählungen beziehen sich nur auf die Zeichnungen bei Abschluß der Conferenz; über die später erfolgten Zeichnungen wird am Schlusse der Abhandlung berichtet);

2. die Convention, betreffend die Gesetze und Gebräuche des Landkriegs, hervorgegangen aus der Brüsseler Declaration, bestehend aus fünf Artikeln und einem Anhang, der den Hauptinhalt hat, von 60 Artikeln, gezeichnet von fünfzehn, nicht gezeichnet von elf Conferenzmächten;

3. die Convention, betreffend die Ausdehnung der Genfer Convention auf den Seekrieg, 14 Artikel, gezeichnet von fünfzehn, nicht gezeichnet von elf Conferenzmächten;

4. dazu drei gleichfalls den Vertragscharakter tragende Declarationen, die sich sämmtlich als Erweiterungen der Petersburger Convention darstellen:

a) über das Werfen von Explosivgeschossen aus Ballons, gezeichnet von siebzehn, nicht gezeichnet von neun Conferenzmächten;

b) über Geschosse, die mit Stinkgasen gefüllt sind, gezeichnet von sechzehn, nicht gezeichnet von zehn Mächten;

c) über bestimmte Explosivgeschosse, gezeichnet von fünfzehn, nicht gezeichnet von elf Mächten.

Sämmtliche sechs Vertragsentwürfe bleiben zur Zeichnung offen bis 31. December dieses Jahres. Nichts gezeichnet wurde im Haag von Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Italien, England, China, Serbien, Luxemburg, Japan, Schweiz; Alles gezeichnet wurde von Rußland, Frankreich, Belgien, Holland, Dänemark, Spanien, Schweden-Norwegen, Siam, Persien, Mexico, Montenegro, Griechenland, Rumänien, Bulgarien. Von der Türkei wurden nur die Erweiterungen der Petersburger Convention gezeichnet, von der Nordamerikanischen Union nur die Schiedsgerichtsconvention und die Declaration über das Werfen von Projectilen aus Ballons, von Portugal Alles, ausgenommen die Declaration über die Explosivgeschosse (Dum-Dum).

Die nachfolgende Darstellung soll nunmehr eine kurze Skizze der positiven Ergebnisse bieten, und zwar: 1. der Erweiterungen der Petersburger Convention, 2. der Genfer Convention für den Seekrieg, 3. der Neugestaltung des Landkriegsrechtes (Brüsseler Declaration), 4. der Schiedsgerichtsconvention.

II. Die Erweiterungen der Petersburger Convention.

I. Von den drei für die Arbeiten der Haager Conferenz niedergesetzten Commissionen haben die Verhandlungen der ersten Commission ein zwar nicht gering zu achtendes, immerhin das verhältnißmäßig geringste Resultat ergeben. Die Berathungen über die großen Fragen der Einschränkung der Effectivstärke der Heere und Flotten, Verringerung der Militärbudgets, Verhinderung der Einführung von technisch noch weiter vervollkommneten Kriegsmitteln, insbesondere Gewehren und Geschützen, waren völlig ergebnißlos.

Nur über drei in die äußere Form von selbständigen „Declarationen" gekleidete Zusatzartikel zur Petersburger Convention vermochte man sich zu einigen bezw. eine Stimmenmehrheit zu erreichen.

Die Petersburger Convention vom $\frac{29.\ \text{November}}{11.\ \text{December}}$ 1868 war hervorgegangen aus einer auf Anregung Rußlands abgehaltenen Conferenz, der die Aufgabe gestellt war, zu prüfen, ob es zweckmäßig sei, den Gebrauch gewisser Geschosse in Kriegszeiten unter civilisirten Nationen zu verbieten. In Erledigung dieser Aufgabe wurde von der Conferenz verboten: der Gebrauch von Explosivgeschossen oder Geschossen, die gefüllt sind mit glühenden oder entzündbaren Stoffen, jedoch nur von Kleingeschossen dieser Art, d. i. Geschossen unter vierhundert Gramm. Der betreffende Staatsvertrag ist ratificirt und in Kraft für die europäischen Großmächte Deutschland, Oesterreich-Ungarn, England, Italien, Frankreich, Rußland, ferner für Belgien, Holland, Dänemark, Schweden-Norwegen, Schweiz, Portugal, Griechenland, Türkei, Persien. Der Vorbehalt einer Erweiterung des Gedankens der Convention, „um die Nothwendigkeiten des Krieges mit den Gesetzen der Humanität in Einklang zu bringen", ist in der Convention selbst gemacht.

II. Eine solche Erweiterung stellen die drei Haager Declarationen dar, wie dies auch in ihrem Wortlaut ausgedrückt ist („s'inspirant des sentiments qui ont trouvé leur expression dans la Déclaration de St.-Pétersbourg"). Daß man diese nicht mit der Petersburger Convention verschmolz und in einheitlicher Redaction zusammenfaßte, hat einen äußeren, formaljuristischen Grund, der hoffentlich demnächst wegfallen wird, so daß die erwünschte einheitliche Redaction möglich wird. An der Petersburger Convention sind von den sechsundzwanzig Haager Conferenzmächten nur fünfzehn betheiligt; es fehlen: Rumänien, Serbien, Montenegro, Bulgarien, Nordamerikanische Union, Mexico, China, Japan, Siam, Luxemburg, Spanien.

Wären die drei Haager Declarationen mit der Petersburger Convention in einer Acte verbunden worden, so wäre dies eine juristische Aufhebung der Petersburger Convention gewesen und damit der gewisse Rechtsinhalt der Convention um einer immerhin nicht gewissen Zukunft willen in Frage gestellt worden. Mit Recht wollte man dies vermeiden. Im Zusammenhang mit ihrer Entscheidung über die Haager Declarationen sind also die oben angeführten elf Staaten — zwei amerikanische, drei asiatische, sechs europäische — vor die Nothwendigkeit gestellt, sich über ihren Beitritt zur Petersburger Convention schlüssig zu machen. Wenn auch unter den vier in Frage stehenden Sätzen vielleicht kein nothwendiger äußerer, so besteht doch ein nothwendiger innerer Zusammenhang, der zu jenem Schlusse nöthigt. Die Hoffnung richtet sich dahin, daß die sechsundzwanzig Haager Conferenzmächte demnächst jene vier Sätze annehmen, und daß dann eine einheitliche Redaction der Acte über das Verbot barbarischer Kriegsmittel erfolgt. Getrübt freilich wird diese Hoffnung einigermaßen durch die Haltung, welche England und die Nordamerikanische Union hinsichtlich der sogenannten Dum-Dum-Geschosse und ebenso der Stinkgase eingenommen haben, — eine um so befremdlichere Erscheinung, als gerade in diesen Ländern die Humanitätsschwärmerei zeit- und stellenweise das vernünftige Maß überschreitet und in Humanitätsduselei ausartet.

III. Die drei Haager Declarationen bestimmen nun in Erweiterung der Petersburger Convention:

1. Verboten ist, für eine Dauer von fünf Jahren, das Werfen von Projectilen oder Explosivstoffen aus der Höhe von Ballons oder anderen ähnlichen neuen Erfindungen.

2. Verboten ist der Gebrauch von Kugeln, die im menschlichen Körper zerspringen oder sich leicht abplatten, wie die Kugeln mit harter Umhüllung, deren Umhüllung nicht den ganzen Kern deckt oder mit Einschnitten versehen ist.

3. Verboten ist die Verwendung von Geschossen, deren einziger Zweck es ist, stinkende oder betäubende Gase zu verbreiten.

Alle drei Declarationen haben gleichlautende Zusätze dahin, daß die in ihnen enthaltenen Verbote nur Kraft haben sollen für Kriege unter den Signatarmächten und sofort aufhören, wirksam zu sein, wenn eine Nichtsignatarmacht am Kriege Theil nimmt.

Außerdem sind die drei Declarationen grundsätzlich offen in dem Sinne, daß Nichtsignatarmächte jeder Zeit beitreten können in Form einfacher Mittheilung an die niederländische Regierung, wovon diese den übrigen Signatarmächten Kenntniß gibt. Ebenso kann jede der Declarationen durch analoge Mittheilung der Art gekündigt werden, daß die Kraft der Declaration ein Jahr nach dem Zeitpunkt dieser Mittheilung für und gegen die kündigende Macht dahinfällt.

Zum Inhalt der Declarationen ist noch Folgendes zu bemerken: England sowie die Nordamerikanische Union haben die beiden Declarationen über gewisse Explosivgeschosse (Dum-Dum) sowie über Stinkgase nicht allein lebhaft bekämpft, sondern auch — und zwar allein — dagegen gestimmt. In einer großen Rede versuchte der englische Militärdelegirte General Sir John Ardagh, die Dum-Dum-Geschosse zu rechtfertigen, die, wie er darzulegen versuchte, nur den Getroffenen völlig außer Gefecht setzen, ohne aber unnütze oder grausame Leiden zu verursachen; er verwahrte ausdrücklich für England die volle Freiheit der Entscheidung über diesen Punkt und lehnte demgemäß die Declaration durchaus ab, falls nicht die Worte: „die Kugeln mit harter Umhüllung, deren Umhüllung den Kern nicht vollständig bedeckt oder mit Einschnitten versehen ist" gestrichen würden. Dies geschah jedoch nicht. Der englische General betonte insbesondere: die allgemein behauptete grausame Wirkung der Dum-Dum-Geschosse sei nicht erwiesen für die englischen, sondern nur für die „Tübinger" Dum-Dums. Dies gab dem deutschen Oberst von Schwarzhoff Anlaß, mit Schärfe einer etwaigen Legendenbildung entgegenzutreten, als seien die „Tübinger" Dum-Dums ein im deutschen Heere gebrauchtes Geschoß; es handle sich dabei vielmehr nur um Versuche, die ein berühmter Tübinger Professor über die Wirkungen der Dum-Dums angestellt habe. Das deutsche Heer habe weder solche Geschosse noch denke man daran, solche einzuführen.

Was die mit Stinkgasen gefüllten Explosivgeschosse betrifft, so wurde deren Verwendung in der Verhandlung auf gleiche Stufe gestellt mit der Vergiftung von Wasserläufen, die völkerrechtlich verboten ist. Der nordamerikanische Marinedelegirte Mahan widersprach jener Vergleichung: grausam seien im letzten Ende alle Kriegsmittel, und die Verwendung derartiger Explosivgeschosse sei auch nicht grausamer als die Verwendung anderer Kriegsmittel; die Nordamerikanische Union werde auf dieses im Seekrieg sehr wirksame Mittel nicht verzichten.

Ein einmüthiger Erfolg war somit in der ersten Commission nur zu erzielen für das auf fünf Jahre begrenzte Verbot, aus Ballons Explosivgeschosse zu werfen.

Völlig ergebnißlos dagegen blieben die Verhandlungen 1. über Nichteinführung neuer Typen von Marinegeschützen; ebenso 2. über ein Verbot unterseeischer Torpedoboote; ebenso 3. über ein Verbot von Sporenschiffen; 4. über Nichteinführung besseren Pulvers; 5. über neue, vervollkommnete Explosivgeschosse im Landkrieg; 6. über Nichteinführung neuer und verbesserter Geschütze für die Feldartillerie; 7. über Nichteinführung verbesserter Gewehre.

Die Verhandlungen über alle diese Fragen machen einen unerquicklichen Eindruck: ungenügend vorbereitet; ein unausgleichbarer Gegensatz zwischen den Staaten, die mit Sorgfalt die neuen technischen Erfindungen für ihre Wehrkraft benutzt haben, und denen, die dies nicht gethan haben („États arriérés"!); ein fast brutal wirkender Gegensatz der beiden großen angelsächsischen Mächte gegen Gesichtspunkte, die von allen übrigen Mächten als Gebot der Civilisation und Humanität anerkannt werden. An anderer Stelle werden diese Gedanken näher auszuführen sein. Vom juristischen Standpunkt interessirt nur das negative Resultat.

III. Die Genfer Convention für den Seekrieg.

I. Die Genfer Convention von 1864 bezieht sich bekanntlich nur auf den Landkrieg. Die auf einer Specialconferenz von 1868 vereinbarten Nachtragsartikel, die die Ausdehnung der Convention auf den Seekrieg bezweckten, wurden nicht ratificirt und boten in ihrer theilweise sehr unklaren Fassung alsbald Anlaß zu kritischen Erörterungen und diplomatischen Correspondenzen. Theoretisch wurde inzwischen mehrfach in der Frage weiter gearbeitet, sowohl von Juristen als von Medicinern, und die Haager Conferenz hat nunmehr in, wie man annehmen darf, erschöpfender Weise die Materie geordnet. In einer Reihe von Commissionssitzungen wurde auf der Grundlage der Nachtragsconvention von 1868 eine gründliche Berathung gepflogen, aus der ein Conventionsentwurf hervorging, der unter allen Umständen als eine höchst werthvolle Weiterbildung des Völkerrechtes bezeichnet werden darf. Die Sitzungen der mit dieser Arbeit betrauten Commission wurden geleitet von dem holländischen Staatsrath Asser, dem derzeitigen Vorsitzenden des Institut de droit international, einem der schärfsten Köpfe der Conferenz; die Feststellung des Vertragsentwurfes erfolgte durch ein Comité, bestehend aus dem englischen Admiral Fisher, dem deutschen Capitän z. S. Siegel, dem russischen Fregattencapitän Scheine, dem Pariser Professor Renault, welch' Letzterer auch den ganz vortrefflichen Bericht über den Entwurf erstattet hat. An diesen Arbeiten nahm deutscherseits auch Professor von Stengel Theil.

Die Convention besteht aus 14 Artikeln; die vier letzten beziehen sich auf formelle Fragen der Geltung. Danach ist die Convention nur anwendbar in Kriegen der Vertragsmächte unter einander; sobald eine Nichtvertragsmacht sich mit einem der kriegführenden Theile verbündet, hört ihre Wirksamkeit überhaupt auf. Die Vertragsmächte der Genfer Convention vom 22. August 1864 können der Convention beitreten durch eine der niederländischen Regierung zu machende Mittheilung, die von hier aus den übrigen Vertragsmächten zur Kenntniß gebracht wird. Die Kündigung der Convention kann durch eine der niederländischen Regierung zu machende Mittheilung erfolgen, welche alsbald den übrigen Vertragsmächten anzuzeigen ist; die Kündigung tritt dann in Kraft ein Jahr nach jener Mittheilung, und zwar nur gegenüber der kündigenden Macht.

II. Die materiellen Vorschriften der Convention sind folgende:

1. Die zur Hülfeleistung für Verwundete, Kranke und Schiffbrüchige bestimmten Hospitalschiffe genießen besonderen Schutz. Solche Schiffe sind a) die militärischen Hospitalschiffe, die ausdrücklich für jenen Zweck erbaut oder eingerichtet sind und einzig diesem Zwecke dienen; b) diejenigen Hospitalschiffe, die ganz oder zum Theil von Privatpersonen oder von officiell anerkannten Hülfsgesellschaften der kriegführenden Mächte ausgerüstet sind; Art. 13 der Addit.-Acte von 1868 hatte nur Gesellschaften berücksichtigt; mit Recht hat man diese Vorschrift durch Hinzufügung von Privatpersonen ergänzt; c) diejenigen Hospitalschiffe, die ganz oder zum Theil von Privatpersonen oder von officiell anerkannten Hülfsgesellschaften neutraler Länder ausgerüstet sind. „Der maßgebende Gedanke ist, daß diese Schiffe ausschließlich der Hülfeleistung dienen, also nichts mit sich führen, was nicht für die Pflege der Verwundeten und Kranken bezw. des Pflegepersonals bestimmt ist, was für kriegerische Zwecke nutzbar gemacht werden könnte."

Die Zweckbestimmung kann während der Dauer des Krieges nicht geändert werden.

Gleichgültig ist aber, ob die Verwundung oder Krankheit im See- oder Landkrieg erfolgt ist: Schiffe mit Verwundeten aus dem Landkrieg werden nach dieser Convention behandelt, Verwundete aus dem Seekrieg in Feldlazarethen dagegen nach der Genfer Convention von 1864.

2. Damit die drei genannten Kategorien von Schiffen den durch die Convention festgestellten besonderen Schutz genießen, müssen nachstehende Formvorschriften erfüllt sein: Bei den oben zu 1. ad a) genannten Fahrzeugen müssen bei Beginn oder im Laufe der Feindseligkeiten, jedenfalls vor der In-Gebrauch-nahme, von den kriegführenden Mächten die Namen der Schiffe gegenseitig mitgetheilt werden. Die oben zu 1. ad b) genannten Schiffe müssen eine amtliche Beauftragung („commission officielle") desjenigen Kriegstheiles empfangen haben, dem sie zugehören; ihre Namen müssen dem Gegner bei Beginn der Feindseligkeiten oder in deren Lauf, jedenfalls aber vor der In-Gebrauch-nahme, mitgetheilt werden; sie müssen einen urkundlichen Ausweis darüber mit sich führen, daß sie während ihrer Ausrüstung und bei ihrem Auslaufen der staatlichen Controle der zuständigen Behörden sich unterworfen haben. Die oben zu 1. ad c) genannten Schiffe endlich müssen eine amtliche Beauftragung ihrer neutralen Regierung empfangen haben, die nur mit äußerster Vorsicht und nach genauer Feststellung des rein humanitären Zweckes dieser Schiffe wird ertheilt werden können, und ihre Namen müssen bei Beginn oder im Laufe der Feindseligkeiten, jedenfalls vor der In-Gebrauch-nahme, den kriegführenden Mächten mitgetheilt sein.

3. Sind diese Voraussetzungen erfüllt, so genießen jene Schiffe einen besonderen Schutz. Die Convention vermeidet für das so construirte Rechtsverhältniß den Ausdruck „neutral", „Neutralität". Von den verschiedensten Seiten war seit lange lebhaft betont worden, daß der von der Genfer Convention als technisch verwendete Ausdruck „neutral" juristisch ganz unzutreffend

sei. Die Haager Conferenz hat diese Einwendungen als richtig erachtet und demgemäß den Ausdruck fallen lassen, wie dies demnächst bei der Revision der Genfer Convention selbst gleichfalls unzweifelhaft geschehen wird.

Der besondere Schutz der Hospitalschiffe besteht in Folgendem: a) Sie dürfen nicht angegriffen, beschossen ꝛc. werden („sont respectés"); die Anwendung der Kriegsmittel gegen sie ist ausgeschlossen. b) Sie dürfen während ihrer Thätigkeit nicht weggenommen werden („ne peuvent être capturés"). Diese Vorschrift geht weiter und ist viel klarer als Art. 9 der Act. addit. von 1868, der diese Schiffe Eigenthum des Nehmers werden ließ, sie nur ihrer Bestimmung vorbehalten wollte. Schon 1869 hatten Frankreich wie England die jetzige Erweiterung verlangt, jedoch unter dem juristisch falschen Gesichtspunkt der „Neutralität" solcher Schiffe. „Jeder Kriegführende verzichtet auf das Recht der Wegnahme solcher Schiffe gegenüber seinem Gegner. Dieser Verzicht beruht einerseits auf dem Gedanken allgemeiner Nächstenliebe, andererseits auf dem wohlverstandenen eigenen Interesse, da eintretenden Falles diese Schiffe ebenso wohl seinen eigenen Mannschaften wie denen des Feindes zu dienen verpflichtet sind," bemerkt Renault in seinem officiellen Berichte. c) Sie dürfen bei Aufenthalt in neutralen Häfen nicht nach den für Kriegsschiffe geltenden Regeln behandelt werden, haben also in neutralen Häfen freien Zugang und Aufenthalt. Selbstverständlich darf demnach auch ihre Mannschaft jeder Art nicht kriegsgefangen gemacht werden. Die Hospitalschiffe sind somit, so lange sie thatsächlich im Dienst ihrer humanitären Aufgabe stehen, grundsätzlich allen Wechselfällen des Krieges entzogen, jedoch unter Vorbehalt aller derjenigen Vorsichtsmaßregeln, die gegen Mißbräuche nothwendig sind.

4. Der besondere Schutz schließt aber die besondere Pflicht ein, daß alle jene Schiffe ihre Hülfeleistung den Verwundeten, Kranken und Schiffbrüchigen ohne Unterschied der Nationalität gewähren. Auch die Kriegführenden müssen Kranke oder Verwundete, die in ihre Hände gefallen sind, ohne Unterschied der Nationalität schützen und pflegen.

5. Andererseits aber dürfen diese Schiffe in keiner Weise zu militärischen Zwecken verwendet werden; sie dürfen die Bewegungen der kriegführenden Mächte in keiner Weise behindern; sie dürfen insbesondere nicht Auskunft geben, Nachrichten übermitteln, Truppen, Waffen oder Munition befördern. „Die Staaten übernehmen durch die Thatsache der Zeichnung der Convention in diesem Sinne eine wahre Ehrenpflicht. Es wäre Treulosigkeit, sie zu verletzen."

6. Die kriegführenden Mächte haben, um hierüber wachen zu können, ein Recht der Aufsicht über alle Hospitalschiffe; sie dürfen deren Beistand zurückweisen, ihnen den Befehl der Entfernung geben, ihnen eine bestimmte Richtung vorschreiben, sie jeder Zeit durchsuchen; so viel als möglich sollen die gegebenen Directiven seitens der Kriegführenden in das Schiffstagebuch der Hospitalschiffe eingetragen werden; auch dürfen die Kriegführenden Commissare zur Ueberwachung an Bord der Hospitalschiffe setzen, ja diese selbst festhalten, wenn wichtige Umstände, z. B. das absolute Geheimniß der Operationen, dies

erfordern. Der Gedanke, von den neutralen Hospitalschiffen zu fordern, daß sie sich einem der Kriegführenden direct unterordnen und gewissermaßen ein integrirender Bestandtheil seiner Schlachtflotte werden, wurde als zu weitgehend und zu Schwierigkeiten Anlaß gebend abgelehnt.

7. Die äußeren Abzeichen der Hospitalschiffe sind folgende: a) Alle Hospitalschiffe müssen neben ihrer Nationalflagge die Flagge der Genfer Convention: Weiß mit rothem Kreuz, führen. Dazu haben Türkei, Persien, Siam Vorbehalte gemacht bezüglich des Kreuzes, das ihnen aus religiösen Gründen anstößig erscheint; die Türken haben sich dafür den Halbmond, Persien die rothe Sonne und Siam ein dem buddhistischen Cultus entsprechendes Zeichen vorbehalten. Auch die Nordamerikanische Union hat auffallender Weise einen derartigen Vorbehalt gemacht. Erledigt sollen diese Vorbehalte bei Gelegenheit der bevorstehenden Revision der Genfer Convention selbst werden. b) Außerdem tragen die militärischen Hospitalschiffe weiße Farbe mit einem grünen horizontalen Streifen von ungefähr 1½ Meter Breite, die übrigen weiße Farbe mit einem rothen Streifen gleicher Art; diese Vorschriften gelten auch analog für Boote der Hospitalschiffe und kleine Fahrzeuge, die im Sanitätsdienst verwendet werden. Dagegen hat man besondere Signale für den Dienst der Hospitalschiffe nicht als erforderlich erachtet; das allgemeine internationale Signalbuch, das in allen Marinen angenommen ist, wurde als hierfür ausreichend betrachtet.

8. Neutrale Handelsschiffe, Yachten, Boote, die Verwundete, Kranke oder Schiffbrüchige der kriegführenden Mächte an Bord genommen haben, können aus diesem Grunde nicht wegen Verletzung der Neutralität weggenommen werden, bleiben aber im Uebrigen allen Eventualitäten anderweitiger Verletzungen der Neutralität unterworfen. Die einschlägige Bestimmung der Genfer Additionalacte Art. 10, Abs. 2 war sehr unklar; die jetzige Bestimmung entspricht derjenigen Interpretation, über welche Frankreich und England sich schon im Jahre 1869 geeinigt hatten. Solche Schiffe können also, falls sie sich rein auf Hülfeleistung beschränken, nicht wegen Neutralitätsverletzung haftbar gemacht und weggenommen werden; wohl aber ist das der Fall, wenn sie z. B. außerdem Contrebande zuführen oder eine Blockade durchbrechen.

Handelsschiffe der kriegführenden Mächte dagegen werden dadurch, daß sie Verwundete, Kranke oder Schiffbrüchige aufnehmen, des besonderen Schutzes dieser Convention nicht theilhaftig, bleiben vielmehr unter dem gemeinen Recht, wonach sie ohne Weiteres weggenommen werden können. So lange diese barbarischen Grundsätze überhaupt für Handelsschiffe gelten, wird man sich auch jener Consequenz nicht entziehen können.

Boote, die Verwundete oder Kranke aufnehmen, werden nach den obigen für ihre Hauptschiffe geltenden Grundsätzen bezüglich der Wegnahme behandelt.

9. Der besondere Schutz, welcher nach Obigem gewissen Kategorien von Schiffen zukommt, ist dann ferner analog ausgedehnt worden auf gewisse Personenkategorien, auch wenn sie auf Kriegsschiffen thätig sind. Wird ein Kriegsschiff genommen, so bleibt unverletzlich und von der Kriegs-

gefangenschaft ausgenommen („est inviolable et ne peut être fait prisonnier de guerre"): a) das geistliche, b) das ärztliche, c) das Sanitätspersonal. Dieses Personal hat primär, so lange dies erforderlich ist, auf dem genommenen Schiffe zurückzubleiben und seinen Dienst zu versehen; während dieser Zeit genießt es seine Bezüge ungeschmälert weiter; die Kriegführenden müssen hierfür Sorge tragen. Ist das Personal nicht mehr nothwendig zum Dienst auf dem genommenen Schiffe, so kann es sich zurückziehen, jedoch nur, wenn der Schiffscommandant dies für zulässig erklärt („le jugera possible"). Die Entscheidung hängt also unbedingt und ausschließlich vom Commandanten ab; dieser aber würde die Convention verletzen, wenn er den Rückzug verweigern würde, obwohl die Thätigkeit des Personals auf dem genommenen Schiffe nicht mehr „nothwendig" ist. „Der Commandant muß wohl beachten, daß er nicht Kriegsgefangene in seiner Gewalt hat, und daß er dies Personal nicht willkürlich festhalten darf." Das sich zurückziehende Personal darf Alles, was Privateigenthum ist, insbesondere auch die chirurgischen Instrumente, mit sich nehmen.

Kriegsschiffen stehen hinsichtlich dieses Punktes gleich Transportschiffe, die nur dem Zweck des Transportes von Verwundeten und Kranken dienen, aber nicht eigentlich Hospitalschiffe sind.

10. Schiffbrüchige, Verwundete und Kranke des einen Kriegstheiles, die in die Hände des anderen fallen, sind Kriegsgefangene. Dies ist das Princip, an dem man festhalten muß, um die Confusion zu vermeiden, in welche die Genfer Additionalacte bei Behandlung dieser Frage gerathen ist. Der Nehmestaat hat über sie derart zu verfügen, daß er sie entweder festhalten und zu diesem Zweck nach einem seiner eigenen Häfen bringen lassen oder sie nach einem neutralen Hafen schicken oder sie in einem Hafen des Gegners landen darf. Im ersten Fall theilen sie einfach das Schicksal der Kriegsgefangenen überhaupt; im dritten Fall dürfen sie während dieses Krieges nicht mehr dienen („ne pourront servir"), also nicht nur nicht mehr die Waffen ergreifen, sondern überhaupt keinerlei Dienste thun, die in irgend welcher Beziehung zur Kriegführung stehen, zum Beispiel Matrosen-, Heizerdienste auf Kriegsschiffen, ebensowenig aber auch irgend welche Dienste im Landkrieg. Dagegen ist es völlig ohne Sinn, wie die Additionalacte that, Verwundeten und Kranken, die auf ihren Hospitalschiffen Aufnahme fanden und in einem ihrer Häfen ausgeschifft und verpflegt sind, das Wiederergreifen der Waffen in diesem Kriege zu verbieten. Wenn ein mit Verwundeten, Kranken, Schiffbrüchigen eigener Nationalität angefülltes Spitalschiff beim Rückzug vom Feind weggenommen wird, werden die Verwundeten Kriegsgefangene; der Nehmer kann dann einfach nach den Verhältnissen entscheiden, ob er diese Kriegsgefangenen festhalten oder ob er einem solchen Hospitalschiff den Weg nach einem Hafen seines Staates freilassen will. Letzteres wird in der Regel, besonders bei schweren Verwundeten, die zweckmäßige Lösung sein, aber man kann sich wohl auch Fälle denken, in denen einfach das Recht der Kriegsgefangenschaft Platz greift.

11. In neutralen Häfen können solche Personen nur ausgeschifft werden mit Erlaubniß der Ortsobrigkeit oder vielmehr der neutralen Staatsgewalt. Es können für diesen Fall generelle Vereinbarungen von Seiten des neutralen Staates mit den kriegführenden Mächten getroffen sein; dann hat es bei diesen sein Bewenden; aus dem Begriff der Neutralität ergibt sich, daß die Behandlung der kriegführenden Theile jedenfalls auf gleichem Fuße geschehen muß. Mangels solcher Specialvereinbarung finden die Regeln über Behandlung von Kriegsgefangenen des Landkrieges durch neutrale Mächte analoge Anwendung: der neutrale Staat hat jene Personen derart zu verwahren, daß sie nicht von Neuem an den Kriegsoperationen Theil nehmen können. Die Kosten für Internirung und Verpflegung sind dem neutralen Staat durch denjenigen Kriegstheil, dem die Internirten angehören, zu ersetzen.

Diese Bestimmungen des Art. 10 haben zu lebhaften Erörterungen geführt und sind in der That nicht ohne Bedenken, die man damit überwand, daß man feststellte: die Gesichtspunkte der Humanität sind hier überwiegend. Immerhin kann es fraglich sein, ob hier eine richtige Lösung der Frage gefunden ist. Jedenfalls kann nach Art. 10 ein neutraler Staat Verwundete aufnehmen, ohne daß er damit seine Neutralitätspflicht verletzt; nur muß er beide Parteien gleich behandeln. Man denke sich einen Seekrieg zwischen Rußland und Frankreich einerseits, Deutschland andererseits; die Ostsee ist Kriegsschauplatz; Dänemark ist neutral und nimmt Verwundete auf: darin könnte für Rußland-Frankreich ein enormer, vielleicht geradezu entscheidender Vortheil liegen. — Die Genfer Additionalacte hatte eine analoge Bestimmung nicht enthalten.

Den ganz besonderen Ausnahmefall, daß nach einer Seeschlacht schiffbrüchige Combattanten durch zufällig anwesende neutrale Schiffe aufgefischt werden, während die Schlachtflotten selbst bereits weit entfernt sind, wollte noch der nordamerikanische Marinedelegirte Mahan in der Convention geregelt wissen; doch unterblieb dies.

III. Dies sind die Bestimmungen der im Haag festgestellten neuen „Genfer Convention für den Seekrieg". Ohne Bedenken wird man dieser Arbeit, mit dem oben zu Art. 10 gemachten Vorbehalt, höchste Anerkennung zu zollen haben: durch das Zusammenwirken hervorragender Juristen mit hervorragenden Marineofficieren — der englische Admiral Fisher commandirt zur Zeit das größte Geschwader der Welt, das englische Mittelmeer-Geschwader — ist ein Werk zu Stande gekommen, das die dankbare Anerkennung aller civilisirten Staaten finden kann und wird; schon dieses Werk allein würde genügen, die unwissende und leichtfertige Kritik Lügen zu strafen, die die Haager Arbeit mit den Worten charakterisiren will, man habe nur leeres russisches Stroh gedroschen. Und es ist für uns eine Genugthuung, zu constatiren — hier nur vom Standpunkt des einfachen historischen Berichterstatters —, daß der deutsche Marinedelegirte, Capitän zur See Siegel, einen hervorragenden Antheil an diesem schönen, in seiner endgültigen Gestalt durch harmonisches Zusammenwirken von England, Rußland,

Frankreich und Deutschland hergestellten Werke genommen hat. „So sehr man," so charakterisirt Renault's trefflicher Bericht die leitenden Gesichtspunkte des Werkes, „auch von den Forderungen der Humanität durchdrungen ist, man darf nicht die Nothwendigkeiten des Krieges vergessen; man muß vermeiden, Forderungen zu stellen, die ohne Zweifel aus edlen Gefühlen hervorgehen, die aber Gefahr laufen, häufig von den Kriegführenden verletzt zu werden, weil sie die Freiheit ihrer Bewegung hemmen. Die Humanität gewinnt nicht viel durch die Aufstellung von Regeln, die todter Buchstabe bleiben müssen, und der Werth der getroffenen Vereinbarungen wird dadurch nur geschwächt. Man darf demgemäß nur Verpflichtungen aufstellen, die auch in jedem Falle ausgeführt werden können, und muß im Uebrigen den Kriegführenden diejenige Freiheit der Bewegung lassen, deren sie unbedingt bedürfen. Es besteht die sichere Hoffnung, daß man diese Freiheit nicht dazu benutzen wird, um nutzloser Weise die Liebesthätigkeit (l'action hospitalière) zu hemmen."

Das sind goldene Worte, die allgemeiner und lebhafter Zustimmung sicher sind. Nach diesen Gesichtspunkten ist die obige Convention ausgearbeitet und wird sich demnach auch als lebensfähig erweisen.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Allerhand Briefe.

[Nachdruck untersagt.]

XI.

Frau Gertrud Weber, neunundzwanzig Jahre, an den fünfunddreißigjährigen Bankbeamten Rudolf Weber.

Mein lieber Mann!

Diesen Brief sollst Du am ersten Morgen erhalten, uns Beiden wird es ein bitteres Aufwachen sein, wie dieser heutige Tag der schwerste unseres Lebens war und allzeit verbleiben wird.

Wir haben kein Wort nach dem Urtheilsspruch gewechselt, wir sahen uns nur an, während man Dich hinausführte. Dann wurde ich ohnmächtig, und als ich zu mir kam, war der Wagen nach Plötzensee bereits fort.

Ich frage mich, ob Du wohl weißt, was ich empfinde. Ich glaube nicht, daß Du an meiner Liebe zweifelst; ich habe sie Dir doch in den sechs Jahren bewiesen, seitdem wir die Ringe gewechselt und uns gelobten, in guten und in bösen Tagen zusammen zu halten. Jetzt müssen wir eben die bösen Tage erdulden, aber niemals werde ich vergessen, was Du mir all' diese glücklichen Jahre warst. Ich fürchte, ich fürchte, daß Dein Wunsch, mir das Leben leicht und schön zu machen, Dich auch mit zu diesem verhängnißvollen Schritt bewogen haben mag. Du schenktest mir gern, und alle Freuden der Welt hast Du niemals allein genossen, hast Du immer mit mir getheilt.

Eine solche Versuchung ist mir noch nie in den Weg getreten, mir kommt es darum nicht zu, irgend einen Menschen, der ihr erlag, zu richten, am Wenigsten Dich, meinen geliebten Mann. Aber als das Verhängniß hereinbrach, da mußtest Du mir das Traurigè sagen. Hast Du an meinem Herzen gezweifelt? Oder wolltest Du mich schonen, so lange es noch ging? Es ist dadurch noch grausamer gekommen. Ich baute so fest auf Deine glänzende Rechtfertigung, ich traute Deinen Worten so unbedingt. Das hast Du mir ja auch anmerken können.

Ach, nichts, nichts kann jene Stunde aus meiner Erinnerung löschen; diese furchtbare Unterschrift, zu der Du Dich schließlich selber bekanntest. Bis zu diesem Augenblick glaubte ich an einen entsetzlichen Zufall, an ein un-

erhörtes Zusammentreffen ungünstiger Momente. Alles, worauf ich baute, Alles, was ich liebte, Alles, wofür ich existirte, schien vernichtet und todt.

Jetzt, an diesem einsamen Abend, sehe ich meinen neuen Lebenspfad vor mir. Acht Jahre trennt uns das Gericht; aber, liebster Rudolf, Niemand trennt unsere Herzen, ich lebe mit Dir und für Dich weiter.

In unverbrüchlicher Liebe Deine Gertrud.

XII.

Luise Stiehler, dreiunddreißig Jahre alt.

(Regelmäßige, unausgeschriebene, gefällige Handschrift; in der Ecke der quadratförmigen Briefbogen eine Radlerin in Schwarz und Roth.)

Berlin W., Potsdamerstraße 38 c.

Liebes Fräulein Albrecht!

Wir Getreuen vermissen Sie schrecklich, ja selbst Frau Oberst geruhte sich in diesem Sinne zu äußern. Sie hätten etwas so Anregendes!!!

Die Lage ist unverändert; noch immer stößt Frau Medicinalrath die Drohung aus, entweder sie oder Herr von Wandeleben müßten die Pension verlassen, noch immer behauptet dieser, die alberne Geschichte mit der Nachmittagsschlaf-Momentaufnahme wäre durch seine formelle Entschuldigung erledigt, er für seinen Theil bliebe bis nach beendetem Examen. Natürlich handelt es sich hierbei nur um die Mamie Gresham, welche sich übrigens gestern ein Dutzend heller Handschuhe gleich auf einmal kaufte und diese selbst das Endchen bis Klindworth anzieht. Nun, sie hat es ja, und der gute Wandeleben hat es nicht. Frau Oberst sagt, sie ließe ihm sein Zimmer zu hundert Mark, weil „der liebe Baron" ihr so sympathisch wäre und er es sich sonst nicht leisten könne. Aber wer weiß, ob das stimmt, und ob es nicht ebenso freie Phantasie ist wie damals, als sie das Nämliche von Ihnen erzählte.

Es ist überhaupt häßlich, was Leute klatschen. Ich versteh' so was nicht. Denken Sie sich nur, von Ihnen verbreitet die Schwebinski: Ihre Eltern hätten Sie auf einen anonymen Brief hin nach Anklam zurück gerufen. Auch daß die Frau Schmidt, welche in der Mohrenstraße ein Stickereigeschäft hat, keineswegs aber die von Ihnen so gern erwähnte Frau Ministerialdirectorin Schmidt Ihre leibliche Tante sei. In Folge dessen sprechen Fräulein Leo und ich nicht mehr mit der Schwebinski und wollten unsere Plätze nach der Thür zu verlegen. Frau Medicinalrath neckte uns aber so mit dem Major (neben den ich dann zu sitzen gekommen wäre), daß es vorläufig unterbleibt. Er hat an diesem Sonntag der Leo einen Blumentopf geschenkt.

Ach, am Ende kommen Sie wieder! Thun Sie es doch. Es ist ja einzig nett in so einer Berliner Pension, und es ist immer was los.

Alle Welt grüßt Sie herzlichst,

vergessen Sie nicht Ihre Luise Stiehler.

XIII.

Dr. **Bernhard Kuhlow**, achtundzwanzig Jahre, an seine Braut.

An Bord der „Nauplia".
April.

Geliebteste Erika!

Du weißt, wie oft ich Deiner gedenke, ganz besonders aber, wenn ich glücklich bin, wenn ich in Licht und Schönheit schwelge. Könntest Du nur mitgenießen, nur etwas durch meine Augen in den Griechenzauber blicken! Hier an Bord sind neben dreiundsechzig Archäologen aus aller Herren Ländern etwa fünfzehn Damen; ich bin ihnen etwas böse, ich verarge es den Gatten. Warum sind wir noch nicht so weit? Aber die vergangenen Wartejahre verliefen ungetrübt schön, die kommenden werden ihnen gleichen, und vielleicht in drei Jahren betheilige ich mich wieder an einer archäologischen Küstenfahrt, und Du mir zur Seite!

Gestern verließen wir Euböa. Rings umher durchsonnter Dunst und eine Bläue, wie ich sie noch niemals gesehen noch empfunden habe. Strahlend hellblaue Luft und saphirblaues Meer, und in traumhafter Bläße auftauchende ferne, lilablaue Berge. Ich saß allein am Heck, um mich her verschwammen Inseln und Luft und Meer, der dahin eilende Dampfer hinterließ eine Schlangenlinie von milch-grünblauem Gischt, weiße Möwen umschwirrten mich wie sehnsüchtige Gedanken.

Dann landeten wir auf der Insel Mykonos. Das Städtchen ist orientalisch und pittoresk; weißgetünchte flache Häuser mit blauem Gitterwerk und Fensterläden und Thüren, vor letzteren saßen spinnende Frauen auf einem steinernen Vorsprung. Am Meeresufer ziehen sich Säulenloggien entlang, und dort plauderten die Männer bei Kaffee und Tabak; ein türkisch aussehender Jüngling hatte eine Wasserpfeife vor sich. Wir schlenderten durch die Gassen und betraten eine offen stehende, unscheinbare Küche. Die Mittelwand ist aus alter, gebräunter, byzantinischer Holzschnitzerei, vom goldenen Hintergrund heben sich fremdartige Kerzenständer und Kronleuchter ab. Vor dem morschen Lesepult stand ein Greis im dunkeln Ornat und murmelte, ohne sich umzusehen, über große, schweinslederne Bände gebückt.

Ein kleines Museum birgt die Funde von Delos; hier wogten die Collegen durch einander. Dörpfeld, Furtwängler und Walter setzten ihre öfters entgegengesetzten Meinungen aus einander, die Stipendiaten des Athener Instituts nahmen pflichttreu Abklatsche oder photographirten.

Durch das ungewohnte Treiben angelockt, umstanden uns die Eingeborenen in dichten Haufen. Unter ihnen ein junges Mädchen mit großen, tief beschatteten Augen und fein geformtem, ovalen Gesicht. Erröthend, mit weichem, verlegenen Lächeln, entzog sie sich unseren Blicken. Ueberhaupt fielen uns die regelmäßigen unslavischen Züge dieser Inselbevölkerung angenehm auf. Mehrere Greisinnen glichen vornehm stilvollen Parzen. Eine solche saß vor einem altitalienischen Garten, der offenbar früher zu einer stattlichen Villa gehörte. Um die Pergola mit Nischen und Brunnen und steinernen Wasserläufen

rankten sich Geranien und Heliotrop, rings umher duftete der Hain von Orangen und Citronen.

Zauberhaft war die Nacht. Als ich wieder allein und einsam hinten saß, stieg der Mond hinter den Bergen empor. Im Bergschatten lag die kleine Stadt in bläulichem Schein, der Mond warf tanzende Lichter auf die Fluth, die Insel zog geheimnißvoll dunkel vorüber.

Als ich heute Morgen aufwachte, lagen wir in Delos vor Anker. Bald war ich draußen; seitwärts niedrige Hügel, vor mir der mittlere „heilige" Berg. Das Wasser war unglaublich klar, unter mir sah ich Felsen und Algen und Seetang fast unmerkbar naß umflossen. Ueberall Klippen und Felsen, dazwischen feucht-dunkle zerbrochene Säulen und Reste antiker Schwellen. (Wie deutlich sah ich die bewimpelten Triremen sich nahen, die griechischen Pilger und Pilgerinnen hier landen!) Und dann kam die größte Ueberraschung; gleich am felsigen Strand begann ein Blüthenmeer, das lachendste, leuchtendste Gewirr von Anemonen und Wicken und Chrysanthemen und Sternblumen, von Levkoyen und Camillen und Cysten. Und dies blühende, besonnte Geflimmer beherrschte triumphirend, als Jubellaut blutrother Mohn. Es war aufregend schön.

Unbewußt still lag die Insel im jungfräulichen Frühling. Wehmüthig rührend all' die marmornen Trümmer unter den Blumen; halbhohe oder umgestürzte Säulen, Fundamente der Schatzhäuser, des Hekatomben-Opfertempels. Hier ist der Untersatz der großen Apollostatue, hier erhob sich die berühmte Palme, mit der Odysseus die Nausikaa vergleicht:

Nur zu Delos sah ich einmal an Apollonis Altare
Solchen in Jugendkraft aufsteigenden Palmbaumschößling.
Denn auch dorthin kam ich, von vielem Volke begleitet,
Auf der Fahrt, auf der mir des Wehsals Fülle verhängt war!
So wie jenen erblickend ich lang in bewunderndem Staunen
Da stand, denn solch' herrlicher Schaft wuchs nirgend auf Erden.
Also staun' ich Dir, Weib, und bewundre Dich, zitternd vor Ehrfurcht.

An diesem zweifellos erkenntlichen Fleck stand ich und gedachte der Worte; hier haben Abertausende gestanden und derselben gedacht.

Von der Heiligen Grotte, wo Leto Diana und Apollo gebar, von der man noch jetzt frühmorgens sieht, wie der Sonnenwagen sich strahlend über dem Meeresspiegel erhebt, von dieser Grotte schicke ich Dir einige duftende Wicken; sie umrankten den alten Altar.

Gen Abend wanderte ich noch immer umher und kam an den Heiligen See, wo die heiligen Schwäne einst schwammen. Noch stehen Theile der steinernen Umfassung, und die in der Sonne getränkten Quadern und Säulen spiegelten sich im Wasser. Ich lag lange am Ufer, mitten unter dem feurigen, blutigen Mohn.

Dann zogen blaß-goldene Streifen über den schimmernden grünlichen Himmel, und zu Ende war der Tag.

Lebe wohl, geliebtestes Herz. Dein Bernhard Kuhlow.

XIV.

Hedwig Reddin, einundzwanzig Jahre, an Frau Schneidermeister Reddin in Wittenberg.

Berlin, Köpnickerstraße 3 b.

Liebste Mutter!

Gräme Dich nicht allzu sehr, ich kann nicht anders. Ich glaube, jetzt wirst Du mir auch eher für das, was geschehen ist, verzeihen.

Gleich nach dem Doctorexamen ist er abgereist und hat keine Adresse hinterlassen, und ich hatte nur 18 Mark übrig. Ich habe jetzt über zwei Wochen lang nach Arbeit gesucht und keine gefunden. Du glaubst nicht, wie schwer es Einem hier gemacht wird. Und ich war genug für dies Erste bestraft, und so will ich lieber sterben, als daß es noch einmal so käme. Zurück nach Wittenberg, wo man Alles weiß, wollte ich auch nicht, es wäre Dir ja auch vielleicht nicht recht gewesen.

Nun gräme Dich nur nicht, liebe Mutter. Du hast ja noch Lottchen und Fritz.

Und vergieb Deiner unglücklichen und Dich liebenden Tochter

Hedwig.

XV.

a)

Linda Grieben, neunzehn Jahre alt, an ihre Freundin.

(Große, moderne, anscheinend sichere, in Wirklichkeit haltlose Schrift. Elfenbeinpapier mit verstreuten Veilchen; offenkundiges Weihnachtsgeschenk.)

Allergeliebteste Betty! Königsberg.

Du mußt noch heute Abend erfahren, daß ich Braut bin! Weißt Du, etwas Idealeres gibt es nicht, und dies ist bei Weitem der interessanteste und beglückendste Tag meines Lebens.

Erst möchte ich Dir aber sagen, wie reizend er ist, wie männlich und höflich, wie furchtbar verliebt, sonst bekommst Du doch einen Schreck. Denn er heißt August Hackebeil und ist Major; natürlich in Folge dessen nicht mehr so ganz jung, auch nicht sehr schlank — eher stattlich.

Aber das ist ja nur äußerlich. Ich bin fest überzeugt, daß er sehr gut ist und *sehr* edel. Denke Dir, seine Stimme versagte etwas, als es schließlich ganz so weit war. Mir schlug das Herz noch lauter, als es immer geschildert wird, und als er mich küßte, war es mir doch überaus eigen zu Muthe, und meine Gefühle waren im Ganzen genommen gemischt.

Als er mir den Ring auf den Finger zog, war es *genau* so, wie es im Buch steht, und ich heulte vor Rührung. (Du hättest es auch gethan.) Darauf sagte er entsetzt: „Um Gotteswillen!“ und holte ein recht großes, bunt gerändertes Taschentuch hervor und wischte mir die Thränen ab. Darauf gingen wir natürlich gleich zu den Eltern und dann zu den Kindern und dann zu den Leuten. Es war genau so, wie ich es mir Hunderte und Hunderte Male vorher ausgedacht hatte!

Am Abend brachte er mir wonnevolle Blumen und seine älteren Schwestern, eine verwittwet, eine unverheirathet, welche zu ihm gezogen sind. Natürlich hört das jetzt auf, aber sie waren unbeschreiblich freundlich zu mir und küßten mich ab und nannten mich Rosenknöspchen und thaten, was sie mir an den Augen ablesen konnten.

Auch die Kinder, selbst Heinz (zum ersten Mal in seinem Leben) waren äußerst respectvoll und sehr beglückt, eine Braut in der Familie zu haben.

Ja, wirklich, Betty, glaube mir, jetzt, da ich nun endlich weiß, was Liebe ist (denke Dir, auch ich bin seine erste und einzige Liebe, ist das nicht rührend!), jetzt ist mir vollkommen klar, daß es auf der weiten Welt nichts Herrlicheres gibt! Und mit neunzehn Jahren wirklich Braut zu sein und wirklich, thatsächlich zu heirathen! (August ist glücklicher Weise sehr ungeduldig.) Das wünschen sich ja Alle, und doch gelingt es eigentlich nur ausnahmsweise. Und mir ist dieses Glück zu Theil geworden! Ueberströmend küß' ich Dich in Gedanken. Deine Linda.

b)

(Dieser Brief war ein Jahr vor dem andern geschrieben.)

Königsberg.

Innigst und einzigst geliebteste Betty!

Es ist aus, Alles ist zu Ende — der Traum ist zerstoben, die Hoffnung ist verblüht, das Dasein ist öde und leer.

Ob ich wohl alt werde? es könnte ja immerhin sein! Aber — was ist das Leben ohne Liebesglück? frage ich mich und antworte — Nichts.

Er ist zur Regierung nach Magdeburg versetzt und machte heute Mittag seinen Abschiedsbesuch und dankte Mama für alle empfangene Gastlichkeit. Er versuchte heiter zu scheinen und sagte: „Gnädiges Fräulein, dieser Sommer mit dem Mittwoch- und Sonnabend-Tennis war doch besonders hübsch. Sie hatten wirklich ganz erfreuliche Fortschritte gemacht, nur Ihr Geben war zu ungleich, Sie spielten noch zu oft ins Netz. Ich werde dieser Zeit gewiß noch öfter gedenken, hoffentlich tritt mein Nachfolger auch in den Tennisverein." Für Andere lag ja nichts Besonderes in diesen Worten — aber weißt Du — dieser Blick und dieser Ton!

Mein Glück liegt in Scherben am Boden, ich glaube, ich verblute.

Mein ganzes Sinnen und Trachten war ihm gewidmet — nie werde ich ihn vergessen. Die Erinnerung an selige Zeiten kann Niemand mir rauben, in dieser kalten, erstorbenen Welt ist meine Treue mein einziger Halt, mein Trost.

Betty — ich habe geliebt und gelebt.

Deine gebrochene, aber jetzt nur noch innerlich weinende

Linda.

NB. Du stehst mir näher als meine Angehörigen, die mich nicht verstehen, denen anscheinend mein Innenleben ein ungelöstes Räthsel ist, an dem sie gleichgültig vorübergehen. Du wirst Alles mit mir empfinden! In ewiger Freundschaft Deine Dich in den Tod liebende Linda.

c)

(Dieser Brief wurde drei Jahre nach dem ersten geschrieben.)

Coblenz.

Meine liebe Betty!

Es ist wirklich gut von Dir, noch unserer alten Mädchenfreundschaft zu gedenken. Was Du über Dein Wohlergehen wie über das Deiner von mir hochverehrten Familie schreibst, freut mich außerordentlich.

Auch mir geht es recht gut, und ich habe mich völlig in die neue Sphäre hineingelebt.

Jetzt ist es für uns eine brennende Frage, ob mein Mann Oberst wird oder nicht, und diese Sorge lastet auf uns. Während des Manövers gab es einen kritischen Moment, und er war in Folge dessen überaus erregt. Da aber nichts seitdem erfolgt ist, athmen wir wieder auf. Im schlimmsten Fall wären wir nach Görlitz gezogen, dort gibt es keine Communalsteuern, und da wir einen Haushalt von sechs Personen bilden (wir, meine Schwägerinnen, der Bursche, die Köchin) spricht das doch mit. Es thäte mir aber außerordentlich leid, von hier fortzugehen. Eine solche hübsche Wohnung mit Balcon, mit Salon (Parquet) werde ich wohl niemals wieder besitzen. Auf dem Balcon trinken wir immer Kaffee und machen Handarbeit. August ist öfters dabei, obgleich seine geselligen Pflichten — Kegelclub, Kriegsspiel, Scatkränzchen — ihn natürlich oft verhindern.

Auch würde ich schwerlich anderswo eine so günstige Stellung in der Gesellschaft einnehmen. Bei allen größeren Thees des Oberpräsidenten bin ich zugegen.

Deinem Wunsche entsprechend, schicke ich Dir meine letzte Photographie; ganz so stark bin ich aber wirklich nicht, besonders ist das Doppelkinn übertrieben.

Recht sehr würde ich mich freuen, wenn Du einmal auf der Durchreise einen Zug überspringen könntest, dann würdest Du ja auch einen Einblick in meine Existenz gewinnen.

Mit der Bitte, mich Deinen Eltern und Schwestern empfehlen zu wollen, verbleibe ich mit den besten Grüßen

Deine Lina Hackebeil.

XVI.

Alma Janschke, zwölf Jahre alt, an Frau Confectionsnäherin Janschke. (Kleine, stark parfümirte, rosa Bogen mit großem, goldenem „A". Eine correcte Schulschrift, welche manche „höhere Tochter" beschämen dürfte.)

Groß-Knebelsdorf, 12. Juli.

Liebe Mama!

Da Du es wünschst, schreibe ich Dir gleich am ersten Sonntag. Im Ganzen bin ich hier gern, Alles hat man ja doch nie auf einmal.

Das Schloß hat mich sehr enttäuscht, es ist lange nicht so elegant wie Dutzende in Colonie Grunewald, und die nennt man bloß Villa. Es ist so

etwas wie das alte graue Ding in der Lindenstraße nahe bei Jordan. Gar nichts dran als eine Rampe und ein Wappen über die Hausthür. Meine Gärtnerswohnung, muß ich sagen, ist wirklich hübsch, sehr viel Blumen jeglicher Fassong. Ueber die Kost muß ich auch sagen, sie ist reichlich und theilweise gut. Ja, wirklich, das Obst ist ganz herrlich und wir kriegen immer große Portionen. Milch giebt es zu viel, aber Frau Gräfin besteht drauf und sagt die andern Feriencoloniekinder hätten sich immer dazu gefreut, na ich danke. Und nie giebt es einen Happen Italjenscher Salat oder Schokolade oder ein Beseh. Man ist doch in Berlin verwöhnt wo man immer alles um die Ecke gleich hat.

Die vier Kinder heißen Auguste, Hans, Linchen und Herrmann. Das Spielen ist sehr nett, muß ich sagen. Ich zeige ihnen viel und erzähle viel von Berlin und sie zeigen mir auch viel und erzählen mir auch viel neues. Sie möchten mir furchbar gern besuchen. Liebe Mama, vielleicht ist mal eine Schlafstelle frei und dann könnten einige herkommen. Ich habe ihnen die drei Höfe und die Körnerstraße und die Portierleute und den Boden und alles so akkurat beschrieben aber sie können sich nie ganz vorstellen wie das nun wirklich ist.

Manchmal spielen wir mit den Kindern vom Schloß. Sie heißen alle Conpteß aber glaube nur nicht das sie so aussehn. Lange lange nicht so fein wie die Goldbergs, aber keine Spur. Zuerst sind hier auf dem Lande alle Kinder schrecklich dösig und auf den Mund gefallen und sehn einen an als wäre jeder aus Berlin wer weiß was. Nachher waren sie aber ganz nett und ich mach sie ganz gern. Conpteß Ulrike hat mir 5 Ansichtskarten und 7 Liebigbilder zum Präsent verehrt. Nun habe ich 2 mehr als Rosa Pluddemann ihre Sammlung.

Hoffentlich geht es dir gut, liebe Mama, ich denke jetzt wo der Sommertrubel vorbei ist hast du keine Ueberstunden mehr und bist heute draußen in Pichelswerder mit Lockmeiers. Oder wartest du bis ich wieder retur bin?

Nächsten Sonntag schreibe ich wieder und verbleibe

Deine dich liebende Tochter

Alma Mathilda Janschke.

XVII.

Hetta von Bandemehr, zweiundzwanzig Jahre, an Armgard von Bonin. (Moderne, große Durchschnittsschrift; dickes weißes Papier mit kleinem, goldenen Vornamen und siebenzackiger Krone.)

Berlin, Lennéstraße 44,
22. Januar.

Liebste Armgard

Ich kann nicht lügen, ich kann Dich nicht damit vertrösten, daß man sich gestern langweilte, denn es war zu, zu, zu schön!

Alles klappte; Kleid, Frisur, Tänzer, Vorfahren des Wagens, Stimmung der Eltern — Alles. Ich hatte etwas Alpdrücken wegen des Soupers. Nein, was sind die Herren bei Hof egoistisch! Ich sage Dir, trotz dieser Unmenge Mannsbilder wanderte die Weiblichkeit ungeführt zu Dutzenden, wie in einem Damenthee, herein, auch solche, die schon bekannt sind und bei denen in diesem Winter getanzt wird. Es ist ein Skandal, und wenn ich der Kaiser wäre, sollte es bald anders aussehen. Ich will annehmen, daß er nichts von diesen Zuständen ahnt.

Wie gesagt, ging es mir durchaus Ia. Ich hatte den kleinen Becskow und fand ihn ideal für diesen Zweck. So auf dem Präsentirteller vor den Herrschaften mit ihm zu tanzen, ist er zu unansehnlich und murklich, aber er kann einen sehr gut unterhalten (als er sich über das letzte Manöver ausließ, bin ich gestorben!) und ist furchtbar gefällig. Unermüdlich hielt er Einem das Sectglas und stürzte nach Caviarbrödchen herum — kurz, als Souperherr eine Perle. Und wenn er Einen auch reichlich fest hält und meine Parma-Veilchen vorn etwas zerdrückte, so tanzt er doch wahnsinnig flott!! Wir stoben möglichst früh in den Weißen Saal zurück, es war noch himmlisch leer, als der Vortänzer der Musik das Zeichen gab, waren wir nur ganze elf Paare. Es war deliriſch schön. Dieser schwindelnd große, glitzernde Saal — und ich flog so in die Unendlichkeit hinein.

Dies war der Höhepunkt des Genusses, die gesellige Glanznummer war mein zweites Lancier, das ich mit Prinz Moritz tanzte! Nur Garde du Corps! Zufälliger Weise waren wir Damen alle im jungfräulichen Weiß, und so machten sich die feuerrothen Röcke famos. Menzel (der neue Schwarze Adlerherr!!!!) fixirte uns sehr genau; wir sind auf die Folgen äußerst gespannt, erwarten uns gemalt zu sehen, hoffentlich bei Schulte und nicht in der Secession; aber ich glaube, für das Verrückte ist er nicht. Wir standen in der ersten Reihe (Prinzeß Didi tanzte mit dem kleinen Wartensleben) — es war überwältigend chic.

Sehr Viele frugen nach Dir; man findet es etwas altmodisch und „neunzehntes Jahrhundert", jetzt noch Influenza zu haben. Wie idiotisch, daß Dr. Mayberg mich nicht zu Dir läßt; jedes Kind weiß doch heutzutage, daß es nicht ansteckt. Mündlich hätte ich Dir noch allerhand Einzelheiten erzählt, aber ich bin schläfrig. Es ist halb zwölf und zum zweiten Frühstück haben sich Menschen angesagt (etwas hart nach einem Tanzvergnügen, besonders gerade diese!). So will ich denn noch etwas einnicken.

Ach, Du thust mir wirklich namenlos leid; zum nächsten Schloßball darfst Du nicht fehlen. Sage dem Mayberg, Du wolltest eben hin; mit Aerzten muß man nämlich energisch vorgehen.

Tausend Grüße, es umarmt Dich in Gedanken

Deine Hetta.

XVIII.

Margarethe Neumann. Vierundvierzig Jahre.
(Feine, überaus regelmäßige Handschrift.)

Tschen-Fu am Njanking
via Canton.

Meine Geliebten im Herrn!

Aus vollem Herzen danke ich Euch für die treuen Gebete, welche ich oft empfunden habe und welche mir stets eine Hilfe gewährten.

Die Hitze ist jetzt überaus groß, 32° im Schatten, da kommt dann manchmal die Versuchung des Feindes und will Einen am Schreiben hindern. Aber mit der letzten deutschen Post bekam ich einen Brief aus Barmen, von einer unbekannten Dame, in dem sie mir ausdrückte, wie segensreich ihr diese meine vervielfältigten Briefe gewesen seien. So konnte ich nur hinaufblicken und Ihm danken. Ich dankte Ihm auch für die Hand und die Feder, welche Seinem Gebot so willig Folge leisten. Diese unbekannte Freundin aus Barmen wußte nicht, was in meinem Herzen beim Empfang ihres Briefes vorgehen würde, aber Er wußte es und darum mußte sie schreiben.

Lieben Freunde, freut Euch mit uns, die Hausangelegenheit ist erledigt. Unserm lieben Herrn Schultzen machte der Herr klar, daß wir vorläufig hier wohnen bleiben sollten. Die Miethe ist bezahlt, aber der Besitzer weigert sich, aus dem Hintergebäude auszuziehen, bis er seine Habseligkeiten versteigert hat. Wahrscheinlich will er uns betrügen, da wir Ausländer sind und er uns deswegen haßt. Aber wir bauen auf den Herrn. Die hiesigen Häuser sind sehr leicht gebaut, so ist die Feuersgefahr eine überaus drohende. Darum werden wir in der kühlen Witterung nicht heizen können, und so bitte ich Euch, der zarten Gesundheit unserer Auguste Schultzen in besonderer Fürbitte zu gedenken. Die Wände sind überaus dünn, so daß man jederzeit von außen einbrechen könnte, aber dies ist nun das Haus, in welchem wir Seinem Willen zu Folge leben und wirken sollen.

Seit zwei Wochen halten wir unsere täglichen Andachten Abends, da sehr Vielen diese Stunde am besten paßt. Herr Schultzen hält die Evangelienauslegung, nachdem singen wir und erklären die schönen Bilder. Gestern waren fünfunddreißig Menschen zugegen, größtentheils Heiden, welche die frohe Botschaft noch niemals vernommen hatten.

Sie hatten sich auf einer Dschunke auf dem Njanking befunden und warteten auf die Fluth, welche sie wieder heimführen sollte, denn sie waren aus einer ziemlichen Entfernung zu einer Götzendienst-Tempelfeier hergekommen. Während dieser Wartezeit legte der Herr ihnen nahe bei uns einzutreten und Seine Liebesworte zu hören. Da kamen sie aus der Finsterniß, vom schwankenden Boot herein in unsere Helligkeit und vernahmen Worte des ewigen Lebens. Es traf sich besonders schön, daß gerade am nächsten Morgen ein früherer Opiumraucher, der aber jetzt mit der Einfalt eines Kindes gläubig geworden ist, seine Sünde in der Heiligen Taufe ablegen sollte. So hatten wir Abends vorher, wie immer, eine besondere Feier veranstaltet, und diese war diesen Fremden gewiß besonders eindringlich und verständlich. Ich kann auch nicht

umhin, zu glauben, daß der Eine oder der Andere das Heil empfing, wenn dieses auch erst an „jenem Tag“ offenbar werden wird. Oft erzählen sie uns, daß sie Gottes Wort zum ersten Mal zufälliger Weise von irgend einem Missionar vor Jahren vernahmen und es seither nie ganz vergaßen, und dies ermuthigt uns denn. Sein Wort muß ja bestehen! Wenn die Leute manchmal nur herein kommen und nach einigen Minuten den Saal verlassen, zweifelt mein schwaches Herz wohl einen Augenblick, ob der Herr hier auch nachwirken könnte. Aber wir beten so besonders, daß Er alle Diejenigen, welche doch sein Wort nicht annehmen werden, von diesem Saal fernhalten möge, daß wir glauben müssen, daß Jeder, der hier eintritt, Segen davon tragen werde. Vor nicht langer Zeit regnete es eines Sonntags in Strömen, und da alle eingeborenen Frauen die Nässe scheuen, auch die Männer in derselben nur ungern ausgehen, schien es zwecklos, einen Gottesdienst abzuhalten. Aber wir versammelten uns wie gewöhnlich, und Herr Schultzen sagte: ‚Wenn wir die äußeren Umstände betrachteten und nicht die Augen gen oben richteten, würden wir schwerlich einen Gottesdienst abhalten, aber da Er uns hierher geführt hat, um Sein Wort Denen, die in der Finsterniß wandeln, zu verkünden, wird Er uns sicherlich auch heute einige Zuhörer senden.‘ Also begannen wir unsern Choral, und es erschien erst Einer, dann ein Zweiter, schließlich hatten wir eine kleine Gemeinde von Zehn. War das nicht schön? Und sie hörten so aufmerksam zu, ich glaube, es waren fünf Frauen darunter.

Nun wollt Ihr, meine lieben, kleinen Freunde, gewiß auch wissen, was mit dem Geld geschieht, welches Ihr dem Herrn durch unsere Vermittlung gebt. Fünf Männer wurden kürzlich bekehrt, aber wir konnten sie nicht zur Taufe zulassen, bis sie dem Opium entsagt hatten. Wenn man sie einen Monat lang gut ernährt und ihnen die Möglichkeit nimmt, sich das Gift zu verschaffen, können selbst Heiden dieses Laster ablegen. Aber diese Entziehungscur ist mehrere Tage lang überaus qualvoll, und so haben verhältnißmäßig Wenige den Muth, auszuharren. Die hiesige englische Baptistenmission hat ein Krankenhaus zu diesem Zweck errichtet, so haben wir mit dem von Euch gesammelten Geld vier dieser Taufcandidaten dorthin geschickt und einen bei uns im Haus behalten. Einer wurde im Krankenhaus sechs Wochen lang behandelt, aber, Ihm sei Lob und Preis, schließlich wurden alle Fünf geheilt. Der Eine reinigt unsern Hof und übernimmt Botengänge, wofür er 5 Mark monatlich erhält. Könnten wir nur über einige Zimmer und Wärter verfügen, würde Gott diese armen Opiumraucher sicherlich auch bei uns vom Laster befreien. Aber dazu fehlt uns der Raum, und so müssen wir sie in das Krankenhaus schicken. Der dortige Arzt, sowie sein chinesischer Assistent sagten uns, daß diese Clienten weniger als die übrigen Patienten während der Cur ausgestanden hätten. Ihr werdet für diese Neubekehrten beten, nicht wahr?

Etwas freute mich neulich. Ich sprach mit Pauline Brandt in einer Frauenversammlung, als eine Kinderstimme mich unterbrach, und als ich mich wandte, sah ich, daß neben mir ein kleines Kind in den Armen seiner Mutter mir das Biscuit, von dem es knabberte, anbot. Die Mutter sagte, er will,

daß Sie davon kosten; also ich that dies und lächelte und nickte, und mußte dies oft wiederholen, denn das Geschöpfchen war unermüdlich in seinem Wunsch, mir Liebes zu erweisen. Manchmal sind sie ganz herzig; ich glaube, das Glanzlicht in meiner Brille machte ihnen Spaß, und wir freunden uns immer gleich an. Darüber freuen sich dann die Mütter, auch die Väter, denn oft spielen die Männer mit ihren Kindern und halten sie manchmal einen ganzen Abend über auf dem Arm.

Nun lebt herzlich wohl, meine Geliebten; Euch und mich empfehle ich Dem, der da kommen wird. Amen. Eure

Margarethe Neumann.

XIX.

Der eben Fähnrich gewordene **Ulrich von Hartenbrock**, neunzehn Jahre, an Hellmuth von Rohr.

(Verkritzelte Handschrift mit lebhaften Schnörkeln; breites, kurzes Papier mit jugendlich großem, gekröntem Monogramm.)

Tag, Alter!

Wie ich Dir also telegraphirte, wäre Alles schönstens überstanden. NB. Ich habe doch gedrahtet, nicht wahr? Mir ist bestimmt so, aber es wurde bereits etwas früh.

Im Ganzen genommen hatte ich nicht allzu viel Pech. In der Mathematik wurde der Onkel etwas eklig, aber mein Kroki war günstig, und denke Dir, factisch frug der Olsmann richtig nach seinem spanischen Erbfolgekrieg, und ich gerade an der Reihe! Es war doch ein haarsträubender Dusel! Einmal verhedderte ich mich toll in ein verdammtes Subjonctif, dafür plapperte ich aber fließender als die Andern, und das bestach die Vehme. Leider, leider machte ich Klopstocken um acht Jahre zu alt, aber er ist doch noch nie eine Donna gewesen, und so wurde mir verziehen.

Nach dem war das Warten scheußlich. Lehmann hatte acuten Galgenhumor und erzählte einen Blödsinn nach dem andern; der arme Behlow, der zweifelsohne durchgefallen war, benahm sich ganz stramm. (Warum hat er auch so herumgesumpft, da waren wir doch immerhin braver!) Ich soll recht grünlich ausgesehen haben, und weißt Du, wer am gänzlichsten auseinander war? Damnitz! Dabei ist er natürlich glänzend durchgekommen, aber er hatte sich colossiv. Endlich wurden wir hereingerufen, die Liste verlesen und wir darauf mit glücklicher Weise knapp gefaßten Worten entlassen. Dann stürzte die ganze Cohorte mit Johlen und Freudengeheul heraus. Die Straße ist ja discret und abgelegen, und in diese sich periodisch wiederholenden kleinen Auftritte haben sich die Eingeborenen anscheinend gefunden.

Grinsend wartete eine Reihe Weißlackirter auf uns. Erst ging es zu Dressel, dann zum Löwenbräu, dann zu Bols, dann ... na, auf die historische Reihenfolge kommt es ja weniger an. Es wurde sehr vergnügt. Um vier Uhr verließen wir zu sechsen das letzte Local (Name nicht erinnerlich). Wir er-

gatterten einen offenen Taxameter; Keiner wollte den Ehrensitz einnehmen; so saßen Hugo, Damnitz und Bülow II auf dem Bock, Damnitz den Kutscher stürmisch umschlingend. Bröficke, Lehmann und ich wippten hinten auf der Kante, Rücken den Pferden zugewandt und herunterbaumelnde Beinchen. So fuhren wir durch die Prinz-Albrechtstraße, Anhaltische und Bernburgerstraße, sangen fortissimo vaterländische Lieder und ließen jeden in Sicht kommenden Schutzmann leben.

Nun habe ich fast einen Schreibkrampf, denn die greisen Eltern mußten doch ausführlich berücksichtigt werden, und so eine Familie verlangt unglaublich viele Details.

Also übermorgen 5.30 Kempinski. Tata.

Dein Dir wohlgesinnter Vorgesetzter

von Hartenbrock, Portepeefähnrich.

XX.

Julius N. Meier, achtundfünfzig Jahre, an seinen Sohn.

(Regelmäßige, kleine, eckige Handschrift, alle U-Striche und Interpunctionszeichen tadellos richtig gesetzt. Bogen der Firma: „Meier, Schlesinger & Co.")

Frankfurt a. M.

a)

Lieber Siegfried!

Du wirst Dich wundern, diesen Brief von mir zu erhalten. Seit acht Jahren hat sich unser beiderseitiges Verhältniß anscheinend in keiner Weise geändert, aber ich bin älter und einsamer geworden. So reiche ich Dir spät, aber nicht zu spät, die Hand zur Versöhnung, nachdem es mir heute, durch Max Bornheim's Bemühungen, gelungen ist, Deinen Aufenthaltsort zu ermitteln.

Deinen Entschluß, die Firma zu verlassen, um Dich dem Violinspiel zu widmen, kann ich noch immer nicht billigen. Du hättest Dich hier eingearbeitet, wärst binnen Kurzem selbständig, ja vermögend geworden, da hätte nebenher Dir die Kunst das Leben verschönern können. Ebenfalls kann ich auch heute, lieber Siegfried, Deinen damaligen Ton nicht gutheißen, nicht die Art, in der Du mir und Deiner Mutter entgegentratst. Nun lebt sie nicht mehr, ihren letzten Jahren fehlte der schönste, natürlichste Schmuck, die Freude am einzigen Sohn. Dies Alles kann ich nicht beschönigen, aber ich will Alles herzlichst verzeihen.

Komm her zu mir, Siegfried, wir wollen zusammen Deine Zukunft bereden; ich war schroff, Du warst heftig, wir beide haben seit jener Zeit Manches gelernt und gelitten. Dein Dich liebender Vater

Julius N. Meier.

Am anderen Morgen erhielt er den folgenden Brief:

b)

(Eine ungebildete Handschrift, billiges, liniirtes Papier.)

Bad Oehnhausen.

Eure Wolgeborn werden verzeihn das ich erst heute Eure Wolgeborn Adresse erfahren konnte um die traurige Nachricht vom Tod des Herrn Siegfried Meier zu schreiben. Er ist vor fünf Tagen gestorben und gestern begraben. Er war hier bei die Bademusick und hustete schrecklich, war auch immer etwas dünnlich angezogen und hatte keinen ornlichen Paletoh. Er wohnte mit mehreren andern Musikherren bei mir und war ein freundlicher Herr wenn auch was verschlossen und sprach nicht viel. Dann war es eine schnelle Lungenentzündung und dann war es aus. Die andern Herren wußten garnicht woher er eigentlich komme, er hatte nie von seiner Familje gesprochen. Sie haben ihn auf gemeinsame Kosten begraben, denn sein Geld reichte nicht mal zu mein Conto und die Krankheitskosten. (Anbei vier Rechnungen um deren Gleichung ich untertänigst bitte.) Aber es war ein ganz ordentlicher Sarg und die Musik war wie für einen Regierungspräsidenten.

Erst heute habe ich erfahren, daß Sie der Vater sind und so schreibe ich sofort und verbleibe

Eure Wohlgeborn gehorsame

Wittwe Karoline Böttticher.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte December.

Die Unterredungen, die Kaiser Wilhelm und der deutsche Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten, Graf von Bülow, im Schlosse zu Windsor mit englischen Staatsmännern hatten, konnten zwar nicht, wie von Anfang an auch feststand, zu neuen politischen Vereinbarungen führen. Wohl aber erhellte aus diesen Besprechungen wiederum die feste Absicht, ebenso wie in der Samoa-Angelegenheit, in Zukunft bei Meinungsverschiedenheiten über Fragen der Colonialpolitik einander keine Schwierigkeiten zu bereiten. Dieses Einvernehmen richtet nicht etwa eine Spitze gegen eine andere Großmacht; vielmehr darf es nur im Sinne der Aufrechterhaltung friedlicher Beziehungen zwischen Großbritannien und Deutschland aufgefaßt werden. Demselben Zwecke diente bereits das frühere geheime Abkommen über Südafrika. Obgleich über diese Vereinbarung bisher keine authentischen Mittheilungen vorliegen, darf doch als gewiß gelten, daß es sich durchaus nicht auf Transvaal bezieht, sondern an die Eventualitäten anknüpft, die aus dem durch finanzielle Schwierigkeiten Portugals in Zukunft etwa nothwendig werdenden Verzicht dieses Staates auf seinen Colonialbesitz in Afrika sich ergeben könnten.

Mag der englische Colonialminister, Herr Chamberlain, immerhin sich im Ausdrucke vergessen haben, als er in Leicester sogar von einer Zukunftsallianz zwischen England, Deutschland und den Vereinigten Staaten sprach — er selbst hat überdies sogleich eine einschränkende Bemerkung hinzugefügt —, jedenfalls darf diesseits des Aermelcanals der Wunsch gehegt werden, daß die englische Regierung von freundschaftlichen Gesinnungen für die deutsche Colonialpolitik sich nicht mehr entfernen möge. Andererseits ist ein englisches Cabinet im Hinblick auf die constitutionellen Bedingungen des Landes gar nicht in der Lage, für alle Zukunft bindende Allianzen abzuschließen, gerade wie Deutschland seine Actionsfreiheit auf dem Continente und auf dem gesammten Gebiete der allgemeinen Politik wahren muß, da es nicht bloß zu Oesterreich-Ungarn und Italien sein inniges Bundesverhältniß, sondern auch zu Rußland und Frankreich freundschaftliche Beziehungen aufrecht zu erhalten hat, und in einem „Bündnisse" mit Großbritannien eine Spitze gegen andere Großmächte gefunden werden könnte. Vielmehr gilt es, solche „Spitzen", falls sie sich auf dem Gebiete der Colonialpolitik in Zukunft etwa zwischen den beiden Staaten, Großbritannien und Deutschland, herausstellen sollten, umzubiegen. Wie wenig in diesen friedfertigen Bestrebungen eine Gefahr für andere Staaten liegt, erhellt gerade aus dem Verhalten der deutschen Regierung vor dem Abschluß des geheimen Abkommens über Südafrika. In unanfechtbarer Weise darf versichert werden, daß der deutsche Staatssecretär des Auswärtigen damals beim Grafen Murawiew anfragen ließ, ob vom Standpunkte der russischen Regierung gegen dieses Abkommen Einwendungen erhoben werden könnten. Da nun der russische Minister des Auswärtigen ausdrücklich erklärte, daß diese Convention die Interessen Rußlands in keiner Weise berührte, kann kein Zweifel darüber obwalten, daß die Regierungen Großbritanniens und Deutschlands durchaus correct vorgegangen sind. Im Hinblick auf die nahen Beziehungen, in denen Rußland zu Frankreich steht, darf weiter angenommen werden, daß auch französische

Interessen durch das geheime Abkommen zwischen Deutschland und England nicht verletzt werden.

Seit geraumer Zeit bereits hat die deutsche Regierung überdies den Beweis erbracht, wie sehr sie sich angelegen sein läßt, mit der französischen Republik nicht bloß correcte, sondern freundliche Beziehungen zu unterhalten. Da Herr Chamberlain in seiner zu Leicester gehaltenen Rede auch an einem Theile der Pariser Presse Kritik übte, der in jüngster Zeit Caricaturen der Königin von England veröffentlichte, ist in Frankreich auf eine feindselige Gesinnung der englischen Regierung geschlossen worden. Wohl mit Unrecht; in England selbst erinnerte man sich sehr bald, daß auch der „Punch" in seinen Illustrationen nicht immer Maß hält, während ernste französische Zeitungen nachdrücklich betonen, daß die Stellung der Königin Victoria, insbesondere ihr Geschlecht und hohes Alter selbst den Witzblättern Rücksichten auferlegen sollten.

Kaiser Wilhelm und der deutsche Staatssecretär des Auswärtigen haben bei ihren Unterhaltungen mit englischen Staatsmännern sicherlich kein Bedenken getragen, auf die berechtigte Position Frankreichs im europäischen Staatenconcert hinzuweisen, sowie diesem Lande auch für die Zukunft ein günstiges Horoskop zu stellen. Die in einigen Monaten zu eröffnende Weltausstellung wird den zahllosen Besuchern aus aller Herren Ländern ausreichende Gelegenheit bieten, zugleich die von der französischen Nation auf dem Gebiete der Cultur erzielten Fortschritte zu würdigen.

Der deutsche Staatssecretär des Auswärtigen, Graf von Bülow, hat bei Gelegenheit der ersten Berathung des Budgets im Reichstage in einer ausgezeichneten Rede die vortrefflichen Beziehungen Deutschlands zu den übrigen Großmächten hervorgehoben. Er unterließ nicht, darauf hinzuweisen, daß die Reichsregierung in den bisher vereinzelten Fällen, in denen es zu colonialen Vereinbarungen kam, sich mit Frankreich stets leicht und billig verständigt; daß er auch bei Rußland in dieser Beziehung ein freundschaftliches Entgegenkommen gefunden habe, das von deutscher Seite gern erwidert werde. Ohne jede Ueberschwänglichkeit durfte Graf Bülow zugleich versichern, daß, insofern das Verhältniß zu England in Betracht käme, Deutschland bereit wäre, auf der Grundlage voller Gegenseitigkeit und wechselseitiger Rücksichtnahme in Frieden und Eintracht mit dieser Großmacht zu leben. Da die angekündigte neue Marinevorlage gleichsam im Mittelpunkte der ersten Berathung des Budgets stand, schlug Graf Bülow die Brücke zwischen dieser Vorlage und seinen vertrauensvollen Ausführungen über die internationalen Beziehungen, indem er darauf hinwies, daß, gerade weil die auswärtige Politik sich günstig gestaltet habe, sie benutzt werden müsse, um Deutschland für die Zukunft zu sichern.

Da der englische Colonialminister die Beziehungen Großbritanniens zu Deutschland und den Vereinigten Staaten in den Vordergrund rückte, mußten die auf die auswärtige Politik bezüglichen Ausführungen der Botschaft, die der Präsident Mac Kinley am 5. December dem Congresse zugehen ließ, besonderes Interesse erregen. Von den Beziehungen der Vereinigten Staaten zu dem Deutschen Reiche heißt es nun in der Botschaft, daß sie andauernd die herzlichsten sind. Auch wird eine Reihe von Thatsachen angeführt, durch die die „wachsende Innigkeit" in den unmittelbaren Verbindungen zwischen den beiden Ländern gekennzeichnet wird. In Deutschland muß der warme Ton, den Mac Kinley in seiner Botschaft anschlägt, einen nicht minder lebhaften Widerhall finden. Ja, sie nimmt sogar trotz des realpolitischen Charakters, der der Regierung der großen Republik zugeschrieben zu werden pflegt, einen idealen Aufschwung in dem Passus: „Wir mögen Nebenbuhler in vielen wesentlichen Punkten sein, aber unsere Nebenbuhlerschaft sollte stets edelmüthig und offen sein und der Erreichung größerer Ziele zum gemeinsamen Besten zustreben." Daß es sich nicht bloß um volltönende Worte in der Botschaft Mac Kinley's handelt, darf im Hinblick auf die Bereitwilligkeit, mit der die Unionsregierung

dem zwischen Deutschland und England abgeschlossenen Vertrage über Samoa zustimmte, ohne Weiteres angenommen werden.

In Bezug auf England betonte die Botschaft Mac Kinley's, daß, abgesehen von der Alaska-Grenzfrage, die Erörterung der zahlreichen Angelegenheiten, die sich als Folge des bedeutenden Verkehrs zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten ergebe, durch eine höchst freundliche Stimmung charakterisirt werde. Wie die deutsche Regierung in dem beklagenswerthen Kriege zwischen England und Transvaal strenge Neutralität beobachtet, betont auch die Botschaft diesen Standpunkt „gegenüber dem unglücklichen Streite in Südafrika". Ohne irgendwelche Spitze gegen die Ausführungen des englischen Colonialministers kennzeichnet der Präsident der Vereinigten Staaten doch die Auffassung seiner Regierung, dem Grundsatze treu zu bleiben, sich nicht auf Allianzen einzulassen, die das eigene Land nicht unmittelbar berührende Angelegenheiten betreffen.

Sehr bemerkenswerth ist die versöhnende Sprache der Botschaft hinsichtlich Spaniens. Zunächst wird erklärt, die Regierung der Vereinigten Staaten werde die Verwaltung Cuba's dem Volke selbst überlassen, sobald die Wiederherstellung der Ruhe auf der großen Antille vollendet sein werde. Jenseits der Pyrenäen muß es jedenfalls einen guten Eindruck hervorrufen, daß Mac Kinley zugleich erklärt, keine Mühe werde gespart werden, um das günstige Verhalten Spaniens zu erwidern und in allen Beziehungen die Intimität zwischen beiden Nationen zu pflegen, deren frühere Geschichte so oft und auf so vielen Wegen durch aufrichtige Freundschaft und Gemeinsamkeit der Interessen gekennzeichnet worden sei. Da in Spanien selbst die Ueberzeugung sich immer mehr Bahn bricht, daß der Verlust der Colonien im Hinblick auf die inneren Verhältnisse des Landes sehr wohl zu dessen Wiedererstehung den Anstoß geben könnte, werden die Worte Mac Kinley's vielfach auf einen fruchtbaren Boden fallen. Auch stimmen alle besonnenen Staatsmänner Spaniens darin überein, daß es durchaus verfehlt wäre, die Rolle einer Weltmacht anzustreben, während die latenten Kräfte im eigenen Lande ihm gestatten, eine geachtete Stellung unter den Nationen zu erringen.

Vor allem müssen sich die spanische Regierung und die Cortes die Wiederherstellung des Gleichgewichts im Staatshaushalt angelegen sein lassen. Als eine der heikelsten Fragen darf in dieser Hinsicht angesehen werden, welches unter den verschiedenen Budgets hauptsächlich ermäßigt werden soll. Ein Punkt, der in den spanischen Regierungsorganen mit besonderer Vorsicht berührt wird, ist der auf das Cultusbudget bezügliche, das den Betrag von einundvierzig Millionen Pesetas erreicht. Im Hinblick auf die Zusammensetzung der Regierung, in der neben gemäßigt conservativen Ministern auch ausgesprochen clerical gesinnte ihren Platz gefunden haben, kann es nicht überraschen, daß in dem neuen Staatshaushalt für das Cultusbudget im Ganzen nur Ersparnisse von 107 437 Pesetas vorgeschlagen werden, während mindestens Ermäßigungen in der Gesammthöhe von zehn Millionen Pesetas erzielt werden könnten. Sollen doch von den für Cultuszwecke geforderten einundvierzig Millionen Pesetas nicht weniger als dreißig den Ausgaben für den Clerus dienen! Selbst streng katholisch gesinnte Persönlichkeiten in Spanien verkennen nicht die Nothwendigkeit von Ermäßigungen in diesem Budget, das zweimal so hoch ist wie der Marineetat und dreimal so hoch wie der des öffentlichen Unterrichts. Unwillkürlich wird durch diese Ziffern der Gedanke nahe gelegt, daß ernsthafte Reformen in Spanien gerade an eine Reorganisation des öffentlichen Schulwesens anknüpfen müßten.

Der niedere Clerus, der doch am häufigsten in Verkehr mit der Bevölkerung tritt, erfreut sich überdies keineswegs einer glänzenden Lage; vielmehr sind es die zahlreichen Erzbischöfe und anderen hochgestellten Mitglieder des Clerus, denen das Cultusbudget zu statten kommt. So beziehen die neunundfünfzig spanischen Erzbischöfe zusammen 1 705 000 Pesetas, während die niedere Geistlichkeit in der Stadt und auf dem Lande auf Gehälter angewiesen ist, die zwischen 800 und 1800 Pesetas

schwanken. Wenig mehr als 600 Mark erhalten also die bescheidenen Dorfgeistlichen, die in den einsamen Sierras häufig unter den schwierigsten Verhältnissen ihrem geistlichen Berufe obliegen müssen, während für die hochgestellten Prälaten im Staatshaushalte nicht bloß außerordentlich beträchtliche Gehälter, sondern überdies noch für Visitationsreisen, Verwaltungskosten u. s. w. 13 751 231 Pesetas gefordert werden.

Hier müßte also der Hebel angesetzt werden; nur darf man allerdings nicht in einem Lande wie Spanien radicale Reformen erwarten, die mit dem katholischen Charakter der Bevölkerung nicht im Einklange ständen.

Daß auch das Kriegsbudget keinen allzu umfassenden Reductionen unterworfen werden kann, weil die Entlassung einer größeren Zahl Officiere bedenkliche Folgen haben würde, ist früher bereits hervorgehoben worden. Um so größere Anerkennung verdient daher das rastlose Streben der Bevölkerung einiger Provinzen im Norden Spaniens, deren auf die Hebung der Industrie abzielende Bemühungen bereits vom besten Erfolge gekrönt worden sind.

In der italienischen Deputirtenkammer hat die Berathung des Staatshaushaltes durch die Obstruction der Ultraradicalen und Socialisten gleichfalls eine Verzögerung erfahren, so daß in der Sitzung vom 8. December ein Provisorium für die Monate Januar und Februar 1900 bewilligt werden mußte. Das Ministerium Pelloux-Visconti-Venosta hat inzwischen sein Entgegenkommen an den Tag gelegt, indem es auf die Ausführung der politischen Verordnungen verzichtete, die den hauptsächlichen Anstoß zur Obstruction in der Deputirtenkammer boten. Allerdings war als Einführungstermin dieser das Vereins- und Versammlungsrecht betreffenden Maßnahmen ein bestimmter Tag festgesetzt worden. Nicht mindere Anerkennung verdient der Regierung maßvolles Verhalten einer neuen, schwierigen Aufgabe gegenüber, vor die sie sich soeben gestellt sieht.

Oft genug ist auf regionalistische Unterschiede im Staatsleben Italiens hingewiesen worden. Im Parlamente selbst bildeten sich Gruppen, die nicht durch sachliche Parteiprogramme, sondern durch landsmannschaftliche Beziehungen zusammengehalten wurden. So stützte sich Giolitti seiner Zeit insbesondere auf die Piemontesen, während Crispi und Rudini insbesondere im südlichen Italien, vor Allem auf Sicilien ihren politischen Anhang fanden. Keiner dieser Staatsmänner ließ jedoch jemals auch nur im Geringsten die Staatseinheit antasten; in dem Rufe: Roma intangibile! fanden sich alle Patrioten regelmäßig wieder zusammen.

Es darf daher auch ein Vorgang, der sich jüngst in der Deputirtenkammer abspielte, nicht in dem Sinne gedeutet werden, als ob das Band, das alle Theile Italiens umschlingt, gelockert wäre. In der Sitzung vom 8. December verlas der Präsident der Deputirtenkammer Colombo ein Gesuch um Genehmigung der Strafverfolgung des Deputirten Palizzolo, der in einem Schwurgerichtsprocesse zu Mailand vor mehreren Tagen beschuldigt wurde, die Ermordung des früheren Directors der Bank von Sicilien, Baron Notarbartolo, angestiftet zu haben. Bezeichnend ist zunächst, daß die Aburtheilung des auf Sicilien verübten Verbrechens vor die Assisen der lombardischen Hauptstadt verwiesen werden mußte. Wie in Neapel die Camorra noch immer ihr Unwesen treibt, wird auf der Insel Sicilien der Mafia eine ähnliche Rolle zugeschrieben: mit dieser geheimnißvollen Verbindung sollte jener Mord in unmittelbare Verbindung gebracht werden, und in öffentlicher Gerichtssitzung bezeichnete der Sohn des Ermordeten, ein Artillerieofficier, den Deputirten Palizzolo als Anstifter des Verbrechens. Baron Notarbartolo hatte die Mißwirthschaft des erwähnten Abgeordneten und des Herzogs della Verdura bei der Verwaltung der Bank von Sicilien aufgedeckt, so daß hohe italienische Polizeibeamte nach der Ermordung des pflichttreuen Leiters dieses Instituts, auf eine umfassende Beweisaufnahme gestützt, sehr bald den Schuldigen erkannt zu haben glaubten. Nur zeigte sich sogleich, daß es sich nicht etwa um ein vereinzeltes Verbrechen handelte; vielmehr wurde festgestellt, daß die Mafia — ebenso

wie die Camorra eine Frucht der Jahrhunderte langen socialen Verwahrlosung des Landes — den düsteren Hintergrund bildete. Die italienische Regierung hatte dies sofort erkannt und deshalb den Proceß vor das Schwurgericht in Mailand verwiesen, weil in dem sicilianischen Milieu alle Belastungszeugen in Schrecken versetzt oder gar beseitigt worden wären und es andererseits an Entlastungszeugen nicht gemangelt hätte. Ganz offen bekundete ein hoher Polizeibeamter, daß einer seiner Collegen im Dienste des Deputirten Palizzolo stehe, der inzwischen in den Straßen Palermo's, von seinen zahlreichen Clienten geleitet und gefeiert, sowie im Vertrauen auf seine parlamentarische Unverletzlichkeit die Justiz verspottete.

Schlag auf Schlag mußten daher die verschiedenen Maßregeln getroffen werden, die mit der Verhaftung des des Mordes verdächtigen Abgeordneten ihren Abschluß erhielten. Ohne die strengste polizeiliche Ueberwachung hätte diese Verhaftung gar nicht erfolgen können, da dem von der Mafia Geschützten Mittel und Wege zur Flucht geboten worden wären. Vor der Mafia sind nun wohl die Geschworenen n der lombardischen Hauptstadt sicher; frühere Erfahrungen haben jedoch gelehrt, wie schwer es in solchen Fällen ist, die ganze Wahrheit zu ermitteln. Selbst über das Wesen der geheimnißvollen Verbindung ist noch Dunkel ausgebreitet. Ein großes Verdienst würde sich die Regierung jedenfalls um das ganze Land erwerben, wenn sie in einem so drastischen Falle ein Exempel statuirte, und falls es ihr gelänge, gleichviel, ob die Mafia einen organisirten, über das gesammte Land verbreiteten Verbrecherbund darstellt, oder nur von Fall zu Fall geeignete Elemente der unteren Volksschichten und der höchsten Gesellschaftsklassen sich mit einander verbinden, diese dauernde oder vorübergehende Organisation zu zerstören. Nur der Mangel an rücksichtsloser Entschiedenheit der Regierung trug bisher die Schuld an dem Fortwuchern eines Krebsschadens im Volksorganismus, obgleich zugestanden werden muß, daß die italienische Regierung, nachdem sie Mafia und Camorra bereits vorgefunden, der einen wie der anderen vielfach den Boden, in denen beide wurzeln, durch gesunde Staatseinrichtungen untergraben hat.

In der inneren Politik Frankreichs hat der Ausgang des Socialistencongresses den Gegnern des Cabinets Waldeck-Rousseau-Galliffet eine große Enttäuschung bereitet. Als der socialistische Führer Millerand als Handelsminister in die Regierung eintrat, regte sich im socialistischen Feldlager heftiger Widerspruch, und es bedurfte der ganzen Beredsamkeit und Ueberzeugungskraft des Genossen Jaurès, um einen unverzüglichen Ansturm zu verhüten. Die verschiedenen socialistischen Parteigruppen einigten sich dann dahin, daß auf dem allgemeinen Congresse die Frage entschieden werden sollte, ob ein Mitglied der Partei in eine Bourgeois-Regierung eintreten dürfte. Thatsächlich hat nun dieser Congreß beschlossen, daß im Princip ein Socialist sich an einer solchen Combination nicht betheiligen dürfte. Zugleich erfuhr dieser Beschluß jedoch eine wesentliche Abschwächung, da in Ausnahmefällen eben eine Ausnahme gemacht werden kann. Die Parteigänger des früheren Conseilpräsidenten Méline spotten nun über diese widerspruchsvolle Weisheit des Socialistencongresses. Mit dem opportunistischen Grundgedanken, der bei der Bildung des gegenwärtigen Ministeriums maßgebend war, steht aber auch der Beschluß des Congresses im Einklange. Wie damals das berechtigte Gefühl, die Republik sei durch Militarismus und Clericalismus ernstlich gefährdet, die Gegensätze innerhalb der der bestehenden Staatsform ergebenen Parteien verschwinden ließ, verhehlten sich auch die socialistischen Parteiführer nicht, daß sie lediglich den Neu-Boulangisten und Monarchisten Vorschub leisten würden, wenn sie ihren Genossen Millerand von der Regierung drängten. Selbst der frühere erbitterte Haß gegen den General Galliffet verstummte. Beinahe gewinnt es daher den Anschein, als ob das Ministerium Waldeck-Rousseau, das bereits manche Probe seiner Besonnenheit und staatsmännischen Begabung abgelegt hat, nicht bloß la trêve des confiseurs, die Zeit zwischen Weihnachten und Neujahr, überdauern, sondern auch im Weltausstellungsjahre keineswegs ohne Weiteres bereit sein wird, Herrn Méline das Feld zu räumen.

γ. **Geschichte der griechischen Literatur bis auf die Zeit Justinian's.** Von Wilhelm Christ, ord. Professor an der Universität München. Dritte Auflage. München, C. H. Beck. 1898.

Schon zum dritten Mal ist Christ's Griechische Literaturgeschichte in die Welt hinausgegangen, und abermals ist sie beträchtlich gewachsen; wenn die zweite Auflage gegenüber der ersten um über sechs Bogen stärker war, so ist die dritte um mehr als zehn Bogen vermehrt worden. Das war aber nicht wohl zu vermeiden; denn seit 1890 sind in Folge der „neuen Renaissance", deren Zeugen wir sind, die Mimiamben des Herondas, die aristotelische Staatsverfassung von Athen, die Oden des Bakchylides ans Tageslicht getreten, von kleineren Funden ganz abgesehen; und Männer wie Susemihl, Harnack, Wachsmuth, Reitzenstein haben Werke von eindringender Forschung über die alexandrinische Literatur, das altchristliche Schriftthum, die antike Geschichtswissenschaft herausgegeben. All dies mußte natürlich von einem Handbuch, das seinen Zweck erfüllen soll, berücksichtigt werden, und so erklärt sich der stets anschwellende Umfang, der bald eine Trennung in zwei Bände nothwendig machen wird, zur Genüge. Ueber Aristoteles' „Politik der Athener" urtheilt Christ S. 480 f. in gerecht abwägender Weise, welche den hohen Werth des Buches — neben seinen Fehlern — zur Geltung kommen läßt. Bakchylides reicht nach Christ's Ansicht weder an Originalität der Anlage noch an Großartigkeit der Sprache, noch an Tiefe der Gedanken an Pindar heran, aber eine edle, von Liebe zur Tugend erfüllte Seele spricht aus seinen Gedichten, und die leichtverständliche Sprache macht ihre Lectüre zum Genuß (S. 167). Herondas endlich ist ein Meister in wahrheitsgetreuer Wiedergabe des Lebens, und man erstaunt, daß in einer Zeit der Pedanterie eine so köstliche Frucht des urwüchsigen Realismus gedeihen konnte (S. 543). Hinsichtlich der Frage, ob wir den alten Historikern dieselbe kritische und quellenmäßige Art zuschreiben dürfen, wie sie heute verlangt wird, steht Christ auf dem Standpunkt Eduard Mayer's, wenn er z. B. S. 342 von Thukydides sagt: „Er bekundet eine Sicherheit des Urtheils, wie man sie bei den gewiegtesten Quellenforschern unserer Zeit nicht entwickelter trifft."

ρ. **Das Goldene Buch des deutschen Volkes an der Jahrhundertwende.** Eine Ueberschau vaterländischer Cultur und nationalen Lebens in 76 Einzeldarstellungen aus der Feder hervorragender Fachmänner, über 1000 Bildnissen, Aussprüchen und Lebensbeschreibungen deutscher Männer und Frauen und 37 Kunstbeilagen. Leipzig, J. J. Weber.

Dieser Titel verspricht viel; er erweckt große Erwartungen. Der Gedanke, das gesammte Cultur- und nationale Leben des deutschen Volkes am Ende des Jahrhunderts auf all' seinen Einzelgebieten und in all seinen mannigfachen Aeußerungen nicht nur zu beschreiben, sondern gleichsam sichtbar zur Anschauung zu bringen, hat etwas Stupendes; aber wenn man den mächtigen Folianten, Seite für Seite, durchblättert, so wird man dem Leiter des Unternehmens, Herrn Dr. Julius Lohmeyer, die Anerkennung nicht vorenthalten, den großen Gegenstand mit Hingebung erfaßt zu haben, noch der Verlagshandlung von J. J. Weber den Dank für eine Leistung, die dem deutschen Buchgewerbe zur höchsten Ehre gereicht. In dieser Hinsicht hat sie, mit den seither unendlich gesteigerten und verfeinerten Mitteln der Reproduktion, den alten Ruhm, den sie durch Begründung der „Illustrirten Zeitung" um die Mitte des Jahrhunderts erwarb, an seinem Ende glänzend bestätigt. Die fein ausgeführten Porträts — voran, wie billig, unser Kaiserpaar und am Eingang zu dem der deutschen Dichtung gewidmeten Abschnitt der Großherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar —, die Facsimiles, Schrift- und Notendruck, Karten und Tabellen, Ansichten von Werften und Fabriken, Architekturen und Landschaften (zum Theil in Farben), die sinnigen Vignetten, die schönen Kunstbeilagen nach Gemälden u. A. von Achenbach, Böcklin, Klinger, Lenbach, Liebermann, Menzel, Skarbina erregen und verdienen Bewunderung; und nur als solches betrachtet, ist es nicht zu viel, wenn man „das Goldene Buch" als ein prächtiges Bilderwerk bezeichnet, das in Plan und Aufbau, durch die Fülle des Stoffes, die Menge und Mannigfaltigkeit der vorgeführten Erscheinungen zu einer lebendigen Schilderung unseres Zeitalters wird. Das deutsche Staatswesen, die deutsche Wissenschaft, das Wirthschaftsleben des deutschen Volkes, die deutsche Kunst sind die vier Hauptabtheilungen, die wieder nach ihren verschiedenen Zweigen gegliedert werden; jedem Abschnitt geht eine von zum Theil ganz hervorragenden Fachmännern (wie Laband, Weismann, Windelband, Wislicenus, Ziegler u. A.) verfaßte Einleitung voraus und innerhalb der einzelnen Gruppen werden dann die Bildnisse der repräsentativen Zeitgenossen gegeben, mit eigenhändigen Unterschriften alle, mit charakteristischen Aussprüchen die meisten — die Dichter mit Versen, die Musiker mit Compositionen, die Maler und Bildhauer mit Studien- und Skizzenblättern. Nicht überall, namentlich nicht in den Rubriken der Wissenschaft, Literatur und Kunst, wird man sich mit der Auswahl einverstanden erklären können: Manchen vermißt man, der nicht hätte fehlen dürfen, und Mancher ist vertreten, den man nicht vermißt haben würde. Desgleichen werden manche der in den betreffenden biographischen Notizen enthaltenen Urtheile kaum auf allgemeine Zustimmung rechnen dürfen. Alles in Allem jedoch gewähren auch diese zum Schluß auf 59 doppelspaltigen Folioseiten zusammengedrängten Biographien einen summarischen Ueberblick über die zur Zeit im deutschen Volke wirksamen geistigen Kräfte.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 17. December zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Ahoi! Deutsche Meereslyrik. Für alle Freunde deutscher Seefahrt und der deutschen Flotte ausgewählt von Maximilian Bern. Illustrirt von C. Schön. Berlin, Karl Sigismund. O. J.

Angeli. — Altes Eisen. Intimes aus Kriegs- und Friedensjahren. Von Moriz Edlen von Angeli. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1900.

Bamberger. — Erinnerungen von Ludwig Bamberger. Herausgegeben von Paul Nathan. Berlin, Georg Reimer. 1899.

Baudelaire und Verlaine. — Gedichte. Uebertragen und eingeleitet von Paul Wiegler. Mit Buchschmuck von Edmund May. Berlin, B. Behr's Verlag (E. Bock). 1900.

Beck. — Bauernblut. Niederbay'rische Gedichte von Elise Beck. Mit dem Bildniß der Verfasserin. München, Selbstverlag der Verfasserin. Im Buchhandel zu beziehen durch Jos. Ant. Finsterlin Nachf. 1900.

Berdrow. — Rahel Varnhagen. Ein Lebens- und Zeitbild. Von Otto Berdrow. Mit sechzehn Bildnissen. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 1900.

Bernstorff. — Franz und Minchens Abenteuer. Mit 21 Illustrationen von Fanny Bernstorff. Zürich, Orell Füssli. O. J.

Bilder-Atlas zur Pflanzengeographie. Mit beschreibendem Text von Moritz Kronfeld. Mit 216 Holzschnitten und Kupferätzungen nach Photographien und nach Zeichnungen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1899.

Birkmeyer. — Die Reform des Urheberrechtes. Kritische Bemerkungen von Karl Birkmeyer. München, Theodor Ackermann. 1900.

„Bitter noth ist uns eine starke deutsche Flotte." Gedanken eines Vaterlandsfreundes. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1899.

Björnson. — Die Neuvermählten. Zwei Acte von Björnstjerne Björnson. Deutsche, vom Dichter autorisirte Ausgabe, besorgt von Julius Elias. Paris, Leipzig, München, Albert Langen. 1899.

Blum. — Neu-Guinea und der Bismarck-Archipel. Eine wirthschaftliche Studie von Hans Blum. Berlin, Schoenfeld & Co. 1900.

Blüthen und Perlen deutscher Dichtung. Für Frauen ausgewählt von Frauenhand. Octav-Ausgabe. Mit einem Titelbild und 19 Bildern nach Originalzeichnungen von Ferd. Lenke und J. G. Füllhaas. Einunddreißigste, völlig umgearbeitete Auflage. Halle. Hermann Gesenius. 1899.

Bode. — Meine Religion. — Mein politischer Glaube. Zwei verrauliche Reden von J. W. von Goethe. Zusammengestellt und herausgegeben von Wilhelm Bode. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1899.

Boguslawski. — Hermine Lüdeking. Roman von A. von Boguslawski. Berlin, Freund & Jeckel. 1899.

Borinski. — Das Theater. Sein Wesen, seine Geschichte, seine Meister. Von Karl Borinski. Leipzig, B. G. Teubner. 1899.

Brandes. — Menschen und Werke. Essays von Georg Brandes. Dritte, von Neuem durchgesehene und vermehrte Auflage. Mit einem Gruppenbild. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 1900.

Briefwechsel zwischen Franz Unger und Stephan Endlicher. Herausgegeben und erläutert von G. Haberlandt. Mit Porträts und Nachbildungen zweier Briefe. Berlin, Gebrüder Borntraeger. 1899.

Buch, Das goldene, des deutschen Volkes an der Jahrhundertwende. Eine Ueberschau vaterländischer Cultur und nationalen Lebens in 76 Einzeldarstellungen aus der Feder hervorragender Fachmänner, über 1000 Bildnissen, Aussprüchen und Lebensbeschreibungen lebender deutscher Männer und Frauen und 37 Kunstbeilagen. Leipzig, J. J. Weber.

Bunge. — Heimath und Fremde. Gedichte von Rudolf Bunge. Vierte, veränderte und sehr vermehrte Auflage. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1900.

Caspari. — Das Problem über die Ehe! vom philosophischen, geschichtlichen und socialen Gesichtspunkte. Von Otto Caspari. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer. 1899.

Cohn. — Die Finanzen des Deutschen Reiches seit seiner Begründung. In den Grundzügen dargestellt von S. Cohn. Berlin, J. Guttentag. 1899.

Cohn. — Das neue deutsche bürgerliche Recht in Sprüchen. I. Allgemeiner Theil. Von Georg Cohn. Zweite, vermehrte Auflage. Berlin, Otto Liebmann. 1899.

Colombier. — Mémoires. Fin de tout. Par Marie Colombier. Paris, Ernest Flammarion.

Dauthendey. — Reliquien. Von M. Dauthendey. Zweite Auflage. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 1900.

Demolius. — Boers et Anglais. Où est le droit? Par Edmond Demolins. Paris, Firmin-Didot & Cie.

Duboc. — Früh- und Abendroth. Gedichte von Julius Duboc. Dresden und Leipzig, C. A. Koch. 1899.

Durch ganz Italien. Sammlung von 2000 Photographien italienischer Ansichten, Volkstypen und Kunstschätze. Erste und zweite Lieferung. Berlin, Werner's Verlag.

Ebers. — Aegyptische Studien und Verwandtes. Von Georg Ebers. Zu seinem Andenken gesammelt. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1900.

Elze. — Venezianische Skizzen zu Shakespeare. Von Theodor Elze. München, Theoder Ackermann. 1899.

Falke. — Erbsünde. Roman von Baronesse Falke. Zweite Auflage. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

Fester. — Macchiavelli. Von Richard Fester. Stuttgart, Fr. Frommann. 1900.

Fischer. — Streifzüge durch Formosa. Von Adolf Fischer. Mit einer Karte und über 100 Abbildungen nach Naturaufnahmen des Verfassers. Buchschmuck von dem japanischen Künstler Eisaku Wada. Berlin, B. Behr's Verlag (E. Bock). 1900.

Förster. — Kritischer Wegweiser durch die neuere deutsche historische Literatur für Studirende und Freunde der Geschichte. Von F. Förster. Berlin, Johannes Räde. 1900.

Frey. — Konrad Ferdinand Meyer. Sein Leben und seine Werke. Von Adolf Frey. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1900.

Freytag—Treitschke. — Gustav Freytag und Heinrich von Treitschke im Briefwechsel. Leipzig, S. Hirzel. 1900.

Friedrich. — Christus. Eine epische Dichtung von Paul Friedrich. Berlin, J. Harrwitz Nachf. 1899.

Friedrich. — Kinderwelt. Erzählungen und Gespräche aus der Natur. Aus dem Englischen nach Emilie Poulsson's „In the Child's World" frei bearbeitet von A. Friedrich. Mit zwölf Abbildungen von L. J. Bridgman. Berlin, S. Rosenbaum. 1900.

Friis. — Andreas Peter Bernstorff og Ove Hoeh Guldberg. Bidrag til den Guldbergske tids historie (1772—1786) af Aage Friis. Kjöbenhavn, Det nordiske Forlag. 1899.

Gaedertz. — Aus Fritz Reuter's jungen und alten Tagen. Neues über des Dichters Leben und Werken auf Grund ungedruckter Briefe und Dichtungen mitgetheilt von Karl Theodor Gaedertz. Erster Band. Dritte, vermehrte Auflage. Wismar, Hinstorff. 1899.

Geering. — Die Figur des Kindes in der mittelhochdeutschen Dichtung. Von Agnes Geering. Zürich, E. Speidel. 1899.

Geiger. — Gedichte von Albert Geiger. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1900.

Gensel. — Paris. Studien und Eindrücke von Walther Gensel. Mit fünfzehn Vollbildern und zahlreichen Skizzen von Alfred Sohn-Rethel. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung. Theodor Weicher. 1900.

Gizycki. — Gut und Böse. Fragmente zur Ethik und Psychologie aus der Weltliteratur. Gesammelt und herausgegeben von Paul von Gizycki. Berlin, Ferdinand Dümmler. 1900.

Glasenapp. — Essays. Kosmopolitische Studien zur Poesie, Philosophie und Naturgeschichte. Von Gregor von Glasenapp. Riga, Jonck & Poliewsky. 1899.

Goldschmidt. — Präsident Lette. Gedächtnißrede von Paul Goldschmidt. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1899.

Grant. — Neapolitanisches Volksleben in vier Erzählungen. Von Charles Grant. Autorisirte Uebersetzung. Freiburg i. Br., Friedrich Ernst Fehsenfeld. 1900.

Groller. — Die Tochter des Regiments und andere Novellen. Von Balduin Groller. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1899.

Guillaume. — Discours et allocutions. Par Eugène Guillaume. Paris, Société française d'éditions d'art L.-H. May.

Hackl. — Der Liebe Zaubermacht. — Dämone. Von Louise Hackl. Wien, Georg Szelinski. 1900.

Handelspolitik, Die, des Deutschen Reiches vom Frankfurter Frieden bis zur Gegenwart. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1899.

Hase. — Kirchengeschichte. Von Karl von Hase. Zwölfte Auflage. Bis zur zehnten Lieferung. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1899.

Hausrath. — Zur Erinnerung an Julius Jolly. Von Adolf Hausrath. Leipzig, S. Hirzel. 1899.

Hecker. — Neues deutsch-italienisches Wörterbuch, aus der lebenden Sprache mit besonderer Berücksichtigung des täglichen Verkehrs zusammengestellt und mit Aussprachehülfen versehen von O. Hecker. Erster Theil: Italienisch-Deutsch. Braunschweig, George Westermann. 1900.

Heilborn. — Kleefeld. Roman von Ernst Heilborn. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1900.

Henneguy. — Le Sphinx. Par Félix Henneguy. Paris, Félix Alcan. 1899.

Hermann. — Die Geheimnisse der Falschspieler. Die Kunst, in allen Spielen zu gewinnen. Von M. Hermann. Mit Illustrationen. Berlin, Richard Eckstein Nachf. O. J.

Hertz. — Spielmanns Buch. Novellen in Versen aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert, übertragen von Wilhelm Hertz. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1900.

Heyden. — Das Wort der Frau. Eine Festgabe von Friedrich von Heyden. Vierundzwanzigste Auflage. Mit zwanzig Illustrationen nach Zeichnungen von A. von Heyden. Leipzig, Friedrich Brandstetter. 1900.

Heyne. — Altdeutsch-lateinische Spielmannsgedichte des zehnten Jahrhunderts. Für Liebhaber des deutschen Alterthums übertragen von Moritz Heyne. Göttingen, Franz Wunder. 1900.

Hildeck. — Bis ans Ende. Roman von Leo Hildeck. Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus. O. J.

Hoffmann. — Unter blauem Himmel. Novellen von Hans Hoffmann. Zweite Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1900.

Hohenzollern-Jahrbuch. Forschungen und Abbildungen zur Geschichte der Hohenzollern in Brandenburg-Preußen. Herausgegeben von Paul Seidel. Dritter Jahrgang. Berlin und Leipzig, Giesecke & Devrient. 1899.

Holm. — Arbeit. Schauspiel in drei Acten von Korfiz Holm. Paris, Leipzig und München, Albert Langen. 1900.

Holm. — Meine Welt. Gedichte von Kurt Holm. 1888—1899. Berlin, E. Calvary & Co. 1900.

Holm. — Verse von Mia Holm. Paris, Leipzig, München, Albert Langen. 1900.

Hopfen. — Der Alcalde von Xeria. Erzählung von Otto Helmut Hopfen. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

Huch. — Mehr Goethe. Von Rudolf Huch. Leipzig und Berlin, Georg Heinrich Meyer. Ende 1899.

Huter vom Haine. — Die Glocken aus dem Cheruskerwald. Von Huter vom Haine. Erster Band: Aus Poesie und Liebe. Zweite Auflage. Leipzig, Commissionsverlag der Dyk'schen Buchhandlung. 1899.

Jacobowski. — Aus deutscher Seele. Ein Buch Volkslieder. Von Ludwig Jacobowski. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Redigirt von Carl Glossy. Neunter Jahrgang. Wien, Carl Konegen. 1899.

Jephson. — The real french revolutionist. By Henry Jephson. London, Macmillan & Co. 1899.

Kantorowicz. — Was die Berliner Studenten lesen. Ergebnisse einer in der akademischen Lesehalle veranstalteten Zählung. Von Hermann Kantorowicz. Berlin, Leonhard Simion. 1900.

Kassowitz. — Allgemeine Biologie. Von Max Kassowitz. Zwei Bände. Wien, Moritz Perles. 1899.

Keyserling. — Sordello. Historisch-dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von Gräfin Margarete Keyserling. Breslau, Eduard Trewendt. 1900.

Kistiakowsky. — Gesellschaft und Einzelwesen. Eine methodologische Studie von Th. Kistiakowsky. Berlin, Otto Liebmann. 1899.

Klein. — L'évêque de Metz. Vie de Dupont des Loges 1804—1886, par l'abbé Félix Klein. Paris, Ch. Poussielgue, 1899.

Köhler. — Auf Schloß Friedersheim. Eine Erzählung für die deutsche Frauenwelt. Von Heinrich Köhler. Zweite Auflage. Berlin, Georg Minuth. O. J.

Koepp. — Alexander der Große. Von Fr. Koepp. Mit einer Kunstbeilage und 85 Abbildungen. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1899.

Köster. — Gottfried Keller. Sieben Vorlesungen von Albert Köster. Leipzig, B. G. Teubner. 1900.

Krauß. — Rothenburger Mären. Drei Novellen von Gustav Johannes Krauß. Buchschmuck von Friedrich Krauß. Berlin, Georg Minuth. O. J.

Kruse. — Lustspiele von Heinrich Kruse. Leipzig, S. Hirzel. 1899.

Kügelgen. — Jugenderinnerungen eines alten Mannes. (Wilhelm von Kügelgen.) Mit dem Bildniß des Verfassers und einem ausführlichen Vor- und Nachwort. Zweite Auflage. Leipzig, Richard Wöpke. 1899.

Kunstgeschichte in Bildern. Abtheilung IV: Die Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts außerhalb Italiens. Bearbeitet von G. Dehio. Mit 84 Tafeln. Leipzig und Berlin, E. A. Seemann. 1899.

Kutzen. — Das deutsche Land in seinen charakteristischen Zügen und seinen Beziehungen zu Geschichte und Leben der Menschen. Von J. Kutzen. Vierte Auflage, gänzlich umgearbeitet von Victor Steinecke. Mit 116 Karten und Abbildungen in Schwarzdruck, sowie 5 Karten und 4 Tafeln in vielfachem Farbendruck. Breslau, Ferdinand Hirt. 1900.

Lamprecht. — Die culturhistorische Methode. Von Karl Lamprecht. Berlin, R. Gaertner's Verlagsbuchhandlung (Hermann Heyfelder). 1900.

Leist. — Georgische Dichter. Uebersetzt von Arthur Leist. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1900.

Lichtwark. — Die Seele und das Kunstwerk. Boecklin-Studien von Alfred Lichtwark. Berlin, Bruno und Paul Cassirer. 1899.

Lingg. — Meine Lebensreise. Autobiographie von Hermann von Lingg. Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler. 1899.

Lyon. — Das Pathos der Resonanz. Eine Philosophie der modernen Kunst und des modernen Lebens. Von Otto Lyon. Leipzig, B. G. Teubner. 1900.

Marin. — Drumont? Par capitaine Paul Marin. Paris, Stock. 1899.

Masius. — Naturstudien. Skizzen von Hermann Masius. Zwei Bände. Dritte Auflage. Mit zwei Stahlstichen und zwei Holzschnitt-Illustrationen nach Zeichnungen von W. Georgy. Leipzig, Friedrich Brandstetter. 1900.

Matthias. — Wie werden wir Kinder des Glücks? Von Adolf Matthias. München, C. H. Beck. 1900.

Mauthner. — Kraft. Roman von Fritz Mauthner. Dritte, neu durchgesehene Auflage. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

Mentzel. — Der Frankfurter Goethe. Von E. Mentzel. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 1900.

Meyer. — Eros und Psyche. Ein Gedicht von Hans Georg Meyer. Zweite Auflage. Berlin, Karl Siegismund. 1900.

Meyer's Hand-Atlas. Zweite, neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Bis zur 58. (Schluss-) Lieferung. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1899.

Müller. — Jean Paul-Studien. Von Josef Müller. München, H. Lüneburg. 1900.

Noack. — Italienisches Skizzenbuch. Von Friedrich Noack. Zwei Bände. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1900.

Obstfelder. — Novellen von Siegbjörn Obstfelder. Berlin, B. Behr's Verlag (E. Bock). 1900.

Okasaki. — Geschichte der japanischen Nationalliteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Tomitsu Okasaki. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1899.

Pastor. — Lichtungen. Essays von Willy Pastor. Leipzig, Verlag Kreisende Ringe (Max Spohr). 1900.

Pauli. — Ueber physikalisch-chemische Methoden und Probleme in der Medicin von Dr. Wolfgang Pauli. Wien, Moritz Perles. 1900.

Paulus. — Der Alte vom Hohen-Neuffen. Berglieder von Eduard Paulus. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1900.

Penzler. — Kaiser- und Kanzler-Briefe. Briefwechsel zwischen Kaiser Wilhelm I. und Fürst Bismarck. Gesammelt und mit geschichtlichen Erläuterungen versehen von Johannes Penzler. Leipzig, Walther Fiedler. 1900.

Pestalozzi's sämmtliche Werke. Herausgegeben von L. W. Seyffarth. Drei Bände. Liegnitz, Carl Seyffarth. 1900.

Pfeil. — Studien und Betrachtungen aus der Südsee. Von Joachim Graf Pfeil. Mit beigegebenen Tafeln nach Aquarellen und Zeichnungen des

Verfassers und Photographien von Parkinson. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. 1899.

Polenz. — Thekla Lüdekind. Die Geschichte eines Herzens. Von Wilhelm von Polenz. Zwei Bände. Berlin. F. Fontane & Co. 1900.

Post. — Piet Uijs. Leiden und Kämpfe der Ansiedler in Natal. Eine Erzählung von C. W. H. von der Post. Ins Deutsche übertragen von W. Helmbold. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. Richter). 1900.

Pötzl. — Mitbürger. Neueste Skizzensammlung von Eduard Pötzl. Wien, Robert Mohr. 1900.

Prutz. — Preußische Geschichte. Von Hans Prutz. Erster und zweiter Band. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1900.

Quinet. — Cinquante ans d'amitié. Par Mme. Edgar Quinet. Paris, Armand Colin & Cie.

Rée. — Modern. Der rechte Weg zu künstlerischem Leben. Eine apologetische Studie von Johannes Rée. Leipzig und Berlin, E. A. Seemann. 1900.

Reuter. — Frau Bürgelin und ihre Söhne. Roman von Gabriele Reuter. Zweite Auflage. Berlin, S. Fischer Verlag. 1899.

Reuter. — Ludwig Jacobowski. Werk, Entwicklung und Verhältniss zur Moderne. Von Otto Reuter. Berlin, S. Calvary & Co. 1900.

Roffhack. — Gedichte von Albert Roffhack. Mit Zeichnungen und Original-Lithographien von Franz Hein. Breslau, S. Schottlaender. 1900.

Roloff. — Napoleon I. Von Gustav Roloff. Berlin, Georg Bondi. 1900.

Runeberg. — Fähnrich Stahl's Erzählungen. Eine Sammlung Gesänge von Johan Ludwig Runeberg. Deutsch von Wolrad Eigenbrodt. Halle a. S., Max Niemeyer. 1900.

Ruskin. — Aphorismen zur Lebensweisheit Eine Gedankenlese aus den Werken von John Ruskin. Aus dem Englischen übersetzt und zusammengestellt von Jakob Feis. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. O. J.

Samarow. — Der Krone Dornen. Historisch-romantische Bilder aus dem Leben und Leiden der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich. Von Gregor Samarow. Erster Band. Heilbronn und Leipzig, Moderner Romanverlag. 1900.

Seuffert. — Anarchismus und Strafrecht. Von Hermann Seuffert. Berlin, Otto Liebmann. 1899.

Schilling. — Lotos. Gesungenes und Verklungenes. Von Hermann Schilling. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1900.

Schmidt. — Die Insel Zakynthos. Erlebtes und Erforschtes von Bernhard Schmidt. Freiburg i. Br., Friedrich Ernst Fehsenfeld. 1899.

Schönbach. — Gesammelte Aufsätze zur neueren Literatur in Deutschland, Oesterreich und Amerika. Von Anton E. Schönbach. Graz, Leuschner & Lubensky. 1900.

Schönbach. — Ueber Lesen und Bildung. Von Anton E. Schönbach, Sechste, stark erweiterte Auflage. Graz, Leuschner & Lubensky. 1900.

Schönthan. — Ernst beiseite. Humoristisches und Ironisches. Von Paul von Schönthan. Wien, Robert Mohr. 1900.

Schubart. — Die Verfassung und Verwaltung des Deutschen Reiches und des preußischen Staates in gedrängter Darstellung. Mit alphabetischem Sachregister. Von P. Schubart. Vierzehnte neu durchgesehene Auflage. Breslau, Wilhelm Gottlob Korn. 1899.

Schweiz, Die, im neunzehnten Jahrhundert. Bis zur achtzehnten Lieferung. Bern, Schmid & Francke.

Skowronnek. — Masurenblut. Geschichten und Gestalten. Von Fritz Skowronnek. Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus. O. J.

Spemann's goldenes Buch der Musik. Ein Hausbuch für Jedermann. Herausgegeben unter Mitwirkung von Dr. Karl Grunsky, Otto Hellenberg, Professor Dr. Carl Reinecke, Dr. Hugo Riemann etc. Berlin und Stuttgart, W. Spemann 1900.

Spingarn. — A history of litterary criticism in the renaissance. By Joel Elias Spingarn. New York, The Macmillan Company. 1899.

Stearns. — The life of prince Otto von Bismarck. By Frank Preston Stearns. Philadelphia and London, J. B. Lippincott Company. 1899.

Sterne. — Werden und Vergehen. Von Carus Sterne. Vierte, verbesserte Auflage. Bis zum neunten Heft. Berlin, Gebrüder Borntraeger.

Storm. — Geschichten aus der Tonne. Von Theodor Storm. Vierte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1900.

Stursberg. — Richard Glöckner. Roman von P. Stursberg. Leipzig, Paul Kretzschmar. 1900.

Tann-Bergler. — Pomeisl und Comp. Wienerisches von Ottokar Tann-Bergler. Wien, Robert Mohr. 1900.

Thomas. — Die Hohenzollern-Monarchie und das deutsche Parteiwesen. Von Wilfr. Thomas. Leipzig, C. L. Hirschfeld. 1899.

Tissot. — Les sept Plaies et les sept Beautés de l'Italie contemporaine. Paris, Librairie académique Perrin & Cie. 1900.

Trowitzsch's Damen-Kalender auf 1900. Mit literarischen Beiträgen von Johannes Trojan, Helene Voigt, W. Elsa und Magda Schuch, sowie einem Lichtdruck. Berlin, Trowitzsch & Sohn.

Trowitzsch's Volkskalender für 1900. Berlin, Trowitzsch & Sohn.

Trübner. — Die Verwirrung der Kunstbegriffe. Betrachtungen von Wilhelm Trübner. Zweite, vermehrte Auflage. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 1900.

Underhill. — Spanish litterature in the England of the Tudors. By John Garrett Underhill. New York, Macmillan Company. 1899.

Vilmar. — Zum Verständnisse Goethe's. Vorträge, vor einem Kreise christlicher Freunde gehalten von Otto Vilmar. Fünfte Auflage. Marburg, N. G. Elwert. 1900.

Vogel. — Goethe's Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion und zu religiös-kirchlichen Fragen. In zeitlicher Folge zusammengestellt von Th. Vogel. Zweite Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. 1900.

Völker. — Berühmte Schauspieler im griechischen Alterthum. Von F. Völker. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1899.

Wahle. — Kurze Erklärung der Ethik von Spinoza und Darstellung der definitiven Philosophie. Von Richard Wahle. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller 1899.

Wasner. — Seine Liebe. Roman von Georg Wasner. Zweite Auflage. Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus. O. J.

Wedekind. — Der Liebestrank. Schwank in drei Aufzügen von Frank Wedekind. Paris, Leipzig und München, Albert Langen. 1899.

Wedekind. — Die junge Welt. Komödie in drei Aufzügen von Frank Wedekind. Paris, Leipzig und München, Albert Langen. O. J.

Weißenfels. — Der junge Goethe. Von Richard Weißenfels. Zum Besten des Straßburger Goethe-Denkmals. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr. 1899.

Wichert. — Richter und Dichter. Ein Lebensausweis von Ernst Wichert. Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler. 1899.

Wied. — Die von Leunbach. Von Gustav Wied. Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann München, Albert Langen. 1900.

Wilamowitz-Moellendorff. — Griechische Tragödien. Uebersetzt von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff. Zweiter Band. Berlin, Weidmann. 1900.

Wille. — Das Buch des Lebens. Dramatische Dichtungen von Otto Wille. I. Die Weihenacht. Leipzig, Otto Wille 1899.

Windelband. — Platon. Von Wilhelm Windelband, Mit Bildniss. Stuttgart, Fr. Frommann. 1900.

Zenker. — Die Gesellschaft, von Ernst Victor Zenker. Erster Band. Berlin, Georg Reimer. 1899.

Zitelmann. — Ideale und Dissonanzen. Zwei Novellen von Katharine Zitelmann. Berlin, J. Harrwitz Nachf. 1900.

Zobeltitz. — Lichterfelderstraße Nr. 1. Eine Berliner Zigeunergeschichte von Hanns von Zobeltitz. Berlin, Schuster & Loeffler. 1899.

Zöllner. — Einrichtung und Verfassung der Fruchtbringenden Gesellschaft vornehmlich unter dem Fürsten Ludwig zu Anhalt-Cöthen. Von Friedrich Zöllner. Berlin, Verlag des Allgemeinen deutschen Sprachvereins (F. Berggold). 1899.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Walter Paetow in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Ein Wohlthäter.

Novelle

von

Walther Siegfried.

(Schluß.) [Nachdruck untersagt.]

Saure Wochen, frohe Feste — diesmal leider umgekehrt. Denn die Sitzungen, die sich nun fast Tag um Tag folgen mußten, wurden bald für den phantasiereichen Paragraphenmann zu ebenso viel kalten Güssen, als für die Commissionsherren zu harten Geduldsproben. Haberist, in seinem Wahn, nun im Großen befehlen zu können, und in seiner gierigen Ungeduld, seinen Ruhm in Stein dastehen zu sehen, stellte ganz kindische Bedingungen. Unverzüglich sollte auf dem Finkenbühl wenigstens mit den Erdarbeiten begonnen werden. Weil er selber seinen Palast im Kopfe sah, glaubte er, die Anderen könnten die Pläne zu den Fundamenten nur so über Nacht beschaffen. Unter allen und jeden Umständen aber forderte er, daß der Rohbau noch in diesem Sommer erstehe, und im Herbst der Tannenbaum auf dem Dachstuhl prange. Die Herren beriethen sich mit dem Stadtarchitekten, ob das denkbar sei. Wenn man sich schnell auf einen der Entwürfe einige, zu denen innerhalb einer Woche wenigstens Skizzen und annähernde Berechnungen versprochen wurden, wenn ferner der ganze Bau in Ziegelstein aufgeführt und alle Beschleunigungsmittel in Anspruch genommen werden dürften, dann ja, lautete der Bescheid.

Man hielt sich, bei dieser knappen Frist, für die Eintheilung möglichst an vorhandene bewährte Vorbilder, berücksichtigte nach Vermessung des Terrains immerhin Haberist's Idee einer dreitheiligen Gliederung und erreichte so auch in der That von ihm mit merkwürdig wenigen Einwänden die Zustimmung zu demjenigen Projecte, welches die Commission als das beste bezeichnete. Weil Haberist von Architektur nichts verstand, gefiel ihm jeder der Entwürfe; denn auf jedem bot die ausgedehnte Gebäulichkeit einen gleich imposanten Anblick dar. Was aber doch für ihn den Ausschlag gab, war der Umstand, daß auf dem gewählten Plane drei Thürme beibehalten waren, während die

anderen Gestaltungen von seinen gewünschten sieben Stück nur noch den Hauptthurm in der Mitte aufwiesen. Zu diesen dreien dachte er die vier übrigen während der Bauzeit dann schon wieder hinzu zu schmuggeln.

Aber nun war erst die Hälfte der großen Sache eingefädelt. Ueber die Bedingungen, unter denen die ganze Stiftung von den Altacher Herren überhaupt erst angetreten und der Betrieb der Anstalt übernommen werden konnte, gelang es in dieser Zeit um keinen Schritt weiter zu kommen. Mit der größten Zuvorkommenheit hatten die Herren Alles geprüft, was an Wünschen und Weisungen in Haberist's Urkunde stand, jedoch alsbald gesehen, daß das lauter unbrauchbares Tüpfelwerk sei. Noch ließen sie sich aber selbst von mancherlei offenkundigen Schäbigkeiten und Bosheiten darin nicht verstimmen; denn die Schenkung als Ganzes schien ihnen immerhin hohen Respect zu verdienen, und ein bißchen Narrheit war man ja in Allem gewohnt, was dieser Mann that.

Der Präsident eröffnete also in aller Form dem verehrten Herrn Stifter, daß seine Aufzeichnungen leider nicht zur Grundlage der künftigen Hausgesetze dienen könnten, und daß eine persönliche Mitdirection, wie sie in den vorliegenden Acten gewünscht werde, schon von vornherein grundsätzlich unzulässig sei. Vielmehr müsse, bevor die Gesellschaft sich zur Uebernahme eines Institutes dieser Art bereit erklären könne, Alles ausschließlich nach dessen inneren Bedürfnissen angeordnet und statutenmäßig festgestellt werden, und sei dies einmal — beiden Theilen zur Befriedigung — geschehen und unterzeichnet, so laufe die Sache nach diesen Bestimmungen wie nach festen Gesetzen, und der Stifter könne alsdann so wenig mehr nach persönlichem Willen regieren, wie ein Monarch in einem constitutionellen Staate.

Aber da kam man bei Meister Haberist schön an. So? Er gründete die Anstalt, er bezahlte sie aus seinem Gelde, er sicherte den Betrieb — und dann dachte man ihm das Weitere hübsch aus den Händen zu winden, und er durfte zuschauen, wie es Anderen in seiner Schöpfung zu schalten beliebte? Er sollte wohl gar noch mit gehorchen, wenn er hinein zöge? Jawohl! hehe!

Also unternahm er mit all' seiner Schlauheit und vorerst auch noch mit seiner ganzen bescheidenen Glätte die Vertheidigung seiner Forderungen. Hartnäckig wich er um keines Haares Breite von den wesentlichsten Paragraphen, versuchte bloß durch andere Fassung von Nebensachen den Schein der Nachgiebigkeit zu erwecken und ließ die Herren stundenlang Zeit verlieren. Vergeblich suchten sie ihm klar zu machen, wie sehr er durch die egoistischen Clauseln seine Wohlthat entwerthe. Seine Repliken wurden höchstens bissig, und es entwischten ihm etliche seiner altgewohnten mißtrauischen und verletzenden Unterstellungen. So nahmen die Verhandlungen den widerlichen Charakter von Zänkereien an, und es kam auf einen Punkt, wo die Herren plötzlich genug hatten und sich ernstlich fragten, ob die Stiftung nicht rundweg zurückzuweisen sei. Für den Augenblick jedenfalls verlangten sie eine Unterbrechung der Zusammenkünfte. Es wurde Jakob eine Andeutung gemacht, welche ernste Möglichkeit jetzt berathen werde, dann überließ man ihn eine Weile sich selber.

Doch der Stadtpräsident flickte die Sache wieder. Ein lebenskluger, überschauender Kopf, voll echten Wohlwollens, das ihn jedes Ding erst von allen Seiten betrachten ließ, ehe er es verwarf, und durch seine mannigfachen öffentlichen Geschäfte gewohnt, mit allerlei seltsamen Känzen fertig zu werden, mahnte er seine erbosten Collegen an das schöne Wort Gottfried Keller's: daß doch jedes Unwesen noch mit einem goldenen Bändchen an die Menschlichkeit gebunden sei. So auch hier. Denn wenn sie diesem Haberist selber nichts Besseres mehr zutrauten, so liege es doch wenigstens in ihrer Hand, aus dem Wust der Beweggründe und Absichten dieses curiosen Wohlthäters mit Ausdauer das goldene Bändchen zu weben. So brächten sie das alte, schöne Wunder zu Stande: daß manchmal die krasseste menschliche Thorheit, die selber keiner reinen Absicht fähig ist, wider Willen dennoch einen reinen und guten Zweck fördert. Das wirkte, und im Ausblick auf die ungeheure Wohlthat, die sie zuletzt doch den kleinen Märtyrern ländlicher Armuth eroberten, willigten die Herren in die Fortsetzung der Arbeit.

Aber jetzt kam auch Meister Jakob vollständig verwandelt zurück. Die Angst vor der entsetzlichen Schmach, mit seiner Anstalt heimgeschickt zu werden, hatte ihn in diesen Tagen der Ungewißheit bis zur Unterwürfigkeit mürbe gemacht. Noch ehe der Präsident ihm die beschlossene Bedingung mittheilte: daß die Commission nunmehr volle Freiheit verlange, die Statuten nach ihrer eigenen Erfahrung aufzustellen, bat er selber darum. Das Gewünschte geschah, und nun erwies sich Jakob auch in der Genehmigung des Ganzen ebenso gefügig, als er zuvor in jedem einzelnen Punkte halsstarrig geblieben war. Heilfroh, daß die Sache endlich so weit sei, kehrte er von der letzten Sitzung heim, und nun konnte der Bau beginnen.

Das gab ein Leben im Thal! Man kannte den stillen Finkengrund kaum wieder. Ganze Scharen von sonngebräunten, hageren Italienern parlirten am Tage und sangen am Abend fremdländisches Zeug, wo bisher kaum je ein anderer Laut, als der Dialekt der Altacher Gegend ertönt war. Da so selten gebaut wurde, hatte man am Orte selber nur für die Erdarbeiten eine Anzahl Leute gefunden, Maurer dagegen fast keine. Und bei der vorgeschriebenen äußersten Eile hatte der Architekt es auch für unmöglich erklärt, die paar kleinen, mangelhaft eingerichteten Finkengründler Handwerker, die nur wenige Gesellen beschäftigen konnten, mit großen Lieferungen zu betrauen. Hierdurch entstand statt des Rühmens und Preisens über den großen Verdienst, den Haberist ursprünglich ins Thal zu bringen gerechnet, und der allein schon einen mächtigen Umschlag der Stimmung zu seinen Gunsten bewirken sollte, von Anfang an eitel unzufriedenes Gebrumm. Die fremde Bande trug nur Unruhe in das gewohnte geordnete Leben, erwies sich so sparsam und bedürfnißlos, daß nicht einmal mit ihrer Beköstigung Namhaftes zu verdienen war, und da der Bauführer überdies noch eine Baracke aufschlagen ließ, so fiel bei einer großen Zahl davon auch noch die Miethe für Schlafstellen weg, auf die zum mindesten die Leute im Dorf gerechnet hatten.

So beschlossen denn die Gemeindegenossen, welche im Falle waren, Fuhrdienste zu übernehmen, dem Haberist den Tribut auf eine andere Art abzu-

knöpfen, und schlugen in mannhafter Einigkeit tapfer auf ihre Fuhrlöhne. Diese Arbeit wußten sie sich gesichert. Haberist konnte es ja nicht wagen, selbst hiezu Hülfe von auswärts zu holen. Drum so und so viel für den Tag, und so und so manches Mal fuhren sie! Davon ließ Keiner einen Batzen ab. Jakob versuchte in eigener Person, jedem Einzelnen vorzustellen, daß diese Ansätze nicht annehmbar seien. Er sprach zu unerbittlichen Verschworenen. „Das fängt ja gut an," rechnete er sich aus — „Fuhren braucht man vom ersten bis zum letzten Tage, und jede Fuhre so und so viel zu theuer!" Er bestürmte den Bauführer, mit seiner fachmännischen Autorität diese Uebervortheilung zu unterdrücken.

„Erlauben Sie, daß ich die Kerle sammt und sonders zum Henker schicke und in Altachen einen ständigen Fuhrdienst nach festem Vertrag einrichte?" fragte Der kategorisch. Aber da fiel dem Jakob die Gefährdung seines Hauptzweckes schwer auf die Seele. Er würgte den schwarzen Aerger hinunter, fand eine ausweichende Antwort und ließ das Unumgängliche zahlen.

So fing es an, so ging es weiter. Wie mit den Fuhrlöhnen, so mit dem Sand, mit dem Kalk. Die Gemeinde besaß die Gruben und wollte von dem Bau auch das Ihrige profitiren. „Gottlob," seufzte Jakob, „daß wenigstens nur die Altacher Ziegel brennen!" Denn die berücksichtigten in nobler Weise das gute Werk, während die Finkengründler bei Allem nur den reichen Haberist im Auge hatten.

Von dem Zeitpunkt an, da sich die Fundamentmauern über den Erdboden erhoben, begannen an jedem Sonntage Landleute und Spaziergänger aus der Stadt in Menge sich auf dem Finkenbühl einzufinden und das Entstehen des merkwürdigen Gebäudes zu verfolgen. Von den Plänen erzählte man sich unglaubliche Dinge. Kam der Stifter selber an solch einem Sonntag gegen Abend ins Wirthshaus, wo jetzt stets Stuben und Laube, Kegelbahn und Gartenplätzchen von Altachern mit Weib und Kind und von hemdärmeligen Bauern in fröhlichem Gemisch besetzt waren, so konnte er sich an der allgemeinen Aufmerksamkeit laben, die sich ihm sogleich zuwandte. Die Finkengründler bezeichneten ihn den von auswärts Gekommenen als eben Den. Diese betrachteten ihn mit Interesse, zogen ungesäumt die Hüte, machten wohl gar Platz, wenn er zu schwanken schien, wohin er sich setzen solle, und ließen ihn, je nachdem er ihnen schon bekannt oder noch unbekannt war, laute oder bescheidenere Worte der Anerkennung und der Bewunderung hören. Je anstrengender die Werktage, desto süßer wurden Jakob diese regelmäßigen sonntäglichen Angelpartien nach dem Lob der fremden Gäste. Denn von seinen Gemeindegenossen bekam er kein einziges grad heraus gesprochenes Wort zu hören. Nur seine Schuldenbäuerlein hatten nicht verfehlt, an die Entdeckung, wie reich er sei, die dringliche Bitte um Herabsetzung ihrer hohen Zinsen zu knüpfen. Aber das hartnäckige Schweigen der Anderen wunderte ihn nicht. Er war sicher, daß sie sich Alle im Stillen geschlagen fühlten und bloß ihre starre Bewunderung bockig unterdrückten. Das war nun einmal hier zu Lande so die Art. Man that sich nur ja den Gefallen nicht. Er kannte das. War er doch selber Einer von ihnen.

Ganz so verhielt es sich nun zwar nicht. Vielmehr wartete am Orte Jeder mißtrauisch das Ende des unerhörten Abenteuers ab. Jahrzehnte lang hatte man sozusagen den Geizteufel in Person auf dem Giebel des Tanners thronen und seinen Schwanz über das Dach herab hängen sehen, und nun sollten sie an eine plötzliche Sinneswandlung Jakob's glauben? Der Kuckuck mochte wissen, was Den angewandelt hatte, und ob nicht zum Schluß irgend ein schlauer Haken hervorschauen würde. Vorschnell ist ohnehin nicht Bauernart; die Finkengründler vollends hielten aufs Schweigen, bis jegliche Sache ihre Zeit erlebte. Daß trotzdem der Eine und Andere sich bereits heimlich beeilt hatte, eines oder gar zwei seiner Kinder bei den Herren in Altachen zur Aufnahme in die zukünftige Erziehungsanstalt vormerken zu lassen, davon sagten sie freilich auch nichts.

Zu Jakobi fand auf dem Tanner der große Wechsel statt. Ein junges Paar aus einer Nachbargemeinde zog in das Nebenhaus auf und übernahm den Betrieb der Landwirthschaft in Pacht. Meili und Hans begannen frohgemuth an der gegenüber liegenden Berghalde, auf zwanzig Minuten Entfernung, ihren Hausstand. Bei Jakob führte die Wirthschaft eine ältere Person aus dem Dorfe, die ehemals in der Stadt gedient, dann bei einem Unfall ein Bein verloren hatte und sich seitdem ärmlich mit Aushelfen durchbrachte.

Auf diese Weise stand nun dem Bauherrn vollends sein ganzer Tag zur Verfügung. Denn auch seine Aemtchen hatte Jakob, sobald er die Bewilligung der Gemeinde zum Bauen in den Händen gehalten, unter dem Vorwande niedergelegt, für die nächste Zeit allzu sehr in Anspruch genommen zu sein.

Von früh bis spät stöberte er zwischen den wachsenden Mauern herum, guckte jedem Mörtelbuben in seinen Rückenkübel, ob er auch genug aufgeladen habe, steckte die Nase überall hinzu, wo abgeladene Ziegel gezählt wurden, und kam kaum zu Athem, wenn mehrere Fuhren gleichzeitig anlangten. Er gerieth außer sich, wenn trotz aller pfiffigen Verhinderungsversuche die einheimischen Arbeiter, sobald sie ihn nicht in der Nähe glaubten, mit dem Anstecken eines Pfeifchens die Zeit versäumten, und entdeckte er eine weggelegte Maurerkelle, so ließ es ihm keine Ruhe, bis er den dazu gehörigen Maurer ausfindig gemacht und dem Grund seiner Entfernung nachgespürt hatte. Von Woche zu Woche ward Jakob dies ohnmächtige Anschauen des hundertfältigen, unvermeidlichen Unfuges sämmtlicher Bauhandwerker ein ärgeres Martyrium. Denn wenn er auch die ungeheure Summe zu schenken vermochte, so hatte sich doch im Kleinen bei ihm deswegen nicht die geringste Aenderung vollzogen, und ihm war nach wie vor kein Tüpfelchen zu gering, als daß er nicht das Bedürfniß gefühlt hätte, daran eine Verschwendung zu verhüten oder ein Vortheilchen zu erlisten.

Nachgerade wurden durch sein auffässiges Wesen aber nicht nur die Arbeiter widerborstig, sondern auch Paliere und Bauführer murrten und beklagten sich beim Architekten, wie unleidlich sie dadurch aufgehalten würden. Doch auch diesen hatte Haberist mit seinen ewigen Einfällen und Anliegen,

die jedesmal neue Berechnungen fertig gezeichneter Theile nöthig machten, bereits um alle gute Laune gebracht. Und so besprach sich der Architekt seinerseits wieder mit den Herren der Commission.

Man berieth hin und her. Ließ man Haberist so drauflos wirthschaften, so gab das zuletzt eine Abrechnung, welche die vereinbarte Bausumme weit überstieg und zu bedenklichen neuen Streitigkeiten führen konnte. Andererseits sah man ein, wie tief ihm nun einmal das Dreinreden Bedürfniß sei, und wie das Gewährenlassen das einzige Mittel bilde, ihn dauernd gutgestimmt und opferwillig zu erhalten. Das aber schien für alle Fälle rathsam; denn Angesichts der Größe, welche die Anstalt bekam, erschien die Schenkung nun gerade eben ausreichend. Viermalhunderttausend blieben als Betriebscapital am Zins stehen, und mit dem Rest mußten Gebäude und Einrichtung bestritten werden. Der Architekt gab zu, daß Haberist's Anordnungen nie etwas Wesentliches am Bauplan veränderten, sondern lediglich Nebensachen, vermeintliche Verschönerungen und dergleichen beträfen. So beschloß man denn, den Bauherrn ausdrücklich auf die Tragweite seines vielen Eingreifens aufmerksam zu machen, dann aber, wenn er trotzdem fortfahre, ihn seine Schrullen eben bezahlen zu lassen. Man bat ihn zu einer besonderen Sitzung, damit diese Warnung seinem Gedächtniß möglichst eindrücklich bleibe, und setzte ihm in freundlicher Weise auseinander, wie alle Abänderungen, so glücklich sie auch sein mögen, einen Bau immer um wesentliche Posten vertheuern, daß er sich daher, wenn er auf seinen nachträglichen Wünschen bestehe, auf nachzuleistende Beträge gefaßt machen müsse, deren Höhe die Commission im Voraus gar nicht angeben könne, und für die sie sich hiermit rechtzeitig jeder Verantwortung entschlage. Aber Jakob hielt seine Einfälle für so bedeutende Verbesserungen, und im Kostenpunkt im Gegentheil für viel günstiger als die ersten Entwürfe, bestand so fest darauf, daß man ihm doch wenigstens im äußeren Ausgestalten einigermaßen seinen eigenen Geschmack zu haben erlaube, nachdem er das Innere der Anstalt gänzlich den Ansprüchen der Herren gemäß machen lasse, daß diese fühlten, ohne ernste Unannehmlichkeiten sei ihm nicht beizukommen. Man ertheilte daher dem Architekten und dieser dem Bauführer die Weisung, Herrn Haberist's Wünsche in Gottes Namen auszuführen, soweit es irgend mit den Bedingungen eines soliden und präsentablen Bauwerks vereinbar sei.

Haberist fühlte das viel bereitwilligere Entgegenkommen des Personals bald mit hoher Befriedigung heraus und führte es auf einen gebührenden Rüffel zurück, den die dünkelhaften Techniker jedenfalls nach jener Sitzung von oben erhalten hätten. Drum machte er mit diesen Leuten hinfür wenig Umstände, verfügte heute dies, morgen das und lernte dabei ordentlich die Befehlsmanier des Architekten selber. Die Chicanirten gönnten sich die allervortrefflichste Rache. Sie führten ohne Einwand aus, was immer Haberist anordnen mochte, und freuten sich diebisch auf sein Gesicht, wenn es einst ans Bezahlen aller dieser kostspieligen Tändeleien gehen würde. Er ruhte natürlich auch nicht, bis er den drei auf dem Plane stehenden Thürmchen seine übrigen vier glücklich wieder beigesellt hatte, und meinte diese Bereicherung leicht dadurch auszugleichen, daß er die Kamine und Abzugrohre im ganzen Bau für

viel zu großartig erklärte und enger und billiger zu halten vorschlug. Die Gewissenhaftigkeit der Bauleute verbot glücklicherweise die Befolgung dieses Ansinnens, aber die Thürmchen wurden angeflickt. Vier prangten nun an den Ecken des Gebäudes, eines in der Mitte, und zwei an den äußeren Winkeln, hinten nach dem Tanner zu. Und in dieser Willfährigkeit fuhr das Personal fort bis zum Tage des Aufrichtfestes, das in der That noch im October stattfinden konnte. Denn sobald die Anlage so weit gediehen war, daß auf vielen Punkten gleichzeitig gemauert werden konnte, hatte der Architekt ganze Scharen Italiener nachrücken lassen. Es hatte gewimmelt wie in einem Ameisenhaufen, ein außerordentlich günstiger Sommer war zu Hülfe gekommen, und die Besucher konnten nicht genug staunen, mit welchen Riesenschritten es vorwärts ging. Zuletzt war das ungeheure Balkengewirr des Dachstuhls in fünf Tagen über das ganze Gebäude aufgestellt worden, und an einem Samstag, wie üblich, setzte man den buntbebänderten Tannenbaum auf den Firstbalken. Von dem Haufen bunter Taschentücher, die das Bureau des Bauführers in der Baracke am Morgen einem Ellenwaarenmagazin ähnlich gemacht hatten, flatterten so viele an den Aesten droben, als irgend anzubringen gewesen waren, ganz zuoberst die seidenen Staatstücher, welche die Paliere beanspruchen durften, weißgründig, mit den zweiundzwanzig Kantonswappen in lauten Farben drauf gedruckt, jedoch von etwas dünnlicher Qualität; denn Herr Haberist hatte die Auswahl selber zu treffen verlangt. „Ach, welche Menge, welche Menge! z! z! z!" war ihm entfahren, als er die ellenlange Liste der Arbeiter erblickte, deren Jedem sein Tuch, sein Trunk, sein Stück Braten mit Salat und seine Cigarre zukam. „Giovanni, Giuseppe, Ernesto, Ettore — nichts als solche Tschinggelemori!" rief er ärgerlich aus, mit dem Spottnamen, den die Einheimischen den schwarzen Kerlen gaben.

Gegen Abend fand die Feier statt, bei schönster Herbstsonne, die, schräg hereinstrahlend, den mächtigen rothen Ziegelpalast wie Feuer erglühen und das neue Gebälk in Gold- und Silberschein flimmern ließ. Eine beträchtliche Menschenmenge umstand den Platz. Der Zimmermeister sprach den hergebrachten Spruch, ließ wie üblich den Bauherrn leben und nannte ihn mit weithinschallender Stimme zu wiederholten Malen einen edlen Mann. Leider hatte Haberist seine Augen gesenkt, um diese himmlische Seligkeit über sich ergehen zu lassen, und dabei versäumt, sich zu überzeugen, ob in das nachfolgende Hochgeschrei nun endlich auch seine Finkengründler mit einstimmten. Aber es war nicht anders möglich, tröstete er sich nachher; denn von den Arbeitern allein hätte es nicht so mächtig tönen können. Auch der Architekt, auch die Herren der Commission hatten ihr Hoch bekommen, es folgte ein feierliches Händedrücken, dann ging es im Zuge zum „Bären", wo für die Arbeiter theils an Tischen und Bänken in der Kegelbahn, theils im Tanzsaal und in den Wirthsstuben gedeckt war, die Herren alle aber mit den ersten Angestellten in einer besonderen Oberstube ihr Mahl abhielten. Viel wurde getrunken, viel wurde geredet und angestoßen, — Jakob fühlte sich wie ein Kaiser Napoleon inmitten seiner Feldmarschälle, Generale und Hauptleute und zechte tapfer mit, da es doch der Architekt aus der Baurechnung

zahlen mußte. Aber bald ging es ihm wie dem Löwen, der Blut geleckt. Er hatte nicht genug an den Lobsprüchen, die ihm der Eine und Andere spendete, sondern begehrte mehr und mehr und immer noch saftigere Complimente zu hören, zu welchem Zweck er mit feinen Ueberleitungen zu wiederholten Malen seine eigene Mithülfe am Bau zur Sprache brachte und sein Geschick, hier zu sparen und dort dafür zuzusetzen. Aber Niemand stimmte ein, und das nahm er fürchterlich übel. Er trank in seinen Zorn hinein, wandte sich dann an Diese und Jene, daß sie bezeugen sollten, was er vorhin gesagt, und gerieth über die ausweichenden Antworten in steigende Gereiztheit. Vergeblich suchte man das Gespräch abzulenken. Haberist kam mit der streitsüchtigen Störrigkeit des Angetrunkenen immer auf sein Thema zurück und inquirirte zuletzt Einen nach dem Anderen persönlich in so zudringlicher Weise, daß den Herren von Altachen gar keine andere Wahl mehr blieb, als — selbst auf die Gefahr hin, die fröhliche Zecherei in eine bitterböse Auseinandersetzung umschlagen zu sehen, — mit dem wahren Sachverhalt herauszurücken.

Die eingelaufenen Abrechnungen über den Rohbau enthielten solche erschreckende Mehrbeträge, daß die Commission diese saure Angelegenheit dem Stifter nur tröpfchenweise, mit aller Vorsicht und Geschicklichkeit in den nächsten Wochen hatte beibringen wollen. Jetzt entrotzte er diese Eröffnung auf einen Schlag. Ja noch mehr: man mußte ihm gestehen, daß nach der unheimlichen Logik der Bauwissenschaft, von der er keine Ahnung gehabt, eben dieser, durch sein Eingreifen so viel complicirter gewordene Rohbau nun auch für die innere Ausgestaltung weit größere Kosten nach sich ziehen werde, und man ließ Haberist nicht im Unklaren darüber, daß Alles in Allem sogar ein siebentes Hunderttausend bei dem Bau draufgehen könnte.

„Was?" fuhr er da auf, „ein siebentes Hunderttausend?" Er wollte die einzelnen Kosten wissen, an denen seine simpeln Wünsche schuld sein sollten. Man bewies ihm, daß der einzige Meter, um den er den Hauptthurm weiter hatte heraustreten lassen, als auf dem Plane stand, auf die große Höhe allein so und so viele tausend Franken mehr ausmache, bewies ihm hier, bewies ihm dort ein paar tausend mehr und zeigte, wie solches scheinbar Vereinzelte, von allen Ecken und Enden zusammenlaufend, am Ende ungeheure Summen ausmache.

Käsebleich hatte Jakob die Zahlen verfolgt und ihre Unanfechtbarkeit begriffen. Ihn rührte beinahe der Schlag.

Derlei Bauerei ins Blaue trieb man, ohne ihn nur zu fragen, ob er es bezahle? Das Personal mußte ins Festzimmer der Commission zusammenberufen werden. Den ersten Bauführer bezichtigte er mit bebenden Lippen der wissentlichen Hallunkerei. Die Paliere hieß er unsaubere Handlanger der empörenden Mißwirthschaft. Aber leise, ganz leise, und als diese Leute nun gewaltig zu lärmen begannen, machte Jakob so lange „bscht! bscht!", bis mit Hülfe der Herren Alle auf seinen Flüsterton eingingen und die Revolte den singenden und trinkenden Arbeitern in den anderen Räumen glücklich verheimlicht werden konnte.

Der Architekt machte sich zum Vertreter seiner Leute und zwang Haberist, endlich zu glauben, daß ein Bau keine Gelegenheit zu allerlei Liebhabereien darbiete, sondern, einmal in Ausführung begriffen, einem bergab gelassenen Wagen gleiche, den keine Hand mehr aufhalten könne, bis er am Ziele sei. Die Angeschuldigten ihrerseits brachten ihre Klagen nun vor den versammelten Commissionsherren in ungescheuter Deutlichkeit vor und vertheidigten sich mit allem Vorsprung der Fachleute, deren Argumenten der Laie nicht beikommt. Haberist saß schließlich da wie versteinert und wußte kein Wort mehr zu erwidern.

Und nun nahmen die Herren die Gelegenheit klüglich wahr, aus dieser verwirrten und für ihn vernichtenden Situation gleich alles Nöthige auf einen Zug zu fischen, und knüpften an die geschehene erste Eröffnung frischweg die zweite, daß auch für den Betrieb der Anstalt die Schenkung nicht auszureichen drohe.

Denn die Ueberzeugung hatte sich ihnen je länger je deutlicher aufgedrängt, daß im Verhältniß zu der Größe des Gebäudes und der Zahl der Zöglinge, die Haberist gewünscht, das zur Verfügung bleibende Capital eine zu knappe Grundlage bilde. Doch gedachten sie, Angesichts von Haberist's tröstlichem Reichthum, mit dieser anderen Mehrforderung ruhig zu warten, bis spätere Zeiten dazu den geeigneten Augenblick brächten. Da aber Jakob nun in seinem beginnenden Rausche — dem einzigen, den er sich in seinem Leben angetrunken, — Menschen und Dinge so giftig herausforderte, so mochte das Gesammte gleich als furchtbare Bombe auf einmal platzen.

Jakob hielt die Herren, als sie ihm auch noch damit kamen, kurzer Hand für Narren. Und da er sie fest bleiben sah, fing er an, in Ausdrücken zu ihnen zu reden, daß endlich auch sie in Harnisch geriethen, die Dinge sich immer bösartiger zuspitzten und ein ungeheurer Skandal den Abend zu beschließen drohte.

Eine wirre, wüste Stunde folgte, in der man nur mit Mühe, was vorging, den unberufenen Ohren noch weiter entzog. Dann aber stellte das Ergebniß einen vollkommenen Sieg des weitsichtigen, hellen und im richtigen Augenblick zupackenden Bürgerverstandes über enge Bauernschlauheit dar.

Jakob bewilligte insgesammt und endgültig achtmalhunderttausend Franken. Des Schweigens der beleidigten Angestellten versicherte er sich durch reiche Zulagen zum Geschenk des Richtfestes und ließ sie erst nach förmlichem Gelöbniß wieder zu den Anderen hinaus. Auf die persönliche Ueberwachung des Baues leistete er auf Verlangen des Architekten von Stund' ab Verzicht. Denn einzig so, erklärte dieser, könne er volle Verantwortlichkeit für seine Leute übernehmen. Dagegen werde er in Zukunft selber an jedem Samstag Herrn Haberist zu einer Inspection begleiten.

Spät in der Nacht, als Jakob längst den Heimweg genommen, saßen die Herren noch immer im Bären beisammen und besprachen den glücklichen Ausgang des überstandenen Straußes. Wegen etwelcher Schalkheit, die mituntergelaufen, machten sie sich keine allzu großen Gewissensbisse. Daß die Angestellten des Architekten — vielleicht sogar mit dessen schweigendem Ein-

verständnisse — den unausstehlichen Befehlshaber ein wenig absichtlich so gezwickt hatten, war ihnen ja freilich nicht entgangen. Aber nach den angehörten Beschwerden konnten sie selbst nicht anders, als es ihm ein bißchen gönnen. Für Alles, was nach ihrer Ansicht unnöthig ausgegeben war, stand immerhin der Gegenwerth nach Haberist's Geschmack in Stein und Holz da, und schließlich schien ihnen der Umstand, daß er es zu zahlen vermochte, die beste Absolution. Nicht ebenso schnell jedoch fand Meister Haberist seine Ruhe.

Wie ein Zerprügelter war er um zehn Uhr die Halde hinauf nach seinem Tanner gewankt. Als es zwei Uhr früh schlug, saß er noch immer im Bette wach. Der Herbstwind brauste um die Fenster, in Jakob's Kopfe brummten durcheinander Schmerzen vom Weingenuß, Entsetzen, Zorn und Scham. Während er die Stirn in beiden Händen hielt, kam es ihm auf Augenblicke vor, er müsse geschlafen haben, erwache soeben und habe das Schreckliche nur geträumt. Aber dann würgte es ihn so deutlich im Halse, und ein paar welke Blätter flogen so hörbar gegen die Scheiben, daß er erkannte, wie wirklich das Elend sei.

Er legte sich ein neues Mal hin. Aber es war viel schlimmer so. Achtmalhunderttausend, achtmalhunderttausend — die Zahlen wurden im Liegen viel zu rund. Bunte Bänder und die seidenen Tücher mit den zweiundzwanzig Wäppchen flirrten heftig vor seinen geschlossenen Augen, Hochrufe schienen ihm von überall aus der Stube entgegenzugellen, wo Kopf an Kopf die Menge der Neugierigen sich bis an sein Bett drängte und alle mit hochgereckten Köpfen und offenen Mäulern einer Rede zuhorchten, die er doch nicht verstand. Dann schob sich plötzlich durch das nebelhafte festliche Gequirl und Getön das bitterernste Gesicht des Altacher Stadtpräsidenten hervor, hinter ihm die schrecklichen rothen Köpfe der Bauführer und Paliere, und Alle schrieen auf ihn ein, und gesprochen und geschrieben war überall die Zahl Achtmalhunderttausend, Achtmalhunderttausend.

Stöhnend machte sich Jakob klar, daß diese Riesensumme kein Traumgebilde sei, sondern unwiderruflich für seine Finkenbühlstiftung gelte, — Gott mochte wissen, wie er in dem heillosen Durcheinander von Schreck, Drohungen, Zureden und qualvollem Drang nach Rettung seines Ruhmes dazu gekommen, sie zuzusagen. Dann tönte aber sänftigend in seinem wirren Kopfe auch wieder, was er zum Schluß vernommen: daß jetzt endgültig Alles reich gesichert sei und seinem Namen ein Ehrenstein gesetzt, mit dem im ganzen Schweizerland in ähnlichen ländlichen Verhältnissen sich wohl kein zweiter messen könne. Und endlich fiel der Hartgepeinigte in schweren Schlaf.

— Am anderen Morgen saß Haberist wohl eine Stunde vor seinem Frühstück und berührte es kaum. Nebenan in der Schlafstube stöckelte die Haushälterin mit ihrem Holzbein umher, schüttelte das Bett, verwundert, daß der Meister heute so spät aufgestanden, und schwatzte aus dem Fenster mit den Pächtersleuten, wie schön doch gestern des Zimmermanns Spruch gewesen sei. Jakob sah und hörte von Allem nichts. Auf seiner langen Nase und seinen übernächtigen Augen lag ein Anflug von Weltschmerz.

Wohin war er nun gekommen? Er kratzte sich hinter den Ohren und starrte in den Kaffee. Kaltgestellt von Anfang an mit Allem, was ihm persönlich an der Sache behagt hätte, mit seiner Hausordnung, mit dem Ueberwachen, mit seinen zuchtmeisterlichen Phantasien, von denen er sich so viel Genugthuung versprochen! Ach, wenn er zu jener Zeit, als er noch so vergnüglich seine pädagogischen Vorschriften ausheckte, nur des Briefträgers Hänschen hatte davonhüpfen sehen, nachdem es die Zeitung abgegeben, so hatte Jakob schon geschmunzelt, wie sich's auf dessen straffem Hintertheilchen einmal in der Anstalt gut klopfen werde. Und nun kein Recht, auch nur mit einer Silbe dort unten dreinzureden! War es da nicht klüger, überhaupt nicht mit hineinzuziehen, sondern auf dem Tanner zu bleiben?

So war es, wenn Jakob sich Alles zurückrief, mit Enttäuschungen weitergegangen bis zu dem schrecklichen gestrigen Abend. Nicht einmal an der Verwunderung Steiner's hatte er sich weiden können, wie er sicher gerechnet; denn der Freund und überbotene Rivale war nach der Frühlingskur seiner Frau gar nicht nach Altachen zurückgekehrt, sondern gleich zum Sommeraufenthalt fortgeblieben, und hatte Jakob vorläufig nur schriftlich seine hohe Freude über die prachtvolle Ueberraschung ausgedrückt, alles Uebrige auf die mündliche Aussprache im Spätherbst vertagend.

Es wurde Jakob ganz elend über dieser Rückschau; er ließ schließlich die halbausgetrunkene Tasse stehen und ging hintenhinaus ins Freie, wo ihn Niemand sah. So schlecht hatte ihm der Kaffee in seinem Leben nicht geschmeckt.

Aber er schmeckte ihm auch am folgenden Morgen nicht viel besser. Denn was fing er mit seinem Montag an, da er plötzlich nicht mehr auf den Bau hinuntergehen durfte? Bei der Haushälterin hatte er schlau vorgebaut, indem er ihr schon gestern seinen Entschluß eröffnet, sich von morgen ab den Aerger nicht mehr anzuthun, den ein umsichtiger Mann bei den Arbeitsleuten von heutzutage auf einem Bauplatz sich täglich neu hole. Diejenigen sollten ihm jetzt verantwortlich sein, die er dafür bezahle. Ihm sei seine Ruhe zu lieb dazu.

Aber konnte er seine Gedanken verhindern, dennoch auf dem Bühl drunten herumzuirren? Bald stand er hinter einem Dahlienbusch, die Uhr in der Hand, und controlirte, ob die Frühstückspause auch nicht zu lange dauere, bald suchte er von verschiedenen Punkten aus zu zählen, wie viele Fuhren Dachziegel und Schindeln dort standen. Denn heute wurden die Latten auf den Dachstuhl genagelt, und morgen fing man zu decken an. Doch es war nicht möglich, irgend etwas Genaues festzustellen, und als Jakob dies ohnmächtige Späheramt eine Stunde betrieben, setzte er sich auf die Hausbank und ließ die zur Unthätigkeit verurtheilten Hände traurig herabhängen.

„Ach was — meinetwegen!" murmelte er schließlich resignirt. „Das da drunten habt Ihr mir verbieten können, ja, und auch Jenes, und das Dritte, — ich will nicht mehr dran denken. Aber mein Hauptzweck bleibt erreicht. Der ist heut gesicherter als je! Noch ein paar Tage Geduld! bis wir beim Notar gewesen, — dann steht es mit Keulenschlägen in Eure Schädel geschrieben, wer Jakob Haberist im Tanner sei!"

Er stand auf. Diese eine unantastbare Gewißheit entschädigte ihn für Alles.

Und am Samstag kam sie, die große Kunde, im Tagblatt. Mit glänzenden Worten war ausgeführt, wie man bei dieser Neuigkeit landauf, landab mit Verehrung auf den schlichten Bauersmann blicken werde, der so Hunderttausende seinen Landsleuten hochherzig hingebe, um ein segensreiches Werk zu begründen, und wie der Name Jakob Haberist hinfort wohl der gepriesenste unter den vielen gepriesenen des Finkengrundes sein werde.

Dies Ruhmesblatt in der Hand, lief der Heros des Thales von einer Stube in die andere, hüstelte, blinzelte, gab alle möglichen Töne von sich, legte dann die Zeitung zusammen und schob sie in die Tasche, von wo er sie aber sofort wieder hervorholte und gewisse Stellen von Neuem las. Dann steckte er das Papier, sorgsam gefaltet, abermals zu sich und verlebte so den ganzen Samstag in einem inneren Siegesrausch. Seine arme Einbeinige ließ er die stolze Apotheose lesen und war entzückt, daß sie vor lauter Ueberwältigung kein einziges deutliches Wort über die Lippen brachte. Dem Pächter schickte er die Zeitung nach Feierabend hinüber, im Dorfe mußte die Neuigkeit ohnehin heut Abend von Mund zu Munde gehen und die Zähesten mürbe machen. „Nicht wahr, haha“ grinste Jakob beim Zubettegehen, „Ihr Spötter und Verleumder, Ihr Aufpässeler und Krittler, jetzt bekennt Ihr Euch wohl doch endlich geschlagen?“ —

Eine feine graue Nebeldecke verhüllte in der Sonntagsfrühe den Himmel und webte still über die herbstlichen Halden. Der Meister war schon früh im Freien und schritt in glücklicher Aufregung unter dem weit vorspringenden Dache des Hauses auf und ab. Hemdärmelig, — ihm war heute so warm von innen heraus, und nichts konnte ihn mehr reuen, als ein frisches, wohlgestärktes Hemd am Sonntagmorgen gleich mit einem Rocke zu zerknittern. Rings um ihn herrschte tiefe Feiertagsruhe. Die Pächtersleute waren zur Kirche gegangen; nur ihre Hühner ließen hinter der Scheune hervor ein verlorenes Gackern hören, und von den leicht verfärbten Blättern der alten Nußbäume tropfte langsam der schmelzende Reif hernieder. Schlau-behaglich rieb sich Jakob die Hände. Heute! heute holte er sich seinen Triumph, so oder so; denn wenn je die Gemeindegenossen ihm auch noch jetzt das Wort nicht gönnten, aus lauter Beschämung darüber, daß sie ihn so schmählich verkannt, so wollte er selber den Bann lösen und sie sprechen machen. Er war zum Rande des Abhanges gelangt und schaute vergnüglich hinab. Das Eindecken des Daches mit den rothen Ziegeln war in dieser Woche fertig geworden, und auf den Thürmchen saßen die lustigen Blechhüte, Knöpfe und Windfahnen und machten den erhofften Spektakel. Durch diese Bedachung hatte das Ganze sein Ansehen bekommen, und der Anstaltspalast stand ungefähr da, wie er in alle Zukunft von dem grünen Bühl in den Finkengrund hinausschauen würde. Wenn nur das Wetter sich aufhellte! Dann mußte das eine Wallfahrt geben heut Nachmittag, wie noch keine gewesen.

Und die Sonne wurde des Nebels langsam Herr. Die feuchten Gräser und die zarten Astern im Tannergarten fingen an, in jenem verschleierten Silberglanze zu leuchten, den die ersten durchbrechenden Strahlen spenden. Ueber dem Waldrücken jenseits zeigten sich zögernd Flecken blauen Himmels, und bis nach Tisch die Klänge der Glocken, die zur Kinderlehre riefen, mit einem kräftigen Gutwetterwindchen herüberdrangen, hatte sich aus dem grauen Flor ein leuchtender Herbsttag enthüllt.

Jakob saß auf einer Bank am Abhange, von der aus man den Finkenbühl und einen großen Theil des Thales vor Augen hatte, auch Alles übersah, was auf dem unterhalb vorbeiführenden Sträßchen vor sich ging, und unbemerkt erlauschen konnte, was gesprochen wurde. Denn von unten ward, wer da saß, nicht beachtet, weil der Wanderer hier aus der vollen Sonne bei der Wegbiegung plötzlich in den tiefen Baumschatten gerieth und in dem jähen Wechsel den dunkeln Abhang nicht genau bespähte. Drum war dies schon der auserwählte Platz der seligen Brene gewesen, die sich die Sonntagnachmittage gern damit vertrieb, ein bißchen aufzufangen, was die ahnungslosen Spaziergänger drunten sich erzählten.

Es fing für Jakob denn auch gleich verheißend an, indem schon die ersten Vorüberschreitenden erwähnten, daß dort der nächste Fahrweg zum Hofe des reichen Haberist führe. „Des reichen Haberist! hm! hm!“ Doch ging ihm, da sie rüstig weiterschritten, leider verloren, was sie Schönes an die Nennung seines Namens knüpften. Bald folgten mehr und mehr. Es wurde lebendig drunten am Bühl. Bis gegen drei Uhr strömte es trüppchenweise von der Dorfseite her, und auf dem Sträßchen auch nahm es immer zu mit Neugierigen aus der Stadt, mit Landleuten aus den Nachbardörfern und Bauernfamilien von den Halden, die sammt und sonders dem Bauplatze zusteuerten.

„Potz Blitz, jetzt seht die Thürme an!“ „Schau nur das lange Dach!“ „Hoh! was ist das für ein Mordsgebäude,“ rief es durch einander, so oft eine neue Gesellschaft des mächtigen Baues ansichtig wurde.

„Das stände jetzt recht gut auf seinem Hügel,“ meinte ein dicker Altacher und hielt seine Schritte an, — „wenn nur die verrückten Kröpfe nicht wären! Was thun denn die Wärzchen an allen Ecken?“ — „Ei freilich,“ stimmte ihm ein Anderer bei, der sich die Stirne trocknete, — „aber der alte Narr soll jeden Tag etwas Neues ausgetüpfelt haben. Sie seien am Bau ja fast des Teufels geworden ob seinen Mucken. Mir hat's ein Zimmermann erzählt.“

„So so, ein Zimmermann! Hehe! Welcher kann das sein?“ fragte sich Jakob ingrimmig. Doch schon unterhielt sich ein neuer Trupp, einen Augenblick im Schatten rastend, über seine Person. „Millionär? — natürlich!“ tönte es herauf. „Doch darum ist es nicht weniger rätselhaft, was diesen schäbigen Krauter hat bewegen können, so riesenmäßig herzuschenken. Man müßte doch nachher im Wirthshaus ein bißchen die Bauern ausholen!“

„Bst! Donnerwetter!“ warnte Einer; „hier in der Nähe muß er ja wohnen, und immerhin Respect, daß er so was errichtet.“

Jakob bog sich ganz zurück, damit ihn Keiner von diesen dummen Schwätzern erblicken könne. Die waren doch nur neidisch. Aber es blieben

nicht die Letzten, die ihn Unerwünschtes belauschen ließen, und allmählich berührte ihn das Anhören derartiger Reden so peinlich, daß er beschloß, sich angenehmere Eindrücke zu erzwingen, indem er die Vorüberkommenden begrüßte.

„Ein wenig über Land?“ rief er daher hinab, als wieder ein Schärlein um die Ecke bog, ältere Bauersmänner mit stattlichen Weibern, und junges Volk, gefolgt von sonntäglich starr gestriegelten Kindern. Die Angerufenen, wie Alle noch ein wenig sonnenblind, hielten die Hände über die Augen und schauten in die grüngelbe Dämmerung hinauf, von wo der Ruf gekommen.

„Freilich, freilich! dem Dorf zu!“ lautete die Antwort, — „und Ihr raftet da oben im Schatten? Habt leicht das Bessere gewählt!“ Damit gingen sie weiter und blinzelten einander zu: „Das war er!“

„Wünsche gute Unterhaltung,“ fügten die Nächsten, die er ebenso beehrte, den gleichen leeren Redensarten hinzu, höchstens, daß Einer, der von ihm irgendwie abhängig war, ein Wort über die hexenhafte Schnelligkeit des Bauens da drunten und über das günstige Wetter sagte, oder daß ein paar Weiber und Kinder im Weiterschreiten noch einmal den Kopf drehten, ihn recht anzuglotzen. Aber stehen blieb Niemand, ihm ein richtiges Wort der Anerkennung zu gönnen. Es war, als könnte das Völklein jeweilen nicht schnell genug zwischen den überhängenden Haselbüschen des Erdeinschnittes verschwinden, in den das Sträßchen sich verlor.

„Dem Dorfe zu? — jawohl!“ Alle kamen sie dann dort drunten wieder zum Vorschein, stracks über die grüne Erdwelle auf die Anstalt losmarschirend.

So ging es fort, bis Jakob auf seiner Bank schließlich schwer enttäuscht und verstimmt zu werden begann. Ganz schwarz krabbelte es bereits um den rothen Coloß. Die Einen gemächlich umherschreitend zwischen Gemäuer und Bretterstößen, Andere lebhaft mit Händen und Stöcken zeigend, die Dritten im Gras oder auf Balken lagernd und das Ganze bestaunend.

Aber er konnte doch nicht selber hinzustehen, um zu hören, was diese Menge sagte!

Also berief er den nächsten Bekannten, der des Weges kam, frischweg zu sich herauf. Es war der Sagerbalz, Bauer auf einem der benachbarten Anwesen, ein rechter Finkengründler, der sich Alles besah, ohne viel zu reden, Alles wußte, ohne etwas davon merken zu lassen, und mit Haberist seit Jahren im Gemeinderath saß. Die Hände auf dem Rücken, über dem grobleinenen Hemd eine violett geblümte Sonntagsweste, kam Der geruhsam den Wegrand entlang geschritten, seine Pfeife rauchend, und es sah mehr aus, als wolle er nur ein wenig von Weitem dem Geläufe der vielen Menschen zusehen, als daß ihn genügendes Interesse selber dort hinab triebe.

„Magst Dich nicht ein bißchen zu mir da herauf setzen?“ fragte Haberist hinunter.

„Hätte just nichts zu versäumen,“ gab der Angerufene zurück und leistete Folge, ohne Eile, auf dem kurzen Wege zum Hause und von da zur Bank sich noch nach allem Möglichen umsehend, und dann erst noch umständlich sein Pfeifchen ausklopfend, bevor er, zum zweiten Mal aufgefordert, neben Haberist Platz nahm.

„Gut? Gelt? so im Schatten," fing Jakob an, als sein Gast kein Bedürfniß zeigte, ein Gespräch zu beginnen.

„Ja, die Nußbäume behalten heuer das Laub lange, wie immer, wenn sie schlecht getragen haben. Wird bei Dir auch nicht wichtig gewesen sein mit der Nusserei?"

„Zum Oel, das ich brauche, hat's gereicht," sagte Jakob und schaute den Sagerbalz schiefüber an.

Doch der schwieg aufs Neue.

„Manchen Salat brauch' ich ja nimmer anzumachen. Den nächstjährigen kann ich, wenn ich will, da drunten essen."

Balz zog mit heftiger Anstrengung an der wieder angezündeten Pfeife und nickte.

„Bis zum ersten Heumonat muß meine Anstalt bezogen werden, das hab' ich den Herren zur Bedingung gemacht."

„Hab's gehört, hab's gehört," versetzte Balz. „Wie bist Du denn inzwischen mit Deinem Pächter zufrieden?"

„Hab' nichts Besonderes zu klagen, pass' ihm aber auch nicht extra auf. Es ist bis jetzt noch so zugegangen mit wichtigen Geschäften und Anliegen, daß ich der Landwirthschaft gar nicht recht nachsehen konnte. Du wirst ja begreifen?"

Aber nichts verfing bei dem hartnäckigen Nachbar. Er ließ die geschicktesten Anbohrungen immer wieder nebenaus gleiten. Schließlich saßen beide abermals stumm da, und jeder schaute auf seine Seite in die Landschaft hinaus. Jakob wurde ungehalten. Dieser Mann mußte und mußte ihm Rede stehen! Den ließ er nicht los! Denn Der wußte Bescheid, und wenn Jakob vom Sagerbalz das Geständniß hatte, wie die Welt sich bekehrt, dann besaß er seinen Triumph so gut als im Namen des ganzen Thales.

Also jetzt mußte es sein. Haberist warf lauernd einen seiner weißen Blinzelblicke nach dem verstockten Schweiger, und da er entdeckte, daß dessen Augen, wenn er glaubte, Jakob sehe es nicht, doch immer nach dem Finkenbühl glitten, fuhr er gerade heraus. „Du schaust dorthinunter, nicht wahr? Jetzt rück' einmal heraus, Nachbar: was sagen die Leute denn eigentlich zu dem, was ich mache?"

Der Andere blies eine große Rauchwolke vor sich hin und schaute nicht vom Fleck. „Hm, — was werden sie sagen?"

„Nun ja," rief Jakob ungeduldig aus, „ich meine halt so! Ich komme doch schon lange mit Niemandem zusammen, Du aber lebst unter den Leuten und weißt, was sie reden!" Sein Herz begann zu klopfen, und an seiner hageren Gestalt war Alles gespannte Erwartung.

„Willst Du es wissen?" fragte Balz und ließ einen spöttischen Blick über den Harrenden gleiten.

„Ja! sag es!" . . .

„Je nun, wenn Du darauf bestehst! Aber nichts für ungut!" Und Balz nahm einen kräftigen Zug aus seiner Pfeife. „Sie sagen halt Alle — deswegen hole Dich der Teufel doch!"

Die Krisis in Südafrika.

Von

M. von Brandt.

[Nachdruck untersagt.]

Bei der letzten Besprechung der Transvaal-Frage an dieser Stelle wurde der Besorgniß Ausdruck gegeben, daß der Ausbruch eines gewaltsamen Conflicts in Südafrika kaum noch zu vermeiden sein würde. Diese Voraussetzung hat sich leider erfüllt. Die Verhandlungen, welche zwischen den beiden Regierungen schwebten, wurden am 25. September v. J. von England thatsächlich mit der Begründung abgebrochen, daß die Regierung von Transvaal den in der englischen Note vom 12. September enthaltenen Forderungen nicht zugestimmt habe. Diese Forderungen: Wahlrecht nach fünf Jahren, ein Viertel der Mitglieder des Volksraads für die Goldfelder, der gleichmäßige Gebrauch der englischen und holländischen Sprache im Volksraad, Gleichstellung der alten und neuen Bürger bei der Wahl des Präsidenten seien, trotz der ausdrücklichen Erklärung der britischen Regierung, daß sie in keiner Weise sich in die Unabhängigkeit der Südafrikanischen Republik zu mischen beabsichtige, vorausgesetzt, daß die Bedingungen, unter denen dieselbe gewährt worden sei, genau innegehalten würden, nicht erfüllt worden. Die britische Regierung müsse es nunmehr für unnöthig ansehen, die seit vier Monaten schwebenden Unterhandlungen auf der bisherigen Grundlage weiter zu führen, vielmehr werde sie die Sachlage in Erwägung ziehen und ihre eigenen Vorschläge für die endgültige Erledigung der Fragen machen, die in Südafrika durch die von der Südafrikanischen Republik seit einer Reihe von Jahren andauernd verfolgte Haltung hervorgerufen worden. Diese Erklärung, verbunden mit den in England, in Indien und in den Colonien getroffenen militärischen Vorbereitungen und dem Vorwärtsschieben der in der Capcolonie und Natal stehenden Truppen an die Grenzen der Boeren-Republiken, veranlaßte die Transvaal-Regierung, ihrerseits in einer dem britischen Agenten in Pretoria am 9. October zugestellten Note auszusprechen, daß der drohende Ton der letzten britischen Mittheilung zusammen mit dem Nichteintreffen der in Aussicht gestellten neuen Vorschläge und den Truppen-

bewegungen in und nach Südafrika sie in Hinblick auf frühere Vorkommnisse nöthigten, in dieser Entwickelung militärischer Streitkräfte eine Bedrohung ihrer Unabhängigkeit zu sehen. Eine an den Ober-Commissar der britischen Regierung darüber gerichtete Anfrage habe zu ihrem Erstaunen seitens desselben nur versteckte Anspielungen auf einen vom Transvaal gegen die britischen Besitzungen gerichteten Angriff und weitere Möglichkeiten gebracht, die die Annahme, daß die Unabhängigkeit Transvaals bedroht sei, verstärken mußten. Als eine Vertheidigungsmaßregel seien daher Abtheilungen von Bürgern an die Grenze vorgeschoben worden. Die unberechtigte Einmischung der britischen Regierung in die innern Angelegenheiten der Republik habe eine unerträgliche Lage geschaffen und die Regierung von Transvaal sehe sich daher genöthigt, zu verlangen, daß alle Streitpunkte einem Schiedsgericht unterbreitet oder in einer andern freundschaftlichen Weise, über die man sich verständigen könne, erledigt würden; daß die an den Grenzen der Republik befindlichen Truppen sofort zurückgezogen würden; daß alle Verstärkungen, die seit dem 1. Juni 1899 in Südafrika eingetroffen seien, innerhalb einer angemessenen, zwischen beiden Regierungen zu vereinbarenden Frist zurückgezogen würden, unter der Bedingung eines gegenseitigen Uebereinkommens und der von der Transvaal-Regierung zu übernehmenden Verpflichtung, während der neu zu eröffnenden Verhandlungen keinen Angriff auf die britischen Besitzungen zu unternehmen und die bewaffneten Bürger von den Grenzen zurückzuziehen; endlich, daß die augenblicklich auf dem Meer befindlichen britischen Truppen nirgendwo in Südafrika landeten. Eine Antwort auf diese Forderungen wurde bis zum 11. October 5 Uhr Nachmittags verlangt. Die britische Regierung erwiderte darauf am 10. October in einem an Sir A. Milner gerichteten Telegramm, daß sie nicht in der Lage sei, sich auf eine Erörterung der peremtorischen Forderungen der Südafrikanischen Republik einzulassen, deren Empfang sie mit Bedauern bestätige. Die Streitkräfte der Republik überschritten darauf, gleichzeitig mit denen des Oranje-Freistaats, die Grenzen der englischen Besitzungen, womit der Kriegszustand eingetreten war. Die in den Boeren-Republiken und in weiten Afrikander-Kreisen herrschende Auffassung und Stimmung ergibt sich am Besten aus der von dem Präsidenten des Freistaats, Steyn, am 11. October erlassenen Proclamation, in welcher er erklärt, daß es sich um eine die Annexion Transvaals bezweckende Verschwörung handle, deren Erfolg auch die Existenz des Oranje-Freistaats in Frage stellen würde. Die ursprünglichen Abmachungen zwischen Transvaal und England seien verdreht worden, bis sie dazu dienten, Tyrannei gegen Transvaal auszuüben; die Nachsicht, die Transvaal gegen Leute geübt, die Leben und Eigenthum verwirkt gehabt hätten, sei mit Undank belohnt worden, und die schlauen Pläne Derjenigen, für die der Durst nach Gold Alles sei, näherten sich jetzt der Vollendung. Die Ehrenhaftigkeit Tausender von Engländern, die Gewaltthätigkeit und Raub verachteten, müsse anerkannt werden; aber der Oranje-Freistaat verabscheue die ungerechten Handlungen eines britischen Staatsmannes. Der Präsident schließt mit der Aufforderung an alle Bürger des Freistaats, wie ein Mann gegen die Bedrücker und Vergewaltiger des Rechts aufzustehen.

Nachdem die Kanonen gesprochen, ist es zu spät oder zu früh für den Versuch, festzustellen, auf welcher Seite die meisten Fehler im Verlaufe der Verhandlungen begangen worden sind oder wen die größere Verantwortlichkeit für das Scheitern derselben trifft. Für das Verständniß der Frage, wie am Ende des 19. Jahrhunderts und wenige Wochen nach dem Schluß der Friedensconferenz im Haag dieser alle Zeichen eines Rassenkampfes tragende Krieg zwischen Staaten ausbrechen konnte, von denen die beiden kleinen Republiken zusammen eine Bevölkerung von wenigen hunderttausend Seelen haben, während die britische Großmacht Hunderte von Millionen zählt, sind andere Erwägungen maßgebend.

Es wird vielfach und wohl auch nicht ganz mit Unrecht angenommen, daß in dem augenblicklichen Kriege zwischen Boeren und Engländern die Kämpfe ausklingen, die während einer Reihe von Jahrhunderten zwischen Engländern und Holländern um die Vorherrschaft auf dem Meere und im Handel geführt worden sind; jedenfalls war die 1814 erfolgte Annexion der Capcolonie, die England mehr gegen Frankreich, als gegen Holland besetzt gehabt hatte, ein harter Schlag für die fast die ganze Bevölkerung derselben ausmachenden Holländer und französischen, in Sprache und Sitten ganz zu Holländern gewordenen Hugenotten. Die einfachen Leute konnten nicht begreifen, daß sie, ohne gefragt zu sein, dem jahrhundertjährigen Gegner ausgeliefert werden sollten, und die Ungeschicklichkeit der englischen Regierung trug dazu bei, die Gegensätze zu vermehren und zu verschärfen. Es ist oft behauptet worden, daß die Aufhebung der Sclaverei die wesentliche Ursache der Mißstimmung und der Auswanderung der Boeren gewesen sei, aber das ist, wenigstens in dem Umfange, nicht zutreffend. Die Boeren standen der Maßregel nicht unsympathisch gegenüber; was sie kränkte und schädigte, war die Art der Ausführung. Durch amtliche Taxatoren war der Werth der Sclaven festgestellt worden, durchschnittlich unter dem Marktpreise; zwei Fünftel davon wurden den Besitzern auf die vom Parlament für die Emancipation ausgeworfenen zwanzig Millionen Pfund angewiesen, aber unter der Bedingung, daß sie dieselben in London in Empfang nähmen. Waren sie dazu nicht im Stande, so mußten sie ihre Ansprüche gegen einen hohen Discont verkaufen mit dem Ergebniß, daß sie durchschnittlich nicht mehr als den vierten Theil des geschätzten Werthes erhielten, was für alle verschuldeten Landwirthe den absoluten Ruin bedeutete. Noch mehr aber wurden die früheren Besitzer dadurch erbittert, daß ihre Sclaven mit einem Schlage ihnen gleichgestellt wurden, was zwar den Missionaren, aber nicht der ländlichen Bevölkerung gefiel. Ueberhaupt muß ein großer Theil der berechtigten Beschwerden und der immer zunehmenden Unzufriedenheit der Haltung der englischen Missionare zugeschrieben werden. Wir haben erst kürzlich, bei Gelegenheit der Vorgänge in Samoa, erfahren, welchen verderblichen politischen Einfluß solche Missionsgesellschaften auszuüben im Stande sind und können daher leicht verstehen, wie die Aufreizungen und Verleumdungen der vielfach mit eingeborenen Mädchen verheiratheten Missionare damals auf die Entscheidungen der englischen Staatsmänner wirken mußten. In London verfolgte man nur ein Ziel, vermehrten Absatz der

heimischen Erzeugnisse in Afrika, und es ist daher erklärlich, daß die Versprechungen der Missionare, die die Aussicht auf Millionen zu bekehrender und dadurch civilisirter und zu Abnehmern englischer Manufacturwaaren gewordener Schwarzen eröffneten, dort williges Gehör fanden. Das Ergebniß war, daß alle Beschwerden und Bitten der weißen Bevölkerung unbeachtet blieben und die Colonie bald von Scharen schwarzer und halbbürtiger Vagabunden überlaufen wurde, gegen die die Landbevölkerung ohne Schutz und Recht blieb. Aber auch an andern Gründen, zu klagen, fehlte es nicht. Die Behandlung der Boeren — bei dem Aufstande von 1816 wurden in Slagters Neck ihrer fünf gehenkt, die noch heute von ihren Landsleuten als Märtyrer angesehen und verehrt werden — wird selbst von einem dem heutigen Transvaal wenig freundlich gesinnten englischen Schriftsteller[1]) als barsch, unnöthig, politisch unweise und wahrhaft entsetzlich in der Ausführung genannt; die Aufhebung der altgewohnten richterlichen und Verwaltungsbehörden, der Ersatz der holländischen Sprache bei den Gerichtsverhandlungen durch die englische (1827), die Einlösung des Papiergeldes mit 36 Procent seines Werths (1825) und die lange Verzögerung in der Ausstellung der Besitztitel für Land, dessen Kaufpreis seit Jahren an die Behörden bezahlt worden war, gab ebenfalls zu berechtigten Beschwerden Anlaß. Der Einfall der Kaffern (1834), der Seitens der Colonisten nicht provocirt war und zur vollständigen Verwüstung der östlichen Districte der Colonie führte, hatte nicht allein keine Züchtigung der Angreifer zur Folge, sondern der damalige Staatssecretär der Colonien, Lord Gleffelg, billigte das Vorgehen derselben und trat ihnen noch einen breiten, der Colonie gehörigen Landstrich ab. Es darf dabei nicht übersehen werden, daß diese ganze Behandlung der Eingeborenen gegen den Einspruch des damaligen Gouverneurs, Sir Benjamin d'Urban (nach dem die gleichnamige Stadt benannt ist) erfolgte, den Lord Gleffelg 1838 seines Amts entsetzte, der es aber noch erlebte, daß seine Politik und nicht die seines Chefs als die richtige anerkannt wurde.

Die Gefühle und Absichten der Boeren vor Beginn des großen Trecks sind sehr genau in einem Schreiben eines ihrer Führer, P. Retief, vom 22. Januar 1837 wiedergegeben: „Wir verzweifeln daran, die Colonie vor den Gefahren retten zu können, die sie durch das ruhestörende und unehrliche Betragen der Vagabunden bedrohen, denen gestattet wird, alle Theile derselben zu überlaufen"; und: „Wir verlassen die Colonie in der festen Ueberzeugung (under the full assurance), daß die englische Regierung nichts mehr von uns zu verlangen hat und uns gestatten wird, uns selbst zu regieren ohne ihre Einmischung in Zukunft."

Die Mühseligkeiten, Gefahren und Verluste der Boeren auf ihrem Treck waren zum Theil sehr große; von den beiden ersten, 98 Köpfe starken Abtheilungen gelangten drei Frauen mit zwölf Kindern, sieben Waisen und vier junge Leute an die Delagoa-Bai, alle Männer waren auf dem Marsche umgekommen. Aber trotzdem waren 1837 über tausend Wagen unterwegs.

[1]) J. P. Fitzpatrick, „The Transvaal from within". London, Wilhelm Heinemann 1899. Viele der nachfolgenden Angaben sind diesem Buch entnommen.

Die Hoffnung der Boeren, sich der englischen Herrschaft oder Einmischung durch ihren Treck zu entziehen, sollte sich indessen als irrthümlich erweisen. Nachdem die Boeren sich in Natalia niedergelassen hatten, wurden sie durch die Besetzung von Durban Seitens der Engländer vom Meere abgeschnitten, und als sie sich weigerten, das Gebiet zu verlassen, durch eine britische Streitkraft angegriffen und Natalia als Natal 1844 durch England annectirt. Die Boeren zogen weiter nach Transvaal, aber auch dort sollten sie keine Ruhe finden, da die englische Regierung das ganze Gebiet als ihr Eigenthum in Anspruch nahm und daraufhin Verträge mit den eingeborenen Häuptlingen abschloß. Vier Jahre später, 1848, wurde, was heute der Oranje-Freistaat ist, durch den Gouverneur der Capcolonie, Sir Harry Smith, annectirt, die Boeren aus Transvaal unter Pretorius fielen in das Gebiet ein und eroberten Bloemfontein, wurden aber nach harten Kämpfen wieder über den Vaal zurückgeworfen. Die Engländer setzten einen Preis von 2000 £ auf den Kopf von Pretorius, gaben das Gebiet aber nach sechs Jahren an die Boeren zurück, weil die Kosten der dort zu unterhaltenden Besatzungen ihnen unverhältnißmäßig hoch erschienen, und erkannten die Unabhängigkeit des Freistaats an. Mit Transvaal ward alsdann 1852 die Sand River Convention abgeschlossen, in welcher das Recht der Boeren, ihre eigenen Angelegenheiten zu ordnen und unter ihren eigenen Gesetzen zu leben, durch die englische Regierung anerkannt wurde, die sich zugleich verpflichtete, keine Besitzergreifungen ihrerseits nördlich des Vaalflusses vorzunehmen.

Die ersten Jahrzehnte der jungen Republik waren harte, woran auch der später entdeckte Goldreichthum des Landes vorläufig nichts änderte; 1877 waren im Schatze 12 s. 6 d.!, die Schulden, auf deren Rückzahlung die Gläubiger drängten, für die aber keine Mittel vorhanden waren, beliefen sich auf 215000 £, die Pfundnoten der Republik galten einen Shilling und ihre Civilbeamten hatten seit Monaten kein Gehalt bekommen. Gleichzeitig bedrohten die Zulus, wohl von Natal aus aufgestachelt, die Existenz der Republik, die über die erforderlichen Mittel an Menschen und Geld zu einer erfolgreichen Vertheidigung nicht verfügte. Mit Bezug auf die Haltung Natals den Zulus gegenüber schreibt Sir Bartle Frere an General Ponsonby: „Die Thatsache ist, daß es, so lange die Boerenrepublik als ein Rival und ein halb feindlicher Staat bestand, eine Schwäche von Natal war, die Zulus zu hätscheln, etwa wie man einen halbzahmen Wolf streichelt, der nur die Schafe der Nachbarn frißt.“ Die Auffassung, daß die Mehrzahl der Boeren 1877 mit der Annexion einverstanden gewesen und daß der Widerstand erst später durch die Nichterfüllung der ihnen Namens der Regierung von deren Vertreter, Sir Theophilus Shepstone, gemachten Versprechungen herbeigeführt worden sei, verdient um so mehr Beachtung, als der Protest des Präsidenten Burgers gegen die Annexion nachgewiesener Maßen nur ein Scheinmanöver war und auf einer Verständigung desselben mit Sir Th. Shepstone beruhte. Darüber aber, daß die englische Regierung die von ihr übernommenen Verpflichtungen, insbesondere auch in Betreff des Schutzes der Boeren gegen die Einfälle der Zulus, nicht erfüllt hat, lassen die Mittheilungen ihrer eigenen

Agenten keinen Zweifel. Sir Th. Shepstone schreibt unter dem 29. Januar 1878 an Sir H. Bulver: „Ruin starrt den Bauern ins Gesicht und ihre Lage ist augenblicklich unter J. M. Regierung schlechter als jemals unter der Republik." Aehnlich sagt der Verfasser von „The Transvaal from within", auf zeitgenössische Beweise gestützt: „Der wahre Fehler der Regierung begann nach der Annexion. Die Nichterfüllung der gemachten Versprechungen, das Abweichen von den alten Verwaltungsformen, die Ernennung von ungeeigneten Beamten, die weder das Volk noch seine Sprache verstanden, die Unterlassung der Einberufung des Volksraads oder der Abhaltung freier Wahlen, die bestimmt versprochen waren, die Einrichtung persönlichen Regiments durch Officiere, die die Boeren mit Härte und Verachtung behandelten und keine Rücksicht auf ihre altväterliche Art und Weise, ihre tiefeingewurzelten Vorurtheile, und ihren, wenn man will, dummen Widerstand gegen neue Ideen nahmen und Anderes mehr verursachten große Unzufriedenheit und gaben den Unversöhnlichen hinreichendes Material zur Benutzung."

Der Ausgang des Freiheitskrieges der Boeren gegen England und die 1880 und 1884 mit diesen abgeschlossenen Conventionen sind bekannt; die langgeglaubte Annahme jedoch, daß es Nachsicht des Gladstone'schen Cabinets gewesen sei, welches zur Rückgängigmachung der Annexion geführt habe, kann in das Reich der Fabel verwiesen werden seit der Rede, die Lord Kimberley, damals selbst Mitglied der Regierung, Anfang December v. J. zu Newcastle gehalten hat. Laut dieses Zeugnisses war es vielmehr die Erklärung des damaligen Präsidenten Brand des Oranje-Freistaates, daß bei einer Fortdauer des Krieges die weitere Beobachtung der Neutralität unmöglich werden würde, und die Besorgniß vor einem Aufstande des holländischen Elementes in der Capcolonie, welche die Politik der Regierung bestimmt hätten. Erwähnt muß zu gleicher Zeit werden, weil die Frage der Oberherrlichkeit von Mr. Chamberlain in den Streit hineingezogen worden ist, daß, während die Convention vom Jahre 1880 dieselbe ausdrücklich aufrecht erhält, die vom Jahre 1884 unzweifelhaft mit derselben bis auf die Bestimmung aufräumte, daß die von der Regierung von Transvaal mit fremden Mächten abgeschlossenen Verträge der Zustimmung der britischen Regierung bedürften; daher bei den Verhandlungen des Jahres 1899 die Erklärung Transvaals, wohl die zweite, aber nicht die erste dieser Conventionen als noch zu Recht bestehend anzuerkennen.

Seit dem Abschluß der Convention vom Jahre 1884 lassen sich die äußeren Beziehungen zwischen England und Transvaal dahin charakterisiren, daß das letztere sich bemühte, sein Gebiet nach Westen und Norden auszudehnen und im Osten an das Meer zu gelangen, während England dies zu verhindern suchte, mit dem Erfolge, daß Transvaal heute überall dort, wo es nicht an portugiesisches Gebiet stößt, von englischem Besitz eingeschlossen ist. Die wichtigste Frage aber, die zwischen Transvaal und England zu fortwährenden, immer gereizter werdenden Auseinandersetzungen führte und schließlich den Vorwand zu den englischen Forderungen gab, welche den Krieg veranlaßten, war die Lage der Ausländer, die durch die Entdeckung der Goldminen und die Entwicklung des Bergwerksbetriebes nach Transvaal gezogen worden waren.

Es muß von vornherein zugestanden werden, daß, wenn der Werth der Goldausfuhr aus Transvaal von 790 640 Mark im Jahre 1874 und 19 348 320 Mark im Jahre 1888 auf 324 812 320 Mark im Jahre 1898 gestiegen ist[1]) und gleichzeitig die Einnahmen der Republik von 1 171 060 Mark im Jahre 1874 und 17 688 800 Mark im Jahre 1888 auf 69 536 880 Mark im Jahre 1898 gewachsen sind (das Budget für 1899 weist eine Einnahme von 81 757 040 Mark nach[2]): dies fast ausschließlich fremder Arbeit, fremdem Capital und fremder Intelligenz zu verdanken gewesen ist. Ebenso kann nicht in Abrede gestellt werden, daß dem Theil der Bevölkerung, welcher dies Ergebniß ermöglicht hatte, keinerlei Einwirkung auf die Verwaltung des Landes oder auch nur auf die Steuerveranlagungen gestattet wurde und daß derselbe, wenn nicht absolut rechtlos, so jedenfalls ganz einflußlos war. Es ist diese Behandlung der Ausländer, welche in den Vereinigten Staaten, wenn man von den Irländern absieht, die allgemeine Sympathie mit dem Vorgehen Englands gegen Transvaal hervorgerufen hat. Man ist in Amerika der Ansicht, daß England heute für das kämpft, wofür die Amerikaner sich in ihrem Unabhängigkeitskriege schlugen, gleiches Recht für Alle und keine Besteuerung ohne die Zustimmung der Bevölkerung. Auf Seite der Boeren ist man der Ertheilung irgend welcher Rechte an die Ausländer stets abgeneigt gewesen, einerseits, weil man nicht mit Unrecht befürchtete, daß ihre stets wachsende Zahl bei gleichen Rechten sie sehr bald zu den thatsächlichen Herren im Lande machen würde, und andererseits, weil die Haltung der Ausländer und der englischen Regierung zu der Annahme berechtigte, daß der überwiegende Einfluß eines dieser Elemente sehr bald mit der Unabhängigkeit der Republik aufräumen würde. Wie immer in großen Fragen haben auch in dieser Kleinigkeiten zur Erhöhung der gegenseitigen Erbitterung und namentlich zur Steigerung der Mißstimmung und des Uebelwollens der bedeutendsten Persönlichkeit des Landes, des Präsidenten Krüger, gegen die Ausländer beigetragen. Als der Präsident im Jahre 1890, zur Zeit der großen, durch wahnsinniges Börsenspiel in den Bergwerksactien herbeigeführten Krisis, in Johannesburg war, benutzte der englische Mob die Gelegenheit, ihn und die Flagge von Transvaal zu insultiren; und als einige Zeit später der englische Obercommissar, Lord Loch, dem Präsidenten in Pretoria einen Besuch abstattete, spannten ähnliche Elemente die Pferde von dem Wagen, in dem die beiden Platz genommen; ein Mann mit einer englischen Flagge, deren Falten dem Präsidenten ins Gesicht wehten, schwang sich auf den Bock und so ging es vor das Hotel, wo Lord Loch ausstieg und den Präsidenten sitzen ließ, bis einige Bürger dazukamen und den Wagen bis vor das Haus des Präsidenten zogen. Starke Leute fühlen stark: der Präsident hat Johannesburg nur einmal wieder, 1895, besucht, und über den Vorfall in Pretoria äußerte er sich wenige Monate später in seiner drastischen Weise dahin, daß die Ausländer ihn an den alten Affen erinnerten, der in seinem Hofe angekettet sei. Neulich habe dieser sich seinen Schwanz am Feuer der Kaffern verbrannt.

---

[1]) Bericht des französischen Generalconsuls Mr. Aubert in Pretoria für 1898.

[2]) J. P. Fitzpatrick, „The Transvaal from within“. S. 71.

habe sich herumgedreht und ihn, den Präsidenten, gebissen, der ihn doch eben erst gefüttert gehabt habe. Es kann auch keinem Zweifel unterliegen, daß dem Jameson'schen Einfall vom Jahre 1895 eine regelrechte Verschwörung der Ausländer oder wenigstens ihrer Führer in Johannesburg vorausging, deren Ausbruch schließlich nur daran scheiterte, daß die Leiter der Bewegung sich nicht darüber einig waren, unter welcher Flagge die Erhebung stattzufinden habe. Man war zuerst dahin übereingekommen, daß es die von Transvaal sein solle; als dann im letzten Augenblick Seitens einiger Anglicissimi der Versuch gemacht wurde, die englische Flagge an ihre Stelle zu setzen, erfolgte die Spaltung und die Forderung, daß die Jameson'sche Expedition aufgeschoben werden solle. Daß die englische Regierung oder mindestens ihre Beamten von der beabsichtigten, vom Reformcomité geleiteten Bewegung Kenntniß hatten und sie im Princip billigten, erscheint ebenfalls unzweifelhaft. Lord Loch's Frage an die Mitglieder des Comités, die ihm von ihren Absichten und Hoffnungen sprachen, ob sie auch Gewehre hätten, wäre sonst eine bei einem so alten Diplomaten schwer verständliche Naivität gewesen. Die Beschwerden der Reformers über die Verweigerung politischer Rechte für die Ausländer, die Branntweinfrage, das Dynamit- und andere Monopole, die in der Erziehungsfrage gezeigte fast ausschließliche Begünstigung der holländischen Schulen und Sprache zur Benachtheiligung des englisch sprechenden Theiles der Bevölkerung und eine große Anzahl von Beeinträchtigungen der persönlichen Sicherheit von Ausländern verdienten und verdienen ernsteste Beachtung, und es ist im Interesse der Boeren selbst lebhaft zu bedauern, daß sie von Seiten der Regierung von Transvaal nicht eingehendere Berücksichtigung gefunden haben. Aber die Sache der Ausländer erhält freilich keinen besseren Anschein, wenn man sie mit dem vergleicht, was von Seiten der englischen Regierung, die die Forderungen der Ausländer vertritt, und der Gesellschaften geschieht, die man mit Recht oder Unrecht als verantwortlich für die Aufstellung dieser Forderungen ansieht. Es ist unzweifelhaft eine Ungerechtigkeit und Rücksichtslosigkeit, wenn die Transvaalregierung von den für Erziehungszwecke ausgeworfenen 63000 £ nur 650 £ für die Schulen der Ausländer verwandt hat (1896), aber das britische Colonialamt, das in diesem Augenblick bestrebt ist, den Gebrauch der italienischen Sprache in Malta zu unterdrücken, wo 200000 Italiener 6000 Engländern gegenüberstehen, kann sich Transvaal gegenüber sicherlich nicht auf eine ethische Berechtigung seiner Forderung berufen, ebensowenig wie die Chartered Company, deren spiritus rector Mr. Cecil Rhodes ist, und die 50 Procent von dem Ertrage der von ihr in ihrem Gebiet concessionirten Bergwerke verlangt, guten Grund zu haben scheint, sich darüber zu beschweren, daß die Einkünfte von Transvaal, selbst vorausgesetzt, daß sie ausschließlich aus dem Ertrage der Bergwerke stammen, 22 Procent derselben ausmachen. Wenn der Herzog von Argyll in der „Mail" (Times) vom 22. December v. J. schreibt, daß die Boeren weiter nichts als eine corrupte Oligarchie seien und sich gegen das britische Reich erhoben hätten, weil dasselbe volksthümlich und frei sei, so ist er sicherlich ebensoweit von der Wahrheit entfernt, wie Mr. Thomas Fortescue Carter, der in seiner „Narrative of the Boer War" zu dem Ausspruch kommt,

daß, was die Annexion Transvaals veranlaßte, das Ergebniß von Englands historischem Hunger nach Land, besonders reichem Land (Englands historical greed of territory, especially rich territory) gewesen sei. Es ist auch nicht weniger irrthümlich, die Ursache für den Wunsch der Vernichtung der beiden Boeren-Republiken, die von der conservativen wie von der liberalen Partei in England als das Ziel des Krieges hingestellt wird, in persönlichen commerciellen Interessen der Familie Chamberlain oder Mr. Cecil Rhodes', der Chartered oder der de Beer's Company zu suchen; große und nicht unberechtigte Ziele der englischen Regierung, geschweige denn der imperialistischen Partei, genügen vollständig, die Vorgänge in Südafrika während der letzten Jahre und noch mehr während der letzten Monate zu erklären. Die Behauptung Indiens ist eine Lebensfrage für England, und von den drei Wegen, die nach dort führen, durch den Suezcanal, über Canada und um das Cap, kann England mit Sicherheit nur auf die Offenhaltung des letzteren zählen; die beiden andern können ihm in jedem Augenblick verlegt werden. Es ist daher eine absolute Nothwendigkeit für England, sich die wichtigste Position an diesem Wege, die des Caps der guten Hoffnung, zu sichern und seine Vorkehrungen dagegen zu treffen, daß eine in dessen Rücken gelegene feindliche Macht, wie die Boeren-Republiken dies sein könnten, ihm in einem gegebenen Augenblick den Besitz derselben nicht streitig zu machen im Stande sei. Wenn von englischer publicistischer Seite behauptet wird, daß das Aufziehen der englischen Flagge am Cap im Jahre 1620, lange bevor die Holländer sich desselben bemächtigten, und die Entdeckungsreisen in Südafrika England ein präscriptives Recht auf den Besitz desselben gäben, so sind das Spiegelfechtereien, die so wenig zu Englands Ehre ausfallen, wie die Annexion der Diamantminen von Kimberley auf Grund eines im Jahre 1871 mit einem eingeborenen Häuptling, Waterboer, abgeschlossenen Uebereinkommens: der unbestrittene Besitz der Capcolonie ist eben eine Lebensfrage für England, und dieses hat daher nicht allein das Recht, sondern die Pflicht, alle seine Kräfte für die Behauptung derselben einzusetzen[1]).

Wie sich aus dem Vorstehenden ergibt, ist die Feindschaft der Boeren gegen England erklärlich und ihr Mißtrauen gegen diese Macht berechtigt, während die Lage der Ausländer mit Recht als eine unerträgliche bezeichnet wird und die zwingende Nothwendigkeit für England anerkannt werden muß, an dem Wege um das Cap nach Indien keine feindliche Macht zu dulden. Licht und Schatten erscheinen also ziemlich gleichmäßig vertheilt, damit ist indessen nur eine und nicht die wichtigste Seite der sich augenblicklich in Südafrika abspielenden Krisis berührt worden. Für die Beurtheilung der Frage, ob für die Haltung der Boeren jene innere Berechtigung vorhanden sei, die allein einen dauernden Erfolg in Aussicht stellen kann, müssen andere als nur ethische und politische Gründe herangezogen werden. Denjenigen, die den Gang der Geschichte mit offenen Augen verfolgen, wird kein Zweifel darüber bestehen, daß Darwin's: Lehre von dem Ueberleben der höheren Rassen im Kampf um das

[1]) Vergl. Wachs, Major a. D., Die Etappenstraße von England nach Indien um das Cap. Abdruck aus der „Maritimen Rundschau".

Dasein wie auf die Thierwelt, so auf den Menschen Anwendung findet und zwar nicht nur auf Individuen und Familien, sondern auch auf größere Gruppen, wie Nationen, Rassen und Civilisationen. Ueberall, wo höhere und darum lebensfähigere Rassen bisher mit niedrigeren zusammengetroffen sind, unterlagen und verschwanden die letzteren; die Boeren selbst haben ihre Herrschaft auf den Gebieten errichtet, die sie erst eingebornen afrikanischen Rassen abgenommen hatten, es ist also im historisch philosophischen Sinne nicht als ein Unrecht, sondern nur als ein Fortschritt in der weiteren Entwickelung anzusehen, wenn eine andere höher stehende Civilisation ihnen Gleiches mit Gleichem vergilt.

Nun wird sich trotz aller Anerkennung, die man für die persönliche Tapferkeit der Boeren und ihr tiefes religiöses Gefühl wie für die hervorragenden Eigenschaften einzelner ihrer Stammgenossen haben mag, nicht in Abrede stellen lassen, daß wir es bei ihnen nach Bildung, Auffassung und Urtheilsfähigkeit mit einem Ueberbleibsel vergangener Zeiten, mit einem Anachronismus zu thun haben, denen bei der Berührung der höheren englischen, d. h. europäischen Civilisation nur die Wahl zwischen der Annahme derselben oder dem Untergange bleiben wird. Kein Hirtenvolk, und die Boeren sind in der Mehrzahl und in ihren besten Elementen ein solches, kann, sobald ihm der Raum zum Ausweichen fehlt, dem Andringen einer räumlich geschlosseneren Form der Kultur, wie Ackerbau und Industrie sie bieten, widerstehen; der Kampf, den die Boeren heute gegen England führen, muß daher, ungeachtet aller Sympathien, die ihr tapferer Widerstand uns und Andern einflößt, als ein auf die Dauer aussichtsloser bezeichnet werden. Selbst ein vollständiger Sieg der Boeren und ein ebenso vollständiger Rückzug der englischen Armee und Politik, kann die schließliche Katastrophe, die die Boeren bedroht, nur hinausschieben, nicht verhindern. Die immer zunehmende Infiltration fremder Elemente, ihrer Anschauungen, Bedürfnisse und Sprache, wird allein genügen, in absehbarer Zeit das Ergebniß herbeizuführen, das England mit Waffengewalt zu erreichen nicht im Stande gewesen sein würde. Diese Seite der Frage übersehen zu haben, ist die ethische Schuld, die England und die Boeren gleichmäßig trifft, und von der auch die öffentliche Meinung in Deutschland weder für die Vergangenheit noch für die Gegenwart freizusprechen ist. Durch ihre Kundgebungen nach dem Jameson'schen Einfall und die bei der Gelegenheit gegen England gerichteten heftigen Angriffe hat sie, weit entfernt, Transvaal zu nützen, es der englischen Regierung ermöglicht, die Aufmerksamkeit im eigenen Lande von den unverantwortlichen Vorgängen in Südafrika ab auf den ihr anscheinend plötzlich entstandenen Gegner in Europa zu lenken und dadurch einerseits die wirkliche Sachlage zu verdunkeln und andererseits den britischen Chauvinismus zu Gunsten der großen Forderungen für die Flotte mobil zu machen. Es kann ebensowenig in Abrede gestellt werden, daß die damals in weiten Kreisen in England verbreitete, theils ehrliche, theils künstlich hervorgerufene Ueberzeugung von der Möglichkeit einer Einmischung Deutschlands in die südafrikanischen Verhältnisse einen sehr wesentlichen Einfluß, wenn auch vielleicht nicht auf die weiteren Entschließungen der britischen

Regierung, so doch auf die Aufnahme ausgeübt hat, welche dieselben im englischen Volk gefunden haben. Auf der andern Seite hat die öffentliche Meinung in Deutschland es unterlassen, den Eindruck, den die Ausbrüche der Entrüstung über den Jameson'schen Flibustierzug in Prätoria etwa gemacht haben konnten, zu einem Druck auf die Boeren im Sinne einer liberalen Entwicklung der Dinge in Transvaal zu benutzen; im Gegentheil ist auch in diesem Falle das praktisch allein Werthvolle und Nützliche im Schwall der Phrasen, gesprochener und geschriebener, untergegangen. Die Begeisterung, die der Ausbruch des Krieges zwischen England und Transvaal auch diesmal wieder hervorrief, die Opposition gegen die Reise des Kaisers nach England und die Absage der Führer der Conservativen an England im Reichstage sind in zu frischer Erinnerung, um einer weiteren Ausführung zu bedürfen; auch diese Kundgebungen haben recht viel Ueberflüssiges und wenig Zeitgemäßes zu Tage gefördert.

Die Abneigung der Conservativen gegen England, die Mutter des Parlamentarismus, des Freihandels und der Goldwährung, fons et origo mali, ist erklärlich, selbst wenn man von den geistigen Beziehungen und anderen Aehnlichkeiten absieht, die sonst zwischen ihnen und den Boeren bestehen mögen;[1]) weniger verständlich dagegen sind die Sympathien weiter Kreise von Colonialfreunden für die Boeren. Während man sich für die Auftheilung China's — nebenbei bemerkt ein nicht ernsthaft zu nehmender Gedanke — begeistert, weil dieses Land sich den Forderungen, die Handel und Industrie an es richten, in seinem eigenen schlecht verstandenen Interesse widersetzt, schwärmt man für die Boeren, die genau dasselbe thun und die die Ausländer und die in deren Begleitung gekommene Industrie vielfach schlechter behandelt haben, als dies Seitens der Chinesen geschehen ist. Vielleicht liegt auch hier die Erklärung in der historisch ja nicht unberechtigten Abneigung gegen England und dessen Wege. In der That sind die Selbstsucht seiner Ziele und die Rücksichtslosigkeit der zur Erreichung derselben angewendeten Mittel durchaus dazu angethan, selbst stärkere Gemüther unangenehm zu berühren und abzustoßen; aber wir dürfen dem gegenüber nicht aus den Augen verlieren, welche Verdienste England sich um die Eröffnung und Civilisirung eines großen Theils der Erde erworben hat. Wir brauchen uns nur vorzustellen, wie es auf derselben aussehen würde, wenn Englands Rolle in der Weltgeschichte Portugal oder Spanien zugefallen wäre, oder wie es um unsern Handel und unsere Industrie stände, wenn eine andre

[1]) Mr. Edmond Demolins, der bekannte Verfasser von „A quoi tient la supériorité des Anglo-saxons" hat in der „Revue sociale" mehrere, auch als Broschüre erschienene Artikel über die Krisis in Südafrika unter dem Titel „Boers et Anglais, où est le droit?" (Paris, Firmin-Didot, 1899) veröffentlicht, in denen er von den Conservativen behauptet, sie seien dahin gelangt, dem schlecht verstandenen Privatinteresse das öffentliche Interesse zu opfern. Ebenso wie die großen Latifundien Italien, Polen, Schottland, Spanien und andere ruinirt hätten, sei dies nun auch mit den Buren der Fall, die mehr Eifer gezeigt hätten, sich ungeheuerer Landstrecken zu bemächtigen, als sie zu bebauen. Sie hätten so das Gesetz des Eigenthums verletzt und dasselbe wende sich nunmehr gegen sie, wie es sich gegen alle großen, nicht ackerbautreibenden Grundbesitzer gewendet habe. „Wenn dieses Gesetz nicht rücksichtslos gewaltet hätte, würde die Oberfläche des Bodens heute von Wald- und Wiesenflächen eingenommen sein, und die Menschheit würde aus Mangel an Subsistenzmitteln aufgehört haben zu existiren."

Macht als England sich im Besitz Indiens und der englischen Colonien befände. Den Heißspornen unserer Alldeutschen Partei ist auch die Erwägung der Frage zu empfehlen, welchen Einfluß ein vollständiger Rückgang Englands — und als ein solcher müßte das Unterliegen desselben in dem Kampfe gegen die Boerenrepubliken angesehen werden — auf Frankreichs und Rußlands Beziehungen zu Deutschland haben könnte. Die Frage aufstellen, heißt sie beantworten, und was immer unsere Ansichten über die Beweggründe der englischen Politik und die Mittel und Wege sein mögen, die zur Durchführung derselben in Anwendung gebracht worden sind: wir dürfen uns nicht verhehlen, daß eine Niederlage Englands eine Thatsache wäre, die, weit entfernt, die Sache der Civilisation zu fördern, dieselbe vielmehr ernsthaft schädigen würde. Wenn unsere Sympathien daher auch auf Seiten der in falscher Auffassung der unvermeidlichen geschichtlichen Entwicklung einen Verzweiflungskampf um ihre Selbständigkeit kämpfenden Boeren sein mögen, so schließt das nicht aus, daß ein endgültiger Erfolg derselben uns mit viel größeren Besorgnissen für die Zukunft erfüllen müßte, als ein theuer erkaufter Sieg der Engländer. Der für einen solchen bezahlte Preis wird den imperialistischen Tendenzen rücksichtsloser Staatsmänner einen Hemmschuh anlegen, der auf lange hinaus genügen dürfte, das Tempo der britischen Politik zu einem so langsamen zu machen, daß Gefahren für die Ruhe der Welt von ihr nicht zu erwarten sein würden.

Um auch der militärischen Lage in Südafrika Erwähnung zu thun, so scheint es, als ob es den Boeren an der Kraft zur Offensive mangelte, ohne die selbst die beste Defensive schließlich zum Unterliegen verurtheilt bleiben muß, und als ob die Engländer weder von den großen Kriegen, die innerhalb des letzten halben Jahrhunderts auf dem Continent geführt worden sind, noch von ihren eigenen früheren Kämpfen in Südafrika etwas gelernt hätten und ihre ganze Kriegskunst in einem den modernen Schießwaffen gegenüber wenig empfehlenswerthen Draufgehen bestände. Südafrika hat in England den Ruf, das Grab des Ruhms, „the grave of reputations", für Diplomaten und Soldaten zu sein. Wir wollen den alten Lorbeern Lord Roberts' und den jungen Lord Kitchener's wünschen, daß die heiße Sonne eines Capsommers sie nicht zum Welken bringen möge.

Den Ausgang des Kampfes vorauszusagen, scheint unmöglich, wenngleich die numerische Ueberlegenheit der weißen Bevölkerung Englands und seiner Colonien einen britischen Sieg auch jetzt noch wahrscheinlich erscheinen läßt. Im Interesse der Menschlichkeit aber würde es liegen, wenn nach den ersten militärischen Erfolgen Englands eine unparteiische und der Frage fernstehende Macht, wie die Vereinigten Staaten dies sein würden, ihre Vermittlung anböte, um auf der Basis der Erhaltung der Unabhängigkeit der Boerenrepubliken und der Ertheilung genügender Rechte an die Ausländer-Bevölkerung in Transvaal einem Kriege ein Ende zu machen, der weder dem ausgehenden noch dem beginnenden Jahrhundert zur Ehre gereicht, da er leicht, und ohne die vitalen Interessen einer der betheiligten Mächte zu verletzen, hätte vermieden werden können.

Weimar, Anfang Januar 1900.

Jugenderinnerungen.

Von

Paul Heyse.

[Nachdruck untersagt.]

II. König Max und das alte München.

(Schluß.)

In der Pfalz.

Das Erste, was mir nach der Rückkehr in die Stadt zu thun oblag, war, meine Ansichten über den neuen Baustil, die ich dem König mündlich vorgetragen hatte, im Zusammenhang aufzuschreiben und den Aufsatz ins Cabinet zu senden.

Während der langen Spazierfahrten nach dem Diner hatte der König auch dies Thema wiederholt aufs Tapet gebracht. Ich war ein wenig gerüstet, mich sachverständig zu äußern. In der Berliner Akademie hatte ich Böttiger's Vorträge über die Tektonik der Griechen und Kugler's Vorlesungen gehört und dann in Bonn unter den verschiedenen Anläufen zu einem wissenschaftlichen Studium auch die Geschichte der Baukunst ein halbes Jahr lang ernstlich in Angriff genommen.

So konnte ich dem Könige Manches sagen, was ihm neu war, vor Allem ihn über den Begriff des Stiles selbst aufklären, über den er nie tiefer nachgedacht hatte. Daß es stilwidrig sei, eine Façade äußerlich vor ein Gebäude zu legen, dessen innere Eintheilung den äußeren Formen nicht entsprach, daß der Stil sich von innen heraus entwickeln und der Ausdruck der organischen Gliederung sein müsse, hörte er zum ersten Mal. Er hatte kein Arg dabei gehabt, zu sehen, daß hohe breite Kirchenfenster vertical aufstrebend die Geschosse des Regierungsgebäudes in der Maximiliansstraße durchschnitten, eine decorative Täuschung, die durch armselige kleine Mittel maskirt werden mußte. Nun sträubte sich sein Wahrheitssinn auch gegen diese Erschleichung eines bloß äußerlichen Effects, der allerdings „neu" war, aber für einen neuen „Stil" nicht gelten konnte.

Nach seiner bedächtigen Art hatte der König diesen Fragen weiter nachgesonnen und wünschte sich noch gründlicher darüber aufzuklären. Als er daher zu einer Traubencur in die Pfalz aufbrach — vorher hatte noch am 8. October das obenerwähnte festliche Symposion der Historiker stattgefunden —, mußte ich ihn wiederum begleiten.

Die Königin blieb in München zurück. Das Gefolge des Königs bestand nur in von der Tann, General von Spruner, Baron Leonrod und Baron Wendland, den der König auf der Universität kennen gelernt und seitdem zu allerlei hohen Stellungen befördert hatte, zuletzt zum Gesandten in Paris. Außerdem waren im Gefolge die beiden Cabinetssecretäre Staatsrath Pfistermeister und Herr von Leinfelder, sehr gebildete, liebenswürdige Herren, die vom Könige mit Arbeit überlastet wurden, ohne sonderlichen Dank dafür zu ernten. Selbst Pfistermeister wurde nur als Beamter behandelt und auch in ländlichen Umgebungen, wo die höfische Etikette nicht streng regierte, nie zur Tafel gezogen, eine Ehre, die manchem Bezirkshauptmann und Forstmeister von weit geringerer Bildung zu Theil wurde.

In Dürkheim war ein Haus gemiethet worden, wo die königliche Hofhaltung ein ziemlich beschränktes Unterkommen fand. Es war ein herrlicher Herbst, die schöne Pfalz zeigte sich im besten Licht, ihre Bewohner legten ihre Freude, den Monarchen in ihrer Mitte zu haben, in der verschiedensten Weise an den Tag, und wenn die Traubencur in den Vormittagsstunden absolvirt war, wurde täglich eine andere Spazierfahrt gemacht, die Huldigung eines anderen Städtchens entgegengenommen und ein anderer von den edlen Weinen dieser glücklichen Provinz als Ehrentrunk genossen.

Nur selten kam es vor, daß man die Pferde bestieg, zu meiner stillen Beruhigung. Ein Abenteuer bei einer Landpartie in Berchtesgaden hatte mich über den Unterschied zwischen einem Norweger und einem der anderen Reitpferde aus dem königlichen Marstall gründlich belehrt. Man wollte sich durch die Ramsau nach dem Hintersee begeben, die Damen im Wagen, die Herren zu Pferde. Auch ich hatte ein schönes junges Thier bestiegen, obwohl ich nie reiten gelernt hatte. Aber das vertrauliche Verhältniß, in dem ich so lange mit meinem sanften „Odin" gestanden, hatte mich sicher gemacht. Bald freilich merkte mein Gaul, daß er einen blutjungen Anfänger auf dem Rücken trug, der keine Ahnung hatte, wie man schulgerecht in den Bügeln sitzen und die Zügel führen muß. Ein mitleidiger Stallmeister, der sah, welch einen Reiter von der traurigen Gestalt er vor sich hatte, gab mir ein paar sachkundige Winke, die aber nur halfen, so lange die Gesellschaft im Schritt blieb. Sobald der König einen leichten Trab anschlug, wurde meine Lage bedenklich. Der Stallmeister rieth mir, zurückzubleiben und langsam im Schritt weiter zu reiten, was meinem feurigen Thier wenig behagte. Es spitzte die Ohren, courbettirte nervös, und da es die Kameraden weit voraussah, wurde es immer ungeduldiger. Ich lenkte es eben an den Rand der breiten, schattigen Chaussee, da ich sah, daß daneben das Gras höher und weicher war als an der anderen Seite, auf die sich unsanfter fallen ließ. Nun aber hörte ich den Wagen mit der Königin und den Hofdamen hinter mir heranrollen, und in dem Augenblick, wo er

mich erreichte, stieg mein Gaul kerzengerade in die Höhe, wie um der Majestät die Honneurs zu machen. Ich hielt mich kaltblütig genug in den Bügeln und zog ehrerbietig den Hut. Als aber der Wagen vorüber war und andere mit der Dienerschaft folgten, hielt ich es denn doch für weiser, abzusteigen und mein Pferd einem der Lakaien zu überlassen.

Am Abend erzählte mir die Gräfin Fugger, auf ihre Bemerkung, ich scheine ein ganz flotter Reiter zu sein, habe die Königin, die ein scharfes Auge hatte, lächelnd erwidert: Mein elegantes Salutiren sei ihr sehr unfreiwillig vorgekommen.

In der Erinnerung an diesen Vorfall hatte man mir in der Pfalz einen hochbetagten Schimmel ausgesucht, der an Sanftmuth und Rücksicht auf einen Dichter, dessen ritterliche Erziehung vernachlässigt worden war, Gellert's berühmtem Pferde nichts nachgab. Nur einmal wurde auch dieser zuverlässige Freund aus seinem Gleichmuth aufgeschreckt, als wir in Edenkoben einzogen und Böller, Musik und Glockenläuten uns tumultuarisch empfingen. Es glückte mir jedoch, vor der tausendäugigen Menge es zu verbergen, daß ich die Bewahrung meines Gleichgewichts einem verstohlenen Festhalten am Sattelknopf verdankte.

Lange Spaziergänge mit von der Tann, der damals am Halse litt und seine Sorge äußerte, durch dieses Uebel vielleicht in Zukunft am Commandiren im Felde verhindert zu werden, weitere Ausflüge nach Speier, Worms und sogar bis Heidelberg ließen mich in diesen vier Wochen die schöne Pfalz nach allen Richtungen kennen lernen. Die architektonischen Gespräche gingen nebenher, Abends nach dem Souper hatte ich vorzulesen und war oft in Verlegenheit, etwas Passendes zu finden. Ich entsinne mich nur des „Letzten Savelli" von Rumohr, Hofmann's „Fräulein von Scudery", Goethe's „Neuer Melusine" und dieser und jener eigenen Novelle. Am Tage hatte ich allerlei Arbeit für den König, der mich beauftragte, ein Rundschreiben an die bedeutendsten deutschen Architekten zu verfassen, um sie zu einer Aeußerung über die Möglichkeit eines neuen Baustils aufzufordern.

Umsonst hatte ich dagegen eingewendet, daß ein Künstler, je talentvoller er sei, desto ausschließlicher zu *schaffen*, nicht theoretisch über die *Möglichkeit, zu schaffen*, nachzudenken pflege, am wenigsten aber der Mann dazu sei, was er etwa an ästhetischen Ueberzeugungen in sich trage, klar und ausführlich auszusprechen. Die wenigen Großen, die auch das gekonnt, bestätigten eben nur als seltene Ausnahmen die Regel.

Der König aber ließ sich nicht irre machen in seiner Meinung, hier erst aus der rechten Quelle zu schöpfen. Das Rundschreiben wurde vervielfältigt und verschickt. Was es für einen Erfolg hatte, ist mir nicht erinnerlich, nur daß eine Menge Gutachten einliefen, die mir nicht mehr mitgetheilt wurden. Dagegen mußte ich noch die Concurrenzentwürfe zum Bau des Maximilianeums, die in großen Mappen eigens zu diesem Zweck aus München verschrieben worden waren, sorgfältig studiren. Ich lernte daraus nichts Neues, nur daß die Aussicht auf die königliche Gunst und große Aufträge selbst gewissenhafte Künstler zu abenteuerlichen Phantastereien zu verführen vermocht hatten.

Als ich dem Könige einen mündlichen Vortrag darüber hielt, konnte ich die Zweifel, die ich ihm erregt, ob wirklich der Plan des Vicomte de Vaublanc, eines Herrn an seinem Hofe, der in Architektur dilettirte und alle Mitbewerber besiegt hatte, den Vorzug verdient hätte, nur damit beschwichtigen, daß der auserlesen günstige Platz, auf dem das wunderliche Gebäude errichtet war, selbst einem noch geringeren Werk einen gewissen Effect gesichert haben würde.

Dies sollte das letzte Mal bleiben, daß ich über die bis zur Erschöpfung discutirte Frage dem Könige Rede stand. Ich war trotz des behaglichsten, abwechslungsreichsten Lebens mit der Zeit in eine Melancholie verfallen, die durch influenzaartige körperliche Zustände gesteigert wurde. Ich hörte auf zu essen und zu schlafen; ich wußte, daß meine Frau, die ein Kind erwartete, mich schwer entbehrte, während ich hier, nachdem die baulichen Interessen bei dem Könige in den Hintergrund getreten waren, mir sehr überflüssig vorkam. Der zweite Leibarzt, Dr. v. Schleiß, stellte die Diagnose meines Leidens auf Nostalgie und befürwortete meine Entlassung in die Heimath, die der König denn auch in Gnaden gewährte. Und wirklich war es vor Allem der psychische Druck, der auf mir gelastet hatte. Kaum hatte ich die Eisenbahn bestiegen, so fühlte ich auf einmal das Leiden von mir weichen und konnte in Mannheim, wo ich eine Stunde Aufenthalt hatte, eine Mahlzeit zu mir nehmen, wie es mir an der königlichen Tafel seit vierzehn Tagen nicht mehr möglich gewesen war.

Wien.

Kaum zu Hause wieder angelangt, verließ mich der letzte Rest jenes Fiebers, das mir die vergangenen Wochen im Blut gesteckt hatte.

So dankbar ich das viele Gute und Schöne dieser Sommer- und Herbstzeit genossen hatte, so werthvoll es mir war, einmal eine Zeitlang ein Stück Welt von „der Menschheit Höhen" herab, aus der Königsperspective betrachtet zu haben, so war dies Leben doch nicht das mir gemäße gewesen, das mich befähigte, etwas zu schaffen, woran ich Freude hatte. Das begann nun wieder, sobald ich mich in der alten Freiheit sah.

Denn durch die völlige Unabhängigkeit, die ich stets genossen hatte, war ich dermaßen verwöhnt, daß ich es auch in den Morgenstunden zu keiner dichterischen Stimmung bringen konnte, wenn ich nicht durchaus Herr meines Tages war, und durch einen fremden Willen mir nur der geringste Zwang auferlegt wurde. Nun kam sofort allerlei zu Stande, was in der höfischen Zeit mich nur „im Traum der Gedanken" beschäftigt hatte. Zunächst ging ich wieder an „Ludwig den Bayer", den ich am 5. Januar in zweiter Schrift zu Ende brachte. Die „Hochzeit am Walchensee" reifte heran, und als Frucht meiner Jagd- und Hochgebirgsstudien entstand die kleine Novelle „Auf der Alm". Daneben las ich mit Schack die „Phönissen" des Euripides (den griechischen Text, der ihm allerdings geläufiger geblieben war als mir), gab meinem ältesten Buben Schreibunterricht, erfreute mich an dem Aufblühen seiner beiden Geschwister und verkehrte in der alten traulich geselligen Weise mit den

Freunden, vor Allem mit Geibel, Sybel, Windscheid, Grosse, Adolf Wildbrandt und dem trefflichen Melchior Meyr. Die Krokodile standen im Flor. Auch die Symposien begannen wieder, da der König noch vor Ende November nach München zurückgekehrt war, und am 3. Januar wurde Geibels „Brunhild" zum ersten Mal aufgeführt und mit großem Beifall aufgenommen.

Zwischen all diesem Treiben beschäftigte mich die Sorge für meine „Grafen von der Esche", die Laube schon Anfangs November angenommen hatte, und die allerlei Nacharbeit nöthig machten. Am 11. Januar kam es zur Erstaufführung im Burgtheater. Die ersten vier Acte fanden „lebhaften Beifall", der letzte „eine getheilte Aufnahme". Ich entschloß mich aber erst am 20. Februar, nach Wien zu reisen und mit eigenen Augen mich zu überzeugen, was ich von dem Stück und seiner Bühnenwirkung zu halten hätte.

Das Wiener Burgtheater stand damals auf der Höhe seines Ruhms und galt unbestritten für die vornehmste unter allen deutschen Bühnen. Der alte königliche Heldenspieler Anschütz stand noch in voller Kraft, neben ihm der geniale, unvergleichlich feine Fichtner und der reichbegabte Laroche, Sonnenthal im vollen Glanz seines jugendlichen Talents, Josef Wagner, der wenigstens in Wien in hohem Ansehen stand, daneben die noch jüngeren großen Talente Baumeister und Lewinsky, die Komiker Beckmann und Meixner, das Gabillon'sche Ehepaar und von Künstlerinnen, außer meiner hochverehrten und sehr geliebten Julie Rettich, Frau Hebbel, Frau Haizinger mit ihrer reizenden Tochter Louise Neumann und die damals vor Allen gefeierte Friederike Goßmann, geringerer Kräfte zu geschweigen, die an anderen Bühnen ebenfalls an erster Stelle geglänzt haben würden. In der That eine Künstlergesellschaft, wie sie auch in Wien weder vor- noch nachher sich zusammengefunden hat.

Und neben den glänzenden Darstellern die Dichter, die ihnen dankbare Aufgaben boten. Es war die literarische Blüthezeit Wiens. Zwar hatte sich der Altmeister Grillparzer seit Jahren grollend zurückgezogen, aber Laube bemühte sich, ihn mit dem Publicum wieder auszusöhnen, das ihn durch die kalte Aufnahme seines Lustspiels „Weh dem, der lügt" unheilbar verwundet hatte. Desto mehr im Sonnenschein der Gunst stand Halm, den Grillparzer nicht als Ebenbürtigen schätzte. Wie er von Hebbel dachte, der seit Jahren in Wien seinen Wohnsitz aufgeschlagen, ist mir nicht bekannt. Bauernfeld jedoch ließ er gelten, und Josef Weilen hatte sich eine Art Schülerstellung bei ihm erobert. Laube selbst versah die Bühne mit Stücken, die trotz einer gewissen Trockenheit eine starke Lebenskraft bewiesen. Auch Mosenthal sei hier erwähnt, wenn er auch nicht hielt, was seine „Deborah" versprochen hatte. In der Posse war Nestroy noch immer thätig. Daneben lebte noch von bedeutenderen Lyrikern Zedlitz, und die talentvolle Betty Paoli genoß in der Wiener Gesellschaft einer großen Beliebtheit. Man wird begreifen, daß ich dem, was in Wien meiner wartete, mit großer Spannung entgegensah.

Seit Anbeginn meiner dramaturgischen Laufbahn hat Laube mir das redlichste Wohlwollen bewiesen und bis an sein Ende, auch nachdem er die Burg

verlassen und das Stadttheater übernommen hatte, Alles, was ich ihm brachte, mit warmem Antheil aufgenommen. Nach seinem Tode, sowohl unter Dingelstedt wie dessen sämmtlichen Nachfolgern, habe ich mich eines gleichen Entgegenkommens nicht mehr zu erfreuen gehabt. Um so pietätvoller bewahre ich das Andenken an den klugen, energischen, bis zur Schroffheit aufrichtigen Mann, der mich bei meinen ersten, noch vielfach tastenden Schritten mit seinem erfahrenen Rathe förderte und durch seinen knappen, sachlichen Beifall ermuthigte.

Ich konnte nicht immer seiner Meinung sein, sofern es das höhere dichterische Interesse betraf. Aber ich mußte ihm zugestehen, daß er stets Recht hatte in Bezug auf sein Publicum, das er aus dem Grunde kannte. Und wie sicher er es verstand, auf den Proben die möglichst scharfe theatralische Wirkung herauszuarbeiten, mußte Jeder bezeugen, der ihn einmal am Werk gesehen.

Meine Eschengrafen hielt er gewiß so wenig wie ich selbst für ein Meisterstück. Es waren neben den einfachen, kräftigen Scenen von volksthümlicher Frische außer einer mühsam aufgebauten Vorgeschichte intriguenhafte Partien darin, die auf der Bühne erkältend wirken mußten. So ging in einem einzigen Act ein vermeintlicher Liebestrank, der ein Gift war, allerdings in geschickter Motivirung durch nicht weniger als vier Hände, bis er seine Schuldigkeit that und den jungen Helden in den Verdacht des beabsichtigten Vatermordes brachte. Aber eine warme poetische Blutwelle strömte durch das Stück, und das Thema: Die Versöhnung eines alten Ehepaares, das eine bösliche Verleumdung Jahre lang geschieden hatte, durch den eigenen Sohn, konnte einer tiefen Theilnahme des Publicums sicher sein[1]).

Sie blieb auch nicht aus, wovon ich mich am 22. Februar bei der vierten Wiederholung überzeugen konnte. „Die Eschen hielten sich ganz wacker," verzeichnet mein Tagebuch. Daß sie es dennoch nicht zu einem dauernden Erfolg brachten, lag außer der schon erwähnten Verzwicktheit und Künstlichkeit mancher Motive nicht zum wenigsten an der nur theilweise glücklichen Besetzung.

Wahrhaft enttäuscht war ich vor Allem durch Josef Wagner, der die innerliche Wucht meines älteren Eschengrafen nicht von fern zur Anschauung brachte, während doch die Hälfte der Aufgabe auf seinen Schultern ruhte. Ein weichlicher Declamator, wo ich einen tiefverdüsterten, schwerblütigen, jäh aufwallenden Starrkopf gezeichnet hatte. Nicht minder ungenügend war die Goßmann, die aus dem einfachen, rührend hingebungsvollen Bürgerkind eine sentimentale Kokette machte, und der junge Lewinsky, um nicht in die Manier des Theaterbösewichts zu verfallen, hielt sich so trocken zurück, daß seine scharf charakteristische Rolle keinen Eindruck zu machen vermochte.

Daß das Stück dennoch sich „so wacker hielt", verdankte ich vor Allem dem glänzenden, tief ergreifenden Spiel meiner Freundin Julie Rettich, die

[1]) Zu Grunde lag die alte Sage von Dietleib und ein französischer Reisebericht über den Sohn des Markgrafen Gaston Phébus von Béarn in der Beilage zur Augsburger „Allgemeinen Zeitung" vom 28. Juni 1857.

mir, so lange ich den Stoff in mir getragen, stets als die einzige congeniale Darstellerin der alten Gräfin vor Augen gestanden hatte. (Laube, der bekanntlich auch sonst mit seinen Besetzungen gern experimentirte, hatte nur widerstrebend eingewilligt, die Rolle ihr und nicht der Hebbel zu geben.)

An dieser Stelle drängt es mich, auszusprechen, daß ich die höchsten dramatischen Eindrücke, neben und über der Rachel und der Janauschek, dieser einzigen Künstlerin verdankt habe. Sie war auch als Frau die bedeutendste weibliche Erscheinung, die mir je begegnet ist, von einem angeborenen Adel des Geistes und Herzens, einer leidenschaftlichen Güte und schlichten Helle des Gemüths, einem aufopferungsfreudigen Freundschaftssinn und einer verständnißvollen Duldung für alles Menschliche, selbst wenn es ihrer eigenen Natur fremd war, wie es auf dieser unvollkommenen Erde selten zu finden ist. Dazu kam, daß sie eine der sehr Wenigen ihres Berufes war, die das Theater nicht in ihr bürgerliches Leben mit hinübernehmen. So sehr sie für ihre Kunst begeistert war, so vollständig fiel aller Theaterflitter von ihr, so bald sie sich abgeschminkt hatte, und die echten Züge der Gattin, Mutter, Großmutter und Freundin traten auf ihrem großgebildeten, geistvollen Gesicht zu Tage.

Sie war mit einem vortrefflichen Manne verheirathet, der als Schauspieler weit unter ihr stand und lebenslang unter dem Wahne litt, daß sein Talent verkannt werde. Eine einzige Tochter hatte diesen unglücklichen Mangel an Selbsterkenntniß vom Vater geerbt und bei ihrer Verheirathung mit dem Impresario Merelli es sich ausbedungen, als Sängerin auf italienischen Bühnen auftreten zu dürfen, wo sie nirgend Erfolg hatte. Den geheimen Kummer über diese kaltherzige Tochter, die der Mutter so wenig ähnlich sah, vergüteten meiner Freundin zwei liebliche Enkelkinder, deren Erziehung die herumreisende Mutter nur allzu willig der edlen Frau überlassen hatte. So fand ich sie, als ich nach Wien kam; außerdem umgaben sie noch einige Hausfreunde, die gleich dem Manne meine Freundin auf Händen trugen, ein alter, bescheidener Hausonkel, Pabsch, die leidenschaftlich getreue Freundin Julie Schlesinger und der „Adoptivsohn" Faust Pachler; vor Allen aber der Freiherr Eligius von Münch-Bellinghausen, der Dichter des „Sohns der Wildniß" und des „Fechters von Ravenna", Friedrich Halm.

Schon im Juli des Jahres 1854 hatte ich die große Künstlerin in München bei Gelegenheit des Gesammtgastspiels kennen gelernt. Ihre Gräfin Orsina, Königin Elisabeth, Sittah, Dame in Trauer in „Minna von Barnhelm", Isabella in der „Braut von Messina" hatten mich entzückt. Nie zuvor war mir auf der Bühne eine solche Durchdringung des hohen Stils mit vollem Lebensgefühl und reicher Charakterisirung begegnet, und daß die geniale Frau es nicht bedurfte, vom Kothurn getragen zu werden, um alle Mitspieler zu überragen, sah ich zehn Jahre später bei ihrem Gastspiel in Berlin, wo sie in Octave Feuillet's kleinem Stück „Le village" die schlichte gute Frau so ergreifend spielte, daß ich mich der Thränen nicht erwehren konnte.

Damals, in meinem ersten Münchener Jahr, hatte ich sie auch persönlich kennen und lieben gelernt und ihr meinen „Meleager" gewidmet. Sie besuchte uns mit ihrem Gatten und Baron Münch einige Jahre darauf wieder, wo

dann unsere Freundschaft sich vollends befestigte. Auch mit Halm kam ich in ein freundliches Verhältniß und fand ihn „edel, hülfreich und gut", stets bemüht, jüngeren Talenten mit seinem erfahrenen Rath unter die Arme zu greifen. Sein klares Urtheil kam auch mir bei meinen dramatischen Entwürfen vielfach zu statten. Denn er war ein Meister in der Compositionstechnik, im dramaturgischen Contrapunkt, und verstand es mit virtuoser Sicherheit, jeden Stoff sofort auf seine entscheidenden Grundmotive anzusehen und ihn danach organisch zu gliedern. Hätte er das Knochengerüst ebenso glücklich mit Fleisch und Blut zu bekleiden vermocht, so wäre er der Größten einer geworden.

Hier aber versagte ihm die Natur. Statt des unmittelbaren Ausdrucks der Leidenschaft stand ihm nur eine conventionelle glatte Rhetorik zu Gebote, und wo man den naiven Naturlaut erwartete, brachte er es nicht über eine süßliche Lyrik und jenes theatralische Getändel, das wir mit dem Namen „Wienereien" bezeichneten. („Zwei Seelen und ein Gedanke" — im „Sohn der Wildniß"!)

Er hatte aber, da die spätere Julie Rettich als Julie Gley von Hamburg nach Wien gekommen war, ihr aufs Wärmste gehuldigt und Rollen geschrieben, in denen sie das Wiener Publicum begeistern konnte. Die persönliche Freundschaft, die unerschütterlich durch die langen Jahre fortbestand, kam hinzu, um das Urtheil der Schauspielerin über ihren Dichter befangen zu machen. So feinsinnig und hellsichtig in allem Dichterischen, nicht bloß in Bezug auf den Theatereffect, die seltene Frau war, hier bornirte ihr Herz ihren Verstand. Die einzigen Stunden, in denen ich ihren Unwillen erregte, waren die zum Glück nicht häufigen, in denen sie mich aufforderte, über ein neues Drama Halm's mich auszusprechen, wo ich dann trotz der behutsamsten Form an die Schranke stieß, die durch das weibliche Gefühl gezogen und durch kein ästhetisches Raisonnement einzureißen war.

Wie sehr es mich beglückte, meine so schwärmerisch verehrte Freundin in einem meiner Stücke auftreten zu sehen, brauche ich nicht zu schildern. Auch sonst aber waren diese acht Tage in Wien eine wahre Festzeit für mich.

Ich hatte es stets als einen Vortheil meiner Münchener Existenz empfunden, daß sich dort außer ein paar nahen Freunden Niemand um mich bekümmerte. Es gab keine „Salons", keine „Gesellschaft", die einen Ehrgeiz darein setzte, bedeutende Persönlichkeiten, sogar so erlauchte wie einen Justus Liebig, zu sich heranzuziehen, bloß um mit ihnen äußerlich zu prunken. Ein inneres Interesse schien noch weniger zu bestehen. Es kam nie vor, daß mir am dritten Ort über irgend eine meiner Arbeiten ein Wort gesagt wurde, und eine öffentliche literarische Kritik gab es, wie schon erwähnt, in der Münchener Frühzeit nicht. Man konnte im übrigen Deutschland berühmt werden, ohne daß die Stadtgenossen etwas davon erfuhren.

Dieser Mangel an aller persönlichen Verhätschelung war aber eine heilsame Disciplin für den Charakter eines jungen Poeten, dem es um Eitelkeitserfolge nicht zu thun war. An ehrlicher Kritik ließen es die Freunde nicht fehlen, so wenig wie in Stunden des Zweifels und der Selbstunterschätzung an Aufmunterung und frischem Wind unter die Flügel. Gedruckte Recensionen

hatte ich mir von Anfang an so viel als möglich fernzuhalten gesucht, da ich selbst die Schwächen einer jeden fertigen Arbeit nur allzu genau erkannte und übrigens wußte, daß es vergebene Mühe sein würde, meiner Länge eine Elle zusetzen zu wollen.

Nun überraschte es mich wahrhaft, von der liebenswürdigen Wiener Gesellschaft als ein junger Poet begrüßt zu werden, mit dem man sich schon viel beschäftigt und dem man für manche gute Gabe zu danken habe. Dabei hatte man den Tact, mich nicht durch banale Lobsprüche verlegen zu machen, sondern dieses und jenes vorzubringen, womit man nicht einverstanden war, so daß ich mich sogleich zu meiner Rechtfertigung in ein angeregtes Gespräch hineingelockt sah. Dazu die schönen Frauen, die herrliche Umgebung der Stadt, die Kunstschätze des Belvedere und der reichen Privatgalerien und die Abende im Theater, die mir außer den Stunden im Rettich'schen Kreise die größte Freude machten. Nicht vorzugsweise die classischen Dramen, deren Ausstattung hinter der weit künstlerischeren des Münchener Hoftheaters zurückblieb, während ich auch im Spiel bei allem großen Talent der Einzelnen eine gewisse Einheit und Größe des Stils vermißte. Darauf einzuwirken, war eben Laube's Sache nicht. Desto vollkommener erschien mir das Lustspiel und Conversationsstück, von einer Feinheit, Anmuth und Wahrheit, wie ich nichts Aehnliches bisher gesehen hatte. Auf gleicher Höhe in anderem Genre das komische Quartett im Treumanntheater: Nestroy, Grois, Treumann, Knaak. Unsere Lang und Sigl waren gewiß Humoristen ersten Ranges. Aber zu einer so aristophanischen Höhe grotesker Komik, einem solchen Uebermuth und Ueberschwang ausbündiger Lustigkeit, wie dort in Wien, konnten sie es nicht bringen, schon weil die Mitspieler ihnen nicht ebenbürtig waren.

Es würde viele Bogen füllen, wollte ich von jenen acht Tagen ausführlich berichten. Unter den vielen neuen Bekanntschaften, die mein Tagebuch verzeichnet, sei nur zweier erwähnt: Grillparzer's und Hebbel's.

Ueber beide hatte ich im „Literaturblatt zum deutschen Kunstblatt" mich ausgesprochen, über den Nestor der österreichischen Dramatiker, der damals in Norddeutschland so gut wie verschollen war, mit andächtiger Bewunderung. Ich hatte ihn gleichsam neu entdeckt und zum ersten Mal, da die Rettich mir seine sämmtlichen, noch zerstreut erschienenen Dramen geschenkt hatte, mit tiefstem Interesse studirt. Er hatte wohl von meinem Aufsatz Kenntniß genommen und ihn mir gedankt. Nun empfing er mich, da Lewinsky mich zu ihm führte, mit einer Freundlichkeit, die mir das Herz aufgehen ließ. Ich genoß bei dem ehrwürdigen Meister „eine unvergeßliche Stunde", und als ich bei meinem zweiten Besuch mich von ihm verabschiedete und er mich mit väterlicher Güte umarmte, war ich nahe daran, wie er selbst in jungen Jahren einem Größeren gegenüber, von meiner inneren Bewegung mich zu Thränen fortreißen zu lassen.

Anders verlief mein Besuch bei Hebbel. Dessen Gedichte hatte ich respectvoll, aber ohne Verhüllung dessen, was ich für die Grenzen seiner Begabung hielt, besprochen, das Gewaltsame und Grüblerische seines Wesens auch in der Lyrik, die dialektische Marotte hervorgehoben, mit der er allem Einfachen aus

dem Wege ging, und die Unfähigkeit, „Geist und Natur auf ungetrennter Spur" sich verbinden zu lassen. Ich war also nicht auf den freundlichsten Empfang gefaßt, zumal ich darauf bestanden hatte, daß die Rolle meiner Gräfin von der Esche der Rettich zuertheilt werden sollte.

Ich fand aber den merkwürdigen langen blonden Mann zwar etwas einsilbig, aber ohne jede Spur einer Empfindlichkeit gegen den dreisten jungen Collegen. Eine gewisse befangene Höflichkeit auf seiner Seite verschwand bald, und ein interessantes Gespräch kam in Gang, an dem dann auch die Frau theilnahm. Da ich sein großes Talent anerkannte, so problematisch mir auch das Meiste, was er hervorgebracht, erschien — die grandiosen „Nibelungen" waren noch nicht erschienen —, konnte ich ihm einen aufrichtigen guten Willen zeigen, der ihm nach der Vorstellung, die er sich von mir gemacht, sichtlich wohlthat.

Wiener Nachklänge. Meran.

Am 1. März traf ich in München wieder ein, voll von den reichen und glänzenden Eindrücken der eben durchlebten Woche. Ich mußte beim nächsten Symposion auch dem Könige darüber berichten, und auf seine Frage, warum von allen Wiener Dichtern sich keiner an den Münchener dramatischen Wettbewerben betheiligt habe, konnte ich ihm nicht verschweigen, was ich mehrfach gehört hatte, daß das Münchener Theater in Wien nicht im besten Rufe stand, und man gefürchtet hatte, durch unsere Darstellung ein neues Stück nicht vortheilhaft eingeführt zu sehen.

Der König war sehr betroffen und trug mir auf, ihm Vorschläge zur Hebung unserer Bühne und Ausfüllung der Lücken im Personal, die allerdings vorhanden waren, schriftlich vorzulegen. Ich versäumte nicht, dies alsbald zu thun. Meine unmaßgeblichen Winke hatten jedoch keinen praktischen Erfolg; es blieb Alles beim Alten.

Vieles von diesem Alten war sehr gut, und die vorhandenen trefflichen Kräfte hätten nur einer sachkundigeren, energischeren Leitung bedurft, um noch Erfreulicheres zu leisten. Auf den ganz unfähigen alten General war aber ein geschickter Verwaltungsbeamter „interimistisch" gefolgt, der Intendanzrath Schmitt, der alles Künstlerische, dem er sich nicht gewachsen fühlte, den Regisseuren überließ. Mir war er feindlich gesinnt, da er mich im Verdacht hatte, an seine Stelle treten zu wollen.

Auch er also hatte keinen frischeren Zug in unsere Theaterzustände gebracht. So war unter Anderem seit den Mustervorstellungen im Sommer 1854 kein Gast auf der Münchener Bühne erschienen, und es wurde als ein Ereigniß betrachtet, daß die Intendanz im März 1861 Frau Lila Bulyowsky ein Gastspiel gewährte. Da sie in manchen Rollen auftrat, für die wir nur eine fragwürdige Vertreterin hatten, und der Reiz der Neuheit mitwirkte, war es natürlich, daß sie sehr bewundert wurde, und sogar ein leiser slavischer Anklang in ihrer Sprache sich den Ohren einschmeichelte. Ich fand bei meiner Rückkehr aus Wien sogar die nächsten Freunde unter ihrem Zauber, alte Professoren

huldigten der klugen Menschenfischerin mit jugendlichem Feuer, und Geibel besang sie in zärtlichen Versen. Daß ich unter diesen Berauschten der einzig Nüchterne blieb, verdankte ich meinen frischen Eindrücken vom Burgtheater. Ich hatte wieder einmal echte große Schauspielkunst erlebt und war durch kleine Künste nicht zu verführen.

Meine „Grafen von der Esche" legte ich zurück, ohne sie weiter zu versenden, obwohl einige Bühnen danach verlangten. Ich that vielleicht nicht klug daran. Trotz seiner Mängel, über die ich mir klar geworden war, hätte nach dem Wiener Erfolg das Stück dank seinem packenden volksthümlichen Stoff doch wohl seinen Weg gemacht, auch wenn sich, was mich vor Allem zurückhielt, für die Rolle der Mutter nirgend eine Darstellerin fand, die nur von fern an die Rettich heranreichte.

Ich habe aber von jeher vorgezogen, ein Stück lieber gar nicht als unzulänglich aufführen zu sehen, für einen Dramatiker, der die Bühne erobern will, ein bedenklicher Fehler. Da es ihm unter zwanzig oder dreißig deutschen Theatern kaum einmal so gut wird, eine Besetzung zu finden, die ihm ganz genügte, muß er sich bescheiden, Eins ins Andere zu rechnen. Ich habe das nie über mich gewonnen; und diese Empfindlichkeit gegen eine mangelhafte Verkörperung der Gestalten, die ich in mir getragen, hat mit den Jahren mehr und mehr zugenommen, so daß ich immer häufiger selbst großen Theatern die Erlaubniß zur Aufführung eines Stückes verweigerte, für die sie nicht die geeigneten Darsteller hatten. Ich wußte wohl, daß jedes Publicum an seine Schauspieler glaubt und an ihre Schwächen gewöhnt ist. Es widerstrebte mir aber, was ich mit eigensinniger Liebe so und nicht anders gemacht hatte, in entstellender Form ans Licht treten zu lassen, wie ich auch ein Buch mit vielen sinnstörenden Druckfehlern lieber hätte einstampfen lassen, als es zu veröffentlichen.

Dazu kam, daß, sobald ich an einer Arbeit meine Lust gebüßt hatte, eine neue mein leidenschaftliches Interesse in Anspruch nahm und das Schicksal der früheren mich wenig bekümmerte. Von früh an war mein Respect vor der sogenannten „Gottesstimme" des Publicums nur gering gewesen, mein Ehrgeiz vollauf befriedigt, wenn mein eigenes Gewissen und die Freunde, auf deren unbestechliches Urtheil ich vertrauen durfte, mich darüber beruhigt hatten, daß ich das Meinige gethan. Wo dies, wie bei den Eschengrafen, ausblieb, lag mir nichts an dem äußeren Erfolg bei der Menge.

Zunächst wandte ich mich wieder meinem „Ludwig dem Bayern" zu, den mir selbst und zugleich dem Könige und dem Münchener Publicum zu Dank zu machen keine leichte Sache war. Auch fehlte dazu in jenem Frühjahr die reine, glückliche Stimmung. Wir wurden aufgeregt durch Sybel's Berufung nach Bonn. In dem Umstand, daß der König ihn nicht halten wollte, sahen wir mit übermäßiger Sorge den Anfang des Endes. (Das Nähere über diese Wendung von Sybel's Geschick, an der er selbst nicht von jeder Mitschuld frei war, ist in A. Dove's oben erwähntem Aufsatz, „Ausgewählte Schriftchen" S. 125, mitgetheilt.) Uns Allen schien durch die Entlassung dieses Freundes der Boden unter unsern Füßen unsicher geworden, weit mehr als durch die frühere Entfernung von Dönniges, der aus der unmittelbaren Nähe des Königs

in den diplomatischen Dienst verbannt worden war. Am schwersten aber drückte auf mein Gemüth häusliches Unglück, das mir das ganze folgende Jahr verdüstern sollte.

Am 10. April 1861 hatte meine theure Frau ihrem vierten Kinde das Leben gegeben. Zum ersten Mal konnte sie sich von der Erschöpfung des Wochenbetts nicht erholen, und bald stellten sich Symptome eines tieferen Leidens ein, die uns Mitte Juli nöthigten, auf den Rath der Aerzte die frischere Luft von Tegernsee aufzusuchen. Die erhoffte Besserung blieb aus. Wir mußten uns entschließen, Mitte September nach Meran überzusiedeln, und es begann für meine arme Geliebte, die ihre drei jüngeren Kinder unter der Obhut der Großmutter in München hatte zurücklassen müssen, eine Leidenszeit, der selbst die Kraft ihrer tapferen Seele nicht immer gewachsen war. So lange Furcht und Hoffnung wechselten, fast den ganzen Winter hindurch, konnte ich auf einige Stunden des Tages mich zu einer Arbeit sammeln. An „Ludwig den Bayer" wurde die letzte Hand gelegt, zwei „Meraner Novellen" entstanden, die Novelle in Versen „Rafael" wurde für das Münchener Dichterbuch ins Reine gebracht — es gab gute sonnige Stunden, wo man nach einem vom Arzt bestätigten Trugschein der Besserung aufathmete und sich der Freude an dem schönen Fleck Erde und heiteren Zukunftsgedanken hingab. Damals schrieb ich die Novelle „Unheilbar", die Hoffnung meiner Dulderin auf einen glücklichen Ausgang zu stärken. Im März brachte uns die Großmutter die drei Kinder zu dem Aeltesten, der unsere Verbannung bisher allein getheilt hatte, und mein jüngerer Schwager Hans, den auch ein tief tragisches Schicksal elf Jahre später in der Blüthe seiner hoffnungsvollen Jugend dahinraffen sollte, begleitete die kleine Karawane.

Doch nach den ersten frohen Tagen des Wiedersehens wurde die Stimmung rasch wieder tief verschattet, da kein Zweifel mehr blieb, daß an Rettung dieses theuern Lebens nicht zu denken war. Um mich aufrecht zu erhalten, hatte ich eine dritte Meraner Novelle begonnen, „Der Kinder Sünde der Väter Fluch". Ich dachte, durch das erschütternde Sujet die Schrecken meiner eigenen Tage und Nächte überbieten zu können. Mittendrin aber versagte mir die bildende Kraft. Ich konnte mir nur noch hin und wieder durch die halb mechanische Uebersetzermühe am „Giusti" über die Qual der schleichenden Tage hinweg helfen.

In der Nacht des 30. September entschlief meine geliebte Frau. Am 2. October betteten wir sie auf dem protestantischen Friedhof zu ihrer letzten Ruhe. Mit dem Weibe meiner Jugend hatte ich meine eigene Jugend zu Grabe getragen.

Ludwig der Bayer.

Nach der Rückkehr in das verödete Haus währte es längere Monate, bis ich die Verstörung meines Innern so weit überwand, daß ich mich zu einer fruchtbaren dichterischen Thätigkeit aufraffen konnte.

Allerlei Versuche dazu mißglückten; darunter ein historisches Trauerspiel „Ludolf von Schwaben", das nicht über die drei ersten Acte hinausgedieh.

Auch konnte ich durch die jüngste Erfahrung mit meinem „Ludwig dem Bayern" über das Schicksal, das geschichtliche Stoffe aus unserer Vorzeit auf den deutschen Bühnen zu finden pflegen, hinlänglich aufgeklärt sein.

Am 29. April 1862 war das Stück über die Münchener Bühne gegangen. Ein Telegramm hatte gemeldet, daß der erste Act warm, der zweite, vierte und fünfte lebhaft aufgenommen worden waren, „der dritte durch Zufälle verstimmt" hatte. Die Aufklärung über diese „Zufälle" ließ nicht lange auf sich warten. Geibel hatte sich erboten, statt meiner die Proben zu überwachen. Zum Unglück hatte er den dritten Act, statt die rasche Verwandlung in seiner Mitte beizubehalten, in zwei Acte getheilt und am Schluß des ersten Theils über dem Schlachtfeld von Ampfing die Sonne aus Meyerbeer's Propheten aufgehen lassen. Das hatte selbst das unbefangen gesinnte Publicum als ein brutaler Theatereffect verstimmt, und es war immerhin ein Zeugniß für die Lebenskraft des Stückes, daß es diesen tödtlichen Schlag überwunden hatte.

Die Aufführung hatte auch sonst viel zu wünschen übrig gelassen. Leopold von Oesterreich, an den ich viel gewendet hatte, um ihn zu einer mächtigen Charakterfigur zu machen, war in den schwachen Händen eines Schauspielers zweiten Ranges. Auch Friedrich der Schöne besaß nicht einen Ton von der ganzen Scala, die ich ihm auf die Zunge gelegt hatte. Doch war wiederum das Dahn'sche Ehepaar trefflich, und die Wiederholungen hätten auch wohl die geringeren Darsteller sicherer in ihren Rollen gemacht, wenn die eingeborne Feindseligkeit es dazu hätte kommen lassen. Doch zu Allem, was an Mißwollen, Neid und Fremdenhaß sonst noch in der Bevölkerung gährte, gesellte sich diesmal noch der Groll der clericalen Partei, die ich durch das — streng geschichtliche — Verhalten Kaiser Ludwig's gegenüber dem päpstlichen Legaten schwer gereizt hatte. Am nächsten Morgen erschienen Abgesandte dieser ultramontanen Kreise an der Theatercasse und erklärten, das Stück werde ausgepfiffen werden und einen großen Skandal veranlassen, wenn man es nur noch einmal zu wiederholen wage.

Daß der Intendanzrath Schmitt diese Drohung gern zum Vorwand nahm, das Stück sofort abzusetzen und es für ewige Zeiten in der Theaterbibliothek zu begraben, konnte mich nicht wundern. Der König, dem ich darüber schrieb, antwortete mir huldvoll in alter Weise, doch ohne zu befehlen, daß das Stück fortgespielt werden sollte.

Seine Stimmung dieser von ihm so lebhaft gewünschten Dichtung gegenüber wurde mir erst klar, als ich im Februar des nächsten Jahres im Symposion den ersten Act vorlas.

Ich hatte mich bemüht, das Charakterbild meines Helden nicht in höfischer Verschönerung zu zeichnen, es jedoch, wie sich's mir aus dem Studium der Quellen ergeben hatte, immer noch mit so viel gewinnenden Zügen ausgestattet, in seiner einfachen Würde so ehrfurchtgebietend, daß selbst das eingeborne patriotische Gefühl eines echten Bayern damit zufrieden sein konnte. Nun aber hatte der König wohl eine Verherrlichung seines Ahnherrn erwartet, die von Anfang an die stärksten Töne anstimmte. Wie mußte er sich enttäuscht fühlen, als Leopold von Oesterreich, allerdings der erbittertste

Feind seines Wittelsbacher Vetters, in die heftigen Worte gegen seinen Bruder ausbrach:

Es steht der Schimpf[1])
Auf ewig zwischen euch. Jetzt kennst du ihn,
Wie alle Welt ihn kennt, verschlagen, sacht
Zugreifend, wo ein Bettlerbrocken abfällt
Vom Tisch des Reichs, mit jedem Winde segelnd,
Ein Herzog nach des Pöbels Herzen, selbst
Dem Bäckerknecht das Mehl vom Wammse klopfend,
Um Einen mehr zu haben, der die Mütze
Hoch wirft und schreit: „Lang lebe Wittelsbach!"
Und dieser brach die Flügel Habsburgs Aar,
Und diesem setzt der kaiserliche Vogel
Sich auf die Faust, dem zahmen Falken gleich,
Und schnäbelt ihm den Bart?

Daß Friedrich der Schöne darauf erwidert:

Der Haß verzerrt dir
Das Maß der Dinge —

konnte den Eindruck dieser Hohnrede bei dem Fürsten, dem der Ruhm seines kaiserlichen Vorfahren vor Allem am Herzen lag, nicht verwischen, und die von Act zu Act wachsende Größe und Machtfülle der Gestalt kam bei dieser Vorlesung des ersten Acts nicht zur Anschauung. Ich sah, daß der König eine peinliche Empfindung nur mühsam verbarg, er dankte mir, als ich geendet hatte, mit wenigen kühlen Worten, und von einer Fortsetzung war nicht die Rede.

Ich hatte wieder einmal gesehen, daß mir zum Hofmann gewisse unentbehrliche Eigenschaften fehlten. Aber so gern ich dem gütigen Könige, dem ich so viel verdankte, seinen Lieblingswunsch erfüllt hätte — daß es mir nicht gelungen, erregte mir keinen tieferen Kummer. Durch die Trauer um mein verlorenes Herzensglück war ich gegen alle geringeren Kümmernisse abgestumpft und nahm das unverdiente Mißgeschick und die Verkennung, die mein Stück erfahren, mit großem Gleichmuth hin.

Freilich vermochten in jener Zeit auch frohe Erlebnisse mir nicht bis ans Herz zu dringen.

Eduard Devrient in Karlsruhe hatte „Ludwig den Bayern" am 10. November zur Aufführung gebracht, mit lebhaftem Erfolg. Ich folgte seiner Einladung zur zweiten Vorstellung, die am 13. stattfand und mein Gewissen darüber, daß ich dem Stoff sein Recht angethan, beruhigte. Auch in Stuttgart (3. December) wurde mir für die Unbill, die ich in München erfahren, eine erfreuliche Genugthuung zu Theil. Weiter hatte ich meiner Gewohnheit nach das Stück nicht versendet. Es war und blieb bei allem Aufwand charakterisirender Kunst und dichterischer Wärme eine „Historie", der im übrigen Deutschland, wo der Stoff keine heimathlichen Gefühle erweckte,

[1]) Der verlorenen Schlacht bei Gammelsdorf.

ein tieferes Interesse nicht entgegenkommen konnte. Und mehr als je war mir in meiner damaligen Stimmung ein Theatererfolg gleichgültig.

Der schwere Trübsinn, der über mir lag, wurde erst Ende April ein wenig gelichtet, als Hermann Kurz, mit dem ich bisher brieflich in freundschaftlichem Verkehr gestanden hatte, auf mehrere Wochen nach München kam. Damals befestigte sich das brüderliche Verhältniß, das bis an den Tod des herrlichen Mannes in ungetrübter Frische und Innigkeit fortbestand und ein eigenes Capitel verdiente. Wie wir von da an alles Literarische mit einander theilten, ließ ich ihn auch in jenen Tagen die während meines Passionsjahres entstandenen Entwürfe und halbfertigen Arbeiten sehen, unter Anderem eine Komödie „Roland's Schildknappen", die freilich erst dreißig Jahre später ihre letzte Form erhalten sollte. Dies lustige Schmerzenskind war auch die Veranlassung, daß ich bei der Reise nach Berlin zu meiner Mutter Ende Mai den Weg über Meiningen nahm. Es lag mir daran, mit dem damaligen Director des dortigen Theaters, meinem Freunde Karl Locher, der eine gründliche dramaturgische Bildung und praktische Erfahrung besaß, über diese und andere Arbeiten mich zu berathen. Denn so verschlossen ich alle anderen dichterischen Aufgaben in der Stille des „Heiligthums bildender Kraft" heranreifen ließ, ein dramatisches Project konnte ich nicht früh genug mit einsichtigen Freunden durchsprechen und von den verschiedensten Seiten beleuchten lassen, um bei Zeiten darüber klar zu werden, welchen Eindruck es schon durch die Umrisse der Handlung dermaleinst auf die vielköpfige Menge im Theater machen würde.

Nach zwei erquicklichen Tagen in dem gastlichen Meininger Hause brachte ich meiner Mutter ihren ältesten Enkel und sah mich einmal wieder sechs Wochen lang in meinem alten Berlin um, wo ich mit den alten Freunden, meinem theuren Adolf Menzel, Theodor Fontane, Fritz Eggers, Steinthal und so vielen Anderen die Erinnerung an die gute, alte Tunnelzeit auffrischte und in dem großstädtischen Getümmel wie in der Brandung eines Seebades meine verstörten Nerven sich wieder stärken ließ. Eine besondere Freude war mir noch beschieden durch ein Gastspiel der Rettich, das gerade in diese Zeit fiel und zu dem sich auch Gustav zu Putlitz eingefunden hatte. Sie trat im Victoriatheater in kleinen Stücken auf, die nur den Werth hatten, die Größe ihres Talents und ihres Seelenadels auch im Kleinen zu offenbaren. Damals sah ich auch das obenerwähnte Feuillet'sche kleine Stück (deutsch unter dem Titel „Im Alter") und hatte über Halm's „Wildfeuer", das sie mir im Manuscript zu lesen gab, eine unserer gelegentlichen hitzigen Debatten mit der Freundin, die aber nur das Blut erfrischten und in keinem von uns einen Stachel zurückließen.

Ich brachte von dieser Berliner Reise Anregungen aller Art in mein Münchener Leben mit heim, vor Allem, nachdem ich zu Anfang des Jahres lange gekränkelt hatte, eine leibliche Kräftigung, die mir zu neuen Arbeiten sehr zu Statten kam. Die noch übrigen Sommerwochen bis zum Beginn des Herbstes verbrachte ich mit den Meinigen in dem ehemaligen Kloster Seeon, eine Stunde nördlich vom Chiemsee an seinem eigenen kleinen See gelegen. Dort in der früheren Sacristei neben der Hauptcapelle, die jetzt zur Obst-

kammer diente und deren einziges Fenster auf ein stilles, mit hohem Gras bewachsenes Klosterhöfchen sieht, habe ich zwei Sommer nach einander in tiefster Weltentrücktheit über dramatischen Aufgaben gebrütet, im ersten Jahre einen „Hadrian" und eine „Maria Moroni" zu Stande gebracht, im folgenden meinen „Hans Lange". Doch soll von diesen Arbeiten hier nicht weiter die Rede sein. Weit wichtigere Ereignisse als die Entstehung eines Trauerspiels künden sich an, denen der Schluß dieser Memorabilien gewidmet sei.

Des Königs Tod.

Am 19. November war die Nachricht nach München gedrungen von der Proclamation des Herzogs von Augustenburg, dem Einmarsch Preußens und Oesterreichs in die Herzogthümer und Preußens Protest gegen den neuen Dänenkönig.

Schon aus süddeutscher Abneigung gegen die norddeutsche Großmacht hatte man in München leidenschaftlich Partei ergriffen für den „angestammten" Fürsten gegen die beiden Vormächte, die trotz des Bundesbeschlusses den Krieg gegen Dänemark auf ihre Rechnung zu führen gedachten und es den Schleswig-Holsteinern wehren wollten, über ihr Schicksal selbst zu bestimmen. So überwiegend großdeutsch man sonst in München gesinnt war, — bei diesem Anlaß richtete sich der Groll der Bevölkerung nicht minder gegen Graf Rechberg als gegen Herrn von Bismarck. Volksversammlungen fanden statt, ein Hülfscomité wurde gebildet, in welches neben den Einheimischen Julius Knorr, Steub, v. Schauß, gleich zu Anfang Bodenstedt, Schack und ich selbst eintraten und späterhin neben einer Reihe der angesehensten liberalen Bürger auch so conservative Altmünchener wie der ehrwürdige Ringseis nicht fehlten.

Zu dieser sehr heftigen und zähen Agitation trug ich das Meinige redlich bei durch meine Thätigkeit in der literarischen Section des Hülfsvereins, wo ich nicht nur die Aufrufe an die Mitbürger und aufklärende Artikel für die „Neuesten Nachrichten" verfaßte, sondern auch die Adresse an den König, die in einer von über viertausend Menschen besuchten Volksversammlung vorgelesen und einmüthig ohne jede Debatte beschlossen wurde. König Max hatte, sobald die ersten Wetterzeichen am politischen Horizont aufstiegen, seinen römischen Winteraufenthalt abgebrochen und war am 15. December nach München zurückgekehrt. Er war gleich seinem Volk gut Augustenburgisch gesinnt und hatte bekanntlich Herrn von der Pfordten, seinen Gesandten beim Bundestag, in diesem Sinne instruirt. Doch ob auch die Bewegung, die durch alle Kreise seiner Hauptstadt ging, seiner eigenen Stimmung entsprach, — daß sich die guten Bürger herausnahmen, sich in seine Regierungsgeschäfte zu mischen, ihn zu Entschlüssen drängen zu wollen, die er sich selbst vorbehielt, vermerkte er sehr ungnädig. Vollends begriff er nicht, daß Einer aus seinem Poetenkreise sich dazu hergeben konnte, den Wünschen des Volks als Dolmetscher an seinem Thron zu dienen. Schack und Bodenstedt traten bei der Agitation wenigstens nicht selbstthätig hervor. Daß ich aber die Adresse entworfen hatte, die er selbst anzunehmen sich nicht herabließ, sondern nur durch den Minister zur

Kenntniß nahm, verdachte er mir schwer, was ich deutlich empfand, als ich bei dem Symposion am 3. März meinem sonst so gütigen erlauchten Gönner gegenübertrat.

Es war das erste nach der Rückkehr aus Rom, das letzte, an dem wir das Antlitz des verehrten Fürsten erblicken sollten. Ein gespannter, trübsinniger Zug lag darauf. Die Augen waren müder und verschleierter als sonst an diesen Abenden, mit sichtlicher Anstrengung folgte der König Wilhelm Jordan's Vorlesung aus seiner „Nibelunge", die wir Alle zu lang fanden, während der gütige Herr in seiner schonenden Art es nicht über sich gewinnen konnte, die Recitation zu unterbrechen. Als endlich ein Abschnitt erreicht worden war, zog er sich früher als sonst zurück, indem er wie entschuldigend sagte, daß er leider die Herren verlassen müsse, da er sich unwohl fühle.

Wir ahnten nicht, daß wir seine Stimme zum letzten Mal gehört haben sollten. Sechs Tage später, als ich am Abend des 9. März in eine Sitzung des Schleswig-Holstein-Comités kam, wurde ich mit der Nachricht empfangen, der König liege auf den Tod. Ich eilte nach dem Schlosse, eine unabsehliche Menschenmenge drängte sich in lautloser Erschütterung nach dem Schloßhof, Schneeregen rieselte auf die Häupter herab, Alle waren fühllos gegen den rauhen Nachtsturm, immer nur den einen Gedanken wälzend, der unfaßbar war, da man noch vor Kurzem an keinerlei Gefahr gedacht hatte. Von einem Freunde, der aus dem Schlosse kam, erfuhr ich, daß gleichwohl keine Hoffnung sei. Am andern Tage gegen Mittag hatte der edle Fürst ausgeathmet.

Nachklänge.

Mitten aus seinem Lebenswerk war König Max abgerufen worden. Doch was er zur Hebung der Wissenschaften in seinem Lande gethan, hatte schon so tiefe Wurzeln geschlagen, daß es allen feindseligen Bestrebungen der Dunkelmächte widerstand. Seit jenen Tagen sind Universität und Akademie Münchens auf der Höhe ihres Ansehens geblieben, und die Arbeiten der historischen Commission haben ihren ungestörten Fortgang genommen.

Die „Münchener Idealisten" freilich blieben nicht beisammen. Wohl hatte der junge König, dessen Neigungen bekanntlich nach anderen künstlerischen Zielen gingen, den drei Poeten, die sein Vater berufen, ihre Jahrespensionen bestätigt, aus freiem Entschluß, doch erst da Geibel und ich uns nicht dazu bewegen ließen, wie es Ludwig II. anfänglich uns zugemuthet hatte, um den Fortgenuß einer königlichen Gunst, die uns ohne unser Zuthun gewährt worden war, bittend einzukommen.

Als dann aber vier Jahre später das bekannte Ereigniß eintrat, das Cabinetsschreiben König Ludwig's II., durch das er Geibel seine Pension entzog, weil der alte Kaiserherold König Wilhelm bei dessen Besuch in Lübeck mit dem Wunsch begrüßt hatte:

Daß noch dereinst dein Auge sieht,
Wie übers Reich ununterbrochen
Vom Fels zum Meer dein Adler zieht —

war es auch mir unmöglich, fernerhin ein königliches Gnadengehalt anzunehmen, an das die Bedingung geknüpft war, meine politische Ueberzeugung, wenn sie mit der des Königs nicht im Einklang war, zurückzuhalten, nachdem ich sie in all' den Jahren, da ich seinem heimgegangenen Vater nahe gestanden, nie zu verleugnen gehabt hatte.

Auch König Max würde sich durch jenes Geibel'sche Gedicht empfindlich berührt gefühlt haben. Doch wäre es darüber nie zum Bruch zwischen ihm und dem von ihm so hoch verehrten Dichter gekommen, der dem fürstlichen Gönner aus seinem Kaisertraum nie ein Hehl gemacht hatte.

Bei einem seiner vertraulichen Gespräche mit dem Könige hatte Geibel geäußert: „Wenn ich mich nicht als Bürger eines großen deutschen Reichs fühlte, wäre mein Vaterland nur fünf Quadratmeilen groß." Der Sohn eines freistädtischen Gemeinwesens durfte wohl so empfinden, und die Aeußerung dieser Gesinnung bei einer solennen Gelegenheit hätte ihm vielleicht ein Wort der Mißbilligung unter vier Augen, nimmermehr aber die Entziehung der königlichen Gnade in so schroffer Form eingetragen.

So schmerzlich uns aber der Verlust unseres geliebten und verehrten Königs war, ihn selbst bewahrte sein früher Tod vor mancher herben Prüfung, die ihm die Entwicklung der politischen Geschicke Deutschlands auferlegt haben würde.

Schwerer als sein Sohn hätte er das Jahr 1866 empfunden, und obwohl auch er, als der Krieg gegen Frankreich die gesammte Wehrkraft Deutschlands unter die Waffen rief, nicht gezaudert haben würde, sein Heer den Bundesgenossen anzuschließen, einen härteren Kampf als seinen Nachfolger hätte es ihn gekostet, sich in die neue Ordnung des Reichs zu fügen, die ihm ohne Oesterreich und außer dem Rahmen der Trias-Idee als ein Abbruch an seiner vollen Souveränetät erschienen wäre.

All diesen Zweifeln und Kämpfen war er nun entrückt. Zugleich war ihm das Bitterste erspart geblieben, seine beiden Söhne ihrem tragischen Geschick unaufhaltsam verfallen zu sehen. Nun stand sein edles Bild in der verklärenden Vollendung des Todes vor der Erinnerung der Seinen und seines Volkes, und selbst Diejenigen, die ihm widerstrebt hatten, konnten ihm das Zeugniß nicht versagen, daß er das Beste zum Wohl seines Landes gewollt und mit unermüdlich tapferer Hingebung darnach gestrebt hatte, selbst um den Preis einer leicht zu gewinnenden Popularität, was er als die Aufgabe seines Lebens erkannt, zur Erfüllung zu bringen.

* * *

Das Häuflein der Münchener Idealisten war gelichtet, das Band, das sie zusammengehalten, gelockert worden. Einige Jahre hausten die Krokodile noch gemächlich in dem „heil'gen Teich", den sie bald hierhin, bald dorthin, zuletzt in mein Haus verlegten. Bodenstedt war nach Meiningen gezogen, wo er nicht lange blieb, da er für das Amt eines Dramaturgen in keiner Weise begabt war. Schack hielt sich zurückgezogen in seinem Hause, an das er die Räume für seine Galerie hatte anbauen lassen. Ich selbst dachte nicht

daran, dies München je wieder zu verlassen, an das ich durch die theuersten Erinnerungen einer glücklichen Jugendzeit geknüpft war. Auch einer wiederholten ehrenvollen Einladung zur Uebersiedelung nach Weimar widerstand ich um so leichter, da ich nach fünf einsamen Jahren ein zweites Herzensglück fand und eine junge Münchnerin heimführen durfte aus einem Hause, das in seinem geselligen Zuschnitt von früh an sich von den meisten anderen unterschieden hatte. Es war das hauptsächlich das Verdienst der Hausfrau, die mit ihrer geistigen Regsamkeit und einem liebenswürdigen Humor eine ganze Anzahl bedeutender Männer an ihr einfaches Haus zu fesseln gewußt hatte. Unter diesen glücklichen Einflüssen waren ihre Kinder aufgewachsen. Sie selbst erfreut sich noch heute in ihrem 85. Jahr einer geistigen Frische, mit der sie an allem Bedeutsamen, was die Zeit bewegt, den lebhaftesten Antheil nimmt. Durch diese Verbindung bestärkte sich mehr und mehr mein süddeutsches Heimathsgefühl, und um so fester wurzelte ich im Münchener Boden, als ich durch den Tod meiner Mutter im Jahre 1864 den Antrieb verlor, in meine Vaterstadt zurück zu kehren, die mir, je gewaltiger sie zur Reichshauptstadt heranwuchs, ein immer fremderes Gesicht zeigte, aus dem die traulichen alten Züge verschwunden waren.

Mein alter Geibel hatte, seitdem sein ohnehin nur äußerliches Verhältniß zu König Ludwig II. gelöst worden war, München gemieden. Sein schweres organisches Leiden, das immer qualvoller wurde, machte ihm weitere Reisen unmöglich, so daß er von seinem Hause in Lübeck und seiner einzigen Tochter Marie, die in glücklicher, kinderreicher Ehe lebte, sich nur noch entfernte, um im Sommer in einem der Ostseebäder sich zu erfrischen. Er war nie ein fleißiger Briefschreiber gewesen. Nun wurde der Verkehr mit den fernen Freunden immer spärlicher, wie denn auch Kraft und Stimmung zur Arbeit mehr und mehr versiegten. Er vollendete noch, mühsam genug, das Trauerspiel „Sophonisbe", das 1869 den Schillerpreis erhielt und weit hinter der „Brunhild" zurücksteht. Im Jahre 1877 gab er die „Spätherbstblüthen", den vierten Band seiner Gedichte, heraus, Nachklänge aus seiner jüngsten wie auch reifsten Zeit, in denen der alte Löwe noch einmal klingend seine Mähne schüttelte. Die Arbeit an seinem „klassischen Liederbuch" ging nebenher. Die letzte überschwänglich hohe Lebensfreude hatten ihm die Siege in Frankreich und die Erfüllung seines einst verspotteten Kaisertraums bereitet. In dem schmalen Bändchen seiner „Heroldsrufe" sammelte er neben den ahnungsvollen Herzensergießungen der frühen Zeit die machtvollen Triumphlieder, mit denen er das glorreiche Siegesjahr feierte.

An meinem Dichten und Trachten nahm er auch in der Ferne den alten Freundesantheil. Ein Wiedersehen mit ihm war mir aber nur noch einmal, im Herbst 1881, in seinem stillen Hause zu Lübeck vergönnt.

In tiefer Bewegung sah ich den Freund, dessen Bild mir noch immer in der vollen Kraft seiner Mannesjahre vor der Seele gestanden hatte, als einen gebrochenen, hageren Greis, der sich mit schwermüthigem Blick mühsam von seinem Sitz erhob, um mich mit alter Herzlichkeit zu umarmen. Bald freilich belebten sich die leidvoll gespannten Züge, das Auge leuchtete wieder

auf, wenn er der alten Zeiten gedachte oder nach gemeinsamen Freunden fragte, und hin und wieder, sobald das Gespräch literarische oder politische Themata streifte, die seinen Grimm und Groll erregten, blitzte noch ein Funke des alten Berserkerzorns aus seinen Worten hervor, und die magere Hand zauste heftig wie sonst den ergrauten Knebelbart. Hernach aber, als er einen Wagen holen ließ, mir die Stadt und ihre Umgebung zu zeigen, sank er wieder in eine dumpfe Stimmung zurück und saß, in die Wagenecke gedrückt, mit trüben Augen vor sich hinblickend. Vor der Schifferstube des Rathhauses ließ er halten, und wir stiegen aus, die altberühmten Räume zu beschauen. Ich sah, mit welcher Ehrerbietung, wie einem der Stadtheiligen, man ihm begegnete.

Doch auch hier, bei einem Trunk edlen Weins, der sonst immer die Macht gehabt hatte, seinen Genius zu beflügeln, verharrte er in seiner düsteren Versonnenheit, und erst am Abend, als seine Nichte, die ihm als treue Pflegerin zur Seite stand, meine Bitte unterstützte, doch etwas von seinen neuesten Versen vorzulesen, fiel auch von mir der Druck, dessen ich mich in all' den Stunden nicht hatte erwehren können. Er las dann ein paar Uebersetzungen aus dem Französischen und einige eigene Gedichte. Es war noch in Allem die alte Herrschaft über die Form und die Anmuth des Gedankens zu spüren. Aber der tiefe melodische Klang seiner Stimme war wie umflort, und wir beide fühlten, daß dies stille Symposion das letzte, wehmüthige Fest der Freundschaft war, das wir mit einander feiern sollten.

Im Jahre 1888 wurde ich von seinem Verleger aufgefordert, für die hundertste Auflage seiner Gedichte einen Prolog zu dichten. Ich ergriff mit Freuden die Gelegenheit, dem theuren alten Meister, dem ich so viel verdankte, einmal öffentlich auszusprechen, was er mir und seinem Volke gewesen war. Der Freundesgruß sollte ihn nicht mehr erreichen. Ehe noch das Buch zur Ausgabe gelangte, war er von seinen Leiden erlöst worden.

(Ein dritter Abschnitt folgt.)

Die völkerrechtlichen Ergebnisse der Haager Conferenz.

Von
Philipp Zorn.

[Nachdruck untersagt.]

IV. Das Landkriegsrecht I.

I. Gleicher Anerkennung werth wie die Genfer Convention für den Seekrieg ist die im Haag durchgeführte Neubearbeitung der Brüsseler Declaration über den Landkrieg. Auch diese Arbeit war der zweiten Commission überwiesen, die hierfür eine Untercommission bildete; unter Vorsitz des russischen Staatsrathes v. Martens hielt diese Untercommission eine größere Anzahl von Sitzungen ab, aus deren Berathungen die „Convention sur les lois et coutumes de guerre“ hervorging, die eine Codification des Landkriegsrechtes darstellt, deren Ratification durch die Haager Conferenzmächte mit Sicherheit anzunehmen ist.

Die Haager Convention über den Landkrieg beruht großen, ja größten Theils auf der Brüsseler Declaration von 1874. Diese ist hervorgegangen aus einem russischen, von v. Martens angeregten und von ihm im Herbst 1873 unter persönlicher Antheilnahme der hervorragendsten russischen Staatsmänner und Militärs ausgearbeiteten Entwurfe. Auf russische Anregung war dann bekanntlich im Jahre 1874 in Brüssel eine Conferenz versammelt worden, welche das große Problem der internationalen Codification des Landkriegsrechtes in Angriff nahm und eine hervorragende Arbeit zu Stande brachte, an der deutscherseits General v. Voigts-Rheetz in ausgezeichneter Weise betheiligt war. Immerhin war das Problem zu umfassend und zu schwierig, als daß jene erste Conferenz ein vollständiges Resultat hätte erzielen können. Die Brüsseler Declaration fand demgemäß die Ratification der Mächte nicht. Selbstverständlich aber hat die Theorie allenthalben sich in eingehender Weise mit den Artikeln der Brüsseler Declaration beschäftigt, und die Praxis der Kriegführung seit 1874 bot gleichfalls mancherlei Material zur Ergänzung und Verbesserung der Declaration. Auch die Particulargesetzgebung verschiedener Staaten hat an dieser völkerrechtlichen Gedankenarbeit sehr werthvollen Antheil, und es hat sich gerade in dieser Materie mit

besonderer Deutlichkeit gezeigt, wie völlig werthlos für das Leben der Studirstubenstreit der Gelehrten ist, ob durch „Landesrecht" „Völkerrecht" erzeugt werden könne.

Die Haager Berathungen über das Landkriegsrecht waren höchst lehrreich und werthvoll. Martens, den man als den Vater der Brüsseler Declaration bezeichnen darf, und der auch an den Berathungen in Brüssel bereits theilgenommen hatte, beherrschte den Stoff völlig; nicht minder muß diese Anerkennung dem Belgier Rolin gezollt werden, der als siamesischer Delegirter an der Conferenz theilnahm und des ihm übertragenen Amtes als Berichterstatter in ausgezeichneter Weise waltete; hervorragenden Antheil an den Berathungen nahm ferner ein anderer Belgier, der bekannte Staatsmann Beernaert, der in sehr geschickter Weise die Interessen der kleineren Staaten vertrat; die Vertretung der großen Militärmächte und überhaupt der militärischen Nothwendigkeiten erfolgte in ebenso fester wie entgegenkommender Weise hauptsächlich durch unseren deutschen Oberst v. Schwarzhoff, dem die Militärdelegirten der übrigen Großmächte, insbesondere der russische Oberst Gilinsky, sich in den meisten Fällen anschlossen; an der Redaction erwarb sich ferner der Wiener Professor Lammasch große Verdienste; eine schärfere Tonart schlug nur der englische General Sir John Ardagh an einzelnen Stellen an.

II. Bevor ich mich dazu wende, den Inhalt der Haager Convention über das Landkriegsrecht im Einzelnen zu skizziren, ist es nothwendig, einige Fragen principieller Natur zu erörtern.

1. In der Sitzung vom 10. Juni gab der englische Militärdelegirte Sir John Ardagh, wenn auch nur für seine Person, so doch offenbar im Sinne seiner Regierung, eine vorher sorgsam formulirte Erklärung folgenden Inhaltes ab: Er betrachte diese Berathungen als lediglich vorbereitender Natur; nach seiner Ansicht könne daraus nicht hervorgehen eine Convention, deren einzelne Artikel als solche für die Staaten kraft der Majoritätsbeschlüsse der Conferenz rechtlich bindenden Charakter trügen, sondern nur eine Vereinbarung, die als feste Basis zu dienen habe für die Vorschriften, welche die Staaten in Form des Landesrechtes ihren Truppen geben würden: „Notre intention est d'incorporer dans notre manuel d'instruction, textuellement s'il est possible, tous les articles de la déclaration **que nous jugerons** conformes aux principes de la loi internationale, sur laquelle nous avons jusqu'ici réglé nos actes"; — — „quel que soit le résultat, celui-ci ne nous engagerait pas à accepter les articles."

Die Rechtsanschauung des englischen Generals ging, daran kann kein Zweifel obwalten, dahin: die Staaten bleiben rechtlich der „Convention" als solcher gegenüber frei; sie können von ihrem Inhalt zum Recht erheben, was ihnen hierzu geeignet erscheint; was ihnen ungeeignet erscheint, können sie weglassen; Recht werden die Vorschriften der Convention erst und nur durch den Einzelstaat.

Darauf entgegnete v. Martens: Allerdings sollten die Bestimmungen der Convention eine „feste Basis" bieten für die Vorschriften, die im Kriegsfalle

von den Staaten ihren Truppen zu geben seien; damit aber diese Basis eine feste und übereinstimmende sei, bedürfe es einer bindenden Vereinbarung, durch welche die Signatarmächte sich verpflichteten, übereinstimmende und der Vereinbarung entsprechende Vorschriften an ihre Truppen zu geben; die Nicht-Signatarmächte seien allerdings an die Convention nicht gebunden und ebenso nicht die Signatarmächte bei Kriegen mit Nicht-Signatarmächten.

Sehe ich recht, so war dieser letztere Punkt in der Erklärung des englischen Delegirten gar nicht berührt und kein Gegenstand des englischen Interesses. Das, worauf es dem Vertreter Englands ankam, war nicht mehr und nicht weniger als die Feststellung der grundsätzlichen englischen Auffassung vom Kernpunkt des Völkerrechtes: zum Recht wird conventionelles Völkerrecht erst und nur in der Form des Landesrechtes. Dem gegenüber vertrat v. Martens die grundsätzlich entgegengesetzte Ansicht: das „engagement conventionel" hat an sich schon „force obligatoire pour les états contractants."

Ich enthalte mich der weiteren Erörterung dieses Punktes und begnüge mich damit, ihn festgestellt zu haben.

Die deutsche Auffassung über den Kernpunkt des Völkerrechtes deckt sich jedenfalls nicht mit der englischen. Die vorwiegende Meinung der Theorie steht vielmehr ganz auf dem Standpunkt, den v. Martens vertrat. Eine abweichende Meinung, die ich persönlich für die richtige halte, steht der englischen allerdings darin gleich, daß „Völkerrecht" nur in der festen Form von Landesrecht Recht wird; keinenfalls aber räumt sie den Mächten, die sich durch „Vertrag" geeinigt haben, „pleine liberté d'accepter ou de modifier les articles" ein, erachtet dieselben vielmehr als an diese gebunden, wobei es für diese Gebundenheit gleichgültig ist, ob man sie als eine rechtliche construiren zu können oder als eine moralische construiren zu müssen glaubt.

2. Eine zweite, große, principielle Frage warf der Belgier Beernaert in der Sitzung vom 6. Juni auf. Es wurde bereits oben erwähnt, daß dieser redegewandte, kenntnißreiche und schlagfertige Delegirte eines durch europäische Garantie neutralen Staates an den Berathungen über die Codification des Kriegsrechtes hervorragenden Antheil nahm; er hat wohl am öftesten das Wort ergriffen. Daher konnte es unmöglich ausbleiben, daß eine Verschiedenheit der Anschauungen sich ergab zwischen den großen Militärmächten und den kleineren Staaten, die ja der Zahl nach in der Conferenz die Mehrheit hatten; es lag darin eine nicht geringe Gefahr für das Zustandekommen des ganzen Werkes.

Vor Berathung des Abschnittes über die Rechte des Occupanten im occupirten Gebiete verlas nun der des Wortes in hohem Grade mächtige Delegirte eine längere Rede, deren Grundgedanken offenbar auf vorheriger Verständigung mit anderen Mittelstaaten beruhten; speciell unterstützten weiterhin Holland und die Schweiz die Beernaert'schen Ausführungen. Beernaert stellte den Antrag, alle diejenigen Artikel zu streichen, welche dem Occupanten „Rechte" am und im occupirten Lande einräumten, denn es sei

unmöglich, daß im Voraus und für den Fall eines Krieges der Besiegte dem Sieger bei sich Rechte einräumt und so „le régime de la défaite" organisire. Deshalb müßten alle Vorschriften über Organisation des occupirten Landes, Verwendung von Beamten, Erhebung von Steuern, Contributionen, Requisitionen beseitigt bezw. in einer Weise gefaßt werden, daß dadurch dem Occupanten kein „Recht" eingeräumt werde.

Es ist in der That merkwürdig, daß ein so klarer, staatsmännischer Kopf wie Beernaert sich in einen solchen Irrgarten von Trugschlüssen verlieren und darin sogar noch Zustimmung finden konnte. Der Krieg ist an sich Gewalt; die Gewalt des Eroberers im eroberten Lande ist an sich völlig unbegrenzt. Wenn nun über die Ausübung dieser Gewalt Vorschriften gegeben werden, so kann es sich dabei **immer nur** um eine Einschränkung der an sich schrankenlosen Gewalt des Siegers, also immer nur um Wohlthaten für den Besiegten handeln. Daran kann doch die Formulirung dieser Beschränkungen in der Wendung „hat das Recht" ꝛc. nichts ändern; im Uebrigen besteht ja kein Hinderniß, durch negative Formulirung („darf nur" oder dgl.) den Grundgedanken noch richtiger zum Ausdruck zu bringen. Mit Recht hebt der Berichterstatter Rolin hervor: die Beernaert'schen Einwände bezögen sich nicht nur auf die von ihm hervorgehobenen Artikel, sondern auf alle und jede Vorschriften über das Kriegsrecht. Freilich meinte Beernaert, die nicht geregelten Punkte blieben „sous l'empire de cette loi tacite et commune qui résulte des principes du droit des gens." Nüchterne Erwägung wird in diesen Worten nur eine wenig bedeutsame Redewendung finden können; in Wirklichkeit besteht im Kriege für das Gebiet, für welches einschränkende gesetzliche oder vertragsmäßige Vorschriften fehlen, nur das freie Ermessen der Gewalt: „en guerre on n'en connaît qu'une raison: c'est la raison de guerre," so wurde Beernaert mit Recht von dem russischen Oberst Gilinsky erwidert. Nicht im Interesse des Siegers werden jene einschränkenden Vorschriften aufgestellt, sondern nur im Interesse des Besiegten, wie dies v. Martens in seiner Erwiderung richtig kennzeichnete: „afin de préserver les populations inoffensives, paisibles et désarmées contre les cruautés inutiles de la guerre et les maux d'une invasion, non imposés par les nécessités impérieuses de la guerre." Die ausgezeichnete Antwortsrede v. Martens' ließ meines Erachtens nur einen Punkt nicht genügend scharf hervortreten: daß alle jene von Beernaert so genannten „Rechte" nichts sind als Einschränkungen der an sich schrankenlosen Gewalt des Siegers.

Die Berathungen über die einschlägigen Artikel waren zum Theil sehr verwirrt durch das wiederholte Eindringen des falschen Beernaert'schen Grundgedankens: man dürfe dem Occupanten keine „Rechte" zuerkennen. Schließlich wurden die einzelnen von Beernaert beanstandeten Artikel doch sämmtlich in die Convention aufgenommen, mit Ausnahme desjenigen, der das Weiterdienen von Beamten unter der Herrschaft des Occupanten betrifft; dieser wurde bedauerlicher und unrichtiger Weise gestrichen. Im Uebrigen einigte man sich auf eine von v. Martens vorgeschlagene Resolution, welche

aussprach: daß man in der Convention nicht alle Fälle habe regeln wollen und können — eine unschädliche und selbstverständliche Wahrheit, über die auch ohne Resolution sich wohl Jedermann klar war.

3. Die dritte große principielle Streitfrage war die Feststellung des Begriffes „belligérant". Nur schwer konnte hier ein Compromiß gewonnen werden. Und nur unter dem ausdrücklichen Zugeständniß, daß die Frage principiell nicht gelöst sei.

Die Brüsseler Declaration hatte den Begriff „belligérant" folgendermaßen bestimmt: Die Gesetze, Rechte und Pflichten des Krieges gelten nicht allein für die Armeen, sondern auch für die Milizen und Freiwilligencorps, welche nachstehende Bedingungen erfüllen: 1. an ihrer Spitze eine für ihre Untergebenen verantwortliche Person zu haben, 2. ein festes und auch auf Entfernung erkennbares Unterscheidungszeichen zu haben, 3. die Waffen offen zu tragen und 4. sich in ihren Operationen nach den Gesetzen und Gebräuchen des Krieges zu richten. — In den Ländern, wo die Milizen die Armee bilden oder einen Theil derselben ausmachen, sind dieselben begriffen unter der Bezeichnung „Armee" (Art. 9). Die Bevölkerung eines **nicht besetzten** Territoriums, welche beim Herannahen des Feindes freiwillig die Waffen ergreift, um gegen die eindringenden Truppen zu kämpfen, ohne vorher die Zeit gehabt zu haben, sich nach Maßgabe des Art. 9 zu organisiren, wird als ein Bestandtheil der Kriegsmacht betrachtet, wenn sie sich nach den Gesetzen und Gebräuchen des Krieges richtet (Art. 10).

Diese Sätze sind wörtlich in die Haager Convention Art. 1 und 2 übergegangen. Jedoch nur nach einem schweren Kampf der Meinungen und unter dem Vorbehalt einer von v. Martens vorgeschlagenen Resolution folgenden Wortlautes: „Die Conferenz ist einstimmig in dem Gedanken, daß es in hohem Grade erwünscht sei, wenn die Kriegsgebräuche festgesetzt und geregelt werden. In diesem Sinne hat sie eine große Zahl von Sätzen angenommen, die zum Zweck haben, die Rechte und Pflichten der Kriegführenden und der Bevölkerungen festzustellen, und zum Ziel, die Leiden des Krieges zu mildern, so viel nur immer die militärischen Nothwendigkeiten dies gestatten. Es war aber gleichwohl nicht möglich, sich augenblicklich über Bestimmungen zu einigen, die sich auf alle Fälle erstrecken würden, die in der Praxis vorkommen können.

Von der anderen Seite hat es nicht die Meinung der Conferenz sein können, daß die nicht vorgesehenen Fälle Mangels geschriebener Rechtssätze nun der willkürlichen Beurtheilung der Befehlshaber überlassen seien.

In der Erwartung, daß später ein durchaus vollständiger Codex der Kriegsgesetze gegeben werden könne, hält es die Conferenz für zweckmäßig, festzustellen, daß in den nicht in dieser Convention vorgeschriebenen Fällen die Bevölkerungen und die Kriegführenden unter dem Schutz und der Herrschaft der Grundsätze des Völkerrechtes bleiben, wie sie sich aus den unter den civilisirten Nationen festgestellten Gebräuchen, aus den Gesetzen der Humanität und aus den Forderungen des öffentlichen Gewissens ergeben.

In diesem Sinne müssen insbesondere die von der Conferenz angenommenen Art. 9 und 10 (jetzt 1 und 2) verstanden werden.

Zuerst war es Beernaert gewesen, der in der großen Rede vom 6. Juni auch gegen die Artikel, die den Begriff „belligérant" zu umgrenzen bestimmt sind, Widerspruch erhoben hatte; wenn man die Bevölkerung vom Kampfe ausschließe, so laufe man geradezu Gefahr, den Patriotismus zu zerstören; die erste Pflicht des Bürgers sei, sein Vaterland zu vertheidigen, und diese nationalen Erhebungen seien die großartigsten Blätter der Geschichte; auch auf der Brüsseler Conferenz habe man anerkannt, daß das Recht eines Landes, sich zu vertheidigen, ein absolutes und daß dies nicht allein ein Recht sei, sondern eine Pflicht, ja eine gebieterische Pflicht.

Dagegen hatte v. Martens in seinen Einleitungsworten zur Berathung dieser Artikel darauf hingewiesen: es handle sich nicht darum, den Bevölkerungen das Recht der Vertheidigung zu bestreiten; dies Recht sei ein geheiligtes; aber nicht weniger geheiligt sei die Pflicht der Regierungen, dem Zweck des Krieges nicht unnütze Schlachtopfer zu bringen.

In lebhaftester Weise trat sodann für die Beernaert'sche Ansicht der Schweizer Künzli ein; der englische General Sir John Ardagh beantragte den Zusatz: „Nichts in diesem Capitel darf so aufgefaßt werden, als bezwecke es, das Recht zu schmälern oder zu beseitigen, welches der Bevölkerung eines vom Feind besetzten Landes zusteht, seine Pflicht zu erfüllen, dem Feind mit allen erlaubten Mitteln den energischesten patriotischen Widerstand entgegenzusetzen." Und die Schweizer beantragten hierzu noch den weiteren Satz: „Repressalien sind nicht zulässig gegen die Bevölkerung eines vom Feind besetzten Territoriums, welche offen die Waffen gegen den Feind ergriffen hat." Der Ansicht Beernaert's schloß sich auch der holländische General den Beer Portugal an, konnte aber doch nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß eine waffenungeübte Masse gegen eine Armee führen heute einfach heiße: diese Masse auf die Schlachtbank führen. Oesterreich-Ungarn griff in die Verhandlungen nicht ein, aber es war bekannt, daß auch Oesterreich in dieser Frage der Beernaert-Ardagh'schen Ansicht nahe stehe.

Der Kernpunkt aller dieser Erörterungen ist: nicht nur die Volkserhebung, die sich gegen den eindringenden Feind richtet — „territoire non-occupé" —, sondern auch die Volkserhebung in dem bereits besetzten Gebiete soll unter dem Schutz des völkerrechtlichen Begriffes „belligérant" stehen, also nach den Regeln der legitimen Kriegführung behandelt werden, wie dies der Art. 10 für die „levée en masse" im „territoire non-occupé" ausspricht.

Demgegenüber erhob der deutsche Oberst v. Schwarzhoff seine mahnende Stimme und gab dann, unterstützt von dem russischen Oberst Gilinsky, der Debatte diejenige Wendung, welche dazu führte, daß die Art. 9 und 10 unverändert blieben, die englisch-schweizerischen Anträge als aussichtslos zurückgezogen wurden und nur die allgemeine Martens'sche Resolution zur Annahme gelangte. Der deutsche Militärdelegirte führte aus: Die Voraussetzung fast all der beschlossenen kriegsrechtlichen Vorschriften sei, daß die Bevölkerung ruhig und friedlich bleibe; falle diese Voraussetzung dahin, so sei der größte

Theil jener Vorschriften gegenstandslos; damit werde dem Patriotismus keine Fessel angelegt, und er sei der Letzte, die geheiligten Rechte des Patriotismus zu verkennen; es stehe Jedermann frei, in die Reihen der Armee einzutreten; eventuell könnten die Leute sich selbständig organisiren, — die einfachste Organisation genüge ja, und das einfachste Abzeichen sei ausreichend; aber die Massen vermöchten nichts, wenn sie nicht befehligt seien. Der Art. 10, der die „levée en masse" im nicht occupirten Gebiet gestatte, nur unter der allgemeinen Voraussetzung, daß die Kriegsgesetze befolgt würden, sei ihm bedenklich; man müsse auch hier wenigstens das offene Tragen von Waffen und ein sichtbares Abzeichen verlangen; es sei doch eine höchst fatale Situation für die Truppen, wenn sie nicht wüßten, ob sie friedliche Bauern oder kampfbereite Feinde vor sich hätten; er habe schwere Bedenken gegen diesen Artikel, habe jedoch geschwiegen, müsse aber nunmehr erklären, daß der dermalige Wortlaut für ihn das Aeußerste an Concessionen darstelle, und daß er keinen Schritt weiter gehen werde. „Hier hören," so erklärte sehr kategorisch der deutsche Delegirte, „meine Concessionen auf; es ist mir absolut unmöglich, einen Schritt weiter zu thun und Denjenigen zu folgen, die ein absolutes Recht für die Vertheidigung proclamiren." Man spreche so viel von Humanität, — es sei aber Zeit, einmal daran zu erinnern, daß die Soldaten doch auch Menschen seien, somit Anspruch auf Humanität hätten; wenn ermüdete und erschöpfte Soldaten nach schweren Kämpfen oder langen Märschen in das Quartier kämen, müßten sie doch dessen sicher sein, daß die friedlichen Einwohner sich nicht plötzlich in wilde Feinde verwandeln. Fragen, über die ein Einverständniß nicht möglich sei, müsse man eben mit Stillschweigen übergehen.

Diese Rede war der Höhepunkt der hochinteressanten Verhandlung. Es ist in der That nicht möglich, gegen die Argumentation des deutschen Vertreters etwas vorzubringen; es wurde dies auch nicht versucht. Aber ich bekenne unumwunden: auch die Beernaert-Ardagh-Künzli'sche Auffassung hat ihr volles Recht, und Ernst Moritz Arndt hat sie in den flammenden Vers gekleidet: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los, wer legt die Hände noch feig in den Schoß?" Wenn die letzten und höchsten Güter von Volk und Vaterland auf dem Spiele stehen, versagen die juristischen Formen und Formeln, die auf Erden gemacht sind; wer zum letzten Kampf fürs Vaterland geht, holt sein Recht vom Himmel.

In der Einleitung zur Haager Convention über das Kriegsrecht werden diese Gesichtspunkte mit den Worten der oben wiedergegebenen Martens'schen Resolution zum Ausdruck gebracht, unter speciellem Hinweis auf die Art. 1 und 2 der unter der Bezeichnung „Règlement" neu redigirten Brüsseler Declaration.

III. Zum Schlusse dieser Erörterung über die großen Principienfragen noch eine kurze Bemerkung über die formelle Behandlung der ganzen Materie. Die „Convention" über den Landkrieg besteht aus einer Einleitung und 5 Artikeln; die materiellen Vorschriften sind unter der Bezeichnung „Règlement" der Convention als Annex beigefügt; dieses Règlement hat 60 Artikel. Die

Einleitung enthält einmal die allgemeinen Gesichtspunkte: möglichste Milderung der Kriegsleiden durch präcise Fassung der Vorschriften des Kriegsrechtes, die den Zweck haben, Humanität und militärische Nothwendigkeit so viel als möglich in Einklang zu setzen; sodann die oben nach Entstehungsgeschichte und principieller Bedeutung eingehend erörterte Martens'sche Resolution; endlich die dem englischen Standpunkt gemachte Concession: daß die Vorschriften des Reglements „bestimmt sind, als allgemeine Regel für das Verhalten der Kriegführenden in ihren Beziehungen unter sich wie zu den Bevölkerungen zu dienen". In Art. 1 der Convention ist dann dieser Gedanke dahin formulirt: „Die hohen Vertragsmächte werden ihren Landheeren Instructionen geben, die übereinstimmen mit dem dieser Convention als Anhang beigefügten Reglement über die Gesetze und Gebräuche des Landkrieges." Es ist somit dem Ardagh'schen Standpunkt insoweit Anerkennung geworden, daß die Vorschriften des Reglements erst durch landesrechtliche Instructionen rechtlich bindende Kraft für die Truppen empfangen sollen. Aber der Ardagh'sche Standpunkt ist abgelehnt, insoweit er die Forderung enthält, daß die Staaten gegenüber dem Haager Reglement völlige Freiheit haben sollten, anzunehmen, zu ändern, abzulehnen; die Staaten, die die Convention annehmen, übernehmen vielmehr damit die Verpflichtung, für ihre Landheere entsprechende Instructionen zu erlassen — „donneront — — des instructions, qui seront conformes au Règlement." Die übrigen Vorschriften der Convention selbst stimmen wörtlich überein mit den formellen Vorschriften der übrigen Haager Conventionen; sie bestimmen, abgesehen von den rein formalen Vorschriften über die Ratification (Art. 3): 1. das Reglement ist nur verbindlich in Kriegen der Vertragsmächte unter einander, und die Verbindlichkeit hört auf, sobald eine Nicht-Vertragsmacht am Kriege theilnimmt (Art. 2); 2. Nicht-Vertragsmächte können sich durch Vermittelung der niederländischen Regierung der Convention ohne Weiteres anschließen (Art. 4); 3. Kündigung der Convention ist zulässig, wirkt aber nur in Bezug auf die Macht, welche kündigt; die Wirkung beginnt ein Jahr nach der der niederländischen Regierung gemachten Anzeige; die niederländische Regierung hat den übrigen Signatarmächten Mittheilung zu machen (Art. 5).

V. Das Landkriegsrecht II.

Die einzelnen Bestimmungen des Haager Reglements sind folgende:

I. An die Spitze sind die oben erörterten Bestimmungen über den Begriff „belligérant" (Art. 1) und die „levée en masse" (Art. 2) gestellt; Art. 3 fügt noch hinzu, daß auch die Nichtcombattanten, die zur Armee gehören, einen Bestandtheil der bewaffneten Macht bilden und demnach Anspruch darauf haben, als Kriegsgefangene behandelt zu werden.

II. Das zweite Capitel behandelt sodann die Kriegsgefangenen in den Artikeln 4—20.

1. Die Kriegsgefangenen sind Staatsgefangene — die Definition der Brüsseler Declaration „ennemis légaux et désarmés" wurde gestrichen —,

nicht Gefangene einzelner Befehlshaber oder Truppentheile; sie müssen menschlich behandelt werden; ihr Privateigenthum verbleibt ihnen, ausgenommen Waffen, Pferde und militärische Papiere (Art. 4). Nach dem Friedensschluß soll die Auswechselung („le rapatriement") der Kriegsgefangenen so rasch als möglich vollzogen werden. (Art. 20.) Beernaert hatte hierzu beantragt, daß auch Verurtheilungen oder Handlungen seit der Gefangennahme, es seien denn Verbrechen oder Vergehen gegen das gemeine Recht, die Auslieferung nicht verzögern oder verhindern dürfen; auf den bestimmten Widerspruch v. Schwarzhoff's wurde diese Bestimmung gestrichen.

2. Die Kriegsgefangenen sind Sicherheitsgefangene; nur zu diesem Zweck können sie eingeschlossen werden in Städten, Festungen, Lagern oder anderen Oertlichkeiten, mit der Verpflichtung, sich nicht über bestimmte Grenzen hinaus zu entfernen. (Art. 5.)

3. Kriegsgefangene können vom Staat zu Arbeiten verwendet werden nach ihrem Rang und ihren Lebensgewohnheiten; die Arbeiten dürfen nicht übermäßig sein und keinen Zusammenhang mit den Kriegsoperationen haben. Auch Arbeiten auf Rechnung öffentlicher Verwaltungen oder von Privatleuten oder auf ihre eigene Rechnung können Kriegsgefangenen gestattet werden. Die Arbeiten für den Staat werden bezahlt nach den für Militärpersonen geltenden Tarifen; bei Arbeiten für öffentliche Verwaltungen oder Privatleute regelt sich die Bezahlung nach den mit der Militärbehörde getroffenen Vereinbarungen. Der von Kriegsgefangenen erarbeitete Lohn soll zur Milderung ihres Looses dienen; der Rest wird ihnen bei ihrer Freilassung ausbezahlt, jedoch mit Abzug der Unterhaltungskosten. (Art. 6.)

4. Die Unterhaltungspflicht für Kriegsgefangene hat der Nehmestaat. Hierüber können besondere Vereinbarungen unter den Kriegführenden getroffen werden. Mangels solcher erhalten die Kriegsgefangenen Nahrung, Lager und Kleidung wie die Truppen des Nehmestaates. (Art. 7.)

5. Die Kriegsgefangenen sind den Gesetzen, Reglements und Befehlen, welche für die Truppen des Nehmestaates gelten, unterworfen (vgl. dazu auch Mil. St.G.B. § 9 Ziff. 4. Discipl. Ordn. f. d. Heer § 2 Ziff. 4); gegen Handlungen des Ungehorsams können die erforderlichen strengen Maßnahmen ergriffen werden. (Art. 8 Abs. 1 u. 2.)

6. Gegen entflohene Kriegsgefangene sind nur Disciplinarstrafen zulässig, wenn sie wieder ergriffen werden, bevor sie ihre Armee erreichen können, oder bevor sie das durch die feindliche Armee besetzte Territorium haben verlassen können, keine Criminalstrafen, außer wo solche anderweitig, z. B. durch Tödtung von Wachtposten, verwirkt sind (s. oben Ziff. 5).

Kriegsgefangene, denen die Flucht gelungen ist, und die später wieder gefangen werden, können für die frühere Flucht keiner Strafe unterworfen werden. (Art. 8 Abs. 3 u. 4.)

7. Kriegsgefangene müssen auf Befragen ihren wahren Namen und Grad angeben; im Falle der Zuwiderhandlung gegen diese Vorschrift setzen sie sich Beschränkungen der den Kriegsgefangenen ihrer Kategorie gewährten Vortheile aus. (Art. 9.)

8. Kriegsgefangene können auf Ehrenwort in Freiheit gesetzt werden, wenn die Gesetze ihres eigenen Staates dies gestatten; sie sind in diesem Fall unter Einsetzung ihrer persönlichen Ehre verbunden, die übernommenen Verpflichtungen sowohl gegenüber der eigenen Regierung als gegenüber dem Staat, der sie zu Kriegsgefangenen gemacht hat, peinlich genau („scrupuleusement") zu erfüllen. Die eigene Regierung darf von den auf Ehrenwort entlassenen Kriegsgefangenen Dienste, die dem gegebenen Worte widersprechen, weder fordern noch annehmen. (Art. 10.) Ein Kriegsgefangener kann aber nicht gezwungen werden, seine Entlassung auf Ehrenwort anzunehmen, und ebenso ist der Nehmestaat in keiner Weise verpflichtet, auf Verlangen die Entlassung auf Ehrenwort zu gewähren. (Art. 12).

Ein auf Ehrenwort entlassener Kriegsgefangener, der wieder die Waffen trägt gegen den Staat, der ihn entlassen hat, oder gegen dessen Verbündete — dieser Zusatz wurde auf Antrag v. Schwarzhoff's beigefügt —, verliert, wenn er wieder gefangen wird, den Anspruch auf die Rechte der Kriegsgefangenen und kann den Gerichten übergeben werden. (Art. 12.)

Das deutsche Mil. St.G.B. § 159 bedroht den Kriegsgefangenen, welcher unter Bruch des gegebenen Ehrenwortes entweicht oder, auf Ehrenwort entlassen, die gegebene Zusage bricht oder den Bedingungen, unter denen er aus der Kriegsgefangenschaft entlassen wurde, vor Beendigung des Krieges zuwiderhandelt, mit der Todesstrafe.

9. Personen, welche der Armee folgen, ohne einen Bestandtheil derselben zu bilden, wie Zeitungsberichterstatter, Marketender, Lebensmittelverkäufer, können, falls sie in die Hände des Feindes fallen, festgehalten werden und haben, wenn sie eine Beglaubigung der Militärbehörde der Armee, welcher sie folgen, besitzen, Anspruch auf die Behandlung von Kriegsgefangenen. (Art. 13.)

10. Beim Beginn der Feindseligkeiten wird von jeder der kriegführenden Mächte und, falls Kriegführende in einem neutralen Staate haben internirt werden müssen, auch von diesem ein Auskunftsbureau über die Kriegsgefangenen errichtet. Dieses Bureau hat auf alle die Kriegsgefangenen betreffenden Anfragen zu antworten und erhält zu diesem Zwecke von den zuständigen Dienststellen alle erforderlichen Mittheilungen, um für jeden Kriegsgefangenen eine persönliche Liste führen zu können, insbesondere Mittheilung über die erfolgten Internirungen und deren Veränderungen, über Aufnahme in Spitäler und Todesfälle.

Das Auskunftsbureau bildet ferner die Centralstelle für alle Gegenstände des persönlichen Gebrauches, Werthsachen, Briefe ꝛc., die auf den Schlachtfeldern gefunden oder von den in Spitälern und Feldlazarethen Verstorbenen hinterlassen werden; diese Sachen sind den Berechtigten zu übermitteln. (Art. 14.)

Die Auskunftsbureaus genießen Portofreiheit. Briefe, Postanweisungen, Geldsendungen, Packete an Kriegsgefangene oder von solchen sind frei von allen Postgebühren, ebensowohl im Land der Aufgabe wie der Bestimmung, wie den Zwischenländern. Liebesgaben („les dons et secours en nature") für Kriegsgefangene sind frei von allen Zoll- und Eisenbahngebühren auf Staatseisenbahnen. (Art. 16.)

Die Bestimmungen über das Auskunftsbureau für Kriegsgefangene sind gegenüber der Brüsseler Declaration neu. Diese Vorschriften sowie die weiteren über Hülfsgesellschaften, Auszahlung des Soldes an Officiere, Theilnahme am Gottesdienst, Behandlung von Testamenten (s. Ziff. 11—14 unten) verdanken ihre Aufnahme in das Reglement der Initiative des Belgiers Beernaert, der man in allen diesen Punkten, die eine werthvolle Erleichterung des Looses der Kriegsgefangenen enthalten, bereitwillig entgegenkam. Nur in Betreff der Portofreiheit ergaben sich Schwierigkeiten; nach warmer Befürwortung von Seiten des Oesterreichers Lammasch einigte man sich jedoch auf den Vorschlag Beernaert's und ordnete mit Recht die fiscalischen Gesichtspunkte den großen und schönen Gedanken der christlichen Nächstenliebe unter.

11. Hülfsgesellschaften für Kriegsgefangene, die nach den Gesetzen ihres Landes errichtet sind und sich zur Aufgabe stellen, Vermittler der Liebesthätigkeit zu sein, erhalten von Seiten der Kriegführenden für sich und ihre gehörig bevollmächtigten Vertreter jede Erleichterung, welche in den Grenzen der militärischen Nothwendigkeit und einer geordneten Verwaltung möglich ist, um ihre humanitäre Aufgabe wirksam zu erfüllen. Die Delegirten solcher Gesellschaften können Erlaubniß erhalten, Hülfsmittel zu vertheilen sowohl in den Internirungsdepots wie an den Etappenstationen für entlassene Kriegsgefangene; die Erlaubniß wird durch die Militärbehörde ertheilt und ist an die Person gebunden; diese muß schriftlich die Verpflichtung übernehmen, sich allen etwa vorzuschreibenden Ordnungs- und Polizeimaßregeln zu unterwerfen. (Art. 15.)

12. Kriegsgefangene Officiere können das ihnen zukommende Gehalt erhalten („pourront recevoir le complément, s'il y a lieu, de la solde qui leur est attribuée dans cette situation par les règlements de leur pays"), mit der Maßgabe, daß die Rückerstattung durch ihre Regierung erfolgen muß. (Art. 17.) Beernaert schlug die Ausführung dieses Gedankens vor: „par l'intermédiaire d'une puissance neutre": dem widersprach mit Recht Oberst v. Schwarzhoff, und die Bestimmung wurde gestrichen.

13. Kriegsgefangene haben volle Freiheit der Ausübung ihrer Religion, einschließlich der Theilnahme am Gottesdienst, vorbehalten nur die von der Militärbehörde vorgeschriebenen Ordnungs- und Polizeimaßregeln. (Art. 18.)

14. Testamente von Kriegsgefangenen werden in der gleichen Weise behandelt („sont reçus ou dressés") wie Soldatentestamente. Dieser Satz entspricht dem dermalen schon geltenden deutschen Recht. (Vergl. Reichs-Militärgesetz § 44.)

Ebenso soll verfahren werden in Bezug auf die Sterbeurkunden und die Beerdigung der Kriegsgefangenen, je nach Rücksicht ihres Grades und Ranges. (Art. 19.) (Vgl. Kaiserl. Verordnung vom 20. Januar 1879.)

III. Für den Dienst an Verwundeten und Kranken gilt die Genfer Convention vom 22. August 1864, vorbehaltlich der demnächst vorzunehmenden Revision dieses internationalen Vertrages. (Art. 21; vergl. oben S. 124 ff.). Die Vorschriften der Genfer Convention sind auch anzuwenden auf Verwundete und Kranke, die in neutralem Gebiete internirt sind. (Art. 60.)

IV. Die zulässigen Kriegsmittel sind folgendermaßen beschränkt:

1. Unberührt von dieser Convention bleiben die durch Specialverträge aufgerichteten Verbote. (Art. 23 Eing.) Es kommt hier in erster Linie in Betracht die Petersburger Convention vom $\frac{29.\text{ November}}{11.\text{ December}}$ 1868 sammt den Erweiterungen der Haager Declarationen, deren juristischer Inhalt oben S. 129 erörtert ist.

2. Weiter ist ausdrücklich verboten a) die Verwendung von Gift oder vergifteten Waffen; b) hinterlistige Tödtung oder Verwundung („de tuer ou de blesser par trahison") von Angehörigen der feindlichen Nation oder Armee; c) Tödtung oder Verwundung eines Feindes, der nach Niederlegung der Waffen oder ohne Mittel der Vertheidigung sich auf Gnade und Ungnade ergeben hat („s'est rendu à discrétion"); d) die Erklärung, daß kein Pardon gegeben wird; e) die Anwendung von Waffen, Geschossen oder Gegenständen, die geeignet sind, überflüssige Leiden zu verursachen; f) unberechtigter Gebrauch („d'user indûment") der Parlamentärflagge, der Nationalflagge, militärischer Abzeichen und Uniformen des Feindes, der Unterscheidungszeichen der Genfer Convention; g) Zerstörung oder Wegnahme von feindlichem Eigenthum, ausgenommen die Fälle, wo diese Zerstörung oder Wegnahme durch die Nothwendigkeiten des Krieges gebieterisch gefordert ist. (Art. 23.)

3. Kriegslisten und Anwendung der nothwendigen Mittel, um sich Auskünfte über den Feind und das Territorium zu verschaffen, sind erlaubt (Art. 24), selbstverständlich nur, insoweit sie nicht durch andere Vorschriften verboten sind.

4. Es ist verboten, unvertheidigte („qui ne sont pas défendus") Städte, Dörfer, Wohnungen oder Niederlassungen zu stürmen oder zu beschießen. (Art. 25.) Der positive Satz der Brüsseler Convention: „Nur befestigte Plätze können belagert werden," wurde auf Antrag des deutschen Delegirten v. Schwarzhoff gestrichen, da er einerseits selbstverständlich, andererseits ungenügend sei, indem er die sogenannten passageren Befestigungen (Plewna!) nicht umfasse. Andererseits wurde auf Antrag desselben Delegirten festgestellt, daß dieser Artikel nicht im Wege stehe, Gebäulichkeiten, deren Vernichtung die militärische Nothwendigkeit fordere, zu vernichten (s. Ziff. 2 sub 9).

5. Bei Belagerungen und Beschießungen müssen alle erforderlichen Maßregeln getroffen werden, um so viel als möglich diejenigen Gebäude zu schonen, welche dem Gottesdienst, der Kunst, der Wissenschaft, der Wohlthätigkeit gewidmet sind; ebenso Spitäler und Versammlungsorte von Verwundeten und Kranken — immer unter der Voraussetzung, daß diese Gebäude nicht zu gleicher Zeit zu einem militärischen Zwecke verwendet werden. Pflicht der Belagerten ist es, diese Gebäude oder Orte mit sichtbaren Abzeichen, die vorher dem Belagerer mitgetheilt sein müssen, zu bezeichnen. (Art. 27.) Der Befehlshaber der Belagerungsarmee muß vor Beginn der Beschießung und ausgenommen den Fall eines unmittelbaren Angriffes („sauf le cas d'attaque de vive force") Alles thun, was von ihm abhängt, um die Behörden der belagerten Stadt davon zu benachrichtigen. (Art. 26.) Auch diese Materie ver-

wirrte Beernaert durch seinen unhaltbaren, ja geradezu unverständlichen Grundsatz: man dürfe kein „droit au bombardement“ anerkennen!

6. Es ist verboten, Städte oder Oertlichkeiten, auch wenn sie mit Sturm genommen sind, der Plünderung preiszugeben. (Art. 28.)

V. Ueber Spione enthält die Convention folgende Vorschriften:

1. Spion ist, wer, heimlich oder unter falschen Vorwänden handelnd, in der Zone der Operationen eines Kriegführenden Nachrichten sammelt oder zu sammeln versucht, in der Absicht, sie dem Gegner mitzutheilen. Demgemäß sind Soldaten in Uniform, welche in das Operationsgebiet der feindlichen Armee eingedrungen sind, um sich Nachrichten zu verschaffen, nicht als Spione anzusehen. Ebenso sind nicht Spione: Soldaten und Nichtsoldaten, die beauftragt sind, Mittheilungen an ihre eigene Armee oder an die feindliche Armee zu machen, wenn sie ihren Auftrag offen ausführen. Dahin gehören auch Personen, die in Ballons befördert werden, um Nachrichten zu überbringen oder überhaupt die Verbindung zwischen verschiedenen Theilen einer Armee oder eines Gebietes aufrecht zu erhalten. (Art. 29.)

2. Der auf frischer That ergriffene Spion kann nicht bestraft werden ohne vorheriges Urtheil (Art. 30), darf also nicht ohne Weiteres erschossen werden. (Vgl. auch Reichsstrafgesetzbuch § 90 Ziff. 5.)

3. Ein Spion, der wieder zu seiner Armee zurückgekehrt ist und später in Kriegsgefangenschaft fällt, ist als Kriegsgefangener zu behandeln und kann in keiner Weise für frühere Acte der Spionage haftbar gemacht werden. (Art. 31.)

VI. Ueber Parlamentäre ist bestimmt:

1. Parlamentär ist, wer mit einer Vollmacht des einen der kriegführenden Theile zur Eröffnung von Verhandlungen mit dem anderen ausgestattet ist und sich mit der weißen Fahne vorstellt. Er hat das Recht der Unverletzlichkeit, ebenso wie der Trompeter, Clarinettist oder Tambour, der Fahnenträger und der Dolmetscher, die ihn begleiten. (Art. 32.)

2. Der Truppencommandant, zu dem der Parlamentär geschickt ist, ist nicht verpflichtet, ihn unter allen Umständen anzunehmen; er kann alle erforderlichen Maßregeln ergreifen, um den Parlamentär zu verhindern, sich Kenntnisse über die Verhältnisse des Feindes zu verschaffen; er hat das Recht, im Falle des Mißbrauches den Parlamentär zeitweilig zurückzuhalten. (Art. 33.) Dagegen wurde der Satz der Brüsseler Declaration, daß ein Befehlshaber sich für bestimmte Zeit Parlamentäre verbitten könne, und daß dann Parlamentäre, die sich trotzdem melden, nicht das Recht der Unverletzlichkeit haben, auf Antrag des deutschen Militärdelegirten von Schwarzhoff mit Recht gestrichen.

3. Der Parlamentär verliert seine Rechte der Unverletzlichkeit, wenn in bestimmter und unwidersprechlicher Weise nachgewiesen ist, daß er seine privilegirte Stellung dazu benutzt hat, einen Act des Verrathes herbeizuführen oder zu begehen. (Art. 34.)

VII. Von Capitulationen handelt der Art. 35, welcher bestimmt: Capitulationen müssen den Forderungen der militärischen Ehre Rechnung

tragen; einmal festgestellt, müssen sie peinlich („scrupuleusement") von beiden Parteien beobachtet werden.

VIII. Für Waffenstillstände ist Folgendes bestimmt:

1. Der Waffenstillstand suspendirt die Kriegsoperationen auf Grund gegenseitigen Vertrages der Kriegführenden (Art. 36); er muß amtlich in ausreichender Zeit den zuständigen Behörden und den Truppen mitgetheilt werden; die Feindseligkeiten werden sofort nach der Mittheilung oder an dem bestimmten Termin unterbrochen. (Art. 38.) Es hängt von den Vertragschließenden ab, im Waffenstillstandsvertrag Vorschriften zu geben über die Beziehungen, welche auf dem Kriegstheater mit den Bevölkerungen und zwischen diesen stattfinden dürfen. (Art. 39.)

2. Der Waffenstillstand kann ein allgemeiner oder localer sein. Der erstere unterbricht die Operationen auf dem ganzen Kriegstheater, der letztere nur für gewisse Theile der Armee und in einem bestimmten Rayon. (Art. 37.)

3. Ist eine bestimmte Dauer des Waffenstillstandes nicht vereinbart, so können die Feindseligkeiten jederzeit wieder aufgenommen werden, vorausgesetzt nur, daß der Feind hiervon in ausreichender Zeit gemäß den Bedingungen des Waffenstillstandes benachrichtigt worden ist. (Art. 36.)

4. Jede schwere Verletzung des Waffenstillstandes durch eine der beiden Parteien gibt der anderen das Recht, ihn zu kündigen, ja in dringenden Fällen („en cas d'urgence") die Feindseligkeiten unmittelbar wieder aufzunehmen. (Art. 40.) Letztere Bestimmung entspricht dem ursprünglichen russischen Entwurf der Declaration und wurde in das Haager Reglement auf Anregung des deutschen Militärdelegirten v. Schwarzhoff wieder aufgenommen. Dagegen die Verletzung von Vorschriften des Waffenstillstandes durch Privatleute, die aus eigenem Antrieb handeln, gibt nur das Recht, die Bestrafung der Schuldigen und geeigneten Falles Entschädigung für erlittenen Schaden zu fordern. (Art. 41.)

IX. Am heftigsten umstritten waren in der Conferenz die Artikel über die Rechte des Occupanten im occupirten Gebiet. Eine starke Strömung ging auf vollständige Streichung der wichtigsten dieser Artikel. Schließlich wurden sie, mit Ausnahme eines auf die Beamten bezüglichen Artikels, beibehalten, jedoch im Rahmen einer ihre Tragweite kennzeichnenden Resolution. (Siehe hierüber oben.)

Gelegentlich der Berathung dieser Artikel gaben erst die Schweiz, im Anschluß hieran Belgien und Luxemburg formelle Erklärungen zu Protokoll: daß die Theilnahme an diesen Berathungen nur erfolge unter der ausdrücklichen Verwahrung, daß ihre garantirte Neutralität jede Occupation ausschließe.

1. Als occupirt gilt ein Gebiet, wenn es thatsächlich in der Gewalt („de fait sous l'autorité") des feindlichen Heeres ist; die Occupation erstreckt sich nur auf diejenigen Gebiete, wo diese Gewalt aufgerichtet ist und ausgeübt werden kann („où cette autorité est établie et en mesure de s'exercer"). (Art. 42.) Ueber letzteren Satz entspann sich ein lebhafter Redekampf zwischen

den Obersten v. Schwarzhoff und Gilinsky einerseits, den Vertretern der kleineren Mächte unter Führung von Beernaert andererseits. Schließlich blieb der Satz stehen.

2. Da die gesetzmäßige Gewalt — die Worte der Brüsseler Declaration „étant suspendue" wurden gestrichen — thatsächlich an den Occupanten übergegangen ist, wird dieser alle von ihm abhängenden Maßregeln treffen, um so weit als möglich die öffentliche Ordnung und Sicherheit herzustellen und aufrecht zu erhalten, indem er, vorbehaltlich absoluter Hindernisse, die im Lande geltenden Gesetze beobachtet. (Art. 43.) Bei dem langen und verwirrten, durch Beernaert entfesselten Principienstreit hierüber gab der russische Oberst Gilinsky die Erklärung zu Protokoll: daß vom militärischen Standpunkt aus die Landesgesetze nur aufrecht erhalten werden könnten, insoweit sie nicht den militärischen Gesetzen des Eroberers widersprechen.

3. Verboten ist, die Bevölkerung des occupirten Gebietes zur Theilnahme an militärischen Arbeiten gegen ihr Vaterland zu zwingen. (Art. 44.) Einzelne Personen können jedoch zu Dienstleistungen im militärischen Interesse, zum Beispiel Weisung von Wegen, Führung von Wagen und dergleichen, gezwungen werden. (Siehe unten Ziffer 11.)

4. Verboten ist, die Bevölkerung des occupirten Gebietes zur Leistung eines Eides an die feindliche Gewalt zu zwingen. (Art. 45.)

5. Die Ehre und die Rechte der Familie, das Leben der Privatpersonen, das Privateigenthum, die religiösen Ueberzeugungen und die Gottesdienste müssen geachtet werden. Das Privateigenthum darf nicht confiscirt werden (Art. 46). (Vgl. hierher Militärstrafgesetzbuch § 132 über „boshafte oder muthwillige Verwüstung oder Verheerung fremder Sachen im Felde".)

6. Das Beutemachen ist formell verboten. (Art. 47.) Das deutsche Militärstrafgesetzbuch behandelt diese Materie unter Festsetzung strenger Strafen gegen Beutemachen (§ 128), Plünderung (§ 129 ff.), Marodiren (§ 135).

7. Steuern, Abgaben und Zölle, die dem Staat geschuldet werden, kann der Occupant erheben; er soll es jedoch so viel als möglich nach Maßgabe der für die Erhebung und Vertheilung von solchen in Kraft stehenden Vorschriften thun; aus der Erhebung folgt für ihn die Verpflichtung, die Kosten der Verwaltung des occupirten Gebietes in dem gleichen Umfange zu tragen, wie die gesetzmäßige Gewalt hierzu verbunden ist. (Art. 48.)

8. Anderweitige Contributionen in Geld können im occupirten Gebiete nur erhoben werden zur Deckung der Bedürfnisse des Heeres oder der Verwaltung des Landes. (Art. 49.) Diese Vorschrift war heftig umstritten. Der holländische Delegirte van Karneben forderte ein Verbot aller Contributionen, ausgenommen als Ersatz für bestehende Steuern oder als Strafe; man müsse das Princip vernichten, daß der Krieg den Krieg ernähre. Diese Ansicht wurde lebhaft unterstützt von Beernaert und dem Schweizer Odier, bekämpft von Lammasch und v. Schwarzhoff. Einig war man jedoch darin, daß keine Contributionen lediglich zum Zweck der Bereicherung von Truppenbefehlshabern erhoben werden dürfen. Schließlich einigte man sich auf den Text des Art. 49, der den v. Schwarzhoff'schen

Forderungen gemäß Contributionen für die Bedürfnisse des Heeres zuläßt.

9. Gesammtstrafen, an Geld oder in anderer Art, können gegen die Bevölkerung nicht verhängt werden wegen der Thaten von Einzelnen, für welche die Gesammtheit nicht als verantwortlich betrachtet werden kann. (Art. 50.)

10. Contributionen jeder Art können nur erhoben werden auf Grund schriftlicher Befehle und unter Verantwortlichkeit eines commandirenden Generals („d'un général en chef"); so viel als möglich soll ihre Erhebung unter Beobachtung der für die Erhebung und Vertheilung der Steuern geltenden Vorschriften erfolgen; für jede Contribution ist den Pflichtigen ein Anerkenntniß auszuhändigen. (Art. 51.) (Vgl. hierher Militärstrafgesetzbuch § 129 Ziff. 2, wonach unberechtigtes und übermäßiges Erheben von Contributionen und Requisitionen um des eigenen Vortheils willen als Plünderung bestraft wird.)

11. Requisitionen von Naturalien oder Dienstleistungen können von Gemeinden oder Einwohnern nur für die Bedürfnisse der Occupationsarmee erhoben werden. Sie müssen im Verhältniß zu den Hülfsquellen des Landes stehen und dürfen für die Bevölkerung nicht die Verpflichtung einschließen, an den Kriegsoperationen gegen ihr Vaterland theilzunehmen. Derartige Requisitionen und Dienstleistungen können nur mit Genehmigung des Befehlshabers des Ortes gefordert werden. Naturalprästationen sind so viel als möglich baar zu bezahlen; anderenfalls sind sie durch Anerkenntnisse festzustellen. (Art. 52.)

12. Die Occupationsarmee kann nur in Beschlag nehmen („saisir"): das Baargeld, die Fonds und die fälligen Forderungen, deren Eigenthümer der Staat ist; ferner die Waffenniederlagen, Transportmittel, Magazine und Niederlagen von Vorräthen und überhaupt alle im Eigenthum des Staates stehenden beweglichen Sachen, die geeignet sind, Kriegszwecken zu dienen. (Art. 53 Abs. 1.)

13. Hinsichtlich der öffentlichen Gebäude, Immobilien, Wälder, landwirthschaftlichen Betriebe („exploitations agricoles"), die dem feindlichen Staat gehören und im occupirten Territorium sich befinden, darf sich der Occupant nur als Verwalter und Nießbraucher betrachten; er muß demgemäß die Substanz dieser Güter erhalten und darf sie nur nach den Regeln des Nießbrauches verwenden. (Art. 55.)

14. Eisenbahnmaterial, Landtelegraphen, Telephone, Dampfschiffe und andere Schiffsfahrzeuge, insoweit hier nicht die Vorschriften des Seerechtes Platz greifen, ferner Waffenniederlagen und Niederlagen von jeder Art Kriegsmunition, auch wenn sie im Eigenthum von Gesellschaften oder Privatpersonen stehen, sind in gleicher Weise wie die unter Ziff. 12 bezeichneten Gegenstände als Kriegsmittel zu betrachten und können demnach beschlagnahmt werden; aber sie müssen wieder zurückerstattet und bei Abschluß des Friedens muß die Entschädigungsfrage geregelt werden (Art. 53 Abs. 2). Bei Berathung dieses Artikels fand eine interessante Verhandlung über die Behandlung der Kabelanlagen im Küstenmeer statt. Der dänische Delegirte v. Bille beantragte,

dem Artikel die Worte einzufügen: „y compris les fils l'atterrissage établis dans les limites du territoire maritime de l'État", die Verbindungskabel im Bereiche des Küstenmeeres. Schon 1874 hatte Dänemark dies in Brüssel beantragt. An sich ging der Wunsch von Dänemark dahin, den Schutz des Art. 53 Abs. 2 für die unterseeischen Kabel in ihrem ganzen Umfange zu erwirken; aus praktischen Gründen aber beschränkte sich der dänische Delegirte darauf, den Antrag nur für die Verbindungskabel im Küstenmeer zu stellen d. i. drei Seemeilen vom Lande ab; diese sollten den Landtelegraphen gleichgestellt werden, die Frage des Schutzes der submarinen Kabel überhaupt aber in ihrer enormen Bedeutung von der Conferenz anerkannt und ihre Lösung einer späteren Conferenz überwiesen werden. Der englische General Ardagh erklärte sich mit dem dänischen Antrag einverstanden unter der Bedingung, daß daraus die Bezeichnung des Küstenmeeres als des Meeres drei Seemeilen vom Lande ab entfernt würde; diese völkerrechtliche Begrenzung des Küstenmeeres wird bekanntlich seit längerer Zeit von England als nicht mehr zutreffend erklärt; der Versuch, auf dem Wege des Staatsvertrages eine allgemeine Anerkennung des englischen Standpunktes zu erzielen, blieb jedoch vergeblich. Nach längerer Verhandlung erhob der erste englische Delegirte Sir Pauncefote Namens seiner Regierung einfach Widerspruch gegen die Behandlung dieser Sache als einer in den Rahmen des Seerechtes fallenden, die unbedingt ausgeschlossen bleiben müßte, und der dänische Delegirte war hierdurch gezwungen, seinen werthvollen Antrag zurückzuziehen.

15. Eisenbahnmaterial, das aus neutralen Staaten kommt und im Eigenthum von solchen oder Gesellschaften oder Privatpersonen steht, muß diesen so bald als möglich zurückerstattet werden (Art. 54). Beernaert wollte hier den Zusatz: „ohne daß es für militärische Zwecke gebraucht werden darf," denn ein derartiger Gebrauch widerspreche dem Principe der Neutralität. Sehr lebhaft wurden diese Darlegungen unterstützt durch den Luxemburger Eyschen; Widerspruch fand der Beernaert'sche Antrag durch den deutschen Delegirten v. Schwarzhoff, der auf die großen Schwierigkeiten der Frage hinwies und sie, da sie sich ja grundsätzlich gar nicht auf die Rechte der Kriegführenden unter einander beziehe, einer späteren Conferenz zu überweisen vorschlug. Demgemäß wurde jener Zusatz gestrichen.

16. Die Güter der Gemeinden, der dem Gottesdienst, der Wohlthätigkeit, dem Unterricht, der Kunst, der Wissenschaft gewidmeten Einrichtungen, auch wenn sie im Eigenthum des Staates stehen, sind als Privateigenthum (s. oben S. 212) zu behandeln. Jede absichtliche („intentionelle") Wegnahme, Zerstörung oder Beeinträchtigung („dégradation") derartiger Anstalten, ebenso von historischen Monumenten oder Werken der Kunst und der Wissenschaft ist verboten und muß verfolgt werden („est interdite et doit être poursuivie") (Art. 56). Auf ausdrücklichen Wunsch des Persers Mirza Riza Khan wurde hierher constatirt, daß zu den gottesdienstlichen Gebäuden auch die Moscheen gehören.

X. Hinsichtlich der Rechte und Pflichten der Neutralen, deren Feststellung im Uebrigen einer späteren Conferenz vorbehalten wurde, sind in dem Haager Reglement nur folgende Punkte bestimmt:

1. Der neutrale Staat, der auf sein Gebiet Truppen einer der kriegführenden Mächte übertreten läßt („reçoit sur son territoire"), ist verpflichtet, dieselben zu interniren („les interner"), und zwar, wenn möglich entfernt vom Kriegstheater. Er kann sie in Feldlagern verwahren, ja selbst in Festungen oder anderen für diesen Zweck bestimmten Oertlichkeiten einschließen. Officiere können freigelassen werden, indem sie sich auf Ehrenwort verpflichten, das Gebiet des neutralen Staates nicht ohne Genehmigung zu verlassen (Art. 57). Hier hatte der luxemburgische Delegirte Eyschen die Aufmerksamkeit der Conferenz auf die besondere Lage von Luxemburg gelenkt, das nach dem Londoner Vertrag vom 11. Mai 1867 gar keine Truppen halten dürfe als die zur Aufrechthaltung der Ordnung erforderlichen Polizeimannschaften, somit thatsächlich gar nicht in der Lage sei, die in Art. 57 festgestellten Verpflichtungen zu erfüllen.

2. Ueber die Verpflegung der Internirten kann besondere Vereinbarung erfolgen; Mangels einer solchen hat der neutrale Staat den Internirten Nahrung, Kleidung und die durch die Humanität gebotenen Hülfsmittel zu gewähren. Die Kosten der Internirung sind nach dem Friedensschluß zu ersetzen (Art. 58).

3. Den Transport von Verwundeten oder Kranken der Kriegsparteien über ein Gebiet kann der neutrale Staat gestatten, unter der Bedingung, daß derartige Transporte weder Kriegspersonal noch Kriegsmaterial führen oder befördern dürfen; der neutrale Staat ist verpflichtet, die für diesen Zweck erforderlichen Sicherheits- und Aufsichtsmaßregeln zu treffen. Der neutrale Staat ist verpflichtet, dafür zu sorgen, daß die auf seinem Gebiete untergebrachten Verwundeten und Kranken beider Kriegsparteien nicht wieder die Waffen ergreifen oder sonst an den Kriegsoperationen theilnehmen (Art. 59). Der neutrale Staat muß beide Parteien in dieser Frage ganz gleich behandeln; daß auch dann noch nach Maßgabe thatsächlicher Verhältnisse diese Vorschrift sehr ungleich wirken kann, hob der französische Militärdelegirte General Monnier zutreffend hervor (s. auch oben über den Seekrieg).

Ausdrücklich wurde zu Protokoll constatirt, daß der Artikel nur die Bedeutung habe, festzustellen, daß „humanitäre und hygienische Erwägungen einen neutralen Staat bestimmen können, verwundete oder kranke Soldaten sein Gebiet passiren zu lassen, ohne daß er dadurch den Pflichten der Neutralität untreu wird." Gestattet der neutrale Staat, daß Verwundete oder Kranke sein Gebiet passiren, um in ihr eigenes Land zu kommen, so können diese nach ihrer Wiederherstellung auch wieder am Krieg theilnehmen; Voraussetzung der Neutralität ist hier immer nur, daß beide Kriegsparteien gleich behandelt werden.

Verpflichtet aber ist der neutrale Staat nicht, den Durchzug von Kranken und Verwundeten zu gestatten.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Anna von Helmholtz.

[Nachdruck untersagt.]

Höchstes Glück der Erdenkinder
Ist doch die Persönlichkeit.
Goethe.

Die Frau, von der diese Zeilen sprechen, ist in der Oeffentlichkeit wenig hervorgetreten. Dennoch rief, als der Telegraph am 1. December des nun abgelaufenen Jahres aus Volosca die Nachricht von ihrem plötzlichen Tode den Zeitungen brachte, diese Kunde in einem ungewöhnlich großen Kreis von Menschen das Gefühl hervor: aus dem Bezirk ihres Lebens sei etwas Leuchtendes und höchst Lebendiges geschieden, ihr Leben sei durch solchen Verlust ärmer geworden. Wenn einmal die jetzige ältere Generation nicht mehr ist und die Briefe, welche in der letzten Hälfte unseres Jahrhunderts geschrieben worden sind, von der Neugier eines nach uns kommenden Geschlechts durchmustert werden, dann wird diesem auf vielen Blättern derselben ihr Name begegnen. So möchte man den frischen Eindruck dessen, was sie war, als ein Unvergleichliches, das doch an den Moment gebunden war, noch mit Worten festzuhalten suchen. Und es ist gewiß in ihrem Sinne, wenn ein solcher Versuch ihr Bild immer nur auf dem Hintergrunde von Helmholtz selber und dessen Lebenswerk sichtbar zu machen vermag.

Sie stammte aus einer Familie, welche der Gelehrten- und Beamtenaristokratie Württembergs angehörte. Ihre Kinderjahre verlebte sie in Tübingen; ihr Vater, der berühmte Staatsrechtslehrer Robert von Mohl, lehrte dort, bis er dann 1845 als einer der Männer, welche die Zukunft des deutschen Staatslebens vorbereiteten, wegen eines liberalen Wahlprogramms mit der Regierung in Conflict gerieth. Er trat nun aus dem Staatsdienste aus. Sie erlebte schon mit dem Bewußtsein eines halbwüchsigen Mädchens die hervorragende Rolle, die von da ab in unserem öffentlichen Leben ihr Vater gespielt hat, zuerst als einer unter den Führern der Opposition in der Kammer seiner Heimath, dann, 1847 nach Heidelberg berufen, als Mitglied des Vorparlamentes und der deutschen Nationalversammlung; hierauf hat er als Justizminister im Reichs-Ministerium von 1848 an den Arbeiten der Gesetzgebung einen hervorragenden Antheil gehabt. Mit Heinrich von Gagern schied er im Mai 1849 wieder aus und nahm nun in Heidelberg seine Vorlesungen wieder auf.

Diese umfassenden politischen Lebensbeziehungen gaben auch dem Hause des Heidelberger Rechtslehrers seinen besonderen Charakter. Bei aller Liebenswürdigkeit war die Mutter von gemessener aristokratischer Haltung, und sie hat sich später, als Mohl 1861 als Bundestagsgesandter nach Frankfurt ging, im Kreise der diplomatischen Damen mit eleganter Sicherheit bewegt. So unterschied sich auch die Geselligkeit in den stattlichen Räumen des alten Gätschenberger'schen Hauses in Heidelberg, in welcher Politiker, Gelehrte und hervorragende Ausländer in bunter Mischung sich bewegten, erheblich von der, wie sie in den fünfziger Jahren in den Heidelberger Gelehrtenkreisen üblich war. Von früh auf wurden ihr breite und bedeutende Verhältnisse eine selbstverständliche Nothwendigkeit des Lebens.

Von den Kindern des Hauses, zwei Söhnen und zwei Töchtern, hatte sie am meisten von der Art des Vaters mitbekommen, von seinem Formtalent, seinem starken Verstand und dem kernigen schwäbischen Humor. Jemand, der sie damals sah, fand auch im Aeußern diese Aehnlichkeit. „Zwar war in den Zügen des Mädchens Alles gemildert, was dem Gelehrtenkopf mit den scharfen Augen unter den buschigen Brauen und der kritisch vorspringenden Unterlippe einen gewissen trutzlichen Charakter gab, aber ganz verschwunden war der Familientypus in ihrem beweglichen Gesicht auch nicht. Professor Mohl pflegte diesen humoristisch zu behandeln." In der Familie führte man die kritische Unterlippe und auch eine starke geistige Erbschaft von Souveränität des Verstandes und des Wollens auf den Urgroßvater der vier Brüder Mohl von mütterlicher Seite her zurück, den großen Publicisten Johann Jacob Moser: in dem Zimmer von Frau von Helmholtz hing sein Bildniß mit dem scharf geschnittenen Profil, an das in den Zügen der Urenkelin Manches erinnern konnte.

Auf die hohe Schule gesellschaftlicher Lebenshaltung kam sie dann aber im Hause ihres Onkels, des berühmten Orientalisten Julius von Mohl in Paris. Er war aus dem Tübinger Stift hervorgegangen, hatte in Paris, als einem Mittelpunkt der orientalischen Studien, Hülfsmittel und freieren Raum für seine umfassenden Pläne gefunden, und als Professor des Persischen am Collège de France. Mitglied der Akademie der Inschriften und Präsident der Asiatischen Gesellschaft gehörte er nun zu den wissenschaftlichen Autoritäten des zweiten Kaiserreichs. Die geistvolle und bis zur Bizarrerie originelle Engländerin, mit welcher er sich verheirathete, hatte noch mit Madame Récamier in den Zeiten ihres letzten Salons im Faubourg St. Germain freundschaftlich verkehrt, und in dem gesellschaftlichen Cirkel, welchen Frau von Mohl um sich versammelte, wirkte das Vorbild dieses Salons noch nach. Die Berühmtheiten der verschiedenen Länder und Gesellschaftskreise begegneten sich hier. Die „Tante Mohl" nahm sich nun der in Deutschland natürlich höchst unvollkommen gebliebenen gesellschaftlichen Erziehung ihrer beiden Nichten an, welche sie zärtlich liebte, und auf deren Begabung sie stolz war. Nach der Verheirathung der älteren Schwester Ida kam Anna zu ihr. Doch wurden nicht bloß gesellschaftliche Haltung, Toilette und Lebensformen einer strengen Erziehung der Tante unterworfen: dem empfänglichen Mädchen öffnete sich hier eine neue Welt; die gesellschaftlichen Beziehungen verschiedener Nationen und Lebenskreise unter

einander, die vollendeten Formen des französischen Gesprächs und der weite Gesichtskreis dieser Pariser Gesellschaft machten einen großen Eindruck auf sie; noch in späteren Lebensjahren war in ihrem eigenen Gespräch etwas davon zu bemerken. Damals hat sie sich auch im Zeichnen und Malen unter der Anleitung französischer Künstler versucht. Ein Durst nach Schönheit des Lebens war vielleicht der ursprünglichste Zug dieser starken, selbsteigenen Natur. Doch war zu ihrem Glück ihr Wahrheitsbedürfniß kaum minder stark und bewahrte sie vor jedem Zugeständniß an leeren Schein und rein äußerliche gesellschaftliche Formen.

Das Heidelberg der fünfziger Jahre, in das sie so zurückkehrte, stand in dieser glorreichen Periode unserer Universitäten und des wissenschaftlichen Geistes in Deutschland hinter keiner Universität unseres Vaterlandes zurück. Die juristische Facultät besaß damals durch Vangerow, Mittermaier und Mohl eine starke Anziehungskraft. Doch ihre Verbindung mit den Staatswissenschaften und der Historie gab der Universität erst ihren Charakter. Noch war die machtvolle Persönlichkeit von Schlosser, wenn auch wenig sichtbar und von der Universität sich fernhaltend, ein Theil des geistigen Lebens der Stadt. Seine Schüler Häusser und Gervinus wirkten hier: Häusser durch die politische Energie seiner glänzenden historischen Vorträge, Gervinus durch seine die ganze damalige deutsche Geistesbildung stark beeinflussenden Schriften. Das Verbot der Vorlesungen von Kuno Fischer, welches durch eine theologische Intrigue erwirkt wurde, der Proceß gegen Gervinus wegen seiner „Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts“ und das Verbot dieser Schrift beschäftigten die Kreise der Universität auf das Lebhafteste. Auch Strauß trat damals vorübergehend in den Kreis der nunmehr herangewachsenen Anna von Mohl ein.

Nun aber gelangte ein ganz neues Element zu überwiegender wissenschaftlicher Bedeutung an der Universität: 1852 kam der Chemiker Bunsen nach Heidelberg, 1854 der große Physiker Kirchhoff, und zuletzt von den Dreien 1858 Hermann Helmholtz. Eben in diesen ersten Jahren des Eintretens von Helmholtz in den Kreis der Heidelberger Naturforscher machten die beiden Freunde Kirchhoff und Bunsen die Entdeckung der Spectralanalyse. Helmholtz hatte hinter sich die Erfindung des Augenspiegels und die beiden Abhandlungen über das Gesetz von der Erhaltung der Kraft; er hatte 1856 seine „Physiologische Optik“ herauszugeben begonnen, und während er noch an ihr arbeitete, wurden in dem Heidelberger physiologischen Laboratorium jene acustischen Versuche gemacht, die Instrumente construirt und die Theorien erdacht, welche dann 1862 in dem Werk über die „Tonempfindungen als physiologische Grundlage für die Theorie der Musik“ zusammengefaßt wurden. Man kann sagen, daß in diesen Jahren Heidelberg der Mittelpunkt der Naturforschung von Deutschland war.

Die Musik brachte Helmholtz, der seine erste Frau nach kurzer Ehe verloren hatte, zuerst mit Anna von Mohl in Beziehung. Sie war auf dem Flügel eine tüchtige Dilettantin, wenn sie von ihrer musikalischen Begabung später auch keinen Gebrauch mehr machte. Es war in Helmholtz ein starker Zug, dem Zusammenhang der naturwissenschaftlich erkennbaren Grundlagen

der Künste mit deren Wirkungen nicht nur theoretisch, sondern auch genießend und mit ästhetischem Antheil nachzugehen, und dieser Zug begegnete sich mit dem Kunstsinn des geistvollen jungen Mädchens. Andererseits aber brachte ihr heller und scharfer Verstand, ihr Sinn für das Große den naturwissenschaftlichen Fortschritten, die sich in ihrer nächsten Umgebung vollzogen, und der genialen Persönlichkeit von Helmholtz volles Verständniß entgegen. 1861 fand ihre Verbindung statt. Zehn Jahre von da ab lebte die Familie in Heidelberg. Zu den beiden Freunden Bunsen und Kirchhoff war nun auch der Philosoph Zeller getreten, welcher bald ein Verhältniß freundschaftlichsten persönlichen Vertrauens zu Helmholtz gewann. Die beiden Frauen waren sich als Verwandte schon in früher Jugend in den alten Räumen des Tübinger Stifthauses begegnet, in denen Ferdinand Christian Baur, der Vater der Frau Zeller, seine „Kritik der christlichen Ueberlieferungen" vollbracht hatte. Gern erzählte Frau Anna von Helmholtz von dem gewaltigen Mann, dessen religiöses Gemüth schwer trug an der Aufgabe, welche im Gang der Theologie ihm zugefallen war, die Traditionen des Urchristenthums zu zergliedern und die ersten Grundlinien einer geschichtlichen Auffassung an deren Stelle zu setzen. Wie manche Nacht man ihn in seinem Studirzimmer auf und nieder schreiten hörte. Wie mächtig der Eindruck des schweigsam in seinen großen geschichtlichen Conceptionen lebenden Mannes auch auf seine ganze Umgebung war. Zeller selber hatte, als er 1862 nach Heidelberg kam, mit dem Vortrag über Bedeutung und Aufgabe der Erkenntnißtheorie seine Vorlesungen eröffnet; hier hatte er auf die Nothwendigkeit wieder hingewiesen, die kritischen Ergebnisse Kant's als Grundlage der Wahrnehmungslehre, einer ihrer Grenzen bewußten, gesunden Erfahrungsphilosophie und des Zusammenwirkens mit den anderen Wissenschaften aufrecht zu erhalten, und hierin begegnete er sich ganz mit Helmholtz, der zeitlebens Kant ein eindringendes Studium zugewandt hat.

Ostern 1871 übernahm Helmholtz die Professur der Physik an der Universität Berlin, wohin 1872 unter seiner Mitwirkung auch Zeller berufen wurde. Im Jahre 1888 ist er dann Präsident der von ihm und Siemens geplanten physikalisch-technischen Reichsanstalt geworden. Die Stellung, welche er in dem wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Leben der Stadt nunmehr einnahm, war einzig in ihrer Art.

Die Universität Berlin verdankte ihren Aufschwung dem mächtigen Anwachsen der Geisteswissenschaften und der Philosophie, wie er aus unserer ästhetischen Epoche hervorgegangen war. Nun begann aber Deutschland auch in den Naturwissenschaften lange Versäumtes, besonders wenn man die Entwicklung derselben in Frankreich verglich, nachzuholen. An der Berliner Universität ward dieser Aufschwung vorbereitet durch die Thätigkeit großer Mathematiker und durch die Schule von Johannes Müller, aus welcher Virchow, du Bois-Reymond, Brücke und Helmholtz selber hervorgingen. In den zwei Decennien, ehe Helmholtz kam, wuchs beständig der Einfluß der Naturwissenschaften auf die Universität. Dove, der Berlin lange angehört hatte, war nun als erste Autorität im Gebiete der Meteorologie auf der Höhe seines Ruhmes. 1856 entschloß man sich, Virchow aus der Verbannung, welche die Folge seiner freisinnigen politischen Haltung gewesen

war, zurückzurufen. Seit 1864 wirkte der große Mathematiker Weierstraß an der Universität. Das Jahr darauf war der Vertreter der Physiologie an ihr, du Bois-Reymond, Secretär der Akademie geworden und seine auf ein umfassendes Wissen gegründete Beredsamkeit wurde ein mächtiger Factor für die Steigerung des allgemeinen Interesses an den naturwissenschaftlichen Problemen in der Stadt. 1868 kam der Chemiker Hofmann, und Helmholtz zog dann bald im Jahre 1874 den befreundeten Entdecker der Spectralanalyse, Gustav Robert Kirchhoff, nach sich. Es lag aber in dem umfassenden Genie von Helmholtz, welches Mathematik, Physik, Physiologie und Philosophie mit gleicher Leichtigkeit wie Instrumente zur Lösung seiner Probleme handhabte und combinirte, daß in ihm der ganze naturwissenschaftliche Geist des Jahrhunderts sich zu repräsentiren schien. Ich erinnere mich noch der Leibniz-Sitzung der Akademie der Wissenschaften, welche gleich im ersten Sommer des Aufenthalts von Helmholtz in Berlin stattfand, und die ich bei vorübergehendem Aufenthalt damals besuchte; der Philologe Haupt hatte zwei Denkreden gehalten, nun trat Helmholtz auf. Er sprach über Magnus, er hob hervor, wie spät und zögernd sich die Deutschen in unserem Jahrhundert den Naturwissenschaften zugewandt haben, er sprach von dem Umschwung, der sich vollzogen, und pries Magnus glücklich, daß er die Sache, der er diente, siegreich wachsen sah: das Bewußtsein des Allgemeingültigen in der naturwissenschaftlichen Erkenntniß, ihres unaufhaltsamen Vordringens, ihrer Herrschaft über die physische Wirklichkeit sprach aus seinen gemessenen Worten; man mußte fühlen, wie nunmehr die Naturwissenschaften mit vollem Bewußtsein ihrer Bedeutung ihren Platz im geistigen und im wirthschaftlichen Leben einzunehmen sich anschickten. Gerade die maßvolle Objectivität, mit welcher der umfassende Geist von Helmholtz das selbständige Recht und Verfahren der Geisteswissenschaften und der Philosophie anerkannte, weit entfernt von dem Uebermuth, der sich sonst wohl geltend machte, steigerte den Eindruck, so oft Helmholtz vom Naturerkennen, seinem Recht und seinem Verfahren sprach. Er erschien dann wie die Verkörperung des naturwissenschaftlichen Geistes der Zeit.

Diese repräsentative Stellung von Helmholtz gelangte in den wissenschaftlichen Kreisen und in der Gesellschaft der Stadt zur Anerkennung; auch der Hof verschloß sich dem nicht. Der Kronprinz mit seiner Gemahlin war damit vorangegangen. Kaiser Wilhelm, der die großen wirkenden Kräfte in dem neu gegründeten Reiche mit natürlichem Verständniß erkannte und zu ehren wußte, sah ihn gern bei sich. Das Haus von Helmholtz, die Beziehungen, in denen man stand, wurden so ganz naturgemäß zur Repräsentation all' der lebenskräftigen Verhältnisse, in welchen die Naturwissenschaften wirksam waren. Nicht nur die Beziehungen zu der aufstrebenden Technik, sondern auch die weniger sichtbaren zur Musik, zur bildenden Kunst und zur Literatur wurden hier gepflegt. Aber wie dies Haus eine solche repräsentative Stellung erlangte, der Umfang, in welchem dies geschah, die Art, in welcher es sich äußerte, das war das eigentliche Verdienst der nun Dahingeschiedenen.

Sie war zweifellos eine der bedeutendsten Frauen des Zeitalters. Frauen von ähnlicher Stärke der Begabung haben sich wohl den Wissenschaften zu-

gewandt oder der Literatur. Nach dem Maßstabe, welchen sie an geistige Schöpfungen anlegte, konnte sie hieran nicht denken. In den ruhigen Tagen von Heidelberg hatte sie zusammen mit Frau Clara Wiedemann einige der Schriften Tyndall's, welche der Verbreitung der Naturwissenschaften dienen sollten, über die Wärme, den Schall, Fragmente über die Naturwissenschaften, übersetzt. Wie sie überhaupt ein großes Sprachtalent hatte, beherrschte sie vollkommen das Englische; auch besaß sie naturwissenschaftliche Kenntnisse, und wo diese nicht zureichten, waren die Männer behülflich. Aber ihrem an Goethe gebildeten Formsinn war hierbei doch die eigenste Freude, einen, wenn auch freien, doch zutreffend schönen Ausdruck für das englische Vorbild in unserer Sprache zu suchen; sie konnte lange und unermüdlich einem solchen nachgehen. Gerade die Klarheit und Eleganz des deutschen Ausdrucks haben die Verbreitung dieser Schriften in mehreren starken Auflagen zur Folge gehabt, zusammen natürlich mit der wissenschaftlichen Autorität von Helmholtz und Wiedemann, unter welcher sie gingen; denn sie hielt mit ihrem eigenen Namen zurück. Seit dem Tode ihres Sohnes Robert entstand ihr das Bedürfniß, ihren Gedanken durch eine solche Beschäftigung zeitweise eine andere Richtung zu geben; so hat sie damals ihre Thätigkeit zusammen mit Fräulein Estelle du Bois-Reymond wieder aufgenommen. Eine neue Folge dieser Fragmente von Tyndall wurde übertragen, neue Auflagen wurden veranstaltet, und als sie sich nach einer Fortsetzung solcher Beschäftigung umsah, wählte sie die Schrift von Oliver Lodge über Elektricität; auf ihre Anfrage kam noch vom Krankenbette des Physikers Hertz, des großen Schülers ihres Mannes, die Zustimmung zu dieser Wahl; 1896 erschien dann diese Uebertragung.

Aber alle wissenschaftliche Beschäftigung, alle Kunstübungen und künstlerische Empfänglichkeit empfingen für sie doch ihr vornehmstes Interesse als Manifestationen menschlicher Lebendigkeit. Warmblütiges Temperament, das directe und sofortige Wirkung verlangt, Kraft unmittelbaren Gewahrens und schlagenden Urtheils, ein kerniger Humor: das war ihre Mitgift aus dem Elternhause und der schwäbischen Heimath. So fand sie als ein echtes Kind der Goethe'schen Epoche, schönheitsbedürftig in jeder Faser ihrer Seele, sich nur darin befriedigt, das Leben künstlerisch zu gestalten. Eine außerordentliche Gabe, Menschen zu erfassen, zu genießen und ihre eigene Persönlichkeit geltend zu machen, war verbunden mit der Thatkraft, ihr Leben und das der Ihrigen zu gestalten und mit wechselndem Reichthum zu erfüllen. Es gibt Frauen, welche jedem Tage eine ihm eigene Schönheit und einen besonderen Gehalt mitzutheilen das Bedürfniß und die Kraft haben. Eine von diesen ist sie gewesen. Aber ihr Bild wäre unvollständig ohne den Zug, der Naturen solcher Art nicht selten eigen ist: aus dem Besitz und Genuß der Gegenwart hinüberzublicken in zukünftige Steigerungen und Vollkommenheiten. Ganz unmöglich, so schrieb sie einmal, erscheine es ihr, das Leben in Kleinigkeiten sich verzehren zu lassen; sie habe nur die Wahl, in großen und freien Verhältnissen oder einfach und einsam zu leben. Ihr ästhetisches Gefühl war so stark, daß es sie in einen fast unlösbaren Widerspruch versetzte, Achtens- und Liebenswerthes in unschöner Form anerkennen zu müssen. Es war etwas Französisches, das an den Salon der Frau von Mohl erinnerte,

in dieser Schätzung der Formen. Sie kam eher über sittliche als über Geschmacksmängel hinweg, leichte, freie Formen waren ihr Lebensbedürfniß, und hieraus entsprang auch vornehmlich ihre Vorliebe für die Kreise der Gesellschaft, in denen diese selbstverständlich waren. Doch war ihr immer bewußt, daß geistige Auszeichnung und Wirkungskraft auf diesem Planeten das Höchste sind. Das lebendigste Gefühl des Zusammenhangs mit der Universität und deren Interessen blieb ihr auch, nachdem sie in Villa und Park der Reichsanstalt zu Charlottenburg übergesiedelt war. Und auch nach dem Tode ihres Mannes war ihr Herz bei dem, was dort geschah. Als bei Tische ein kleinlicher Bureaukrat die Maßregelung eines Privatdocenten vertheidigte, hob sie den Kopf und meinte: „Sie vergessen, daß Sie mit der Tochter eines gemaßregelten Professors reden." Und wie sie Unfreiheit im wissenschaftlichen Leben abwies, so auch die leeren Formen im persönlichen Auftreten. Denn in ihr war ein kraftvoller Sinn für das Wahre und Echte; sie haßte die Phrase und die Pose, und selbst vor dem Pathos hatte sie eine geheime Scheu und ließ sich nur widerwillig von demselben überwältigen. So stark sie empfand, schien es ihr doch geschmacklos, Enthusiasmus zu zeigen.

Wie sie so war, fand sie in Helmholtz die glücklichste Ergänzung ihrer vorherrschenden Richtung auf das Persönliche und Aesthetische. Der Maßstab der großen Objectivitäten des Lebens war durch seine bloße Gegenwart und Einwirkung ihr beständig gegeben. Er gehörte zu den Menschen, deren ganzer Charakter immer, in jeder Aeußerung, gesammelt gegenwärtig ist: so regelten sich unter seiner stillen, überlegenen Einwirkung die momentanen Impulse ihres stürmischen Temperaments. Sie ihrerseits erfüllte mit ihrer inneren Beweglichkeit und Daseinsfreudigkeit Leben und Haus ihres Mannes.

So machte sie dies Haus zu einem Mittelpunkte edelster Geselligkeit. Welch' eine Umgebung schuf sie sich für diese, zumal in der Villa zu Charlottenburg mit ihrer Terrasse und ihrem Park! Wie sie sich in Paris im Zeichnen und Malen versucht hatte, war sie durchaus selbständig in ihrem Geschmack. Für die Maler der Frührenaissance und für Thoma hatte sie eine besondere Zuneigung. Die beiden größten Porträtisten der Gegenwart, Lenbach und Hildebrand, standen ihrem Mann und ihr nahe. So vereinten sich Bildnisse des größten Stils und classische Kunstwerke in ihren Wohnräumen mit dem Zweckmäßigen zu erfreulicher Wirkung. Besonders heimisch mußte in diesen Räumen die Musik sein. Helmholtz hatte früh die einzige Verbindung von musikalischer und dramatischer Genialität mit dem Gedankentiefsinn, welcher aus der philosophischen Beschäftigung mit den letzten Räthseln des Lebens entspringt, in der Musik von Richard Wagner verstanden und gewürdigt. So ergab sich auch ein nahes persönliches Verhältniß zu Bayreuth und der außerordentlichen Frau, welche nach Wagner's Hingang die belebende Kraft in den dortigen Musikaufführungen ist. Aber beide erfreuten sich zugleich vollauf an aller großen Musik und wiesen alle trüben Einseitigkeiten der Wagner-Fanatiker ab. Zu solchen Verhältnissen mit hervorragenden Gelehrten und Künstlern traten auch solche zur Hofgesellschaft. Nach dem Interesse, welches die Gemahlin des Kronprinzen Friedrich Wilhelm für die Naturwissenschaften hatte, war sie zu Helmholtz bald nach seiner Ankunft in Beziehungen getreten.

Allmählich nahm auch Anna von Helmholtz Antheil an diesen. Der Kronprinz liebte ihre schlagfertigen Antworten auf seine Neckereien. Mit seiner Gemahlin bildete sich ein näheres Verhältniß, das durch das gemeinsame Interesse an den Naturwissenschaften und gemeinnützigen Unternehmungen beständig unterhalten wurde.

Dies Interesse an gemeinnützigem Wirken erwuchs bei ihr ganz naturgemäß aus dem tiefsten Grundzug ihres Wesens, Leben zu gestalten, an Menschen und für Menschen wirksam zu sein. „Hülfreich und gut", — dies Goethe'sche Ideal war ihr immer gegenwärtig. Sie wollte nicht nur helfen, sie konnte es auch von innen heraus. Ganze Existenzen hat sie in die Hand genommen, begründet und beschützt, Jahre hindurch. Aber die größte Einwirkung, die von ihr ausging, war eine unwillkürliche: indem sie wie von sich so von Anderen das Beste mit Leidenschaft forderte, weckte sie in ihnen die eigene Kraft. Sie war sich dieser Wirkung bewußt und schrieb im letzten Lebensjahr einmal: „Mein Lebensrest, der kurz sein möge, hat keine raison d'être mehr. Seit dem Taubwerden hört mein Feld der Wirksamkeit — der Nebenmensch — ganz auf." Hieraus entsprang als höchste Bethätigung dieses Zuges ihr Interesse für die Krankenpflege. Sie sagte öfter: wenn sie nicht geheirathet hätte, wäre sie Schwester geworden.

Im Leben der Familie hat sie mannigfach zur Bethätigung dieses inneren Berufes Gelegenheit gehabt. Besonders in der Pflege ihres Sohnes Robert. Die zarte Lebenskraft desselben in einem kranken, gebrechlichen Körper wurde von den geistigen Anstrengungen des Hochbegabten, der auch in den Anforderungen an sich den Eltern innerlich verwandt war, frühe verzehrt; sie erlosch wie ein Licht, dessen Stoff verbraucht ist. In dieser Pflege leistete sie das Höchste, was sie von Anderen forderte. Sie war wohl einmal beim Wiedersehen des Sohnes nach einer längeren Trennung so erschüttert, daß sie der Selbstvernichtung nahe schien, aber sie hielt von ihm jede Ahnung des tragischen Gefühls fern, das sie erfüllte. Bis zum letzten Athemzug durfte in ihm nie das Gefühl aufkommen, daß er ihr ein Gegenstand des Mitleids sei. So ruhig und fest bis zur Herbigkeit war ihr Verhalten ihm gegenüber. Aus dem Bewußtsein, wie gerade in der Krankenpflege eine Verbindung der höchsten menschlichen Fähigkeiten erfordert wird, entsprang auch der eigene Gesichtspunkt, welchen sie in ihrem langjährigen Walten für das Victoria-Krankenhaus zur Geltung brachte.

Das Victoriahaus ist aus dem „Berliner Verein für häusliche Gesundheitspflege" hervorgegangen. Zu den Zwecken dieses Vereins gehört die Ausbildung und Beschäftigung von Krankenpflegerinnen. Als nun für diese 1882 eine besondere Anstalt, vornehmlich durch eine Schenkung des Kronprinzen und seiner Gemahlin und unter dem Protectorat der Letzteren, gegründet wurde, war dies ein segensreicher Schritt in der ganzen Entwicklung der deutschen Krankenpflege. Das Haus entwickelte sich aus bescheidenen Anfängen in einer Miethswohnung und mit elf Schwestern; es sandte seine Schülerinnen zunächst in englische und deutsche Anstalten zu ihrer Ausbildung. 1884 trat es dann zu dem großen städtischen Krankenhaus im Friedrichshain in ein Verhältniß: dieses übernahm die unentgeltliche Ausbildung der Pflegerinnen, deren Hälfte ihm dafür überlassen wurde; es setzte sich auch mit den Kliniken der Uni-

versität in Beziehung, und bald zeigte sich, daß in den Händen gebildeter Frauen, welche in der Ausübung ihres Berufes eine sittliche Befriedigung finden, auch die Krankenpflege der Hospitäler besser aufgehoben sei. So löste sich im Sommer 1885 das Haus aus dem Verbande des „Vereins für häusliche Gesundheitspflege" los, ein neuer Verein bildete sich, und derselbe behielt nur die Verpflichtung, jenem älteren Pflegerinnen für die häusliche Krankenpflege zu überweisen. In diesem neuen Verein war Anna von Helmholtz von Anfang an die Vorsitzende des geschäftsführenden Ausschusses und blieb es bis zu ihrem Tode. Hier machte sie nun insbesondere bei Aufnahme der auszubildenden Pflegerinnen unerschütterlich die Anforderung eines höheren Bildungsniveaus geltend. Eben hierdurch erhielt das Victoriahaus seinen auszeichnenden Charakter und seine Einheit. Dann kam der Bau des eigenen Heims der Anstalt, dem Friedrichshain gegenüber, der 1892 vollendet wurde. Als Anna von Helmholtz starb, war die Zahl der Schwestern auf 246 gewachsen, die in verschiedenen Anstalten bis nach Ostafrika wie in der Privatkrankenpflege thätig sind. Bei diesem Fortschreiten war Anna von Helmholtz immer eine der wirksamsten Kräfte gerade durch ihr entschieden vordringendes Wesen und die hohen Ziele, die ihr eigenthümlich waren: auch hier nicht immer bequem; fand man aber ihren Maßstab zu hoch, so meinte sie, er könne gar nicht hoch genug sein, vorausgesetzt, daß man ihn auch an sich selbst anlege.

Eine Frau, die selber so viel aus sich gemacht hatte, mußte der großen, in den letzten Jahren immer stärker hervortretenden Frage der Frauenbildung Interesse entgegenbringen. Sie war mit warmem Herzen bei Allem, was für Frauenbildung geschehen kann. Aber ihr unbestechlicher Verstand wollte mit den Kämpferinnen für die sogenannten Frauenrechte nichts zu thun haben; die natürlichen Grenzen der Leistung von Männern und Frauen waren ihr immer gegenwärtig. In der neuen Frauenliteratur war ihr Vieles unverständlich, und sie scherzte dann wohl, daß sie alt werde. Unter diesen Gesichtspunkten wandte sie dem Victorialyceum ein lebhaftes Interesse zu. In der Zwischenzeit nach dem Tode der Miß Archer 1882 bis zur Berufung der jetzigen Leiterin hat sie mit zwei anderen Damen das Lyceum geleitet; in dieser Zeit wurde auch schon der Plan eines Mädchengymnasiums erwogen, scheiterte indessen an dem Widerspruch von anderer Seite. Doch wurden die Vormittagsunterrichtskurse damals eingerichtet. Ihre wissenschaftlichen Verbindungen erwiesen sich manches Mal wirksam, bedeutende Gelehrte für Vorträge am Lyceum zu gewinnen, die sich sonst wohl versagt hätten. Ihr klarer Blick, ihr unbeirrtes Urtheil und ihre stete Bereitschaft zu thätigem Eingreifen haben, zumal in früheren, schwierigeren Zeiten, das Wachsthum der Anstalt erheblich gefördert, welche zuerst in Deutschland in planmäßiger Weise hervorragende wissenschaftliche Personen zur Mitwirkung an der Ausbildung der Frauen herangezogen hat.

Die Schatten, welche auch auf einem vom Glück so begünstigten Leben lagen, senkten sich tiefer nach dem Tode ihres Sohnes Robert. Sie hat diesen nie innerlich verwunden. Die tiefe Gedankenarbeit von Helmholtz ging stetig, rastlos vorwärts, unterbrochen nur gleichsam durch eine äußere Macht, wenn seine tiefen Augen bedeutende Eindrücke in sich aufnahmen oder er in den

Alpen seine einsamen Wege aufwärts stieg. Niemand hätte eine Müdigkeit an ihm wahrnehmen können; dennoch sagte er später Zeller, als dieser Berlin verließ: „So, wie Sie es machen, ist es das Richtige.“ Dann kam die Reise nach Amerika; Helmholtz selber hatte diese letzte Erweiterung seiner Einsicht in die wirksamen Kräfte seiner Zeit bestimmt gewollt. Seine Gemahlin begleitete ihn. Es war wie ein Triumphzug. Aber er war zu theuer erkauft. Nun kam sein Tod. In seiner großen Art sagte er ihr vor seinem Tode, sie möge sich nach demselben das Leben möglichst schön gestalten: „Du kannst es.“ Eine rechte Freude am Leben kam doch seitdem nicht mehr in ihr auf. Zwei Monate nach seinem Hingang schrieb sie einer Freundin: „Ich bin jetzt namenlos unglücklich und sehe täglich mehr, wie ganz das Leben ihm gehörte, wie ich nur mit diesem von mir nur zu sehr als ganz selbstverständlich angesehenen Hintergrund des Daseins überhaupt lebte und dadurch nur die eigene Persönlichkeit entwickeln konnte, wie ich ohne diesen Mittelpunkt so haltlos zusammenfalle, wie er es that, als sein Gehirn plötzlich nicht mehr voll functionirte. Von dieser Vereinsamung nach dieser Gemeinschaft kann sich Niemand einen Begriff machen.“

Schon seit dem Tode ihres ältesten Sohnes erschien sie weicher, milder; das Hülfsbereite, Menschenfreundliche in ihr, der Ernst und die Milde der Lebensauffassung kamen stärker als früher zur Entwicklung oder doch zur Erscheinung. Sie lebte nun viel in der Vergangenheit, in den Zeiten des Zusammenwirkens von Helmholtz mit Bunsen und Kirchhoff, sie sprach als das Höchste in diesen aus, wie damals besonders in Helmholtz und seinem großen Schüler Hertz der Zusammenhang aller Geistesarbeit gegenwärtig gewesen sei. Es war doch noch ein großer Moment, als von der Bildsäule ihres Mannes an der Eingangspforte der Universität vor ihren Augen die Hülle fiel. Selten und außerordentlich, dazustehen als die Wittwe des so Geehrten! Zunehmende Taubheit nährte das Gefühl der Einsamkeit mitten in der Geselligkeit, die sie sich in der kleinen Villa der Rauchstraße, umgeben von den Erinnerungen der Vergangenheit, geschaffen hatte. Doch solange sie noch athmete, mußte sie wirken und ihr Inneres mittheilen. Wenige Tage vor ihrem Tode schrieb sie einer Bluts- und Geistesverwandten: „Vergiß nicht, wie nöthig Du dreien Generationen bist. Man vergißt es zuweilen, und sollte es nicht, denn es ist das Beste, was uns geschenkt ist.“ Und auch die alte Liebe zu ihrem Meister Goethe, zu Büchern, die Menschliches und Geschichtliches darstellen, blieb ihr treu. Immer lag ein Band von Goethe in ihrem Schlafzimmer, und noch auf ihrer letzten Reise ließ sie sich dessen „Dichtung und Wahrheit“ einpacken. Mitten im Winter reiste sie, der leidenden Schwester, deren Mann im Sterben lag, beizustehen. Dort starb sie in Volosca bei Abazzia den 1. December 1899.

Als sie in dem Raume lag, in welchem die Bilder und Erinnerungen einer bedeutenden Vergangenheit auf sie herniedersahen, vor Allem die Büste von Helmholtz, in welcher Hildebrand ihn nach seiner großen Art gleichsam in das Zeitlose erhoben hat: da schien die große Existenz dieses Mannes für die Nachlebenden nun erst ganz der Sichtbarkeit entrückt zu sein.

1. Januar 1900. W. D.

Ueber die Entwicklung der Naturwissenschaften, insbesondere der Biologie im neunzehnten Jahrhundert.

Von

J. Reinke [1]).

[Nachdruck untersagt.]

Es sind ernste Augenblicke der Sammlung, in denen wir dies Wiegenfest feiern, das Jeder von uns nur einmal erleben wird. Ein gewaltiges Jahrhundert ging zur Rüste, und was die Zukunft bringen wird, wissen wir nicht. Da mich die ehrenvolle Wahl traf, zu Ihnen zu sprechen, so stand damit auch meine Aufgabe fest: ich mußte versuchen, gleichsam von höherer Warte aus, eine Vorstellung zu geben von den Leistungen der Naturforschung im abgelaufenen Jahrhundert.

Wohl ist es mir selbst vermessen vorgekommen, in der verfügbaren Zeitspanne eine solche Aufgabe lösen zu wollen; und ich habe vielfach geschwankt, von welcher Seite das Problem zu erfassen, wie vor Allem es zu beschränken sei. Zwei Wege erschienen gangbar.

Im ersten Falle hatte ich mich ganz allgemein zu halten. Dann konnte ich von dem Gedanken ausgehen, daß die Wissenschaft nicht um ihrer selbst, sondern um des Menschen willen da ist, und den Einfluß schildern, den die Naturwissenschaft auf die Lebensgestaltung des Menschen geübt hat, ihre ungeheure befruchtende Wirkung auf Landwirthschaft, Technik und Medicin. Daneben konnte ich die allgemeinen geistigen Beziehungen der Naturforschung zu unserem Denken ins Auge fassen, ihre eigenartige Methode, ihren unversiegbaren Idealismus darlegen, der, oft unter enormen Schwierigkeiten, die Wahrheit sucht ohne Rücksicht auf den Nutzen; ich konnte aber auch ihren Lohn aufzeigen, den sie gewährt in der unvergleichlichen Freude, der Natur eine neue Erscheinung abgelauscht, eine neue Pflanze aus der Meerestiefe gefördert zu haben, eine Reihe von Vorgängen zu einem Gesetze verknüpfen zu können. Es wäre sogar verlockend gewesen, den erziehenden Inhalt der Naturwissenschaften zu beleuchten, wie er in Gegensatz tritt zu der aus früheren Jahr-

[1]) Rede, gehalten am 13. Januar 1900 bei der Säcularfeier der Universität Kiel.

hunderten ererbten Erziehungsweise, die das Hauptgewicht auf umfassendes Wissen, auf Gelehrsamkeit legt; denn wir reichen lieber dem die Palme, der etwas kann, als dem, der viel weiß.

Allein ich entschloß mich, den zweiten der angedeuteten Wege zu gehen und ein Theilstück aus dem Ganzen heraus zu greifen, die Disciplin, der ich selbst im engeren Sinne als Fachmann angehöre, die Biologie, um die Grundlinien ihrer Entwicklung und ihrer Leistungen im letzten Jahrhundert zu zeichnen. Und wenn ich versuche, zuvor kurze Ausblicke auch auf die wichtigsten Fortschritte in den übrigen Naturwissenschaften zu thun, so kommen dieselben nur als Arabesken für Bildung eines Rahmens meiner Zeichnung in Betracht. Denn das gesammte, vom neunzehnten Jahrhundert angehäufte Naturwissen gleicht einem mächtigen, breit daher fluthenden Strome, der aus tausendfachen Quellen gespeist wird, und dessen Fülle kein sterbliches Auge mehr zu umspannen vermag. Darum wird für den Einzelnen Concentration zum Gebote der Nothwendigkeit, und ein laienhafter Zug wird der Bemühung des Botanikers anhaften müssen, im Entwicklungsgange einer anderen Naturwissenschaft die springenden Punkte erkennen zu wollen. Doch der Versuch sei gewagt!

Hoch über uns wölbt sich die Himmelskuppel, das Reich des Astronomen. Ich habe den Eindruck, daß trotz der Entdeckung der zahlreichen Planeten von Ceres bis auf Eros, unter denen die Auffindung des Neptun die glänzendste bleibt, doch unser Jahrhundert einst als das der Fraunhofer'schen Linien gepriesen werden wird. Im Jahre 1802 durch Wollaston entdeckt, 1859 durch Kirchhoff und Bunsen erklärt, führten sie nicht nur zur Chemie der Himmelskörper, sondern die Spectrallinien gaben selbst Methoden an die Hand, um die Bewegung der Fixsterne zu messen.

Wenn auch in der Sternkunde zu vielseitiger Anwendung gelangt, ist doch im Grunde die Spectralanalyse eine Methode der Chemie und Physik. Diese beiden Wissenschaften haben unter allen im neunzehnten Jahrhundert den großartigsten, uns mit Staunen und Bewunderung erfüllenden Aufschwung genommen.

In der Physik wird unser Blick zuvörderst gefesselt durch die Entwicklung der Lehre von der Elektricität. An der Schwelle des Jahrhunderts baute Volta seine Säule; 1820 ward die Ablenkung der Magnetnadel von Oersted zum ersten Mal wahrgenommen. Welche Fortschritte sind nicht aus dieser so einfachen Beobachtung erwachsen? Eine große Entdeckung folgte der anderen, bis zur Krönung des Gebäudes durch Hertz, dem Nachweis des Zusammenhanges der Elektricität und des Lichtes, und der Auffindung jener wunderbaren Strahlen, für die auch undurchsichtige Körper keine Schranken bilden. Und doch wird man vielleicht das mechanische Aequivalent der Wärme und das Gesetz der Erhaltung der Energie als die größten Errungenschaften des Jahrhunderts rühmen. Denn sie bilden einen Abschluß, wie ihn die Elektricitätslehre erst in der Zukunft gewinnen dürfte.

Noch schwieriger ist es, die Leistungen der Chemie in wenigen Worten zusammenzufassen.

Während noch Berzelius die organischen Verbindungen als solche definirte, die nur durch die Lebenskraft der Organismen erzeugt würden, ist es der Chemie seit Wöhler's erster Synthese im Jahre 1828 gelungen, nach und nach Repräsentanten der meisten hierher gehörigen Stoffe künstlich aufzubauen bis zu den Alkaloiden und Kohlehydraten hinauf. Daneben gelang aber die Darstellung einer ungeheuren Menge neuer, theilweise früher nicht geahnter „organischer" Verbindungen. Diese Fortschritte wurden ermöglicht durch die Lehren der Atomtheorie, von der Werthigkeit und von der Structur der Moleküle. Und wenn seit dem Anfange des Jahrhunderts bis in unsere Tage hinein ein neues Element nach dem anderen aufgefunden wurde, so ist doch das periodische System der Elemente der Gipfel aller dieser Entdeckungen. Denn dadurch eröffnet sich die Perspective auf einen einheitlichen Urstoff, der auch den Elementen, wie wir sie unterscheiden, zu Grunde liegt.

Bedeutsame Fortschritte haben Mineralogie und Petrographie aufzuweisen. Durch Einführung chemischer und mikroskopischer Untersuchungsmethoden ist die Kenntniß der Minerale und Gesteine, durch optische die der Krystalle mächtig gefördert worden, und die künstliche Herstellung von Mineralen ist mit Glück unternommen. In der Geologie hat die durch Werner begründete Lehre von den Formationen einen umfassenden Ausbau gewonnen; insbesondere ist aber unsere Kenntniß der fossilen Pflanzen und Thiere in ungeahnter Weise gewachsen. — Die Paläontologie bildet die Brücke zur Biologie, zur Lehre von den lebendigen Geschöpfen.

Neben den tiefen Räthseln der anorganischen Natur, wie sie in der Fernwirkung der Atome und der Gestirne, in den specifischen Eigenschaften der Elemente, im Wesen der Energie uns entgegentreten, ist das Geheimniß des Lebens doch das allergrößte. Nichts liegt uns persönlich näher von der Natur als unser eigener Körper — und was wissen wir von diesem? Die Möglichkeit einer vollständigen Analyse der Lebenserscheinungen und damit des Räthsels Lösung hat uns das neunzehnte Jahrhundert auch nicht von ferne gezeigt; dennoch sind die durch unermüdlichen Fleiß in der Beobachtung und angestrengte Gedankenarbeit erzielten Fortschritte große zu nennen.

Von Bedeutung ist zunächst die zum Durchbruch gelangte Erkenntniß, daß ein fundamentaler Unterschied zwischen Thier und Pflanze nicht existirt, daß nicht nur die elementare Structur, sondern daß auch die Grundlagen der Lebensvorgänge bei beiden identisch sind.

Aus dieser Einsicht erwächst auch unserer Betrachtung eine wesentliche Vereinfachung; ich brauche das Gebiet der Zoologie und das der Botanik nicht gesondert zu behandeln. Zwar haben die Thiere in ihrer Organisation dreierlei vor den Pflanzen voraus: die quergestreiften Muskelfasern, die Nervenzellen und die Sinnesorgane; und daraus ergibt sich, daß große Arbeitsgebiete der Anatomie und Physiologie für den Botaniker wegfallen, Gebiete, auf denen gerade das Jahrhundert Bedeutendes geleistet hat. Ich erinnere nur an Johannes Müller's Lehre von den specifischen Sinnesenergien, an Helmholtz' Arbeiten über das Hören und Sehen, an die neueren Untersuchungen über Bau und Function des Gehirns. Aber desto überraschender ist die Uebereinstimmung zwischen Pflanzen und Thieren in den elementaren

Organisationen und deren Verrichtungen; und wenn auch noch so verschiedene Erscheinungsformen uns in der Ausgestaltung des Thier- und Pflanzenkörpers entgegentreten, vermögen wir dieselben doch nachzuweisen als specialisirte und in bestimmten Richtungen gesteigerte Anpassungen an besondere Lebensverhältnisse. Die hierbei zwischen Thier und Pflanze hervortretenden Gegensätze gelangen fast alle zum Ausdruck auch innerhalb des Pflanzenreiches, wie auch die Reizbarkeit und die Sensibilität, als deren Träger bei den Thieren das Muskel- und Nervensystem erscheint, uns bei den Pflanzen, wenngleich in einfacheren Formen, begegnen.

Wenn ich mich nun frage, welches die größten Fortschritte sind, die die Biologie — bei Abzug der Nervenphysiologie — im letzten Jahrhundert gemacht hat, so bin ich über die Antwort nicht einen Augenblick im Zweifel: es sind das die Zellenlehre und unser Wissen von den Bakterien.

Wenn auch bereits im 17. und 18. Jahrhundert der zellige Bau der Pflanzen erkannt war, hat doch erst Raspail 1831 die Zellen als die Formelemente des Thier- und Pflanzenkörpers bezeichnet, ohne damit viel Beachtung zu finden, während gleichzeitig Brown den Zellkern entdeckte. Bahnbrechend wirkten erst die Arbeiten von Schleiden für Pflanzen (1838) und von Schwann für Thiere (1839), durch die in nachdrücklicher und einflußreichster Weise die Grundlagen der heutigen Zellenlehre geschaffen wurden. Seit dieser Zeit wurde die Zelle allgemein als das Elementarorgan anerkannt, aus dem Thiere und Pflanzen ihren Körper aufbauen. Damit war die Brücke zwischen Zoologie und Botanik geschlagen, zumal die in reicher, bis auf unsere Tage sich immer steigernder Fülle folgenden weiteren Zellenforschungen diese Identität nur zu bestätigen vermochten. Bald kamen der Nachweis und die Definition des Protoplasma durch Mohl hinzu, und nachdem Max Schultze erkannt hatte, daß alle Lebensvorgänge im Protoplasma und in dem damit eng verbundenen Zellkern ihren Sitz haben, da war die Zelle nicht mehr bloßes Formelement, sie war zum Elementarorganismus selbst geworden, eine um so berechtigtere Auffassung, als es zahlreiche Organismen gibt, die Zeitlebens nur aus einer einzigen Zelle bestehen, während die großen, vielzelligen Pflanzen und Thiere stets ihren Ursprung aus einer mikroskopischen Zelle genommen haben. Seitdem sind durch zahlreiche Forscher überraschende Feinheiten der Structur im Protoplasma und besonders im Zellkern enthüllt worden, während die gleich wichtige chemische Analyse das bedeutungsvolle Ergebniß hatte, daß die Zellen nicht nur aus zahlreichen organischen Verbindungen zusammengesetzt, sondern daß diese Verbindungen im Wesentlichen auch bei den niedersten Organismen die nämlichen sind, wie sie den Körper eines Wirbelthiers zusammensetzen.

Durch den Ausbau der Zellenlehre ist es uns ermöglicht, alle elementaren Vorgänge des Lebens, Ernährung, Fortpflanzung, Reizbarkeit, Wachsthum u. s. w., auf Zellenprobleme zurückzuführen, und es wird mir noch heute an Gelegenheit nicht fehlen, den Werth solcher Betrachtung an Beispielen zu erhärten.

Auch die Bakterien, deren genauere Kenntniß der zweiten Hälfte des Jahrhunderts vorbehalten war, sind winzige, einzellige, nur mit dem Mikroskop

unterscheidbare Pflänzchen, die sich höchstens zu Fäden oder Klumpen mit einander verbinden. Es gibt manche unter ihnen, die den Durchmesser von einem Tausendstel Millimeter kaum erreichen; das ist eine Kleinheit, die jenseits jeder menschlichen Vorstellung liegt. Wegen ihres Mangels an Chlorophyll rechnen wir sie zu den Pilzen, womit auch ihre von derjenigen grüner Gewächse abweichende Ernährung festgestellt ist. Dabei ist der Zellenbau der Bakterien ein einfacherer als der aller übrigen Pflanzen, mit Ausnahme gewisser blaugrüner Algen, die ähnlich gebaut sind. Die Bakterien lassen nur Protoplasma und eine Haut unterscheiden, nicht aber einen Zellkern, wenigstens nicht in voller Deutlichkeit; denn darüber besteht noch Meinungsverschiedenheit, ob die Bakterien und blaugrünen Algen ganz kernlos sind, oder ob sie einen unvollkommenen und nur undeutlich vom Protoplasma gesonderten Kern besitzen. Ihre Fortpflanzung ist die denkbar einfachste: man kennt keinen anderen Modus, als daß jede Zelle durch Theilung in zwei Zellen zerfällt. Das enorme Interesse, um dessentwillen ich unsere Kenntnisse von den Bakterien nächst der Zellenlehre als den größten Fortschritt der Biologie des neunzehnten Jahrhunderts betrachte, ist aber in der ganz eigenartigen Lebensweise mancher ihrer Arten gegeben.

Um diese merkwürdigen, bei ihrer Entdeckung die Biologen auf das Höchste überraschenden Lebenserscheinungen in volles Licht setzen zu können, wird es erforderlich sein, etwas weiter auszugreifen und zuvörderst die allgemeinen Grundlagen der Ernährung bei Pflanzen und Thieren ins Auge zu fassen.

Das Leben einer Zelle besteht in Bewegungsvorgängen ihrer Substanz, deren Eigenthümlichkeit uns großentheils noch verborgen ist. Aber wie alle Bewegungen in der Welt wird auch die Lebensbewegung unterhalten durch Energie, die dabei aufgezehrt wird. Von dieser Energie ist zunächst in jeder Zelle, in jedem Organismus eine gewisse Menge als gegeben zu betrachten, und zwar gegeben in dem Vorrathe organischer, d. h. verbrennlicher Kohlenstoffverbindungen, die das Protoplasma enthält. Von diesen Verbindungen mögen hier nur, weil der Menge nach überwiegend, die Eiweißstoffe und Kohlehydrate genannt sein.

Diese „organische Substanz" repräsentirt aber nur einen Vorrath von aufgespeicherter Energie, die erst in Bewegungsenergie umgesetzt werden muß, um das Leben unterhalten zu können. Dieser Umsatz geschieht in den Vorgängen der Dissimilation. Durch die Dissimilation wird die organische Substanz in der Zelle zerstört, wie die Steinkohle, die auch organische Substanz ist, in einer Dampfmaschine durch Feuer zerstört wird. Und wie man aus der Verbrennung von Kohle die Energie zum Betriebe der Maschine gewinnt, so wird durch die Dissimilation die in der organischen Substanz der Zelle gebundene Energie zur Unterhaltung des Lebensprozesses in Freiheit gesetzt. Somit bildet die Dissimilation die Grundlage aller Lebensvorgänge. Eine Zelle stirbt erst dann ab, wenn keine dissimilirbare Substanz mehr vorhanden ist; und wenn ein Thier in hungerndem Zustande Tage lang lebt, so ist dies ein schlagender Beweis für die Thatsache,

daß zur Fristung des Lebens die Dissimilationsvorgänge ausreichen. Allerdings nicht auf die Dauer, wofern nicht durch den antagonistischen Proceß der Assimilation der verbrauchte Vorrath von organischer Substanz eine Erneuerung findet.

Dieser wichtigen Vorgänge der Dissimilation gibt es dreierlei: Athmung, Eiweißzersetzung und Gährung[1]). Ihre Bedeutung in vollem Umfange erkannt zu haben, ist eine der Arbeiten des letzten Jahrhunderts, wenn auch die Wurzeln der Erkenntniß in das 18. Jahrhundert zurückreichen. 1777 hatte Lavoisier die Athmung der Thiere als einen Oxydationsproceß und als Ursache der thierischen Eigenwärme nachgewiesen, und bald darauf entdeckte Ingenhouß, daß die grünen Gewächse im Dunkeln ebenso athmen wie die Thiere, während Saussure 1804 die Nothwendigkeit der Athmung zur Unterhaltung der Lebensvorgänge in der Pflanze nachwies. Allmählich erkannte man die vollständige Identität der Athmung bei Thieren und Pflanzen, und der scheinbare Gegensatz, daß die Pilze zu allen Tageszeiten athmen, die grünen Pflanzen jedoch die Athmung nur während des Dunkels der Nacht erkennen lassen, wurde dahin aufgeklärt, daß auch im vollen Sonnenlicht jede grüne Zelle athmet; nur wird ihre Athmung hier verdeckt durch den gleichzeitig und ausschließlich im Licht sich vollziehenden Vorgang der Assimilation.

Die Athmung stellt sich uns dar als ein Oxydationsproceß, in dem die organische Substanz der Zellen durch Eingreifen des atmosphärischen Sauerstoffes zu Kohlensäure verbrannt wird, wie die Kohle in einer Locomotive. Sie ist unter den Dissimilationsprocessen wegen ihrer großen Verbreitung unstreitig der wichtigste, und bald herrschte die Anschauung, daß ohne Athmung und Sauerstoff kein Thier und keine Pflanze zu leben vermöchten. —

Da machte Pasteur bei seinen Studien über den Stoffwechsel der Bakterien die wichtige Entdeckung, daß gewisse Arten dieser kleinen Pilze nicht nur ohne Sauerstoff leben können, sondern daß sogar der Sauerstoff nachtheilig auf sie einwirkt; er nannte sie anaërobe oder luftscheue Bakterien, im Gegensatz zu den übrigen, luftliebenden Bakterien, die sich des Sauerstoffes bedienen wie die anderen Organismen. Jene luftscheuen Bakterien konnten die zum Betriebe des Lebens erforderliche Bewegungsenergie sich nur verschaffen durch andere Dissimilationsvorgänge, durch Eiweißzersetzung und Gährung[1]); unter Gährung versteht man auch die Zersetzung verschiedener organischer Substanzen, besonders der Kohlehydrate, durch lebende Zellen[2]). Pasteur und seine Nachfolger haben zahlreiche Gährungsvorgänge genauer untersucht, die übrigens auch von luftliebenden Bakterien wie von anderen Pilzen ausgeübt werden können, und es gelang dabei, nicht nur die Fäulniß als einen verwickelten Gährungsvorgang, der von Bakterien eingeleitet wird, nachzuweisen, sondern es wurde auch die überaus wichtige Thatsache festgestellt, daß die sich so rapide vermehrenden Fäulnißbakterien immer von Keimen ab-

[1]) Ich glaube, daß man später die Eiweißzersetzung und die Gährung unter einen einheitlichen Begriff bringen wird, etwa als Molecularspaltung. Vielleicht geht auch mit der Athmung stets eine Molecularspaltung Hand in Hand.

[2]) Bei den Gährungen spielen die sogenannten Enzyme eine wesentliche Rolle.

stammen, die überall verbreitet sind, und daß der Satz: „Omne vivum ex ovo“ für Bakterien die gleiche Gültigkeit hat wie für alle übrigen Organismen. Damit war der bis in die letzten Jahrzehnte hinein spukende Wahn, daß niedere Organismen in der gegenwärtigen Phase unseres Erdballs aus faulenden Substanzen elternlos entstehen könnten, endgültig widerlegt.

So merkwürdig das Verhalten der luftscheuen Bakterien auch ist, konnte doch nicht daran gezweifelt werden, daß sie ihren Bedarf an Betriebsenergie der Lebensbewegungen durch Dissimilation von organischer Substanz ihres Zellinnern decken. Bald aber zeigte sich, daß andere Bakterien, und zwar gerade zu den luftliebenden, sauerstoffbedürftigen gehörende Arten, sich wiederum ganz wesentlich unterscheiden von allen übrigen Organismen. Es sind dies die Schwefelbakterien und die Nitrobakterien.

Die Schwefelbakterien[1]) leben am Grunde schlammiger Gewässer, wo sich aus faulenden Stoffen Schwefelwasserstoff entwickelt. Dies übelriechende und für andere Organismen giftige Gas thut jenen Bakterien nicht nur keinen Schaden, sondern es wird von ihren Zellen aufgenommen und oxydirt, erst zu Schwefel, dann weiter zu Schwefelsäure. Diese Verbrennung bildet für jene Bakterien eine ausgiebige Energiequelle; sie verathmen somit eine anorganische, ihnen von außen zufließende Substanz. Ob sie daneben auch noch organische Substanz des eigenen Protoplasma oxydiren, ist nicht bekannt; nothwendig zur Unterhaltung des Lebensbetriebes dürfte es aber kaum sein.

Ganz ähnlich verhalten sich die im Erdboden lebenden Nitrobakterien. Auch sie gewinnen Betriebsenergie durch Oxydation anorganischer Stoffe des Bodens, indem einige von ihnen Ammoniakverbindungen zu salpetriger Säure verbrennen, natürlich unter Mitwirkung von Sauerstoff, während andere wieder die salpetrige Säure weiter zu Salpetersäure oxydiren. Also gleichfalls eine Athmung auf Kosten fremder, anorganischer Substanz.

Doch die Nitrobakterien verfügen noch über ganz andere Fähigkeiten, durch die sie zu den merkwürdigsten aller bekannten Elementarorganismen gestempelt werden. Um das recht würdigen zu können, ist es nöthig, auch die Assimilationsvorgänge, welche den durch Dissimilation herbeigeführten Substanzverlust der Zellen wieder einbringen, etwas näher zu betrachten.

Wir verstehen unter Assimilation die Aneignung der Nahrung und ihre Umwandlung in Inhaltsstoffe des Protoplasma. Die Thiere können nur organische Substanz als Nahrung verwenden, und wesentlich ebenso verhalten sich die farblosen Pilze. Dagegen verfügen grüne Pflanzenzellen über die Kunst, aus anorganischen Verbindungen der Erdrinde organische Substanz, d. h. Kohlehydrate und Eiweißstoffe, aufzubauen; sie werden dadurch auch zu den Ernährern des Thierreichs.

Bei dieser Thätigkeit der grünen Zellen handelt es sich hauptsächlich um die Assimilation der Elemente Kohlenstoff und Stickstoff; wir wollen beide gesondert betrachten.

[1]) Wir verdanken die Aufklärung des Stoffwechsels dieser merkwürdigen Organismen dem russischen Pflanzenphysiologen Winogradsky, der sich auch um unsere Kenntniß von den Nitrobatterien und den Stickstoff assimilirenden Bakterien hervorragende Verdienste erworben hat.

Als Quelle des Kohlenstoffs steht den grünen Gewächsen die in der Luft enthaltene Kohlensäure zur Verfügung, die sie durch den Assimilationsproceß unter Hinzunahme von Wasser in Zucker verwandeln. Eine Morgengabe des 18. an das 19. Jahrhundert war die Ermittelung der Thatsache, daß der hierbei stattfindenden Zersetzung der Kohlensäure eine Ausscheidung von Sauerstoff entspricht, und daß die Einwirkung von Licht eine unerläßliche Bedingung dieses Processes ist.

Diese chemische Wirkung des Lichtes, das dabei durch den grünen Farbstoff aufgesogen wird, bildet für uns den Mittelpunkt des Interesses. Damit die aus Kohlenstoff und Sauerstoff bestehende Kohlensäure ihren Kohlenstoff für die Bildung von Zucker hergebe, muß sie zersetzt, d. h. es müssen die fest verbundenen Atome des Kohlenstoffs und des Sauerstoffs auseinandergerissen werden. Hierzu bedarf es, wie zur Ausführung jeder mechanischen Arbeit, eines beträchtlichen Aufwandes von Kraft, und die dafür erforderliche Energie liefert das Sonnenlicht. Von außen her strahlt also fremde Energie in die grüne Zelle hinein, um eine Arbeit zu vollbringen, von der die Speisung und Erhaltung des Pflanzenreiches wie des Thierreiches abhängt. Denn in ihrem Innern verfügen die grünen Zellen über keine Energiequelle, der die Zersetzung der Kohlensäure gelänge.

Allerdings werden wir hierbei daran erinnert, daß die Zellen durch Athmung, d. h. durch Verbrennung ihrer eigenen organischen Substanz, sich im eigenen Innern eine Energiequelle erschließen, die zur Unterhaltung der Lebensbewegungen im Protoplasma genügt. Allein leicht läßt sich zeigen, daß die Athmungsenergie wie auch die sonstige Dissimilationsenergie zur Zersetzung der Kohlensäure nicht ausreicht; denn wäre das der Fall, so wäre die Zelle ein perpetuum mobile, was doch nicht möglich ist. —

Ich kehre zurück zu den Nitrobakterien, d. h. zu den Bakterien, die das Ammoniak des Erdbodens zu salpetriger Säure und letztere zu Salpetersäure oxydiren; jenes besorgen die kugeligen Zellen von Nitrosococcus, dies der stäbchenförmige Nitrobakter. Wie konnte es da für die Biologen eine größere Ueberraschung geben als die Entdeckung, daß diese farblosen Zellen auch die Kohlensäure zersetzen und zu organischer Substanz assimiliren können, und zwar im Dunkeln! Es war damit festgestellt, daß es farblose Organismen gibt, die ohne Mitwirkung des Sonnenlichts von rein anorganischem Material zu leben vermögen. Die für Zersetzung der Kohlensäure erforderliche Energie gewinnen sie durch Oxydation des Ammoniaks und der salpetrigen Säure zu Salpetersäure bei Hinzutritt von Sauerstoff der Luft, und da diese Energiequelle außerhalb des Systems der Zelle liegt, so kommt die Klippe des perpetuum mobile nicht in Frage[1]).

Um die große wissenschaftliche Tragweite dieser Entdeckung in ihrem vollen Umfange zu übersehen, empfiehlt es sich, zuvor die Assimilation des Stickstoffes ins Auge zu fassen.

---

[1]) Ob auch die Schwefelbakterien Kohlensäure assimiliren können, ist nicht untersucht.

Aus Kohlenstoff und Wasser können die Pflanzenzellen nur Kohlehydrate bilden; zum Aufbau der Eiweißstoffe muß die Assimilation von Stickstoff hinzutreten.

Als anorganisches Material für Gewinnung von Stickstoff durch die Pflanzen kommen nur in Betracht: der freie Stickstoff der Luft, das Ammoniak und die Salpetersäure des Bodens. Zahlreiche, von Sauſſure am Anfang des Jahrhunderts begonnene, von Liebig und Bouſſingault um seine Mitte weitergeführte Arbeiten hatten übereinstimmend das Ergebniß, daß für die Pflanzen der Luftstickstoff so unbrauchbar ist wie für ein Thier, und daß sie nur aus Ammoniak oder Salpetersäure Eiweiß zu bilden vermögen, das dann als Nahrung wiederum der Thierwelt zu gute kommt. Die Bakterien haben auch diesen Lehrsatz durchlöchert.

Erbsen, Bohnen und sonstige Leguminosen tragen an ihren Wurzeln kleine Knöllchen, die von einem Bakterium, dem Bacillus radicicola, bewohnt werden. Da ward nun die Entdeckung gemacht, daß diese Bakterien in ihrer Behausung, also innerhalb des Zellgewebes der Leguminosen, den auch im Boden allgemein verbreiteten freien Stickstoff assimiliren. Ob jene Bakterien das auch für sich allein können, erscheint noch zweifelhaft; die Leguminosen, wenn man sie frei von Bakterien cultivirt, vermögen es nicht. Bald fand man indeß auch ein Bakterium, und zwar ein luftscheues, das den Namen Clostridium Pasteurianum erhalten hat, und das in Reinculturen unzweifelhaft den freien Stickstoff der Luft assimilirt, während es, da es bei Sauerstoffabschluß lebt, seinen Energiebedarf durch Vergährung von Kohlehydraten deckt[1]). Damit war wiederum eine wichtige Principienfrage der Biologie in unerwarteter Weise beantwortet worden.

Zwar die Kohlensäure kann Clostridium Pasteurianum nicht zersetzen, — darin sind ihm die Nitrobakterien überlegen, die ihrerseits aber mit Luftstickstoff nichts anzufangen wissen, sondern zur Bildung von Eiweiß auf Ammoniak und Salpetersäure angewiesen bleiben. Demnach sind allein die Nitrobakterien in ihrer Ernährung so unabhängig wie die grünen Gewächse, da sie ohne jede Zufuhr von organischer Substanz gedeihen.

Denken wir uns die Rinde unseres Planeten aus reinen Mineralstoffen zusammengesetzt, wie es nach der Abkühlung einst war, also ohne jede Beimengung von Humus und selbst von Ammoniak, und auf diese Erde ein einsames mikroskopisches Stäbchen von Nitrobakter verpflanzt, so würde dasselbe leben, gedeihen und durch Theilung sich fortpflanzen können, bis seinesgleichen das Festland bedeckten. Denn die elektrischen Entladungen der Luft würden ihm salpetrige Säure verschaffen, die es zu Salpetersäure oxydirte, um durch die Oxydationswärme dieses Processes sich Kohlensäure anzueignen; die Salpetersäure würde ihm als Quelle von Stickstoff dienen. So könnte es,

[1]) Die Assimilation des freien Stickstoffes besteht ohne Zweifel in einer Reduction desselben unter Anlagerung von Wasserstoff. Es liegt nahe, daß solche Reduction nur bei anaërober Lebensweise der betreffenden Bakterien gelingt. Diese Bedingung dürfte für Bacillus radicicola innerhalb der Wurzelknöllchen vielleicht verwirklicht sein, während in den Culturen der Sauerstoff einzugreifen vermochte, sofern man keinen Stickstofferwerb fand.

wie eine grüne Zelle, aus anorganischem Material Protoplasma aufbauen. Das Licht der Sonne käme dabei nicht in Betracht, sondern nur ihre erwärmende Kraft, die einmal die zum Leben erforderliche Temperatur unterhielte und sodann für Gewitterbildung sorgte zur Erzeugung der allerdings unerläßlichen salpetrigen Säure.

Die Biologie der Bakterien ist noch durch viele interessante Erscheinungen ausgezeichnet. Trotz ihrer Kleinheit und Einzelligkeit gibt es zahllose Arten, die sich oft gar nicht durch morphologische, sondern nur durch physiologische Kennzeichen unterscheiden lassen. Manche von ihnen sind höchst unempfindlich gegen hohe Temperaturen. Während sonst eine Temperatur von wenig mehr als 50 Grad für Thiere und Pflanzen tödlich zu sein pflegt, gibt es Bakterien, die bei 74 Grad leben und sich fortpflanzen; die Sporen des Heubacillus keimen sogar, nachdem sie mit Wasser gekocht sind. Endlich sei wenigstens mit einem Worte erinnert an die Menschen und Thieren Verderben bringende Wirkung der Bakterien als Träger von Infectionskrankheiten.

Wenn ich nunmehr von den beiden bedeutsamsten Leistungen der Biologie, der Zellenlehre und der Bakterienkunde, mich anderen hervorragenden Arbeiten des Jahrhunderts zuwende, so zwingt die Zeit zu Beschränkung und Kürze.

Bedeutende Fortschritte haben unsere Kenntnisse von der Fortpflanzung gemacht. Nachdem Eizellen und Spermatozoiden nicht nur bei Thieren, sondern auch bei Pflanzen aufgefunden waren, gelang es Pringsheim, an gewissen Algen zu beobachten, daß bei der Befruchtung ein Spermatozoid in die Substanz der Eizelle eindringt. Diese Thatsache fand auch für die Thiere ihre Bestätigung und wurde hier später dahin präcisirt, daß das Spermatozoid mit dem Kern der Eizelle verschmilzt. Da ersteres vorwiegend aus Kernsubstanz besteht, so ergab sich, daß bei der Befruchtung die Vereinigung zweier Zellkerne von hervorragender Wichtigkeit ist. In der Folge ward diese Copulation der Zellkerne auch für die Befruchtung der Pflanzen festgestellt.

Auf dem Gebiete der Morphologie der Thiere traten die vergleichende Anatomie, die Entwicklungsgeschichte, die auch zur Entdeckung des Generationswechsels führte, und die Gewebelehre in den Vordergrund. Die Botaniker folgten nach, und aus den glänzenden Arbeiten Hofmeister's um die Mitte des Jahrhunderts ist gleichfalls die Ermittelung des Generationswechsels bei Moosen und Farnen hervorzuheben. In der Morphologie und Anatomie der Pflanzen suchte man immer mehr, neben der bloßen Beschreibung, die Bedeutung der Theile für das Leben der Pflanze festzustellen und in der Entwicklungsgeschichte die Wirkung innerer und äußerer Einflüsse zu unterscheiden. Eine der wichtigsten Entdeckungen der Gewebelehre ist die, daß bei vielzelligen Pflanzen die Zellwände meistens von äußerst zarten Plasmafäden durchbohrt sind, durch welche das Protoplasma benachbarter Zellen in unmittelbare Verbindung gesetzt wird, was für den Transport von Stoffen wie für die Leitung der Reize von hoher Bedeutung sein dürfte.

Aus der Physiologie ist die Entdeckung der Endosmose und des Turgors durch Dutrochet in den dreißiger Jahren hervorzuheben, sodann aber auf die zahlreichen Fortschritte der Reizphysiologie hinzuweisen, die auf zoologischem

Gebiete vielfach mit der schon erwähnten Nervenphysiologie zusammenfällt, an der aber auch in der Botanik seit Knight's Experimenten an der Schwelle des Jahrhunderts erfolgreich gearbeitet worden ist. Als eine der reifsten Früchte dieser Arbeit dürfte Ernst Heinrich Weber's Gesetz hervorzuheben sein.

Die Mannigfaltigkeit der Thier- und Pflanzenformen, soweit dabei von den Ursachen der Verschiedenheit abgesehen wird, ist das Arbeitsfeld der Systematik. Hier wird beschrieben, rubricirt, classificirt. Ein Vergleich der am Anfang und am Ende des Jahrhunderts bekannten Arten würde eine enorme Zunahme unseres Wissens ergeben, namentlich für die niederen Ordnungen des Thier- und Pflanzenreiches.

Ein ganz neuer Zweig der Biologie entstand im Laufe des Jahrhunderts in der Thier- und Pflanzengeographie, mit deren Begründung der Name Alexander von Humboldt's verknüpft ist. Das Studium der Eigenart von Fauna und Flora in den verschiedenen Ländern führte bald zu der Ueberzeugung, daß die Gestalten der Pflanzen und Thiere in hohem Maße von der Beschaffenheit des Bodens und Klimas der einzelnen Erdstriche beeinflußt werden. In vielen Fällen ließen sie sich als zweckmäßige Anpassungen an die Lebensbedingungen nachweisen. Daß bei diesen Studien auch der Verbreitung und Lebensweise der Bewohner des Meeres besondere Aufmerksamkeit geschenkt wurde, sei noch hinzugefügt. Für Beobachtungen am Meere wurden eigene Anstalten geschaffen, unter denen die zoologische Station zu Neapel einen Ehrenplatz einnimmt.

So fluthen die Wellen des Stromes der Wissenschaft aus dem vergangenen in das neue Jahrhundert hinüber.

Indessen, neben dem Fortschritt in „positiven" Kenntnissen kommen für die Wissenschaft auch allgemeine Ideen in Betracht, die gleichsam zwischen den Thatsachen ihr Wesen treiben. Sie können zu mächtigen Triebkräften der Forschung werden und als umfassende Theorien zur Herrschaft gelangen, den Zugang öffnend zu großen, weitausblickenden Gesichtspunkten. Diese Ideen suchen unser Wissen durch das Bindemittel der Phantasie zu künstlerisch befriedigender Abrundung zu bringen. Doch nicht immer sind sie aufklärende Offenbarungen. Oft huschen sie wie Irrwische umher oder setzen sich als Spuk des Vorurtheils fest in den Köpfen, die Geister verwirrend, statt sie zu erhellen, und werden so zu irreführenden Dämonen. Was aber das Merkwürdigste ist: mitunter wirken solche Ideen nach beiden Richtungen, als Erleuchtung und doch wieder als Irrlicht, und wir kommen selbst nicht darüber ins Klare, ob ein guter oder ein böser Geist sie uns einflüsterte.

Stets herrschte der Wunsch, auf die Frage: Was ist Leben? eine kurze Antwort zu haben. Die erste Hälfte des Jahrhunderts ertheilte diese Antwort dahin, daß eine besondere, allein in den lebendigen Zellen vorkommende Kraft, die Lebenskraft, wie eine Art Magd alle Lebensvorgänge besorgte; man nennt diese Zeit die Periode des Vitalismus. Wohl alle damaligen Biologen, darunter Decandolle und Johannes Müller, waren Anhänger jener Idee der Lebenskraft, die keine Erklärung der Erscheinungen, sondern eher der

Verzicht auf eine solche war. Nachdem jedoch Robert Mayer das Gesetz der Erhaltung der Energie entdeckt, war der Sturz des Vitalismus besiegelt, und um die Mitte des Jahrhunderts wurde die Lebenskraft entthront. Von da ab datirt eine neue Periode der Betrachtung, die auch in der Biologie zunächst alle Erscheinungen unter dem Gesichtspunkte des Erhaltungsgesetzes prüft.

Allein eine kurze Antwort auf die Lebensfrage mußte man haben, und an Stelle des Vitalismus suchte der Materialismus sie zu geben. Er ersetzte die Lebenskraft durch einen Lebensstoff. Auf ganz unzulänglichen Beobachtungen fußend glaubte man diesen im Eiweiß gefunden zu haben; wie eine Art von Hexenmeister sollte das Eiweiß durch seine chemischen Eigenschaften alle Lebenserscheinungen hervorbringen. Doch diesem Dogma vom Lebensstoff wurde der Boden entzogen durch den Nachweis, daß das Protoplasma auch der einfachsten Organismen nicht bloß aus Eiweiß besteht, sondern aus einem Gemenge zahlreicher Stoffe, die alle an der Unterhaltung des Lebens mehr oder weniger betheiligt sind.

An die Stelle der vitalistischen und der materialistischen Idee trat eine dritte, die ich die mechanistische nennen möchte. Nicht die Kraft, nicht der Stoff, sondern die Form wird durch sie in den Vordergrund gerückt. Die Mechanistik nimmt eine ganz eigenartige, jenseits des mikroskopisch Erkennbaren liegende Structur im Protoplasma an, durch welche die Lebenserscheinungen bedingt werden. Durch diese Configuration des Protoplasma werden die Lebensbewegungen mittelst der verfügbaren Energie geregelt, wie die Leistungen einer Maschine von der oft äußerst verwickelten Structur derselben abhängen. Trotzdem werden die Bewegungen der Maschine durch mechanische Energie unterhalten, und die Substanz, aus der man ihre Theile fertigte, kommt auch außerhalb der Maschine vor. Wie weit man mit der Mechanistik kommen wird, hat die Zukunft zu entscheiden. —

Die mächtigste unter den treibenden Ideen der speculativen Biologie des Jahrhunderts ist aber die Abstammungslehre, die gewöhnlich an den Namen Darwin's geknüpft wird. Bei ihr gehen, wie bei der Zellenlehre, Zoologie und Botanik wiederum Hand in Hand.

Wenn wir von den Vorläufern absehen, wurde die Idee des genetischen Hervorgehens der Organismen aus einander zuerst 1809 von dem französischen Botaniker und Zoologen Lamarck klar ausgesprochen. Sie blieb indes ohne Einfluß unter der Herrschaft des Vitalismus. Als aber nach dessen Ueberwindung gerade fünfzig Jahre später Darwin mit einem neuen System der Descendenzlehre hervortrat, war der Erfolg ein gewaltiger. Niemals hat eine Idee in solchem Umfange und mit solcher Geschwindigkeit in der Wissenschaft Platz gegriffen.

Die Lehren Lamarck's und Darwin's stimmen darin überein, daß sie zwei Ziele verfolgen. Einmal suchen sie die Abstammung der jetzt lebenden Arten von früheren wahrscheinlich zu machen, wobei sie in der Theorie die Fülle der Pflanzen und Thiere auf wenige Urformen zurückführen, die nach Lamarck durch Urzeugung entstanden, nach Darwin durch den Schöpfer ins

Leben gerufen sein sollten. Sodann suchen beide das Zustandekommen der so überaus zweckmäßigen Anpassung der thierischen und pflanzlichen Organisation an die Lebensverrichtungen zu erklären, wobei ihre Theorien aus einander gehen. Lamarck führt die Anpassungen darauf zurück, daß die Thiere durch Uebung gewisse Eigenschaften erwerben, die ihre Eltern nicht besaßen, und daß sie diese erworbenen Eigenschaften auf die Nachkommen vererben. Darwin, für den die Ursachen der Anpassungen und der organischen Zweckmäßigkeit im Vordergrunde des Interesses standen, erkannte das Lamarck'sche Princip zwar an, doch nur in beschränktem Umfange, während nach ihm die Anpassungen und damit die fortschreitende Ausbildung des Thier- und Pflanzenkörpers in erster Linie durch das Princip der Selection oder Naturzüchtung hervorgebracht werden. Hierunter versteht Darwin, daß die zufälligen Abweichungen der Kinder von den Eltern sich vererben, daß aber nur diejenigen Abweichungen sich im Kampfe ums Dasein erhalten, die zweckmäßig genug sind, diesen Kampf zu bestehen, während alle unzweckmäßigen Abänderungen zu Grunde gehen müssen, ein Gedanke, der schon im Alterthum durch Empedokles ausgesprochen war.

Abermals sind fünfzig Jahre vergangen, und Darwin's Lehre hat selbst den Kampf ums Dasein mit der Kritik zu bestehen gehabt. Was ist davon übrig geblieben? Vor Allem der Descendenzgedanke. Dagegen hat die Zahl Derjenigen, welche dem Selectionsprincip eine solche Bedeutung zuerkannten wie Darwin, sich immer mehr vermindert. Erfolgreich hat man dagegen eingewandt, daß die Selection ohnmächtig sein würde, die aufsteigende Entwicklung von einfachen Zellen bis zu Wirbelthieren und Blüthenpflanzen zu erklären. Man hat die Abstammung der Arten mit der individuellen Entwicklung eines Organismus verglichen. Ist dieser Vergleich gerechtfertigt, so springt in das Auge, daß die Entwicklung des Huhns aus dem Ei wesentlich innere Triebkräften zugeschrieben werden muß, während die Selection nur wirksam werden kann durch den Einfluß der äußeren Lebensumstände auf den Organismus. So entstand die Ueberzeugung, daß wie in der Entwicklung der Individuen auch bei der Ausprägung der Arten innere Entwicklungsimpulse eine maßgebende Rolle spielen. Damit war eine Erklärung der Anpassungen und der Zweckmäßigkeit, wie sie Darwin zu geben suchte, ausgeschlossen, wenn auch zweifellos unzweckmäßige Abänderungen der Organismen durch den Kampf um das Dasein beseitigt werden können. In der Beantwortung der einen Hauptfrage ist somit Darwin's Theorie als gescheitert zu betrachten.

Auch die entschiedensten Parteigänger Darwin's, sofern sie nicht blind am Vorurtheil kleben, müssen dies einräumen; höchstens erhoffen sie resignirt die Rettung der Theorie von der Zukunft. Lehrreich in dieser Hinsicht ist die jüngste Aeußerung desjenigen hervorragenden Zoologen, der bis in die Gegenwart am zähesten an der „Allmacht der Naturzüchtung" festhielt; sie lautet folgendermaßen:

„Wenn auch das Princip der Selection zuerst in einfachster Weise das Räthsel der Zweckmäßigkeit alles Entstehenden zu lösen schien, so zeigte sich doch im Verlauf der weiteren Durch-

arbeitung des Problems immer deutlicher, daß man mit ihm, in seiner ursprünglichen Beschränkung wenigstens, nicht ausreicht“ [1]).

Es fehlt auch nicht an Stimmen, die weit schärfer klingen, nämlich die aus dem Lager der Gegner Darwin's. Um auch hiervon eine Probe zu geben, citire ich noch den Ausspruch eines jüngeren Zoologen, der sich durch treffliche Arbeiten auf entwicklungsmechanischem Gebiete wie auch in der theoretischen Biologie einen angesehenen Namen gemacht hat:

„Der Darwinismus gehört der Geschichte an wie das andere Curiosum unseres Jahrhunderts, die Hegel'sche Philosophie: beide sind Variationen über das Thema: ‚Wie man eine ganze Generation an der Nase führt‘ und nicht gerade geeignet, unser scheidendes Säculum in den Augen späterer Geschlechter besonders zu heben“ [2]).

Ich meinerseits theile dies Urtheil denn doch nicht und würde es höchstens den Uebertreibungen des Darwinismus gegenüber für gerechtfertigt halten.

Aber die Descendenz, so höre ich fragen, bleibt die Descendenz nicht doch eine der großen „Errungenschaften“ des Jahrhunderts?

Die Descendenzlehre ist eine jener Ideen, wie ich sie oben charakterisirte. Ihrem Wesen nach Hypothese, spielt sie in der heutigen Biologie die Rolle eines Axioms. Ich wüßte auch nicht, wie wir bei Berücksichtigung der Anpassungen und der rudimentären Organe, sowie mancher Thatsachen der Paläontologie ohne sie auskommen wollten. Aber rückhaltslos müssen wir bekennen, daß kein einziger völlig einwurfsfreier Beweis für ihre Richtigkeit vorliegt. Denn wenn auch die Petrefacten des Tertiärs uns zu dem Glauben veranlassen, daß Fauna und Flora der Gegenwart sich aus jenen entwickelt haben, so lassen sämmtliche sogenannte Beweise für die Einzelfälle solcher Umbildung immer noch die Möglichkeit einer anderen Deutung zu. Von dem festen Boden der Thatsachen entfernen wir uns aber um so mehr, je älter die geologischen Schichten sind, zu denen wir hinabsteigen. Die Unzulänglichkeit des paläontologischen Materials, um den wirklichen „Stammbaum“ der Organismen aufzuklären, erhellt schon aus dem Umstande, daß die ältesten versteinerungsführenden Schichten bereits ganz hoch organisirte Thierformen, die Trilobiten, enthalten. Was aber zwischen diesen zu den Krebsen gehörigen Thieren und den hypothetischen Urzellen gelegen haben mag, entzieht sich geologisch wie biologisch völlig unserer Kenntniß wie der Gestaltungskraft unserer Phantasie.

Selbst wenn wir alle für die Umbildung sprechenden Umstände als hinreichende Indicienbeweise gelten lassen wollten, um unsere Ueberzeugung von der Abstammung der Arten darauf zu stützen, so bleiben auch für die rein speculative Betrachtung noch schwer zu besiegende Zweifel in Fülle. Man sagt, die Descendenztheorie lehre uns die Aehnlichkeit der Organismen als Blutsverwandtschaft verstehen. Sehr schön! Was hindert uns aber, vorauszusetzen, daß im Anfange des Lebens eine Legion scheinbar ganz gleicher Urbakterien die Erde bedeckte, die sich im Laufe der Millionen und Abermillionen Jahre in geradliniger Abstammung zu den heute lebenden Arten der Thiere und Pflanzen

[1]) A. Weismann, in: Das goldene Buch des deutschen Volkes (1899). W. S. 91.
[2]) H. Driesch, im „Biologischen Centralblatt“, 1896. S. 355 Anm.

fortbildeten? Wo bliebe da die Blutsverwandtschaft? Nun, diese läßt sich leicht construiren. Wir brauchen bloß anzunehmen, daß ursprünglich nur ein einziges Exemplar jenes Urbakteriums vorhanden war, das zunächst jene Legion seinesgleichen durch Zelltheilung hervorbrachte, ehe die Fortentwicklung begann. Dann entsteht aber sogleich die Frage: warum brachte die eine dieser Urzellen es bis zur Giraffe oder bis zum Krokodil, während andere zur Roßkastanie oder zur Schnecke, zur Ameise u. s. w. wurden, gar viele es aber nicht über den Typus des Bakteriums hinausbrachten bis auf den heutigen Tag? Ohne die Zuhülfenahme innerer Entwicklungsimpulse, wie sie im Ei eines Frosches, eines Fisches, eines Schmetterlings auch schlummern, wird man da wohl nicht auskommen. Endlich gar die Urzeugung! Sie spottet jeder Vorstellung, und es wäre Vermessenheit, ihre Einzelheiten auch nur in Gedanken sich ausmalen zu wollen.

Die Mißlichkeit genetischer Stammbäume ergibt sich hieraus von selbst. Ihre Constructionen sind Phantasiegebilde. Und doch stehen die Meisten von uns — ich schließe mich ein — im Banne der Abstammungslehre, die uns wie ein Zauber umfängt. Sie packt uns in der allgemeinen Idee, sie zeigt uns ihre Anwendbarkeit auf zahllose Einzelheiten, und sie bestrickt uns so sehr, daß wir die auftauchenden Schwierigkeiten unbesehen in den Kauf nehmen. Sie ist ein fascinirender Gedanke, dessen Verdienst namentlich in einer weitgehenden Anregung zum Forschen und Fragen besteht. Sie bildet in der heutigen Biologie unfraglich einen der leitenden Gesichtspunkte; nur rede man nicht davon, daß sie eine wohlbewiesene Thatsache sei und an Bedeutung etwa gleichwerthig dem Gesetze von der Erhaltung der Energie. Ihrem Wesen nach ist sie Hypothese und bleibt ein Problem, das ebenso wie das Problem der organischen Zweckmäßigkeit vom alten Jahrhundert dem neuen vermacht wird.

Ein neues Jahrhundert! Was wird es uns bringen? Nun, in ruhiger Kraft steuert das Schiff der Forschung weiter im großen Ocean der Natur, der unbegrenzt vor unseren Blicken liegt; die Segel geschwellt vom Triebe nach Erkenntniß, auf der Flagge die Devise: Freies Denken, freie Forschung, freies Wort. Alle Culturvölker nehmen an seiner Bemannung Theil; das Commando lautet: Volldampf voraus!

Entwicklungsgeschichte und Entwicklungsziele der deutschen Marine.

Von

Freiherrn v. Beaulieu-Marconnay,

Oberleutnant à la suite des I. Seebataillons.

[Nachdruck untersagt.]

Bei einem Rückblick auf die Vergangenheit unserer Marine, welche seit der Gründung des Reiches eine kaiserlich deutsche geworden, ziemt es, auch ihrer Vorläufer kurz zu gedenken.

Bekannt und vom Schimmer historischer Romantik umflossen ist jene ruhmreiche Epoche, da vor mehr als zweihundert Jahren unter der Regierung des Großen Kurfürsten zum ersten Male die Flagge der Hohenzollern, von den Toppen eines kurbrandenburgischen Geschwaders wehend, auf hohem Meere die Feuertaufe empfing. Aber jenen ersten Anfängen war trotz kriegerischer und colonisatorischer Erfolge nur kurze Dauer beschieden.

Erst um die Mitte unseres Jahrhunderts ward der alte Flottengedanke wieder lebendig, und in Aller Erinnerung lebt noch heut jener denkwürdige Beschluß der deutschen Nationalversammlung vom Jahre 1848, eine deutsche Reichskriegsflotte zu schaffen. Aber noch fehlte die Vorbedingung für die Lebensfähigkeit des Reiches selber: der einige und einheitliche Zusammenschluß aller deutschen Völker und Stämme zu einem mächtigen Staatenbunde unter der Führung Preußens, — und so verschwand denn auch die schwarz-roth-goldene Reichskriegsflagge nach kurzem Dasein wieder von der See.

Preußen selbst war von dem Geschick berufen, wie zu Lande so auch zur See selbst den Grundstein unter eigener Flagge zu legen, auf welchem später der mächtige Bau der kriegerischen Rüstung des Reiches errichtet ward.

Dank der unermüdlichen Initiative und rastloser, persönlichster Bethätigung des Prinzen Adalbert von Preußen wurde ums Jahr 1848 die Schöpfung einer preußischen Kriegsmarine ins Werk gesetzt. Mit bescheidenen Mitteln zwar und daher vorläufig in engem Rahmen, aber zielbewußt und energisch

trat man an die Verwirklichung des bedeutungsvollen Planes heran. Im Kriegsministerium zu Berlin wurde unter dem Vorsitze des Prinzen eine Marine-Abtheilung eingesetzt und Schritte eingeleitet, um alsbald durch den Neubau von 18 Ruderkanonenbooten den minimalen Bestand der Flotte, die zur Zeit lediglich den armirten Postdampfer „Preußischer Adler" und das Steuermanns-Schulschiff „Amazone" aufwies, zu verstärken. Als erstes dieser Fahrzeuge konnte bereits nach einem Vierteljahr die „Strela-Sund" ablaufen. Die erste Dampfcorvette, „Danzig", ward auf der Werft gleichen Namens erbaut und 1850 in Dienst gestellt, gleichzeitig der aus patriotischen Sammlungen preußischer Frauen und Jungfrauen zu Wolgast erbaute Schooner „Frauenlob". Bei der Auflösung der ehemaligen Reichs-Kriegsflotte war „Gefion" und „Barbarossa" für die preußische Marine angekauft, daneben in England auf der Werft von Scott Russel in Millwall bei London „Nixe" und „Salamander", zwei eiserne Avisos, erworben, welche jedoch bereits nach zwei Jahren gegen die englische Segelfregatte „Thetis" umgetauscht wurden, da zur Heranbildung des seemännischen Nachwuchses die junge Marine auf das Dringendste eines solchen Fahrzeuges als Schulschiff bedurfte.

So erreichte der Flottenbestand allmählich die Höhe von 36 Kanonenschaluppen, 6 Kanonenjollen, 5 Dampfern und 3 Segelschiffen. Außerdem ward durch den Kauf des Jadebusens von Oldenburg in weitblickender Voraussicht auch an der Nordsee eine Flottenbasis für Preußen geschaffen, deren Ausbau als Kriegshafen trotz der hohen Kosten von etwa 30 Millionen Mark kurz darauf in Angriff genommen und noch vor Ausbruch des deutsch-französischen Krieges zu Ende geführt wurde.

Inzwischen war auch die Organisation der Marine zweckentsprechend weiterentwickelt; unter dem Vorsitze des Prinzen Adalbert war als oberste Centralstelle die Admiralität constituirt worden; eine seemännische Wehrpflicht garantirte den erforderlichen Personalersatz, welcher in je einer Matrosen- und Werftabtheilung zur Auffüllung der Schiffsbesatzungen vorgebildet wurde. Die Unternehmungen im Auslande gegen die Riffpiraten bei Tres Forcas, nach Ostasien, Südamerika und Westindien hatten inzwischen erwünschte Gelegenheit gegeben, die preußische Flagge in fremden Häfen zu zeigen und die diplomatischen Verhandlungen zur Entwicklung eines gesunden Ueberseehandels nachhaltig zu unterstützen. Aber harte Opfer blieben nicht erspart: Die junge Marine büßte 1860 in einem Taifun bei Jeddo die „Frauenlob", 1861 in den Ausläufern eines westindischen Orkans an der holländischen Küste die „Amazone" mit ihren gesammten Besatzungen ein.

Die Thätigkeit der Flotte während des Feldzuges gegen Dänemark 1864 konnte in Folge der großen numerischen und technischen Uebermacht des Gegners keine bedeutende sein; immerhin aber bildet das Seegefecht von Jasmund als erstmaliger selbständiger Kampf gegen einen dreifach überlegenen Feind einen ruhmvollen Erinnerungstag in der Geschichte unserer Marine. Auch in der Nordsee, in dem Treffen bei Helgoland und dem Handstreich in den Watten bei Föhr, konnten die kleinen preußischen Schiffe Tapferkeit und schneidige Führung beweisen.

In dem Feldzug 1866 war der Marine keine ausschlaggebende Mitwirkung zum Siege beschieden; „Loreley" und „Cyklop" führten das Füsilierbataillon des 25. Regiments von Haarburg nach Twidenfleth behufs Einnahme der hannöverschen Festung Stade über, und „Arminius" besetzte die Forts und Batterien an den Mündungen der Weser und Ems.

Mit dem Inkrafttreten der Verfassung des Norddeutschen Bundes kam die Marine unter preußischen Oberbefehl, am 1. October 1867 unter die schwarz-weiß-rothe norddeutsche Kriegsflagge. Hiermit war ein bedeutsamer Abschnitt und eine für den Ausbau der Marine außerordentlich werthvolle Wendung eingetreten: ihre in zwei Jahrzehnten unter großen Opfern geschaffene Existenz war für die Zukunft gesichert und sah, dank den reicheren Mitteln des Bundes, nunmehr einer Entfaltung entgegen, welche gemäß einem 1867 alsbald aufgestellten Bauplan nach Ablauf einer zehnjährigen Periode einen Bestand von 16 Panzerschiffen, 20 Fregatten, 22 Dampfkanonenbooten, 8 Avisos und 2 Artillerie-Schulschiffen aufweisen sollte. Kiel und Wilhelmshaven waren als Kriegshäfen fortificatorisch und nautisch zu vollenden; die Einweihung letzteren Hafens fand am 17. Juni 1869 durch den hochseligen König Wilhelm I. im Beisein der Großherzoge von Oldenburg und Mecklenburg-Schwerin, sowie eines englischen Begrüßungsgeschwaders in feierlichster Weise statt.

Der Ausbruch des deutsch-französischen Krieges traf indessen unsere Kriegshäfen sowohl wie die noch im Entstehen begriffene Bundesmarine naturgemäß in unfertigem Zustande; bei der gewaltigen Ueberlegenheit der französischen Flotte war daher um so mehr von vorn herein die Defensive geboten. Aber bekanntlich sollten auch Vertheidigungskämpfe ernsteren Charakters uns erspart bleiben: die rasch und unaufhaltsam sich folgenden Siege der Landarmee machten die beabsichtigte Entsendung eines französischen Landungscorps gegen die deutsche Seeflanke unmöglich, und die durchaus mangelhafte Mobilmachung der französischen Geschwader im Verein mit den widersprechenden Directiven ihrer obersten Kriegsleitung ließ dieselben zu keiner energischen Action kommen; unter dem Eindruck der drohenden Belagerung von Paris wurden die französischen Seestreitkräfte zurückgerufen.

Nur dem Kanonenboot „Meteor" und dem Kreuzer „Augusta" war es vergönnt, bei verschiedenen Gelegenheiten ihre Flagge mit Ehren zu zeigen.

Nach Beendigung des Feldzuges ward die Bundesmarine zu einer kaiserlich deutschen, wie das Heer unter dem Oberbefehle des Kaisers stehend. Der Prinz-Admiral Adalbert hatte als Generalinspecteur der Marine ihre weitere technische und nautische Organisationsentwicklung zu überwachen.

In dem abgelaufenen Jahrzehnt konnte die damalige Leistungsfähigkeit der deutschen Werften den Bau gepanzerter Kriegsschiffe im Inlande noch nicht gestatten; „Arminius" war in England fertig gekauft, „Prinz Adalbert" in Frankreich, „König Wilhelm" — beiläufig in jener Zeit das stärkste und größte Schlachtschiff überhaupt — als Gelegenheitskauf ebendaselbst. Auch der Panzer „Kronprinz" stammt aus England, „Friedrich Karl" aus Frank-

reich. Die drei letztgenannten waren Panzerfregatten, also Hochseeschiffe, während „Arminius“ und „Prinz Adalbert“ Küstenpanzer waren.

Das erste in Deutschland gebaute Panzerschiff war die Panzercorvette „Hansa“; die Beplattung mußte allerdings noch aus England bezogen werden, doch konnten der Schiffskörper selbst, sowie die eisernen Deckaufbauten in Danzig bezw. Stettin hergestellt werden.

Gänzlich aus deutschem Material und deutscher Arbeit stammend liefen nach dem Feldzuge die drei Panzerschiffe „Preußen“, „Friedrich der Große“ und „Großer Kurfürst“ in den Jahren 1873, 1874 und 1875 vom Stapel; als vollgetakelte Thurmschiffe construirt, trugen sie in je zwei drehbaren Panzerthürmen je zwei 26 Centimeter-Geschütze. Gleichzeitig wurden auf der Samuda-Werft bei London die beiden letzten für unsere Marine im Ausland gebauten Panzerschiffe zu Wasser gelassen, „Kaiser“ und „Deutschland“. Sie gehören, ebenso wie „König Wilhelm“, trotz ihres hohen Alters noch heute dem Schiffsbestande der Marine an und werden, nachdem sie mehrfach durch Verbesserungen ihrer Panzerung und Bestückung nach Möglichkeit modernisirt wurden, als Flaggschiffe überseeischer Kreuzer-Divisionen verwandt.

Hohes Verdienst und bleibende Erinnerung gebührt in der Geschichte jener Zeit dem damaligen Chef der Marine, dem General von Stosch, welcher von 1872—83 an ihrer Spitze stand. Sein Flottengründungsplan vom Jahre 1873 verlangte einen Schiffsbestand von 14 Linienschiffen, 10 Küstenpanzern und 43 Kreuzern. Dementsprechend wurde der Ausbau der Flotte von ihm nicht nur energisch gefördert, sondern vor allen Dingen das Hauptaugenmerk darauf gerichtet, durch ausschließliche Vergebung aller Neubauten an inländische Werften unseren heimischen Schiffbau zu kräftigen und unabhängig vom Ausland zu machen. In wie hohem Maße dieser echt vaterländische Gedanke sich verwirklicht und die erhofften Früchte getragen hat, lehrt am besten die Thatsache, daß die deutsche Handelsflotte seit jener Zeit dank der Entwicklung unseres Handels überhaupt an zweiter Stelle, dank der Entwicklung des deutschen Schiffbaues in der Gegenwart aber qualitativ in Bezug auf ihre großen Oceandampfer an erster Stelle dasteht.

Während der Amtsthätigkeit des Marineministers von Stosch wurden für die Marine nicht weniger als 4 Linienschiffe — die Division der „Sachsen-Classe“ —, 11 Panzer-Kanonenboote, 13 Kreuzer, 6 Avisos und 3 Auslands-Kanonenboote gebaut und ausgerüstet.

Die „Sachsen-Classe“, zu jener Zeit ihrer besonderen Bestimmung als offensive Küstenvertheidiger entsprechend Ausfallcorvetten genannt, repräsentirte zum ersten Mal überhaupt den Typ eines Citadellschiffes; die Schiffe wurden dem damaligen Stande der Technik entsprechend construirt. Sie sollten mit einem möglichst geringen Tiefgang Eigenschaften vereinigen, die sie zum Kampf auf hoher See gegen jeden Gegner befähigt machten. Man muß anerkennen, daß diese außerordentlich schwierige Aufgabe in einer für jene Zeit mustergültigen Weise gelöst erscheint: Bei einem Deplacement von 7400 Tons, einer Thurm- und Citadellpanzerung von 400 Millimeter und einer Hauptarmirung

von sechs 26 Centimeter-Geschützen in einer für Bug- wie Breitseitfeuer gleich vorzüglichen Aufstellung erreichte ihr Tiefgang nicht mehr wie 6 Meter!

Seine Feuerprobe hat dieser Typ übrigens in zwei gleichartigen Modellen der chinesischen Flotte am Yalu glänzend bestanden.

„Sachsen", „Bayern", „Baden" und „Württemberg" sind in den letzten Jahren durch den Einbau neuer Maschinen und Kessel und durch Beigabe leichter Schnellfeuer-Artillerie modernisirt worden. Dieser Umbau war unerläßlich, um die Schiffe noch ferner für ihren Zweck gebrauchen zu können.

In dem geschilderten Zeitraum hatte die kaiserliche Marine wiederholte Gelegenheit, im Auslande für deutsche Interessen ihre Flagge zu zeigen.

1872 erzwangen „Vineta" und „Gazelle" unter Kapitän Batsch nach Wegnahme der haytianischen Corvetten „Union" und „Mont organisé" von der Republik die Zahlung einer Schuldforderung von 60 000 Mark an den deutschen Kaufmann Diekmann; 1873/74 beim Zusammenbruch der Regierung Amadeo's in Spanien konnte der Commodore R. Werner mit „Friedrich Karl", „Elisabeth", „Meteor", „Delphin", „Albatros" und „Nautilus" die deutschen Interessen während des Bürgerkrieges nachdrücklichst schützen und nach Wegnahme der aufständischen Kriegsschiffe „Vitoria", „Almansa" und „Vigilante" die Regierung zur Zahlung einer Entschädigungssumme zwingen.

1876 unterstützte ein Kreuzergeschwader unter dem Capitän z. S. Graf von Monts, bestehend aus den Schiffen „Vineta", „Hertha", „Ariadne", „Louise", „Nautilus" und „Cyklop", die diplomatische Mission in Ostasien in wirksamer Weise bei ihren Forderungen gegen das chinesische Seeräuberunwesen. Im selben Jahre bedrohte Contre-Admiral Batsch mit „Kaiser", „Deutschland", „Friedrich Karl", „Kronprinz", „Medusa" und „Pommerania" die Stadt Saloniki mit Beschießung, worauf die türkische Regierung für die Ermordung des deutschen Consuls Entschädigung und Genugthuung leistete. Im darauf folgenden Jahre befreite „Vineta" zu Santos in Brasilien durch die Drohung, eine Truppenabtheilung zu landen, eine Anzahl vom Pöbel und den Behörden widerrechtlich gefangener deutscher Kaufleute.

1878 stellte der Capitän z. S. v. Wickede der Regierung von Nicaragua das Ultimatum, die dem deutschen Consul schuldige Summe von 120000 Mark zu zahlen, den schuldigen Beamten zu bestrafen und die deutsche Flagge zu salutiren; durch die Anwesenheit von „Leipzig", „Elisabeth" und „Ariadne" vor Corinto, von „Medusa" vor der Ostküste wurde die Regierung zur Erfüllung der Forderung in der verlangten Form genöthigt.

Während des chilenisch-peruanischen Krieges im Jahre 1879 wurden durch das energische Auftreten des Capitäns z. S. Heusner mit „Hansa" und „Freya" die deutschen Interessen gewahrt, der widerrechtlich beschlagnahmte deutsche Dampfer „Luxor" befreit und Callao vor einer Beschießung durch die chilenische Flotte gerettet.

1881 ging „Victoria", nachdem sie in der Flotte des Berliner Congresses unter dem Oberbefehl des englischen Admirals Lord Seymour an der Demonstration in der Levante Theil genommen, nach der Küste von Liberia, um dortselbst die Ortschaft Nanakru für die Plünderung des deutschen Dampfers

„Carlos“ und die Mißhandlung seiner Besatzung zu bestrafen. Durch ein Landungscorps wurden die Bewohner verjagt, ihre Ansiedelungen niedergebrannt und zerstört.

Zu den vorerwähnten zahlreichen Tagen ruhmreichen Angedenkens für die Marine unter der Flottenleitung v. Stosch's gesellt sich jedoch noch, unvergeßlich traurigen Erinnerns, der 31. Mai 1871, wo der „Große Kurfürst“ in Folge eines Zusammenstoßes mit dem „König Wilhelm“ im englischen Kanal bei Folkestone sank; 269 Mann seiner Besatzung fanden den Tod in den Fluthen.

Kaiser Wilhelm der Große hielt am 17. September 1881 die erste große Parade über seine Flotte ab, an welche sich Manöver des Geschwaders vor der Föhrde, ein Angriff auf Friedrichsort, schließlich Seeminen- und Torpedo-Angriffe auf ein altes Ruder-Kanonenboot anschlossen. Das hervorragende Verdienst des Admirals v. Stosch um die Fortentwicklung der Marine fand an diesem Tage durch die Verleihung des Hohen Ordens vom Schwarzen Adler glänzende Anerkennung.

Von 1883/88 folgte Jenem der General v. Caprivi als Chef der Admiralität. Wenn derselbe auch in einer Denkschrift alsbald die Aufgaben und Ziele der Marine durchaus im Sinne des Programms von 1873 betonte, so gerieth doch die unter seinem Vorgänger so rege Bauthätigkeit nunmehr fast gänzlich ins Stocken. Nur ein einziger kleiner Panzer, die „Oldenburg“, und wenige Kreuzer wurden gebaut; statt dessen wurde allerdings — und das ist das bleibende Verdienst Caprivi's — zum Zweck der Küstenvertheidigung eine für unsere Verhältnisse große, hervorragend geschulte und mit technisch vorzüglichem Material ausgerüstete Torpedoflotte geschaffen.

War schon der Torpedo zwar damals keine neue Erfindung mehr, und hatten ihm zahlreiche Erfolge im nordamerikanischen Secessionskriege Existenzberechtigung zugesprochen, so war doch erst um jene Zeit die Construction dieses unterseeischen Sprenggeschosses und vor allen Dingen diejenige seines Trägers — des Torpedoboots — speciell in England zu solcher Höhe gelangt, daß seine Einführung in das Gebiet der Seekriegsmittel von allen Marinen als Nothwendigkeit anerkannt wurde. Ueberschwängliche Hoffnungen ließen den Werth des Besitzes einer solchen, immerhin verhältnißmäßig billigen Kriegswaffe höher erscheinen, als er in Wirklichkeit war und ist, und so verwandten naturgemäß in jener Epoche die kleineren Seemächte, wie Deutschland, einen überwiegenden Theil ihres Marinebudgets in dieser Richtung. Bei uns wurden in der Denkschrift Caprivi's 150 Torpedoboote verlangt.

Leider muß man zugeben, daß die verantwortliche Stelle damals nur zögernd an die Aufstellung neuer Constructionspläne für Linienschiffe herantrat. Bestimmend hierfür war wohl der Umstand, daß man nicht eher größere Mittel bereitstellen wollte, ehe nicht durch die Praxis gewonnene Erfahrungen vorlagen, wie der Torpedogefahr für die künftigen Panzerschlachtschiffe constructiv zu begegnen sei.

Zeigt so das achtziger Jahrzehnt einen unerfreulichen Stillstand, ja Niedergang unserer Schlacht- und Kreuzerflotte, so brachte es dennoch einen

Tag, der ein für die Marine und unsere Machtstellung zur See sehr schätzbares Werk einleitete: Am 3. Juni 1887 wurde zu Holtenau bei Kiel der Grundstein zu einem Kanal von der Ost- zur Nordsee gelegt, welcher das Kriegshafengebiet von Kiel mit der Elbmündung innerhalb der beiderseitigen fortificatorischen Anlagen verbinden und somit der Schlachtflotte selbst ein sicheres und überraschendes Auftreten binnen kürzester Frist auf jedem der beiden Kriegsschauplätze ermöglichen sollte.

Die Vollendung dieses strategisch sehr werthvollen Bauwerkes erforderte die bei seiner Länge von 99 Kilometern immerhin nur kurze Baufrist von acht Jahren, und die Geschichte seiner Eröffnungsfeier am 20. Juni 1895 hat den glänzenden Beweis dafür erbracht, daß man nicht nur im Inlande, sondern auch jenseits der Grenzen, im fernen Auslande, die Bedeutung dieses historischen Tages vollauf zu würdigen verstand, an welchem die junge Marine des deutschen Kaiserreichs zum ersten Mal Abordnungen und Kriegsschiffe aller seefahrenden Nationen der Welt als ihre Gäste im eigenen Hause empfing und durch den Rahmen des ganzen Festes den deutlichen Entschluß bekundete, von heute ab die gebührende Stellung als jüngste Weltmacht in Anspruch zu nehmen und mit scharfem Schwerte zu wahren.

In der Zwischenzeit war der vorangegangenen Ruhe im Schiffbau glücklicher Weise wieder eine etwas regere Bauthätigkeit gefolgt; an die Spitze der Marine war nach gewissen organisatorischen Veränderungen ein Seeofficier getreten, und vor Allem wurde durch Se. Majestät Kaiser Wilhelm II. das Verständniß für die Bedeutung der Seegewalt im deutschen Volke mächtig gefördert. Mehr und mehr wurde der Gedanke Gemeingut aller patriotischen und weitsichtigen Männer, daß das Deutsche Reich für seine Zukunftsstellung in der Welt einer starken Flotte nothwendig bedürfe.

Der frühzeitige Eintritt des Prinzen Heinrich von Preußen in die Seeofficiers-Laufbahn, im Hinblick auf seine dereinstige Stellung an der Spitze der Marine, brachte es mit sich, daß auch sein älterer Bruder der See nicht fremd blieb und schon in jugendlichem Alter — wohl ein Erbtheil seines gewaltigen Vorfahren, des Großen Kurfürsten — seinen Blick auf und über die See richtete. Die Erkenntniß davon, daß eine Epoche der Weltmächte angebrochen sei, und daß an Stelle der Europapolitik die Weltpolitik treten müsse, daß das Deutschland von heute wirthschaftlich mit tausend Fäden in das internationale Gewebe der Handelsbeziehungen verflochten, durch seine Schutzgebiete eventuell auf der Welt territorial interessirt sei, mußte naturgemäß dazu führen, daß der junge Herrscher die kräftigste Fortentwicklung seiner Marine vom ersten Tage ab als vornehmste Aufgabe betrachtete.

Gleichzeitig mit dem beginnenden Bau des Kanals und in Rücksicht auf seinen Schutz war ein neuartiger Typ kleinerer Panzerschiffe in Arbeit genommen, von denen zehn projectirt, später indes nur 2 Divisionen zu je 4 Schiffen ausgeführt wurden.

Die „Siegfried-Classe" besitzt mit ihren kräftig armirten und stark gepanzerten Fahrzeugen von nur 3500 Tons Deplacement einen großen Gefechtswerth und kann deswegen nicht nur im engeren Bereich der Kanal- und Strom-

mündungen, sondern auch bei Hochseekämpfen auf unseren Grenzmeeren eine verwendbare Waffe sein. Ein Uebelstand, nämlich ihre durch die Kleinheit der Bunker recht knapp bemessene Dampfstrecke, erfährt zur Zeit dadurch eine gewisse Abhülfe, daß durch eine in der Mitte des Schiffes eingebaute Verlängerung die Wasserverdrängung um etwa 500 Tons vergrößert und so dem Kohlenmangel zum Theil abgeholfen wird.

Gleichzeitig wurde aber außer den vorerwähnten 8 Küstenpanzern auch eine Division von vier großen erstclassigen Linienschiffen auf Stapel gesetzt: „Kurfürst Friedrich Wilhelm", „Brandenburg", „Weißenburg" und „Wörth" repräsentirten bis vor Kurzem den Typ unserer mächtigsten Panzer-Schlachtschiffe; bei einer Größe von 10000 Tons tragen sie in drei gepanzerten Thürmen sechs lange 28 Centimeter-Geschütze, sowie einen 400 Millimeter starken, breiten Nickelstahlgürtel nebst aufliegender 65 Millimeter-Panzerdecke.

Inzwischen hatte auch die Kreuzerflotte, welche in Folge der inzwischen begonnenen Colonialpolitik Deutschlands erheblich gewachsenen Anforderungen zu genügen hatte, eine Verstärkung erfahren.

1884 hatte nämlich „Möwe" in Togo und Kamerun, „Leipzig", „Elisabeth" und „Wolf" in Südwestafrika, „Elisabeth" und „Hyäne" in Kaiser-Wilhelms-Land und im Bismarck-Archipel die deutsche Flagge gehißt; unter Führung des Admirals v. Knorr wurde Kamerun selbst durch die Landungscorps der „Bismarck", „Gneisenau", „Olga" und „Ariadne" gestürmt.

Das folgende Jahr sah unter der Commandoflagge desselben Flaggofficiers ein großes Geschwader vor Sansibar demonstriren: „Bismarck", „Prinz Adalbert", „Stosch", „Elisabeth", „Gneisenau", „Möwe" — außerdem die gecharterten Handelsdampfer „Adler" und „Ehrenfels". Das Ergebniß war die Einwilligung des Sultans in die Abtretung des ostafrikanischen Küstengebietes an das Reich. Im selben Jahre fand unser Colonialbesitz noch Erweiterung durch die von „Nautilus" bewirkte Flaggenhissung auf den Marshall-Inseln, wo seit längerer Zeit kaufmännische Interessen unsererseits vertreten waren.

1886 sah die Kämpfe des „Albatros" mit Eingeborenen im Bismarck-Archipel, die Besitzergreifung der Salomons-Inseln durch den „Adler" und die Strafzüge desselben gegen die Orte Kapsu und Kabakadar in Neu-Mecklenburg wegen der Ermordung mehrerer Weißen.

1887 wurde zum ersten Mal die noch in jüngst vergangener Zeit hochactuelle Samoa-Frage aufgerollt: Das Geschwader „Bismarck", „Carola", „Olga", „Sophie" und „Adler" mußte zum Schutz deutscher Interessen in Apia bewaffnete Wachen an Land schicken; den Häuptling Malietoa brachte „Adler" nach Kamerun in Verbannung. Auch an letztgenannter Stelle waren erneute Uebergriffe der Eingeborenen gegen deutsche Händler vorgefallen; eine Bootsexpedition des „Habicht" züchtigte hierfür die Duallas.

1888 nöthigten erneute Aufstände der Samoaner wiederum zum Eingreifen durch die Landungsabtheilungen von „Olga" und „Eber", welche in diesem Gefecht 2 Officiere und 14 Mann verloren. Nur wenige Monate nach diesen tapferen Kämpfen sollte ein entsetzlicher Orkan vor jener Insel der Marine

schweren Verlust bringen: „Adler" und „Eber" scheiterten am 16. März 1889 an den Corallenriffen im Hafen von Apia, „Olga" vermochte sich durch Aufsetzen auf den weichen Strand noch zu retten. Die Katastrophe kostete das Leben von 5 Officieren und 88 Mann.

Im gleichen Jahrzehnt waren übrigens der Marine bereits durch die Strandung der Schiffsjungenbrigg „Undine" bei Agger an der jütischen Nordseeküste im October 1884 und den Untergang der „Augusta" im Golf von Aden im Juni 1885 tiefe Wunden geschlagen worden; während von der „Undine" die ganze Mannschaft bis auf einen Einzigen gerettet wurde, ging die gesammte Besatzung der „Augusta" von 9 Officieren und 214 Mann spurlos unter.

Gegenüber diesen bei der Kleinheit unseres Kreuzerbestandes doppelt fühlbaren Verlusten erscheinen die gleichzeitigen Neubauten recht dürftig bemessen.

In den Jahren 1887/88 liefen nach einem längeren Zwischenraum endlich wieder zwei geschützte Kreuzer in Kiel und Stettin vom Stapel: „Irene" und „Prinzeß Wilhelm" besitzen bei einer Wasserverdrängung von 4400 Tons und 18 Seemeilen Fahrtleistung ein 75 Millimeter-Panzerdeck, Kofferdamm in der Wasserlinie, sowie eine Bestückung von vier 15 Centimeter- und acht 10,5 Centimeter-Geschützen nebst der üblichen Kleinartillerie und Torpedo-Armirung.

1892 folgte dann die „Kaiserin Augusta" von 6000 Tons, ebenfalls kein gepanzerter, sondern nur ein geschützter Kreuzer. Aber in maschineller Hinsicht bedeutet dieser Neubau einen wichtigen Fortschritt: An ihm ward zum ersten Mal das Dreischrauben-System statt der bisher üblichen Zwillingsschrauben zur Anwendung gebracht, eine Verbesserung, deren Werth nicht nur in der Möglichkeit erhöhter Fahrtleistung, sondern noch mehr in dem Vorhandensein dreier vollständig von einander unabhängiger und durch wasserdichte Abschottung getrennter Maschinen- und Kesselanlagen beruht. Die auf dies Princip gesetzten Hoffnungen haben sich von der ersten Ausreise des Kreuzers über den Atlantic zur Columbus-Feier bis auf den heutigen Tag, wo er dem ostasiatischen Kreuzergeschwader angehört, vollauf erfüllt. Bewaffnung und Panzerung sind den Vorgängern ebenfalls überlegen.

Ein dem gleichen Schiffsverbande in der Gegenwart zugetheilter Kreuzer, „Gefion", lief 1893 vom Stapel; in Folge seiner nur 4200 Tons betragenden Größe konnte naturgemäß auch sein Gefechtswerth nur ein geringerer werden, bedingt durch die erheblich schwächere Panzerdecke und seine das 10,5 Centimeter-Caliber nicht überschreitende Bewaffnung.

Inzwischen hatte die Auslandsthätigkeit der Marine nicht gerastet; vom Herbst 1888 bis 89 brachte die zur Unterdrückung des Sklavenhandels und verschiedener Araberaufstände nothwendig gewordene Blockirung der Küste Deutsch-Ostafrikas dem aus „Leipzig", „Sophie", „Carola", „Schwalbe", „Möwe" und „Pfeil" unter Admiral Deinhard gebildeten Geschwader harten und mühsamen Dienst. Am 22. September wurde durch Abtheilungen der „Leipzig" Bagamojo erstürmt; am 25. Januar des nächsten Jahres vertrieben Mannschaften der „Sophie" die Araber aus Dar-es-Salaam, wobei der Capitänleutnant Land-

ferman in Folge von Hitzschlag starb. Am 27. März stürmten die Landungscorps der „Leipzig", „Carola" und „Schwalbe" unter Capitän Hirschberg Kondutschi und nahmen am 8. Mai zusammen mit der Wißmann-Truppe das Lager Buschiri's mit stürmender Hand. Am 6. Juni wurde Saadani beschossen und eingenommen; Capitän Plüddemann eroberte am 8. Juli mit dem Landungscorps des Geschwaders Pangani, welchem zwei Tage später die Besetzung von Tanga folgte. Aber bereits am 8. November wurde die erneute Erstürmung von Saadani durch Abtheilungen von „Schwalbe" und „Sperber" erforderlich. Kilwa, Lindi und Mikindani wurden im Mai 1890 durch „Carola" und „Schwalbe" besetzt.

Auch in Westafrika war inzwischen das Eingreifen der dort stationirten „Hyäne" zur Bestrafung der räuberischen Bomboko im Kamerungebirge nöthig gewesen; über denselben Volksstamm und die Abo mußte übrigens zwei Jahre später abermals von „Hyäne" und „Habicht" eine Züchtigung verhängt werden.

Während des Bürgerkrieges in Valparaiso wurden 1891 zum Schutze der Deutschen während der Plünderung der Stadt 300 Matrosen der „Leipzig", „Sophie" und „Alexandrine" ausgeschifft.

1892 strafte „Bussard" wegen Ermordung eines Stationsvorstehers und zweier Missionare die Eingeborenen von Malala auf Kaiser-Wilhelms-Land; im folgenden Jahre, während des Bürgerkrieges in Rio, gelang es dem energischen Auftreten des Capitän Hoffmeyer mit „Arkona" und „Alexandrine", den umfangreichen deutschen Seehandel nach jenem Platze offen zu halten.

1895 erschien ein aus den Kreuzern „Kaiserin Augusta", „Stosch" und „Marie", sowie dem Panzer „Hagen" gebildetes Geschwader vor Tanger, um von dem Sultan von Marokko die Hinrichtung der Mörder eines Deutschen und die Gewährung einer Geldentschädigung zu erzwingen. Im fernen Osten brachte das kleine Kanonenboot „Iltis" ruhmvollen Angedenkens im gleichen Jahre ein chinesisches Rebellenfort bei Tamsui auf Formosa mit einigen scharfen Schüssen zum Schweigen und befreite dadurch den deutschen Dampfer „Arthur".

Das Jahr 1897 weist eine Fülle von erinnerungsreichen Tagen über See auf: „Möwe" bestrafte Eingeborene bei Berlinhafen, welche eine Vermessungsabtheilung beschossen hatten, „Bussard" trieb auf Sawaii Entschädigung ein wegen Vergewaltigung eines weißen Händlers, „Falke" betheiligte sich nach der Ermordung des Landeshauptmanns von Hagen am Strafzuge gegen die Dörfer Mala, Para und Gorib auf Kaiser-Wilhelms-Land und die Eingeborenen von Aly; den Haupterinnerungstag dieses Jahres aber bildet der 14. November, wo der Admiral v. Diederichs mit dem aus „Kaiser", „Irene", „Prinzeß Wilhelm", „Arkona" und „Cormoran" bestehenden Kreuzergeschwader in die Kiautschou-Bucht einlief, dem chinesischen General ein Ultimatum übersandte und nach Räumung der dortigen Befestigungen Seitens der eingeborenen Truppen auf dem Fort die deutsche Flagge heißte, hiermit von diesem hervorragend günstigen Hafen Besitz ergreifend. Die Erwerbung dieser in jeder Beziehung vortrefflichen Flotten- und Kohlenstation besitzt für die Interessen

unseres Ueberseehandels wie unserer Kriegsmarine die weittragendste Bedeutung; sie wird auf lange Jahrzehnte hinaus bei der bevorstehenden Erschließung des gewaltigen chinesischen Reiches den festen Rückhalt und Grundstein aller handelspolitischen Unternehmungen Deutschlands im fernen Osten bilden und dazu beitragen, mit der friedlichen Eroberung jener unendlich aufnahmefähigen Absatzgebiete unserer expansionsfähigen heimischen Industrie ungeahnten weiteren Aufschwung zu gewährleisten.

Durch die Hinaussendung einer zweiten Kreuzerdivision, gebildet aus „Deutschland", „Kaiserin Augusta" und „Gefion", unter dem Commando des Prinz-Admirals Heinrich von Preußen — welcher heute als Geschwaderchef unsere gesammte in Ostasien befindliche Streitmacht befehligt —, ward dem In- und Auslande gegenüber in verständlichster Weise betont, welch' entscheidenden Werth man von maßgebender Stelle aus dieser neu inaugurirten Entwicklungsphase deutscher Ueberseepolitik beimißt.

Im gleichen Jahre 1897 mußte der Mangel an geeigneten Auslandskreuzern aber noch an zwei anderen Punkten empfindlich gefühlt werden: Die schwimmenden Gymnasien „Stein" und „Charlotte" lagen klar zum Gefecht im Hafen von Port-au-Prince auf Haiti, um von der Regierung eine Entschädigung von 20000 Dollar für den vergewaltigten Deutschen Lüders, sowie einen Ehrensalut für die deutsche Flagge zu erzwingen. In der internationalen Flottenversammlung der europäischen Großmächte vor Kreta war Deutschland ebenfalls höchst kümmerlich vertreten: nur ein einziges Schiff, die „Kaiserin Augusta", konnte unsere Flagge zeigen und mußte in Folge ihrer Absendung zur Kreuzerdivision des Prinzen Heinrich sogar durch das kleine, alte Panzerschiff „Oldenburg" abgelöst werden.

Die Vorgänge des verflossenen Jahres auf Samoa sind noch zu deutlich und lebendig in Aller Erinnerung, um eines erneuten Hinweises zu bedürfen; das demüthigende Gefühl unserer Ohnmacht zur See in solchen Fällen, deren Wiederkehr bei ähnlicher Gelegenheit nicht ausbleiben kann, lehrt herber und eindringlicher wie alles Andere unser Volk, was ihm zur Aufrechterhaltung seines Namens und Ansehens auf weiter Welt heute noch fehlt.

Auch der Bestand leichter Kreuzer für den Dienst in heimischen Meeren bei der Schlachtflotte konnte nur langsam und geringfügig erhöht werden: um die Mitte der achtziger Jahre war „Greif", in den darauf folgenden Jahren die Schwesterschiffe „Jagd" und „Wacht" vom Stapel gelaufen. 1892/93 folgten „Meteor" und „Komet", 1895 endlich „Hela".

Alle diese vorgenannten kleinen Kreuzer, deren Aufgabe hauptsächlich der Nachrichten- und Erkundungsdienst ist, besitzen dementsprechend eine Geschwindigkeit von etwa 20 Seemeilen und darüber, können jedoch wegen ihrer Kleinheit nur ein ganz schwaches Panzerdeck und wenige, leichte Schnellfeuergeschütze tragen. —

Wir kommen nunmehr zu der jüngsten und wichtigsten Epoche in der Geschichte unserer Marine, welche sich charakterisirt durch die nach heißen parlamentarischen Kämpfen endlich gesetzlich erreichte Festlegung eines neu und ausgiebiger bemessenen Sollbestandes unserer Schlacht- und Kreuzerflotte,

sowie des rechtzeitigen und fortlaufenden Ersatzes sämmtlicher Kriegsfahrzeuge nach einem in technischer Hinsicht immerhin ziemlich lang bemessenen Turnus.

Im Hinblick auf die Wichtigkeit dieses Gesetzes geben wir dasselbe hier wörtlich wieder:

I. Schiffsbestand.

§ 1.

1. Der Schiffsbestand der deutschen Flotte wird, abgesehen von Torpedofahrzeugen, Schulschiffen und Kanonenbooten, festgesetzt auf:

a) verwendungsbereit:
17 Linienschiffe,
8 Küstenpanzerschiffe,
9 große Kreuzer,
26 kleine Kreuzer;

b) als Material-Reserve:
2 Linienschiffe,
3 große Kreuzer,
4 kleine Kreuzer.

2. Von den am 1. April 1898 vorhandenen und im Bau befindlichen Schiffen kommen auf diesen Sollbestand in Anrechnung:

als Linienschiffe	12
= Küstenpanzerschiffe . .	8
= große Kreuzer	10
= kleine Kreuzer	23

3. Die Mittel für die zur Erreichung des Sollbestandes (Ziffer 1) erforderlichen Neubauten sind so rechtzeitig in den Reichshaushalts-Etat aufzunehmen, daß die betreffenden Schiffe bis zum Ablauf des Rechnungsjahres 1903 fertig gestellt werden können.

§ 2.

Die Mittel für die regelmäßigen Ersatzbauten sind so rechtzeitig in den Reichshaushalts-Etat einzustellen, daß

Linienschiffe und Küstenpanzerschiffe nach fünfundzwanzig Jahren,
große Kreuzer nach zwanzig Jahren,
kleine Kreuzer nach fünfzehn Jahren

ersetzt werden können.

II. Indiensthaltungen.

§ 3.

Die Mittel für die Indiensthaltungen der heimischen Schlachtflotte sind jährlich bis zu solcher Höhe in den Reichshaushalts-Etat einzustellen, daß im Dienst gehalten werden können:

a) zur Bildung von activen Formationen:
9 Linienschiffe,
2 große Kreuzer,
6 kleine Kreuzer;

b) als Stammschiffe von Reserveformationen:
4 Linienschiffe,
4 Küstenpanzerschiffe,
2 große Kreuzer,
5 kleine Kreuzer;

c) zur Activirung einer Reserveformation auf die Dauer von zwei Monaten:
2 Linienschiffe oder Küstenpanzerschiffe.

§ 4.

Die Bereitstellung der für die Indiensthaltung von Torpedofahrzeugen, Auslandsschiffen, Schulschiffen, Specialschiffen und Kanonenbooten erforderlichen Mittel unterliegt der jährlichen Festsetzung durch den Reichshaushalts-Etat nach Maßgabe des Bedarfes.

III. Personalstand.

§ 5.

An Deckofficieren, Unterofficieren und Gemeinen der Matrosendivisionen, Werftdivisionen und Torpedo-Abtheilungen sollen vorhanden sein:

1. eineinhalbfache Besatzungen für die im Auslande befindlichen Schiffe;
2. volle Besatzungen für
   die zu activen Formationen der heimischen Schlachtflotte gehörige Schiffe,
   die Hälfte der Torpedofahrzeuge,
   die Schulschiffe,
   die Specialschiffe;
3. Besatzungsstämme (Maschinenpersonal zwei Drittel, übriges Personal die Hälfte der Besatzungen) für die zu Reserveformationen der heimischen Schlachtflotte gehörigen Schiffe, die zweite Hälfte der Torpedofahrzeuge;
4. der erforderliche Landbedarf;
5. ein Zuschlag von 5 Procent vom Gesammtbedarfe.

§ 6.

Die nach Maßgabe dieser Grundsätze erforderlichen Etatsstärken der Matrosendivisionen, Werftdivisionen und Torpedo-Abtheilungen, sowie die Etatsstärken des sonstigen Personals unterliegen der jährlichen Festsetzung durch den Reichshaushalts-Etat.

Es war von Anfang an nicht zu verkennen, daß die in dem vorliegenden Gesetzentwurf gezogenen Grenzen für die Stärke und Größe der Flotte das Minimum dessen darstellten, was die Regierung unter Berücksichtigung der politischen Gesammtlage 1897 fordern durfte. Eigentlich war man sich allseitig darüber klar, daß dies Flottengesetz von 1898 nur der Vorläufer späterer, umfangreicherer Forderungen sein konnte und mußte. Dann kamen die Jahre 1898 und 1899. Fast wie auf Verabredung veränderte sich die ganze politische Situation in der Welt. Spanien, das ehemalige seemächtige Weltreich, sank zu Boden, auf den Trümmern seiner Herrlichkeit begannen die Vereinigten Staaten einen neuen Bau, die Schaffung der Weltgroßmacht Nordamerika. Die Erwerbung der Philippinen drängte diesen Staat in eine Sphäre hinein, wo er als neuer Bewerber neben älteren Antheilhabern wichtiger Rechte und Pflichten erscheinen mußte. Frankreich und England trafen bei Faschoda hart auf einander. Der gallische Hahn wich federsträubend zurück: hinter den englischen Forderungen standen die Kanonen seiner Linienschiffe. Japan ging mächtig ans Werk, um seinen ehrgeizigen Plan, die Vormacht der gelben Rasse im Osten zu werden, zu verwirklichen. Schiff auf Schiff legte es auf Stapel, Rußland that desgleichen. Ohne die Controlirung durch eine Volksvertretung wurden Millionen und Millionen in Schiffsneubauten gesteckt. Deutschland stand bei alldem dabei und begnügte sich, sein Flottengesetz auszuführen. Dann wurde die Samoafrage wieder einmal acut. Man ballte die Faust in der Tasche. Britische und amerikanische Granaten barsten in deutschen Pflanzungen.

Mit Mühe gelang es der Diplomatie, das deutsche Ansehen äußerlich zu wahren. Auch an anderer Stelle trat es wohl in die Erscheinung, daß uns der Hebel fehlte, um deutsche Kraft an richtiger Stelle anzusetzen. Man murrte im Volke über eine ungenügende Vertretung des starken, mächtigen Reiches nach außen, aber nur langsam verbreitete sich die Ueberzeugung, daß es an dem Instrumente fehlte, um Deutschlands Worten und deutschem Willen den gehörigen Nachdruck zu geben. Man übersah vielfach, daß der Schwerpunkt der Politik sich verschoben hatte. Hatte er früher in Europa selbst gelegen, so verlegte er sich nach und nach in der Richtung auf den völkertrennenden und verbindenden Ocean zu. Deutschland fehlte das Mittel, den so veränderten Verhältnissen gebührend Rechnung zu tragen.

Eine zielbewußte, erfolgreiche Diplomatie muß sich auf die Dauer immer auf eine durch Macht geschaffene solide Unterlage stützen können. Daran fehlte es bei uns, — das zeigte sich jetzt mit erschreckender Deutlichkeit. Für die Vormachtstellung in Westeuropa hatte die deutsche Armee genügt, für eine geachtete Stellung in der Welt fehlte es an dem anderen gewappneten Arm, an der Flotte.

Im October 1899 sah sich die Regierung veranlaßt, ihrerseits die Initiative zu ergreifen und mit klaren Worten auszusprechen, daß — falls das Wohl des Vaterlandes in Gefahr sei — von einer Bindung der Regierung in dem Sinne, daß es ihr durch das Gesetz unmöglich gemacht sei, innerhalb des Sexennats mit neuen Forderungen heranzutreten, keine Rede sein könne. In einem officiösen Artikel der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" wurde ausgeführt, daß, wenn einer allgemeinen Verstärkung der Marine näher getreten werden müsse, Ziel und Richtung sich aus dem alten Flottengesetz ergäben.

Die heimische Schlachtflotte und die Auslandsschiffe würden vermehrt werden müssen. Aus technischen und finanziellen Rücksichten würde es richtig sein, dem durch das Flottengesetz bewilligten ersten Doppelgeschwader ein zweites hinzuzufügen, Kreuzer und Auslandsschiffe in gleicher Proportion zu vermehren und so bis zum Jahre 1917 eine Flotte von circa vierzig Linienschiffen nebst den dazu gehörigen Kreuzern und Torpedobooten zu schaffen. Das Bautempo der ersten drei Jahre des Flottengesetzes solle dabei innegehalten werden.

Die Aufgaben unserer Kriegsmarine sind im Großen und Ganzen noch heute dieselben, welche bei der Schöpfung des Norddeutschen Bundes und der Gründung des deutschen Kaiserreiches in den officiellen Denkschriften aufgestellt wurden.

Hinzugekommen ist nur noch, daß, wie schon oben ausgeführt, die Stellung des Reiches in der Welt heute eine solche ist, daß eine starke Flotte auch im Frieden nicht entbehrt werden kann, um die deutsche Stimme im Rathe der Völker zu einer gehörten und beachteten zu machen. Um der Aufrechterhaltung der Weltmachtstellung Deutschlands willen brauchen wir vornehmlich eine große Schlachtschiffsflotte. In zweiter Linie würden der Schutz und die Entwicklung unseres Ueberseehandels zu nennen sein.

In Friedenszeiten basirt ein solcher vornehmlich auf der moralischen Wirkung, welche das Zeigen der Flagge durch zahlreiche große und moderne

Kreuzer an allen zur Interessensphäre des deutschen Handels gehörenden Hafenplätzen der Erde mit sich bringt. Freilich ist die Voraussetzung für den Erfolg einer solchen Auslandsthätigkeit unserer Kreuzer das Bewußtsein, daß hinter ihnen in den heimischen Häfen eine verwendungsbereite, starke Flotte von Linienschiffen liegt.

Daß die Entwicklung des Handels und das vertrauensvolle Hinausgehen deutschen Capitals wesentlich beeinflußt und gestärkt werden müssen, wenn sie der Schutz der Flagge begleitet, ist ohne Weiteres klar; der Gegensatz — das Fehlen einer genügenden Vertretung derselben im Auslande, wo der deutsche Kaufmann thätig und unternehmungslustig vorausging und sehnsüchtig immer wieder nach dem Erscheinen eines deutschen Kriegsschiffes in dem fernen Hafen ausspähte — ist im letzten Jahrzehnt oft genug in öffentlichen und privaten Berichten zu Tage getreten.

Ganz anders aber und bedeutend schwieriger gestaltet sich diese erste Aufgabe unserer Marine beim Ausbruch eines Krieges.

Das heutige Deutschland bedarf der steten und ununterbrochenen Berührung mit der See gerade zu Kriegszeiten doppelt, wenn sein Leben und seine wirthschaftliche Existenz nicht preisgegeben werden sollen. Wir bedürfen der Importe, um unsere Fabriken in Betrieb zu erhalten, um unentbehrlich gewordene Colonialproducte und Rohstoffe einzuführen.

Während eines Feldzuges wird auch die heimische Getreideproduction durch die Inanspruchnahme aller Arbeitskräfte seitens der Landesvertheidigung in bedenklicher Weise sinken müssen — auf eine Einfuhr über die festländischen Grenzen aber im Hinblick auf den Umstand, daß der nächste Krieg unseren ganzen Continent in Flammen setzen kann, wird erst recht nicht gerechnet werden dürfen.

Aber nicht nur die Ernährung unserer Heere und unseres Volkes muß unsere Handelsflotte unter solchen Verhältnissen uns mit Sicherheit gewährleisten, sondern ebenso sehr müssen ihr die Straßen über See für ununterbrochene Weiterarbeit unseres gewaltigen und in ihr vornehmlich thätigen Nationalvermögens offen bleiben, wenn nicht der Hungersnoth ein Staatsbankerott in finanzieller und politischer Beziehung folgen soll.

Die Offenhaltung der Zufuhrstraßen über See ist daher eines der Ziele, die wir dereinst von unserer Marine fordern müssen, und wahrlich schweren Herzens nur mag man die Möglichkeit des Erfolges im Hinblick auf unsere ungünstige geographische Lage und derzeitige maritime Schwäche abwägen.

Die nächste Aufgabe unserer Kriegsflotte ist die Vertheidigung der heimathlichen Küsten und Häfen.

Küstenvertheidigung ist ein viel umstrittener und mit Vorliebe in breiten Schichten unserer Binnenlandbevölkerung falsch verstandener Begriff. Zum Schlagwort geworden, hat es die im ersten Jahrzehnt nach dem letzten Kriege so verheißungsvoll angebahnte Entwicklung unserer Marine in ihrem Wachsthum außerordentlich gehemmt, und es hat langer, unermüdlicher Belehrung von sachkundiger Seite bedurft, um uns Deutschen, dem Volke in Waffen,

endlich wieder zu der Ueberzeugung zu verhelfen, daß auch zu Wasser die beste Vertheidigung stets und überall nur der Hieb ist.

Der wohl theilweise auch durch das gänzliche Fehlen französischer Flottenerfolge gegen unsere Seegrenze genährte Aberglaube, daß die geographischen Verhältnisse unserer Küsten in Verbindung mit den localen Kräften von Befestigungs-Anlagen und Minensperren — unterstützt auch noch durch die weit übertriebene Werthschätzung unserer Torpedoflotte — vollständig dazu ausreichten, um den Gegner fern zu halten, beginnt allmählich der Einsicht zu weichen, daß eine starke und mit allen modernen Mitteln der Seekriegführung entsprechend ausgerüstete feindliche Schlachtflotte unschwer im Stande sein wird, sowohl an der Nord- wie an der Ostsee in wenigen Tagen unsere großen Häfen und Strommündungen zu forciren, wenn ihr nicht vorher eine kampfkräftige deutsche Schlachtflotte das Herankommen an unsere Küsten überhaupt verwehrt.

Auch das vielfach selbst von einsichtiger Seite für unter heutigen Verhältnissen undurchführbar erklärte Problem der Invasion eines größeren feindlichen Landungscorps wird für den Gegner, der nur mit einer örtlichen Küstenvertheidigung zu rechnen braucht, heute leichter zu verwirklichen sein wie je: jede Großmacht verfügt heute in ihrer Handelsflotte über ein mehr oder minder zahlreiches und für solche Truppentransporte hervorragend geeignetes Material an Dampfern, deren gegen frühere Zeiten stetig zunehmende Größe und Schnelligkeit jedem Anspruch der Kriegsleitung genügen kann. Vorbedingung ist und bleibt freilich immer, daß den die Truppen überführenden Dampfern keine feindliche Flotte gegenüber treten kann. Wenn man also, wie man es leider noch immer ab und zu hört, annimmt, wir könnten mit Leichtigkeit ein oder mehrere Armeecorps nach England werfen, so gibt man sich sehr gefährlichen Täuschungen hin — Täuschungen, die schließlich einen Napoleon im Kampfe gegen das meerbeherrschende England unterliegen machten. Nur der darf an Landungen denken, der im vollen Besitz der Seeherrschaft ist, für den die Bahn zur feindlichen Küste rein gefegt ist — für die Landung selbst und ebenso für die spätere Zufuhr an Munition und sonstigen Bedürfnissen, auf die heute keine Armee in Feindesland längere Zeit völlig verzichten kann.

Wir kommen damit von selbst auf die fernere Aufgabe unserer Marine: die Entwicklung ihres Offensivvermögens.

Unsere Schlachtflotte muß, wie die vorangegangenen Betrachtungen lehren, in der Lage sein, unter allen Umständen zum mindesten auf unseren heimischen Meeren dem Gegner eine Schlacht anbieten zu können. Das erste Ziel jeder feindlichen Flottenunternehmung gegen uns bildet die Erkämpfung der Seeherrschaft in den beiden deutschen Meeren — mit dem Besitz derselben, herbeigeführt durch die Vernichtung unserer Panzergeschwader, fällt Jenem auch die Herrschaft über die Küste von selbst zu, und ihre effective Blockade bringt ihm in der unabwendbaren Unterbindung des deutschen Seehandels, als unseres hauptsächlichsten Lebensnervs, einen hoch bedeutsamen Siegespreis, dessen tiefe Rückwirkung voraussichtlich geeignet sein dürfte, etwa zu Lande inzwischen erlittene Niederlagen ausgiebig zu paralysiren.

Von dem Ausgang der Hochseekämpfe zwischen den beiderseitigen Linienschiffsflotten hängt der Ausgang des ganzen Krieges ab.

Ueber das Irreführende und Aussichtslose eines Kreuzerkrieges ist schon an anderer Stelle gesprochen. Wer die Seeherrschaft auf dem von ihm beanspruchten Meerestheile besitzt und erhalten kann, wird Sieger bleiben. Die Früchte seines Sieges fallen ihm von selbst zu.

Seeherrschaft kann nur Derjenige erringen und ausüben, welcher Seemacht besitzt; Seemacht aber kann ebenso wenig der schweren, schlachtenentscheidenden Hochseepanzer zu Gunsten eines bloßen Corsarenkrieges gegen feindliche Handelsdampfer entrathen, wie eine Landmacht feindliche Armeen nicht durch Dörfer einäschernde Kosakenhorden ohne das eiserne Rückgrat der Infanterie und Artillerie niederkämpft.

Auf die Frage, wie stark denn in Wirklichkeit unsere Schlachtflotte zu bemessen sein wird, um wenigstens mit einiger Aussicht auf Erfolg dereinst um die Seeherrschaft ringen zu können, gibt der Artikel (S. 264) Auskunft. Zur Widerlegung Derjenigen, die da sagen, England wird uns stets unerreicht überlegen sein, läßt sich sagen, daß auch eine Seemacht wie die englische niemals und nirgends in der Lage sein kann, ihre gesammte erdrückende Uebermacht auf *einen* Kriegsschauplatz zur Entscheidung zusammenzuziehen. Die englische Flotte muß nicht nur das verhältnißmäßig kleine europäische Mutterland mit seinen angrenzenden Meeren sichern, sondern ebenso sehr jenes größere England, das sich über den ganzen Erdball erstreckt und in sämmtlichen fremden Welttheilen die werthvollsten und jedem Angriffe preisgegebenen Interessengebiete besitzt.

Wohl weht die englische Flagge heute schon von den Toppen von 69 Panzerschlachtschiffen — und die Bauplätze der Admiralität lassen eine weitere Erhöhung dieser Ziffer von Jahr zu Jahr bestimmt erwarten —, aber diese auf den ersten Blick so imponirende Zahl vertheilt sich auf nicht weniger wie 9 feste Geschwaderverbände in den verschiedensten Erdtheilen und ein sogenanntes Gelegenheitsgeschwader nebst einer großen Flottenreserve. Gegen eine ungemessene Vermehrung der englischen Flotte schützt uns die in England mehr und mehr kritisch werdende Personalfrage.

Beim Ausbruche eines Krieges gegen England würde Deutschland überdies kaum allein stehen; England besitzt in Festeuropa wenig Freunde, und die Bundesgenossenschaft der franko-russischen Flotte dürfte wohl sicherlich nicht ihre Feuerprobe *gegen* Deutschland bestehen.

Ob und inwieweit aber England der angedeuteten maritimen Triple-Alliance gewachsen sein oder schon im Frieden mit ihrer Möglichkeit rechnen muß, das wird vielleicht die Zukunft zeigen —, ausschlaggebend aber für das Zustandekommen einer friedlichen oder kriegerischen Union und ihre Erfolge wird in allererster Linie *unsere* Bündnißfähigkeit zur See sein, bedingt durch die Stärke unserer *Schlachtflotte*; denn so werthvoll ein starker Alliirter ist, so große Gefahren birgt auf der anderen Seite das Zusammengehen mit einem schwachen Contrahenten. Sei dem, wie es sei. Schwäche zur See bedeutet für uns Kriegsgefahr, maritime Stärke sichert den Frieden. Wir

Deutschen müssen uns darauf einrichten, uns eine Flotte zu schaffen, die uns kraft ihrer Stärke den Frieden sichert.

Verfügen wir erst einmal über die größere Flotte, die die Erweiterung des Flottengesetzes vorsieht, so ist mit Bestimmtheit zu hoffen, daß wir im Stande sein werden, ohne Schwäche zu zeigen, im Frieden unsere Weltmachtstellung aufrecht zu erhalten; im Krieg aber werden wir zu einem Gegner geworden sein, den zu besiegen einem seemächtigen Gegner selbst bei Aufwendung aller Kräfte nicht leicht werden dürfte.

Die fünfte und letzte Aufgabe endlich, die unserer Kriegsmarine obliegt, ist der Schutz unserer Kolonien.

Sie berührt sich in Vielem mit dem, was im Vorangegangenen gesagt ist; unsere überseeischen Besitzungen werden, ganz abgesehen von der Beihülfe unserer Kriegsschiffe bei der Unterdrückung localer innerer Unruhen, unter dem Schutz der Flagge einen weit rascheren und erträgnißreicheren Aufschwung nehmen als bisher. Der Besitz eines Colonialreiches an und für sich wird freilich niemals endgültig dort draußen durch Stationäre entschieden, sondern derselbe steht und fällt einzig und allein nur mit der Seeherrschaft in den heimischen Meeren. Daß immerhin aber durch Verwicklungen mit exotischen Staatswesen Fälle eintreten können, in denen auch unsere Auslandsgeschwader der Anwesenheit einiger Linienschiffe dringend benöthigen, dafür bietet die Gegenwart hinreichende Belege.

Ernsthafte Schlachten und Siege hat die junge deutsche Marine bis zum heutigen Tage noch nicht erkämpft; glänzende Proben kriegerischer und seemännischer Tüchtigkeit aber hat sie in zahlreichen Einzelfällen während ihres bald dreißigjährigen Bestandes wiederholt ablegen dürfen. Ueber alles Lob erhaben ist der Geist, der auf unseren Schiffen lebt, und das eiserne, nimmer versagende Pflichtgefühl, welches ihre Besatzungen beseelt: Wenn das Vaterland ruft, werden seine Söhne zur See zeigen, daß sie gelernt haben, unter ihrer Flagge zu siegen — oder aber in Ehren mit dem stürzenden Großmast von Bord zu gehen.

Die großen Mächte.

Ein Rückblick auf unser Jahrhundert.

Von

Max Lenz.

Zweiter Theil.

[Nachdruck untersagt.]

III.

Eins[1]) war nöthig, sollte die Revolution, deren Macht durch den Sturz ihres Cäsars gebrochen schien, auf die Dauer gebannt bleiben: Der Bund der großen Mächte mußte Bestand haben. Nun weiß man, wie schwer es schon geworden war, dieselben nur zum Kampf gegen das revolutionäre Frankreich zu vereinigen, wie locker und leicht aufzulösen alle ihre Coalitionen gewesen und wie Viele unter ihnen aus Gegnern die Bundesgenossen der Republik und mehr noch des Kaiserreichs geworden waren; mochten sie aber Kampf, Neutralität oder Freundschaft wählen, immer war, solange sie überhaupt frei waren, das eigene Interesse ausschlaggebend für sie gewesen. Es waren dieselben Mächte, deren Rivalitäten das achtzehnte Jahrhundert erfüllt hatten. Der Kampf, den England gegen das Frankreich der Revolution geführt, war nur der Schlußact des großen Dramas gewesen, das mit seiner eigenen, „glorreichen" Revolution begonnen hatte. Den Gegensatz zwischen Preußen und Oesterreich, der kaum weniger tief gewesen war, hatte der Kampf gegen die Revolution zwar ausgeglichen, aber man weiß, wie bald gerade die erste Coalition zerfiel, und daß erst die Katastrophe von Jena erfolgen mußte, um die Freundschaft mit Habsburg zu einem Glaubenssatz der hohenzollernschen Politik zu machen. Rußland und Oesterreich wiederum hatten gegen Friedrich den Großen und danach gegen die Türken zusammengehalten, und auch der Kampf gegen die Revolution sah sie noch lange auf derselben Seite; aber Austerlitz hatte ihrer Intimität ein Ende gemacht und der Friede von Tilsit mit seinen Folgen eine ganz andere Constellation heraufgeführt: die Donaufürstenthümer wurden damit das Ziel des russischen Ehrgeizes. Nichts aber

[1]) In dem ersten Theil ist zu lesen S. 78, Z. 18 von unten statt Welten: Wellen. — S. 86, Z. 22 statt die romanisch-germanischen Mächte: die großen Mächte. — Und in einem Theil der Auflage S. 89, Z. 17 von unten statt sie: die Privilegirten.

konnte das Lebensinteresse des Donaureiches tiefer verletzen: der Krieg von 1809 hat darin ebenso wohl eine seiner Ursachen gehabt, wie die Rücksicht auf die Balkaninteressen das ihm folgende Bündniß Kaiser Franzens mit Napoleon beherrschte. War nun zu erwarten, daß diese Gegensätze nach dem Sturze des Weltherrschers ruhen würden? Offenbar nicht länger, als die Gefahr Allen gemeinsam blieb. Unmittelbar im Siege, während man noch bei der Vertheilung der Beute war, trat dies zu Tage: man war schon drauf und dran, die Waffen gegen einander zu kehren, als Napoleon's Rückkehr von Elba sie noch einmal zusammenführte. Von Neuem ward es klar, daß zuallererst der große Unruhstifter stillgemacht werden mußte. Und so ward der Titane endlich gebändigt und an den Felsen St. Helena's geschmiedet.

Hierauf waren nun die Cabinette zunächst wirklich von dem Wunsche beseelt, den Abgrund zu schließen; und dies war die oberste Rücksicht bei den Wiener Verträgen. Die Ausstattung der Sieger und die Ausgleichung ihrer Interessen, die Schonung Frankreichs, also daß es die Grenzen von 1790 zurückerhielt, die Einrichtung und Umgrenzung der kleinen Staaten, vorzüglich der neutralen, und die innere Politik der führenden Staaten selbst wurden dadurch wesentlich bestimmt. Es war das Interesse, vor dem als dem gemeinsamen die Sonderwünsche, wie berechtigt sie sein und wie lebhaft sie vorgetragen werden mochten, dennoch zurücktreten mußten. Man wollte die Tiefe in Ruhe erhalten.

Wie aber, wenn sich deren Kräfte aufs Neue regten? Ließ sich erwarten, daß die Mächte auch dann noch einig bleiben würden? Blieb die Gefahr, wenn sie aus dem Innern herkam und nicht mehr mit dem Anspruch auf Eroberung und Weltherrschaft auftrat, noch Allen gemeinsam? Oder mußte sie nicht gerade das Queckſilber werden, das ihre so lockere Cohäsion auseinandertrieb? Konnten sie nicht am Ende sich selbst je nach den Parteiungen der Tiefe gruppiren? Wir sahen ja, wie weit diese elementaren Gewalten ihrem eigenen Wesen verwandt waren, wie gewaltig dieselben auf die Politik der meisten eingewirkt hatten, und daß alle Mächte mit ihnen hatten pactiren und erst durch sie angefeuert und beseelt werden müssen, um den Kampf zu seinem glorreichen Ende zu führen. Von den liberalen Ideen, den specifisch französischen freilich hatten sie zunächst nicht viel zu besorgen; denn diese waren besiegt und verlangten kaum mehr als Schonung. Die Beunruhigung stammte viel eher aus den Kreisen, die, im Vollgefühl des Sieges und ihrer Kraft bewußt, begierig waren, die Ernte zu genießen, zu deren Gewinnung sie fast das Beste gethan hatten. Es waren die Jahre, da der Geist der Romantik, der sich im Rückschlag gegen die Revolution, in dem Zusammenbruch der Ideen des 18. Jahrhunderts erhoben hatte, Literatur, Kunst und die Wissenschaften selbst bis in die Grenzen der Philosophie und Naturforschung hinein zu unterwerfen strebte. Das Zeitalter der Aufklärung drohte der Verachtung anheimzufallen: sein historisches Verständniß hatte sich so unzulänglich gezeigt wie seine Politik; seine Gotteserkenntniß und alle seine Spekulationen glaubte man überwunden zu haben. Und wie immer man heute über die Weltvorstellungen eines Schelling und seiner Schule urtheilen mag,

welche mit ihren rasch gebildeten Begriffen alle Tiefen der Erkenntniß auszuschöpfen wähnten, ist es doch gewiß, daß der Blick der neuen Generation für die Eigenart und Bedeutung des vergangenen Lebens und seinen Zusammenhang mit der Gegenwart schärfer geworden war. Jetzt erst lernte man die Zeiten unterscheiden und die nationalen Individualitäten recht verstehen, weit tiefer doch, als es selbst Herder gewußt oder geahnt hatte. Der Begriff der Nationalität, den die französische Revolution auf den abstrakten Ideenreihen der Epoche Voltaire's hatte aufbauen wollen, nahm überall die Farbe des Erdreichs an, dem sie entstammte; und wie die Pflanze aus dem Boden, wuchs aus ihr die Idee des Staates hervor als des Organes, das alle irdischen und himmlischen Kräfte, welche Natur und Geschichte in seine Nation gelegt, recht zur Entfaltung bringen müsse. Je tiefer man in die verfallenen Schächte der Vergangenheit eindrang, um so herrlichere Schätze förderte man zu Tage. Staunend stand man vor der Majestät des Gottesbegriffes, dem Ernst, dem Tiefsinn und dem Enthusiasmus der mittleren Jahrhunderte, die eben noch als eine Zeit des Aberglaubens und pfäffischer Tyrannei verschrieen gewesen waren. Als eine Widerspiegelung dieser heroischen und doch so gemüthstiefen Vergangenheit erschienen die Kämpfe gegen den weltbezwingenden Despoten, der sich aus dem Abgrunde der Revolution erhoben hatte. Und wie der Goldglanz dieser Phantasien alle geistigen Schöpfungen der neuen Zeit durchdrang, so umfloß er auch das Bündniß, das den Frieden der Welt fortan verbürgen sollte: als die Heilige Allianz, erhaben zwar über die confessionellen Unterschiede, die man doch noch überwunden wähnte, aber auf dem Grunde christlicher, friedeathmender Gesinnungen erschien das politische System, in dem die Interessen so hart auf einander stießen wie je, und das eben nur durch deren Ausgleichung unter dem Zwange einer momentanen Constellation Kraft und Bedeutung gewonnen hatte.

Die Herrscher und ihre Minister ließen sich diese Huldigungen wohl gefallen, zumal Zar Alexander, dessen leicht beschwingte Phantasie sich gern in dem Gefühle wiegte, als der große Friedebringer und Protector des Welttheils gefeiert zu werden. Aber maßgebenden Einfluß auf die Entschließungen der Cabinette hatten die nebelhaften Vorstellungen nicht. Im Gegentheil, die Mächte waren zunächst nicht nur bereit, die liberalen Ideen dort, wo sie bereits eingebürgert waren, zu schonen, sondern wollten ihnen in der Mehrzahl sogar innerhalb ihrer eigenen Herrschaft Raum gewähren. Vor Anderen Ludwig XVIII., dessen Bruder der Märtyrer des alten Staates geworden war, und welcher selbst, so lange er das Brot der Verbannung aß, sich in Protesten gegen die Neuordnung Frankreichs erschöpft hatte. Denn nirgends war die Gesellschaft gründlicher umgekehrt und so völlig verwandelt worden wie in dem Mutterlande der Revolution: der neue König hätte alle Gegensätze wieder aufgerüttelt, wenn er die Regierung im Sinne der Emigration hätte beginnen wollen. Dazu aber war Ludwig, der den Kampf immer nur mit Proclamationen geführt hatte und persönlich eher ein Voltairianer zu nennen war als ein Clericaler (hatte ihn doch schon Mirabeau als den Regenten eines liberalen Frankreichs in Aussicht genommen), weder fähig noch geneigt; er wünschte nichts mehr, als seine Tage in Ruhe zu beschließen; „Einigkeit und Vergessen"

war die Parole, mit der er den Thron seiner Väter bestieg. In diesem Sinne gab er die neue Verfassung, die Frankreich nach den Ideen von 1791 constituirte, und auf der dann Napoleon in den hundert Tagen weitergebaut hat; danach wählte er seine Minister, die Talleyrand, Narbonne, Baron Louis, Männer, deren Entwicklung in jener ersten Epoche der Revolution wurzelte; sogar Fouché, der sich aus dem wildesten der Revolutionäre in das geschmeidigste Werkzeug des Kaisers verwandelt hatte, stellte seinen scrupellosen Diensteifer dem Bourbon zur Verfügung. Die Mächte hatte der König dabei ganz auf seiner Seite; wie sie auch daheim zu den liberalen Ideen stehen mochten, für Frankreich billigten sie ganz das constitutionelle System, so etwa wie Kaunitz im Jahre 1792 die Verfassung der Feuillants gegen die Extremen beider Parteien hatte aufrecht erhalten wollen.

Umgekehrt allerdings war die Gesinnung am Hofe zu Madrid, wo Ferdinand VII. unter dem brausenden Jubel der von reactionärer Wuth ergriffenen Massen die Regierung antrat und Mord und Plünderung an allen Josefinos, die als die Franzosenfreunde, als die Verräther des Vaterlandes galten, die Losung seines Einzuges wurde. Aber die Mächte traten auch hier als die Protectoren der liberalen Institutionen auf, am nachdrücklichsten der Gesandte des absolutesten Herrschers, der Russe Tatistscheff. Denn wie die romantischen, so hatte Alexander auch die liberalen Ideen in seinen ganz besonderen Schutz genommen; wie in Paris und Madrid, so auch in Italien und Deutschland. Er trat damit gewissermaßen an die Stelle des entthronten Kaisers, der sie ja auch, solange sie sich ihm fügten, in bestimmten Grenzen begünstigt hatte. Auch die Kleinstaaten nördlich und südlich der Alpen gewannen an der russischen Macht den Stützpunkt zurück, der ihnen durch den Sturz Napoleon's verloren gegangen, und warben eifrig um die Gunst ihres liberalen Protectors. Vor Allem aber war des Zaren Haltung auf Polen berechnet. Er glaubte kein besseres Mittel zu haben, um die neuen Erwerbungen an Rußland zu fesseln, als wenn er auch hier die Politik fortsetzte, durch die Napoleon diese Nation an sich gekettet hatte. Daher gewährte er ihr nicht nur eine Verfassung, die aus ihrer Constitution von 1791 und der Charte von 1814 zusammengearbeitet wurde, sondern eröffnete ihr auch die von Napoleon immer wieder getäuschte Hoffnung auf die Wiedergewinnung der alten Grenzen und ließ zum ersten Mal die unser Jahrhundert beherrschende Idee der Vereinigung der Slawen unter der russischen Hegemonie vor Europa leuchten — Ziele, mit denen, wie man sieht, seinen nächsten Alliirten wenig gedient war, und die darum auch nur in unbestimmten Wendungen ausgesprochen wurden, aber dennoch ernstlich genug gemeint waren. Ja, von seinen liberalen Phantasien verlockt, ließ sich der Zar dazu fortreißen, auch die moskowitische Welt mit den Ideen des Westens zu beglücken und ein ganzes Füllhorn von Reformen über sein begnadetes Volk auszugießen.

So lange nun dieser milde Wind von oben wehte, waren auch die Hoffnungen der deutschen Patrioten einigermaßen berechtigt, weniger freilich die nach einem reineren Ausdruck der Nationalität, nach einem freien und einigen Vaterlande hinstrebenden Gedanken, denn diese bedrohten, wie die Reaction in

Spanien und Frankreich, die kaum geschaffene Ordnung und waren, wie sie, eine Fortwirkung der im Kampf gegen Napoleon entbundenen Kräfte, wohl aber die specifisch liberalen, auf die Repräsentation innerhalb der Particularstaaten gerichteten Absichten. So lange trug sich auch die preußische Krone, der die burschenschaftliche Bewegung und die Turnerei von Anfang an unsympathisch waren, ernstlich mit dem Plan, das Verfassungsversprechen vom 22. Mai 1815 wahr zu machen. Noch ausgeprägter war die Haltung der süddeutschen Regierungen, die den Deutschthümlern und allen Anhängern des „alten Rechtes" mehr oder minder entgegen traten, sonst aber nichts weniger als reactionär verfuhren, sondern ihre im Sinne des Fortschritts geleitete Verwaltung durch eine auf die liberalen Elemente gegründete Landesvertretung zu stützen versuchten.

Erklärlich daher, daß der erste Stoß, der das neue System erschütterte, gerade von der entgegengesetzten Seite kam, aus den Kreisen, in denen der Widerstand gegen Napoleon seinen Ursprung und seine nachhaltigste Kraft gefunden hatte; es war nichts als eine Fortwirkung des Kampfes gegen den Unterdrücker selbst. Dies offenbarte sich von Anfang an und in stärkstem Maße in Spanien, wo ja gerade die illiberalen Tendenzen als die eigentlich nationalen den Kampf begonnen und durchgeführt hatten: man wollte in dem Lande der Autodafés von den modernen Ideen nichts wissen, man wollte das alte Spanien, die katholische Monarchie Philipp's II. herstellen, mit der sich für die bigotte Nation die Erinnerungen an die alte Größe und alle ihre Ideale verbanden. Ganz so geschah es in Frankreich. Man darf sich nicht dadurch beirren lassen, daß vielleicht hier mehr als in Spanien die Aristokraten die Führung in dem „weißen Schrecken" übernahmen, der nun an die Stelle des „rothen" trat. Das war auch in der Vendée der Fall gewesen, wo doch gerade die Masse der Bevölkerung in den Kampf gegen die Revolution eingetreten war. Diese Leidenschaften waren jetzt neu erwacht: die südlichen und westlichen Provinzen, eben die Landschaften, in denen schon die Revolution die meisten Opfer gefordert hatte, dort, wo die Rache das breiteste Feld fand, suchten sie heim; die Hauptstadt und die inneren Provinzen wurden nur zum Theil und allmählich hineingerissen. Die populäre Kraft dieser Bewegung, die wie ein Rausch über die Nation kam, offenbarte sich nicht bloß in den Blutbädern des Südens an den Revolutionären und Protestanten, in der Ermordung der Generale Brune und Ramel, in der Erschießung Ney's und in der neuen Arbeit, die sie der Guillotine verschaffte, sondern auch bei den Wahlen und in den Debatten der Kammer, die sie völlig beherrschte. Die Zeitungen hallten von ihrem wilden Schrei nach Rache wider, und die Literatur Frankreichs wendete sich zu den Idealen zurück, die sie in der Epoche Voltaire's entthront hatte. Mit aller Energie stemmte sich die Regierung gegen den Strom; aber nur die Unterstützung durch die Gesandtenconferenz der vier Mächte, die in Paris dauernd tagte, machte sie stark genug, um durch die Ordonnanz vom 5. September 1816 die Abgeordneten heimzuschicken und mit einer unter ministeriellem Hochdruck gewählten neuen Kammer ein eng begrenztes Wahlgesetz einzuführen, welches die breiteren Schichten der Nation

ausschloß und, wie die Ultras klagten, zur politischen Sklaverei verdammte. So kam es, daß die modernen Gedanken, Freiheit der Presse und der Wahlen, Schlagworte und Machtmittel der Reaction wurden, und daß sich die Grundsätze des Liberalismus nur mit Hülfe der fremden, gerade wieder der absolutistischen Mächte und mit den Napoleonischen Präfecten behaupten ließen. Auch dies aber wollte auf die Dauer nichts helfen. Der Druck von unten wurde nur stärker, und selbst das Nachgeben der Regierung blieb ohne Wirkung; von Stufe zu Stufe ward der König zurückgetrieben und in die reactionäre Richtung hineingedrängt.

Wie hätten da die Gegenwirkungen ausbleiben können! Wo immer die liberalen Ideen eingewurzelt, den Institutionen und Interessen der Gesellschaft eingefügt waren — und das war im ganzen Machtkreise Napoleon's der Fall —, geriethen sie in Bewegung: je heftiger die Gegner auf sie eindrangen, um so mehr wurden sie der eigenen Kraft bewußt, und um so stärker ward ihr Widerstand. Die Reaction hatte ihren Haß nicht gegen die Fremden gerichtet, denen sie ja die Herstellung ihrer Macht verdankte, sondern gegen ihre inneren Feinde, gegen alle Parteien, die aus der Revolution abstammten. So mußte die gleiche Gefahr diese zusammentreiben und ihnen die gemeinsamen Anschauungen zum Bewußtsein bringen. Unter allen Ideen der Revolution war aber keine mächtiger und nachhaltiger gewesen als die nationale. Denn in ihr kam das Kraftgefühl der Classen zum Ausdruck, welche die alten Ordnungen zerstört und das neue Frankreich geschaffen hatten; das Dogma von der nationalen Souveränetät, der centrale Gedanke aller revolutionären Schöpfungen, war nur die Formel gewesen, in der sich dieser unwiderstehliche Wille darstellte. An diese Empfindungen, die in der Geschichte Frankreichs aufs Tiefste begründet waren, hatten alle vorwärts strebenden Parteien appellirt. Alle Katastrophen waren von ihnen beherrscht, alle Greuel mit ihnen entschuldigt worden. Auch Napoleon hatte sie immer anerkannt. Sie hatte er durch das Plebiscit zur Grundlage seiner Herrschaft gemacht, mit ihnen den 18. Brumaire und alle seine Usurpationen gerechtfertigt, und um sie die Nation aufs Neue zu vereinigen gesucht, als er von Elba noch einmal in die Tuilerien zurückgekehrt war. Indem nun die Liberalen aller Schattirungen diesen Gedanken aufs Neue ergriffen, mußte ihnen die Epoche, der bei dem Sturz des Kaisers ganz Frankreich abgesagt hatte, recht im Gegensatz zu den Zeiten der alten Dynastie als eine Einheit und im Lichte der Verklärung erscheinen. Die Ideale der Revolution empfand man wieder als verschwistert mit der nationalen Größe, und der Weltherrscher, der die Freiheit gemordet, dessen Macht und Ehrgeiz keine Schranken geduldet hatte, ward wieder, aufrichtiger als es jemals unter dem Druck seiner Herrschaft geschehen war, als der Heros des nationalen Ruhmes gefeiert. Vorstellungen, die den liberalen Parteien später noch verhängnißvoll werden sollten, denen sie sich aber zunächst gar nicht entziehen konnten; denn es gab keine stärkere Waffe gegen die Reaction, kein besseres Mittel, um, wenn nicht gleich die Massen, die Bauern und die Arbeiter, so doch die mittleren Schichten der Nation zurückzugewinnen: wer dies Ziel verfolgte, mußte sich der napoleonischen Legende unterwerfen. Auch

Ludwig XVIII. hatte sich der nationalen Idee genähert, die auch durch die alte Krone nach ihrer Art immer vertreten war; ja selbst die Reactionäre wollten sie nicht ganz verleugnen. Aber gegen sie beide stand jetzt ihre jüngste Vergangenheit auf. Denn sie hatten nun einmal die Interessen des Auslandes mit ihren eigenen verbunden und waren erst durch die Eroberer Frankreichs in ihre alte Herrschaft eingesetzt worden. Wenn die Aristokraten jetzt gegen die fremden Mächte frondirten, so thaten sie nichts Anderes, als was sie so oft während der Emigration versucht hatten, als sie die gemäßigten Absichten derselben und ihres eigenen Königspaares mit ihren Intriguen durchkreuzten; in ihren Händen fälschten und verkehrten sich ebensosehr die nationalen wie die freiheitlichen Ideen, die sie jetzt für sich aufriefen, und ihre Gegner durften sich sagen, daß sie, sobald sie erst das Herz der Nation, den öffentlichen Geist für sich wieder gewonnen, auch die liberalen Gedanken der Revolution in den Dienst ihrer Sache zurückbringen würden. Noch freilich war Alles in der Schwebe. Die neuen Richtungen lösten sich von der Regierung nur ungern los, so wie diese selbst, so lange es eben ging, mit ihnen zu arbeiten suchte. Gerade diejenige unter ihnen, für welche die Idee der Nationalität den Mittelpunkt ihres Programms bildete, die Doctrinäre, wie man sie damals nannte, die aber in Wahrheit die Männer der Zukunft waren, stellten sich mit Eifer in den Dienst der Krone; der Calvinist Guizot hat an dem Wahlgesetz von 1816, das die Ultras im Zaume halten sollte, mit gearbeitet. Aber alles Entgegenkommen der Liberalen und die Versöhnlichkeit des Königs selbst waren vergebens. Die bourbonische Dynastie ließ sich nicht von den clericalen Traditionen trennen, mit denen alle ihre Erinnerungen und zumal die jüngsten tragischen Geschicke sie verknüpften. Trotzdem die Mächte dem König, wie einst seinem Bruder, secundirten, wurden er und sein Haus von den Parteien, welche die Zukunft der Nation repräsentirten, hinweggerissen.

Damit trat aber auch an die fremden Cabinette die Frage heran, wie sie sich zu dieser Krisis des französischen Staatslebens stellen sollten. Vor Allem wieder an Alexander von Rußland, der die Doppelströmung des öffentlichen Geistes, Romantik und Liberalismus, beherrschen und vor die eigene Mühle führen zu können gemeint hatte, und der noch von anderer Seite her an die Schwierigkeit dieser Aufgabe erinnert wurde. Den Mittelpunkt seines vielgestaltigen Ehrgeizes hatte stets die polnische Frage gebildet; in jeder Phase seiner wechselvollen Politik hatte sie im Vordergrund seines Interesses gestanden. Wie mußte es ihn da erschrecken, als er bemerkte, daß die neuen Freunde, die seinem Edelmuth und Freisinn rauschende Huldigungen darbrachten, trotz alledem daran dachten, das Joch, das er ihnen so sanft gemacht, von ihren Schultern zu werfen, und daß sie alle seine Concessionen nur eben als Mittel verwandten, um ihre Nation zu neuer Kraft und Selbstbewußtsein zu erziehen! Die Enttäuschung wurde für ihn dadurch noch größer, daß die Reformen, mit denen er sein eigenes Volk beglückt hatte, bei der Masse desselben nur Unzufriedenheit und Zwiespalt erweckt und sich als undurchführbar, dem russischen Genius ganz ungemäß erwiesen hatten, während wieder die höheren Schichten, bis in die Officierskreise der Garde hinein, durch polnische

Einflüsse in sehr bedenkliche Agitationen geriethen, die den Zaren an das Schicksal seines Vaters erinnern konnten.

Diese Eindrücke beherrschten Alexander bereits auf dem Congreß von Aachen, auf dem die Allianzmächte im Herbst 1818 die Sturmboten des revolutionären Geistes zu beschwören suchten. Unter ihrem Einfluß besonders kam es dort zu der ersten schroffen Wendung der leitenden Cabinette gegen die überall sich regende Kraft der Revolution. Die Wirkungen waren sofort auf allen Schauplätzen zu spüren. In Frankreich lenkte die Regierung in die reactionäre Richtung ein, die, unter manchen Schwankungen zwar, schließlich bis zu dem System Carl's X. und zum Sturz der bourbonischen Krone geführt hat. In Spanien konnten die Aachener Beschlüsse die Sache der Servilen, die schon im Siege war, nur fördern, und König Ferdinand schwelgte mit seinen Creaturen in den Orgien wüstester Reaction. Ebenso hatte auch Deutschland den Umschlag zu fühlen. Sofort erlahmte der von jeher so geringe Eifer der preußischen Krone, das Verfassungsversprechen wahr zu machen: an demselben Tage, da Friedrich Wilhelm den Plan auf die Berufung einer „angemessenen ständischen Vertretung" einschränkte und Turnwesen, Presse und Unterricht mit Maßregelungen bedrohte (11. Januar 1819), erließ er den Befehl an den Minister von Altenstein, dem Verfasser des „Geistes der Zeit" wegen des neuesten Bandes eine Verwarnung zu ertheilen. Ueberall aber folgte dem Druck der Gegendruck: in Spanien ergriff die Zersetzung bereits die Armee, in Frankreich mußte Richelieu dem liberaleren Decazes weichen, der dann seinerseits von dem verdoppelten Ansturm der Radicalen des rechten und linken Flügels in die Enge getrieben wurde; in Deutschland folgten auf die Attentate Sand's und Löning's die Karlsbader Beschlüsse, die Auflösung und Verfolgung der Burschenschaft und schließlich die völlige Abkehr Friedrich Wilhelm's von allen Verfassungsplänen.

Schon aber hatte sich der auswärtigen Politik des Zaren ein neues Problem dargestellt, dessen Ziele noch weit mehr als diejenigen, die er in Polen verfolgte, auf den Bahnen des russischen Ehrgeizes und aller Traditionen seines Volkes lagen: die Erhebung der Balkanvölker gegen das Joch der Türken. Freilich stand auch hier Oesterreich im Wege, und der Conflict mit dieser Macht schien unvermeidlich, wenn der Zar sich wirklich verleiten ließ, die griechischen Patrioten, die gerade darum in den Donauprovinzen den Zunder anlegten, zu unterstützen. Dies mußte ihm aber auch um deswillen bedenklich erscheinen, weil der durch ganz Europa verbreitete Zündstoff dann in Flammen aufzugehen drohte. Denn so wenig Berührungspunkte in Wahrheit das moderne Griechenthum mit dem Geist des Occidentes besaß, lag doch in dem Aufstreben der Rajah aus der Unterdrückung ein verwandtes Element zu der Erhebung unserer Nationalitäten; das Ziel wenigstens war wie in den Freiheitskriegen das gleiche, und so lange mußte die Erschütterung beiden Kreisen gemeinsam werden. In demselben Moment blitzte es überall im romanischen Europa auf. Das Signal gab die Ermordung des Herzogs von Berry, auf dem die Nachfolge des bourbonischen Hauses ruhte (13. Februar 1820). Wenige Wochen darauf erhob General Riego in Anda-

lusien siegreich die Fahne der Empörung; ganz Spanien hallte von den Schlagworten „Nation, Freiheit, Reformen" wider. Von dort sprang das Feuer nach Neapel und weiter in den Kirchenstaat und bis in die Schutzstaaten Oesterreichs über, so daß dessen Machtstellung auf zwei Seiten, an der Donau und südlich der Alpen, von der Revolution unmittelbar bedrängt war; das ganze System, auf dem die Ruhe Europa's beruhte, drohte auseinander zu brechen, und dann hätte auch die Rückwirkung auf Polen nicht ausbleiben können.

Dies Auseinanderstreben der russischen Machtinteressen erklärt das Schwanken und die nervöse Unruhe der einst so siegessicheren Politik Kaiser Alexander's in seinen letzten Jahren, und darauf beruhte seit der Aachener Tagung wesentlich die europäische Constellation. Es waren die Zeiten der Congresse von Troppau, Laibach und Verona, die Jahre, in denen Metternich's Weizen blühte. Unsere nationalen Historiker pflegen die Politik des österreichischen Staatskanzlers nicht eben mit Nachsicht zu beurtheilen. Und in der That hat unsere Nation wenig Ursache, ihm dankbar zu sein. Aber es war ja auch nicht die Aufgabe Metternich's, für Deutschland zu sorgen. Ihm waren lediglich die Interessen Oesterreichs anvertraut, und diese hat er — wer will es leugnen? — mit Nachdruck und lange Jahre hindurch mit bestem Erfolge vertreten. Als Unterthanen Oesterreichs hatten es übrigens die Deutschen sonst unter ihm gar nicht so schlecht; sie füllten die Kirche, die Bureaukratie, die Armee; sie regierten mit ihm den Staat: erst der Sturz seines Systems hat ihren Einfluß gebrochen. Als die deutsche Revolution den Donaustaat ergriff und im Kampf oder Bündniß mit ihr die anderen Nationalitäten, die unter Habsburgs Scepter vereinigt waren, sich erhoben, begann der Einfluß des Deutschthums in Oesterreich zu schwinden, und erstand die Verwirrung, aus der es heute, wie es scheint, keinen friedlichen Ausweg mehr gibt. Wenn der Zug der Zeit dahinging, die Nationalität im Staate zur Geltung zu bringen, so war keine Macht gefährdeter als das Donaureich mit seinen Annexen jenseits der Alpen und der Karpathen; und sollte es seinem obersten Gesetz, sich selbst zu erhalten, treu bleiben, so mußte sein Lenker Alles daran setzen, um die sich regenden Nationalitäten niederzuhalten; die innere und die äußere Politik mußte er danach einrichten. Nichts Anderes hat Metternich erstrebt.

Er blieb damit nur auf den Wegen, die das Haus seines Kaisers von je her eingehalten hatte. Wie er jetzt die Italiener niederschlug, so hatten früher die Czechen und Magyaren lernen müssen, an die habsburgische Krone zu glauben. Nicht viel über hundert Jahre war es her, seitdem Tököly, mit den Türken und allen Gegnern Habsburgs vereinigt, als Letzter für die Freiheit der magyarischen Nation gestritten hatte, zweihundert, seitdem die Böhmen ihre letzte Rebellion gegen das deutsche Fürstenhaus an der Donau versucht und damit den Erdtheil in Flammen gesetzt hatten. Seitdem, seit der Schlacht am Weißen Berge, war das Uebergewicht Habsburgs über die nationalen Gegnerschaften in dem alten Oesterreich entschieden und damit der deutsche Charakter ihrer Administration. Metternich's Regiment bildet nur den Abschluß dieser Epoche. Prag und Ofen waren in ihr fast deutsche Städte geworden, die einheimischen

Idiome die Sprache des gemeinen Mannes; wer zur Gesellschaft gehörte, sprach und schrieb deutsch; selbst im 18. Jahrhundert, als die vornehme Welt ganz Europa's französisch parlirte, bediente sich die Wiener Staatskanzlei in ihren Acten und sogar in den Correspondenzen mit ihren Gesandten vielleicht mehr des Deutschen als der allgemeinen Sprache der Diplomatie, die in den preußischen Gesandtschaftsberichten bis tief in unser Jahrhundert hinein vorherrschte und am Hofe Friedrich Wilhelm's III. noch zur Conversation und in den privaten Correspondenzen der königlichen Familie verwandt wurde. Auch das Erwachen der nationalen Literaturen kündigte sich in Böhmen und Ungarn in deutschen Schriften an: Palacky's „Böhmische Geschichte", nach Inhalt und Tendenz so ausgesprochen czechisch, gehört zu den besseren Werken unserer älteren historischen Literatur, und der Edle Nicolaus Niembsch von Strehlenau zu den Classikern deutscher Lyrik. Es war herkömmlich, daß die magyarischen Studenten ihre Bildung auf deutschen Hochschulen holten und zwar, waren sie Protestanten, in Tübingen und Jena oder auf norddeutschen Universitäten; die Staatssprache Ungarns war noch immer das Latein. Wenn Treitschke dem Staatskanzler vorwirft, daß seine Politik jedes schöpferischen Gedankens bar gewesen sei und nur von der Hand in den Mund gelebt habe, daß er sich um die großen Culturzwecke, deren Förderung der echte Staatsmann als seine höchste Aufgabe betrachte, ebenso wenig gekümmert wie um die Fragen der Verfassung und Verwaltung, daß er nichts gekannt habe, als in ewiger Monotonie, salbungsvoll, breit und hochtrabend nur den einen Gedanken, Erhaltung des Bestehenden, Abwehr des Umsturzes zu predigen, so ist das alles gewiß richtig. Aber dieser Quietismus war nun einmal von dem Oesterreich Metternich's unzertrennlich. Umringt von Gefahren, konnte es gar nicht den Reichthum der Hülfsquellen, den seine Provinzen bargen, ausnutzen, weil jeder Versuch, sie anzuspannen, es mit Zersetzung bedrohte. Die Ohnmacht selbst war, wenn sie nur ungestört blieb, gleichsam sein Schutz. Nicht die eigentlich staatsmännischen, auf die Hebung der politischen Kräfte bedachten Tugenden, sondern die des Diplomaten, der das lecke Staatsschiff vorsichtig zwischen hundert Klippen hindurch zu steuern weiß, waren in Oesterreich erforderlich, und diese wenigstens hat noch Niemand dem Meister der europäischen Diplomatie abgesprochen. Darum mußte Metternich auch die constitutionellen Formen verabscheuen; denn unter ihnen waren immer populäre, und das hieß auch in Oesterreich nationalistische Regungen verborgen: nur der in der Staatskanzlei concentrirte Wille konnte die Vielgestaltigkeit dieses Staatswesens und seiner centrifugalen Kräfte beherrschen. Clerical ist Metternich niemals gewesen, auch dann noch nicht, als er die in der Kirche liegenden Kräfte zu schätzen und zu benutzen begann. In Italien möchte man sein Regiment eher liberal nennen, solange er dort noch hoffte, die Ruhe erhalten zu können. Der Protestantismus freilich war ihm von je in tiefer Seele zuwider; er sah darin (und was war von seinem Standpunkt aus richtiger!) den Geist der Revolution. Aber diese Abneigung theilte er mit Kaunitz und Kaiser Joseph. Er war, wie sie, ein Sohn des 18. Jahrhunderts, bis in sein Alter der „perfecte Cavalier von der niedlichsten Verve", wie Fürst Kaunitz

den jungen Diplomaten genannt hatte. Görres war ihm, wenigstens in seiner ersten, romantischen Periode, gerade so unangenehm wie Arndt. Ihre Declamationen fielen ihm auf die Nerven, weil sie den Lebensnerv seines Systems trafen. Ihn bezeichnet das Wort, das er unter eins seiner Bilder gesetzt hat: „Nur kein Pathos!" Was ihn übrigens nicht hinderte, das Schreckgespenst der Revolution in der barocken Bilderpracht seines diplomatischen Stils den befreundeten Cabinetten immer von Neuem an die Wand zu malen. Auch das aber war bei ihm nicht bloß Ueberzeugung, sondern, wie man bemerkt hat, ebenso sehr Berechnung: er brauchte die Diplomatie der Vogelscheuchen, da er so wenig ernstere Mittel zur Verfügung hatte und zudem wußte, daß er damit auf Höfe wie der Berliner und gelegentlich auch in Petersburg nicht ohne Eindruck blieb. Im Beginn, in der Glanzepoche der Heiligen Allianz, als auch seine Diplomatie die liberalen Tendenzen in Frankreich und Spanien noch begünstigte, hat sogar er versucht, die ungenützten Kräfte seines Staates durch eine straffere, von modernen Gedanken belebte Verwaltung heranzuziehen. Gentz selbst regte ihn dazu an. Man schuf in der Vereinigten Hofkanzlei eine Art Ministerium des Innern, man suchte die Conferenzen und den Staatsrath zu beleben, man plante sogar einen Reichsrath aus Abgeordneten der ständischen Körperschaften, als Beirath der Regierung. Aber nichts wurde fest in die Hand genommen; die Unruhe, die sich sofort erhob, vor Allem aber die Abwandlung der allgemeinen Politik schreckten vor josefinischen Wegen zurück. Und so blieben die Zerrüttung der Finanzen, die Mängel des Steuersystems, die wirthschaftliche Ohnmacht, die Mischung bureaukratischer Willkür und feudaler Vorrechte, die Eifersucht der Provinzen, die Unbildung der Masse. Jedermann sah die Schäden, die „11000 Krankheiten" der Verwaltung, und Niemand vermochte zu helfen.

Darum konnte der Grundgedanke in der Politik Metternich's kein anderer sein, als das System der großen Allianz und den Frieden der Welt, den sie verbürgen wollte, zu behaupten. In Deutschland war es ihm leicht gemacht, nachdem er einmal Preußen hinter sich her gezogen hatte. Die Interessen der Kleinstaaten konnten nur gewahrt bleiben, wenn die Großen gegen einander standen. Jetzt, da sie weder Preußen, wie im Fürstenbunde, noch Frankreich, wie zur Zeit der Revolution und Napoleon's, noch auch so recht mehr den russischen Protector für sich hatten, fanden sie zwar in den populären Ideen selbst eine Art Ersatz, eine Rückendeckung gegenüber den Machtgeboten, die ihnen die großen Höfe in Karlsbad und Frankfurt aufzudrängen suchten, und es gelang ihnen in der That, ihre aus den Spolien des alten Reiches zusammengerafften Macht zu consolidiren und ihre Bevölkerungen überraschend schnell mit politischem Gemeingefühl zu durchdringen — eine Wendung, die für unsere Zukunft noch sehr bedeutungsvoll werden sollte, da damit die Führung der deutschen Bewegung für lange Zeit auf West- und Süddeutschland, auf die Kreise des Rheinbundes überging: aber diese Politik war doch nicht ohne Gefahren. Die kleinen Mächte konnten sich, wie Bismarck es bezeichnet hat, „den Luxus liberaler Verfassungen" gestatten, da sie in der großen Politik nicht mitzusprechen hatten und die Vormächte, schon um die Aufregung nicht noch mehr zu steigern, sie

schließlich gewähren ließen; aber allzu leichtfertig durften auch sie nicht mit dem Feuer spielen. Sie wollten den nationalen Wind in ihren Segeln auffangen, aber sie durften nicht steuerlos werden und sich von dem entfesselten Sturm nicht treiben lassen. Denn in erster Linie suchten sie doch sich selbst zu behaupten, während hinter den constitutionellen Ideen stets der auf die Einheit der Nation hindrängende Gedanke sichtbar blieb; es hängt darum sehr wohl zusammen, wenn die kleinstaatlichen Minister auf den Karlsbader Conferenzen den Vorschlägen zur Knebelung der Presse und der Universitäten bereitwillig zustimmten, aber gegen die Zumuthung, ihre Verfassungen aufzuheben, stürmisch protestirten.

Auch in Frankreich war die Reaction im Wachsen geblieben. Ihre populäre Kraft war kaum vermindert. Noch immer beherrschte sie die Kammer und vergewaltigte die Minister, die, obschon sie aus ihren eigenen Reihen stammten, dennoch ihren Andrang zu mäßigen suchten. Andererseits waren auch die revolutionären Tendenzen viel stärker geworden, und die Gefahr des Zusammenprallens rückte immer näher, je mehr die Leidenschaften gegen einander entbrannten.

Unter diesen Umständen gelang es dem klugen Staatskanzler, dem Preußen treulich secundirte, den Zaren an seiner Seite zu erhalten: die Forderungen der griechischen Rebellen wurden abgewiesen, die italienische Revolution sank vor dem Anmarsch der österreichischen Bataillone zusammen, und der rastlose Siegeszug, der die französische Armee von den Pyrenäen bis zum Trocadero von Cadiz führte, bewies der Welt aufs Neue, wie ohnmächtig die modernen Gedanken in Spanien waren: dieselben Massen, welche den französischen Waffen in der Hand Napoleon's unbesieglichen Widerstand entgegengesetzt hatten, jubelten mit ihren Pfaffen voran Frankreichs Soldaten entgegen und öffneten ihnen alle Thore.

Metternich fühlte sich glorreich. Aber in dem Moment, da er das Spiel in der Hand zu haben wähnte, verlor er den Partner, der lange Zeit am treusten zu ihm gehalten hatte: England trat von der Coalition zurück. Auch hierbei haben die inneren Verhältnisse ohne Frage aufs Stärkste mitgewirkt: der Sturmlauf der mittleren und arbeitenden Schichten gegen die englische Oligarchie trieb die Regierung, die noch in den Händen der Tories war, dazu an, von den alten Freunden abzurücken. Aber wiederum darf man fragen, ob nicht auch in England die Abwandlung der europäischen Coalition das Meiste gethan hat. Die socialen Gegensätze, die in dieser Krisis der englischen Geschichte zum Austrag kamen, reichten tief in das vorige Jahrhundert zurück und waren schon damals krasser gewesen als die in dem alten Frankreich. Die bourbonische Monarchie hatte die Privilegirten doch immerhin unter die Krone gebeugt und war bemüht gewesen, die Kräfte der Nation gleichmäßiger heranzuziehen, — in England aber hatte der Adel den Staat, die Kirche und den Grundbesitz in seiner Hand und vermengte die öffentlichen Angelegenheiten und das Wohl des Landes durchweg mit seinem privaten Vortheil. Die sittlichen Schäden in der regierenden Classe waren im Zeitalter Clive's und Hastings' gewiß nicht weniger groß gewesen als unter dem Prinzregenten, und die

Anklagen, welche ein Junius und Wilkes gegen sie erhoben, vielleicht noch vernichtender als diejenigen, welche der Scandalproceß hervorrief, den der erste Gentleman Europa's, als der Lasterhafte bereits die Krone trug, gegen seine Gemahlin anstrengte, er, der berauscht vor den Altar getreten war und seine Maitresse zur ersten Hofdame erhoben hatte. Das, was Frankreich an Ludwig XV. erlebte, reicht an die sittliche Verwilderung, an die Wogen von Schmutz, die auf dem Boden der englischen Aristokratie aufgewühlt wurden, nicht heran; auch die Laster des französischen Adels zeigen vornehmere, man möchte sagen gesittetere Züge, und die Leidenschaften, welche die französische Gesellschaft nach dem Sturze Napoleon's aufs Neue zerrissen, waren von so persönlicher Verworfenheit frei geworden und wendeten sich an die Grundelemente religiöser und politischer Ueberzeugung. Aber während Frankreich sich in seinen bürgerlichen Kämpfen verzehrte und alle seine Siege über den Continent am Ende mit völliger Niederlage und tiefster Demüthigung zu bezahlen hatte, blieb Englands Macht in ungehemmtem Fortschreiten, und behielten dort die Privilegirten, welche Frankreich ausstieß und nur gegen den Verzicht auf alle Vorrechte wieder aufnahm, alle Gewalt und Rechte in ihrer Hand. Der Grund zu dieser entgegengesetzten Entwicklung liegt durchaus in der Stellung der herrschenden Classe zu den Angelegenheiten ihrer Nationen. Der französische Adel wurde durch den Kampf mit den unteren Ständen zum Auslande hinübergedrängt und riß die Dynastie mit sich fort, in England aber blieben die Interessen der oberen Zehntausend mit denen der Nation allezeit verbunden. Der Krieg selbst und der Preis, um den gekämpft wurde, erhielten die Macht der englischen Aristokratie und waren die Ursache, daß die Tories, die ihn führten, sich in der Gewalt behaupten und die alten Ordnungen erhalten konnten. Von dem Moment ab, da Belgien in die Hand der Revolutionsheere fiel, war es entschieden, wo das Interesse Englands lag, und daß es den letzten Waffengang mit dem Nebenbuhler galt, den man seit hundert Jahren so oft schon niedergerungen hatte. Alle Feldzüge und Coalitionen, und die Friedensschlüsse, die sie unterbrachen, selbst, machten das nur immer von Neuem deutlich, und nichts wurde den französischen Machthabern gewisser, als daß alle ihre Siege über das Festland vergebens wären, wenn sie nicht die englische Macht ins Herz stoßen könnten. Auch darin, wie in allem Anderen, setzte Napoleon nur fort, was ihm die Revolution vorgeschrieben hatte; es war das Schicksal, an das er geschmiedet, an das seine schwindelerregende Laufbahn, sein Anstieg zum Gipfel des Ruhmes und der furchtbare Sturz von der Höhe seiner Macht gekettet waren. Alle seine Kriege, von seinem ersten Triumphe bei Toulon ab, haben in erster Linie England gegolten, und als Gefangener Englands ist der Imperator, der Frankreichs Macht auf den Trümmern des englischen Colonialreichs in Ost- und Westindien hatte aufrichten wollen, gestorben. Alle Grundlagen der Nation und des Staates Altenglands wurden in dem Weltkampf erschüttert; die Franzosen regten die Arbeitermassen auf und brachten die Iren zum Abfall, mit allen Widersachern der herrschenden Partei knüpften sie an. Es war in Wahrheit, wie im 16. und 17. Jahrhundert, ein Kampf um die Principien, auf denen der englische Nationalstaat ruhte: nicht bloß seine wirthschaftliche

Existenz, alle Formen, die sich der nationale Genius auf der Insel gebaut hatte, waren in Gefahr gerathen; das parlamentarisch-protestantische Großbritannien wäre aufgelöst, die romanisch-katholische Welt in beiden Hemisphären mit neuer Kraft erfüllt worden, wenn Napoleon sein letztes Ziel erreicht hätte. Unermeßlich aber, wie die Gefahr, war die Beute, die die Sieger davon trugen; sie eroberten die Colonien Frankreichs und seiner Verbündeten, sie gewannen neue Etappen auf dem Wege nach Indien durch das Mittelmeer und um das Kapland herum, und die Reichthümer der Welt flossen in ihren Schoß.

Wäre nun die Gefahr, nachdem der Gewaltige gebändigt, für England geblieben, so hätten auch wohl die inneren Conflicte ausbleiben können. Und darum waren die Tories bemüht, die alten Schlagworte: Kirche und Königthum, Schutz der nationalen Arbeit, Erhaltung des protestantischen Altenglands, gegen das Anwogen des Massenelendes und gegen die neuen Mächte des Capitals und der Arbeit ins Feld zu führen, so wie sie die Eifrigsten im Rathe der Mächte waren, die revolutionären Schrecken auszumalen und zu bekämpfen. Aber die Thatsachen schlugen ihren Tiraden ins Gesicht. Der Friede der Welt blieb ungestört, die Zustände aber, die sich unter der alten Verfassung entwickelten, waren ein Hohn auf ihr frommes und conservatives Bekenntniß, und täglich trat die Heuchelei ihrer Politik widerwärtiger hervor. Indem nun die große Coalition seit jener Abschwenkung Alexander's ins Schwanken gerieth, trat an England die Frage heran, auf wessen Seite die Interessen der Nation am besten aufgehoben sein würden. Und da stellte es sich täglich klarer heraus, daß sie nicht gewahrt blieben, wenn die Russen in Griechenland oder die Franzosen in Spanien ungestört schalten könnten, und daß in diesem Falle England auch der italienischen Bewegung nicht mehr feindlich gegenüber zu stehen brauchte: die Stellung im Mittelmeer, der Hauptpreis des Sieges über Napoleon, forderte den Wechsel seiner Politik. Die Richtigkeit dieses Gesichtspunktes kann nicht schlagender bewiesen werden als durch die Thatsache, daß es die herrschende Partei selbst war, welche die Wendung herbeiführte. Sie hoffte, sich dadurch am Ruder zu erhalten, daß sie die Politik ihrer Gegner machte; auch sie wollte den populären Wind oder doch einen Theil desselben in ihren Segeln auffangen. Sehr bald, während sie noch an allen Höfen mit dem Gespenst der Revolution drohten, schon zur Zeit des Aachener Congresses, begannen ihre Führer das Steuer danach zu stellen. Es geschah nicht ohne Kämpfe und Krisen innerhalb der Partei. Castlereagh, der als Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten die Hauptverantwortung trug, vermochte es nicht, dem Doppeldruck der von rechts und links auf ihn einstürmenden Interessen Stand zu halten; sein Nervensystem ging darüber zu Grunde; in einem Anfall von Geistesstörung hat er sich, da er im Begriff war, zum Congreß nach Verona zu reisen (August 1822), mit einem Federmesser die Schlagader am Halse durchschnitten, ein Cato, wie Byron ingrimmig höhnte, der nicht aus Zorn über die Knechtschaft, sondern über die Freiheit sich das Leben nahm. Für das Land und für seine Faction selbst fast ein wohlthätiges Ereigniß: der Mann war hinweggenommen, der durch Principien, Charakter und Vergangenheit zu sehr mit den reactionären Tendenzen verbunden war, als daß seine Anhänger die

nöthig gewordene Schwenkung unter ihm hätten machen können. Die neue Zeit forderte neue Männer. Canning, erprobt am Steuer des Staates, wenn auch nicht an erster Stelle, ein Politiker, der, von je einer freieren Auffassung ergeben, die Traditionen Pitt's hoch gehalten hatte, trat an die Spitze. Die Färbung des Ministeriums und der Majorität im Parlament blieb toristisch: Wellington selbst vertrat Englands Interessen in Verona, sowie später in Petersburg; denn man mußte den Verbündeten von 1815 wenigstens den Schein der Freundschaft bewahren. Aber dem eisernen Lord fiel in Verona selbst die Aufgabe zu, gegen die Intervention in Spanien zu protestiren. Und während Chateaubriand an Englands Neutralitätserklärung achtlos vorüber zum Einmarsch in Spanien schritt, ließ Canning in der Thronrede drohend verkündigen, daß es der englischen Nation weder an dem Vorsatz noch an den Mitteln fehle, sobald sich die Gelegenheit biete, ihre Ehre und ihre Interessen zu wahren; und während die französischen Heere die Reaction in Spanien sicherten, warf das neutrale England sein Auge auf die südamerikanischen Colonien. Großartig klangen die Phrasen, mit denen der Minister die Wandlung einleitete: von der Achtung vor den Verträgen und der Unabhängigkeit der Völker, von der eigenen nationalen Ehre und der Eintracht zwischen Herrscher und Unterthanen, von der Aufgabe Englands, „die Wagschale zu halten nicht zwischen streitenden Völkern, sondern zwischen streitenden Principien" — Declamationen wie diejenigen, mit denen heutzutage Chamberlain und sein religiös gestimmter College Balfour einen Halt in der öffentlichen Meinung für ihren Raubzug gegen Transvaal gewinnen möchten. Aber der Sinn aller prächtigen Worte war die Wahrung des englischen Interesses. Wem wäre es zu gute gekommen, wenn die in Spanien siegreiche Reaction, wie es Anfangs den Anschein gewann, über den Ocean nach den aufständischen Colonien in Amerika hinüber gedrungen wäre? Eben den Mächten, deren Colonialherrschaft England soeben zerbrochen hatte. Den eigenen Besitz zu sichern, hatte es die spanische Reaction gefördert: dasselbe Interesse trieb es jetzt auf die entgegengesetzte Seite. Um so mehr, da eben ein neuer Mitbewerber auf dem Plan erschienen war: die angelsächsischen Vettern jenseits der See machten unter ihrem Präsidenten Monroe Miene, ihre breite Hand auf den ganzen Continent zu legen. Das waren die „streitenden Principien", zwischen denen die englische Gerechtigkeit vermitteln mußte; es galt, sich das Hauptstück aus der Erbschaft einer schwachen und ablebenden Nation bei rechter Zeit zu sichern. An den continentalen Höfen war man außer sich über den Verrath; im eigenen Lande nörgelten Hochtories und Whigs, aber die Stimme der Nation, das Interesse des Staates sprachen zu laut: schon um sich selbst zu fördern, drängten beide Parteien vorwärts. „Der Nagel ist eingeschlagen," schrieb Canning Ende 1824 an Granville, „Spanisch-Amerika ist frei, und — wir müßten denn unsere Angelegenheiten elend führen — so ist es englisch, und Novus saeculorum nascitur ordo." Noch vor Ablauf des Jahres 1828 waren die neuen Freistaaten anerkannt und durch Gesandte in London vertreten. „Wohlan," schreibt der Minister, „die neue Welt ist aufgerichtet, und sie ist unser, wenn wir sie nicht von uns stoßen."

Noch mehr aber als an den Westen mußte England an den Osten, an die Straße nach Indien denken; es konnte gar nicht zugeben, daß Rußland die dominirende Stellung in der Levante gewänne und das große Erbe, das dort zur Erledigung stand, allein anträte. Früher als der Zar selbst meldete Canning die Ansprüche seiner Nation an: schon im März 1823 erkannte seine Regierung die Blockade der türkischen Häfen an und damit Griechenland als kriegführende Macht. Die Politik des durch die Gährung in Polen geängstigten Zaren war gerade damals reactionärer geworden als je; mehr fast als es selbst Metternich lieb war, der ihn vergebens zurückzuhalten suchte, als er in Verona auf die Intervention in Spanien drängte; der Gegensatz gegen England war es, der im Westen wie im Osten die russische Diplomatie beherrschte. Jetzt ward sie gedrängt, Farbe zu bekennen. Alexander selbst konnte sich nicht mehr aus der Pressung, in die ihn die gegen einander gerichteten Directionen seiner Politik gebracht hatten, befreien; immer widerspruchsvoller, verwirrender wurden dem steten Vorrücken Englands gegenüber die Schachzüge seiner Diplomatie. Sogar Metternich begann, zögernd freilich und zaghaft genug, sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß man am Ende das Noli me tangere, das „Legitimitätsprincip" der Türkenherrschaft opfern und mit den Ansprüchen der Rebellen rechnen müsse, schon um nur Rußland und England auseinander zu halten. Es war der Weg, den Oesterreich im Laufe des Jahrhunderts mit stets wachsendem Erfolge gegangen ist: die Befreiung der christlichen Balkanstaaten, die Constituirung auf dem Grunde ihrer Nationalität hat sich schließlich fast mehr gegen Rußland als gegen das Donaureich gerichtet, das nicht einmal seiner eigenen Nationalitäten mächtig wird. Heute sind Rumänien, Serbien, Bulgarien selbständige Staaten geworden, und die eigene Unabhängigkeit bleibt, wie sie auch immer momentan das Steuer stellen mögen, der Pol ihrer Politik. Weiter als je ist Rußland, das schon unter Peter dem Großen um die Walachei kämpfte, von Constantinopel entfernt und sieht sich gezwungen, seinem unverrückten Ziele sich von der anderen Seite her zu nähern. Wenn die Griechen noch zuweilen mit ihm kokettiren, so geschieht es, weil sie immer noch nicht saturirt sind; in Wahrheit würden gerade sie die Ersten sein oder doch zu sein wünschen, welche bei einem Angriff Rußlands auf die Meerengen an der Seite seiner Gegner erschienen. Aehnlich stehen heute noch die Actionsparteien in Serbien und Bulgarien und der Fürst der Schwarzen Berge. Je weiter alle ihre Ansprüche befriedigt werden, um so weniger Sympathien wird Rußland gewinnen und um so mehr Oesterreichs Einfluß, fürs Erste wenigstens, wachsen; es wäre denn, daß die Befreiten die großen Mächte wieder zu ihren Kämpfen gegen einander gebrauchten. So unabhängig, frei von aller Schablone, als den Ausdruck der durch den Wechsel des Druckpunktes erzielten Machtverschiebungen, können wir heute Verhältnisse beurtheilen, welche damals allgemein als der Kampf des Liberalismus und der Reaktion galten. Aber wir sehen zugleich, welches Spiegelfechten die Diplomaten schon zu jener Zeit mit der öffentlichen Meinung trieben, und wie das Interesse ihrer Macht jedesmal für sie ausschlaggebend war. Jene Schiebung Oesterreichs schien in der That England, das sich bereits Rußland genähert, ver-

anlassen zu sollen, von diesem wieder abzurücken und dadurch die Besorgnisse Metternich's zu mildern. Es gab einen Moment, wo auch Frankreich dahin gravitirte; Rußlands Einfluß auf die Griechen war tief gesunken und seine Stellung in Europa isolirt. Sollte der Zar nun allein vorgehen und zunächst die Fürstenthümer in Pfand nehmen? In Rußland fand die allgemeine Erregung ein mächtiges Echo; eine dumpfe Gährung hatte sich der Nation bemächtigt; in der Armee breiteten sich die Netze der Verschwörung aus; convulsivisch drängten dunkle Gewalten nach Luft. Die gewitterschwüle Atmosphäre verstärkte jedoch nur die Unentschlossenheit des Zaren, und sein weicher Geist ließ sich von den Schatten der Melancholie immer mehr umdüstern. Auch seine Kraft war gebrochen; auf der Reise in den Süden, zu Taganrog, als ihn schon die Meldungen von der Conspiration seiner Gardeofficiere erreichten, sank er ins Grab. Ueber seiner Gruft tobte die Empörung, und über die Leichen der Meuterer hinweg bestieg Nicolaus I. den Thron. Für die russische Politik aber wirkte der Tod des Zaren, wie der Castlereagh's für England, befreiend: sein Nachfolger, den Polen gegenüber ungebunden und getragen von den gegen den türkischen Erbfeind hindrängenden Machtinstincten seines Volkes, mußte schon um des eigenen Thrones willen ihnen folgen, auf die Gefahr hin, der polnischen Revolution dadurch Luft zu schaffen. Um die Wende des Jahres war es bereits entschieden, und der Compromiß Rußlands mit England, den Metternich's gewandte Hände so lange hingehalten hatten, so gut wie fertig.

So ward Griechenland befreit. Und abermals wird deutlich, wie wenig doch die Ideenbewegung an und für sich vermag. Die Weckkraft freilich war sie gewesen. Es mußten erst die Helden des Gedankens, die Enthusiasten der nationalen Idee auftreten, um sie zu einem Factor der Politik zu machen. Den Zunder haben sie an die Mine gelegt. Aber so lange die Mächte vereinigt und auf der Gegenseite standen verpuffte das Pulver. Erst als diese aus einander wichen und je nach ihren Interessen Stellung zu der neuen Frage nahmen, kam dieselbe recht in Fluß. Auch die diplomatische Unterstützung aber konnte den Griechen nur wenig helfen. Allein gelassen wären sie in dem Kampfe, wie glühend Europa's Sympathien für sie sein und wie zahlreich die Freiwilligen sich melden mochten, die nach Hellas hinüber eilten, gegen die vereinigte Macht des Sultans und des Khedives erlegen: erst als die Kanonen der großen Mächte in der Bucht von Navarino donnerten, war es entschieden, daß der Orient fortan der Cultur des Abendlandes wieder angehören würde. Das Interesse der Mächte aber bestimmte sich wiederum je nach den Traditionen, auf denen sie ruhten, den Kräften, die in ihnen nach Entfaltung drängten, und den Bedingungen, den Schranken, die ihnen ihre Lage in der Welt, das Gegenstreben ihrer Nachbarn und Rivalen setzten. So ward die europäische Krisis eine neue Probe für ihre eigene Kraft: das Maß der in ihnen lebenden „moralischen Energie" und damit der Kern ihres Wesens, die Elemente der Nationalität, deren Abwandlung sie waren, wurden aufs Neue an den Tag gebracht. Eben die Mächte erwiesen sich als die lebensvollsten und die vorwärts drängenden, welche sich am rückhaltlosesten auf die Grundlagen ihres Daseins verlassen konnten. Auch sie wurden noch

durch die Zaghaftigkeit oder die Eigensucht ihrer regierenden Schichten gehemmt, und erst der von außen stoßende Druck beugte diese unter den öffentlichen Willen oder sprengte sie hinweg; aber der Erfolg und die Sicherheit, mit der dann jedesmal das Schiff des Staates durch die brausenden Wogen der Zeit dahin fuhr, bewies den neuen Männern, die am Steuer standen, daß sie auf dem rechten Wege, auf den Bahnen des alten Ruhmes und zukünftiger Größe ihrer Nationen waren, und band sie wieder mit ihrem Volke in dem Gemeingefühl erhöhter Kraft fester zusammen.

Ihr Vorgehen aber riß auch die Zögernden mit sich fort. Wir sahen bereits, wie selbst ein Metternich seinen Principien untreu werden mußte. Denselben Anblick bietet uns Frankreich dar, das, ob es schon seit dem Tode Ludwig's XVIII. der Reaction ganz anheim gefallen, dennoch die auswärtige Politik, wenigstens im Orient, fast im Sinne der Liberalen trieb. Seine Regierung lenkte damit in die Wege ein, welche die Tories in England und in Deutschland die kleinen Höfe gegangen waren: auch sie suchte, indem sie die Politik ihrer Gegner machte, den nationalen Wind in ihren Segeln einzufangen. Aber es konnte sich überhaupt Niemand mehr dem Eingreifen in die orientalische Krisis entziehen, so wenig etwa, wie heute eine der Großmächte da hinten geblieben ist, als es die chinesische Beute den flinken Händen der Japaner abzujagen galt. Auf die Dauer freilich wollte dieser Kunstgriff weder der Regierung Karl's X. noch den Tories in England etwas helfen; wie ja auch der deutsche Particularismus in dem Bunde mit den populären Ideen schließlich den Kürzeren gezogen hat. Es ging nicht an, eine fortschrittliche auswärtige Politik mit legitimistischen Grundsätzen im Innern zu vermengen, so wenig wie es umgekehrt den Allianzmächten gelungen war, liberale Verfassungsformen und einen internationalen Zustand des Beharrens zu verbinden. Eins hing am Anderen. Die liberalen Ideen waren nun einmal seit der großen Revolution der stärkste Hebel gewesen für die ans Licht drängenden Kräfte, wie verschiedenartig diese im Grunde sein mochten, und die Spaltung der großen Allianz, die Entfesselung der griechischen Nationalität durch die Großstaaten selbst hatte sie jetzt übermächtig gemacht. Wer sich zu ihnen bekannte, fühlte sich als Bundesgenosse, ob er in Frankreich oder England, in Deutschland, Polen, unter dem Scepter Habsburgs oder auf den südlichen Halbinseln des Continentes lebte. Wie der Funke aus dem Stein, so wurden sie aus den Nationen Europa's durch den Stoß der griechischen Erhebung herausgeschlagen; überall, bis über den Ocean hin, blitzten sie mit vermehrter Kraft auf.

Bisher war es den großen Höfen immer noch gelungen, ihr System wenigstens im Innern zu behaupten. Jetzt aber erkrachte die Monarchie in ihren Fugen, deren Volk zuerst von den revolutionären Ideen gepackt und bis in seine Tiefen durch sie verwandelt worden war; so wenig hatte es ihr genutzt, daß sie unter der Connivenz Europa's nach den constitutionellen Theorien selbst eingerichtet, und daß ihr Verfassungsleben von den rivalisirenden Parteien wetteifernd weiter als in jedem anderen Staate fortgebildet war. Die Versuche, die auch Karl X. wie seine beiden Brüder gemacht oder doch zugelassen hat, eine mittlere Linie einzuhalten und die Unabhängigkeit seiner

Regierung zwischen den Parteien zu behaupten, halfen nichts mehr; nur um so stärkere Fesseln legten ihm die Clericalen um die Füße. Wie brauste Lamennais auf, als das Ministerium der Versöhnung, das Graf Martignac gebildet hatte, die Volksschulen unter die Mitbeaufsichtigung der Präfecten neben den Bischöfen stellen, als es an den geistlichen Gymnasien Fähigkeitszeugnisse einführen, die Zahl ihrer Schüler beschränken wollte! Sofort erschien ihm der König im Lichte eines Nero und Diocletian, oder er nannte ihn wohl einen armseligen Schwachkopf. Die Curie war mit dem Eifer ihrer Söhne gar nicht zufrieden. „Was Ihr für unbequeme Bischöfe habt!“ sagte Leo XII. zu Chateaubriand, der seinem Hof als Gesandter in Rom diente. „Was wollen Sie denn mehr? Sie haben den frömmsten und christlichsten König, der je geherrscht, ja, ich kann sagen, einen wahren Heiligen; warum können sie sich nicht zufrieden geben?“ Jedoch auch die französischen Oberhirten, die allerdings ebenfalls protestirt hatten und sich nur durch strenge Befehle der Regierung zur Ruhe bringen ließen, waren nicht mehr Herren ihres Willens; sie folgten nur dem Druck, den der niedere Clerus und die clericalisirte Masse unter Führung jenes Fanatikers auf sie ausübten. So beschloß Karl, der diese Geister ja gerufen und ihnen immer gedient hatte, ihrem Willen zu gehorchen. Er versuchte es zunächst auf dem Wege, den sein unglücklicher Bruder gegangen war und erst Angesichts des Schafotts verleugnet hatte: indem er heimlich mit dem alten Freunde anknüpfte, mit dem er schon vor 1789 gegen Marie Antoinette intrigirt, der ihn in die Verbannung begleitet hatte, mit Louis Polignac, dem Eidverweigerer, der immer der Gegner der Verfassung geblieben war. Dann aber, sobald er Martignac gestürzt sah, trat er offen heraus, machte den Freund zum Minister und ward wieder ganz Artois. Nur in einem Punkte hat auch das letzte Ministerium der Bourbonen die Emigrantenpolitik verleugnet: nach außen ging es, und nur noch kecker, man möchte sagen mit dem Muthe der Verzweiflung, auf den Bahnen der nationalen Politik. Die großen Mächte waren schon an sich durch die schroffe Wendung in Frankreich verstimmt, die sie mit neuer Unruhe bedrohte. Jetzt stieß Polignac England durch die Expedition nach Algier vor den Kopf; er machte sich Hoffnung, die deutschen Kleinstaaten, selbst Preußen zu gewinnen, dieses durch den Austausch Hollands gegen das linke Rheinufer; im Widerspruch mit Oesterreich meinte er sich mit Rußland gegen die Türken verbinden zu können. Er hoffte wohl, die Politik Ludwig's XIV. erneuern zu können; in Wahrheit wäre er nur auf den Wegen Napoleon's fortgeschritten. Und so glaubten er und sein Herr auch die kunstvolle Maschine, die Napoleon in dem System seiner Bureaukratie und seiner Armee aufgerichtet und die bis dahin unter der bourbonischen Krone so gut functionirt hatte, dazu verwenden zu können, um den unentwirrbar gewordenen Knoten zu durchschneiden. Da gerieth ihnen die Hand zwischen die Räder.

(Ein dritter Artikel im nächsten Hefte.)

Ein Kopf von Hellen.

Von

Adalbert Meinhardt.

[Nachdruck untersagt.]

Mitten auf dem Küchentisch lag die flache Kiste. Liesbeth stand mit beiden ausgestreckten Armen wie beschützend über ihr Eigenthum gebeugt.

„Na," sagte die alte Köchin Wea, „willst Du das nich, denn laß sie man zu."

„Je, denn is dat ok gaud," brummte Hinrich Meyer, des Doctors Kutscher, der Stemmeisen und Kneifzange, um den Deckel zu öffnen, schon bereit gehalten hatte.

„Aber Liesbeth, was fällt Ihnen ein. Nein, so was! Erst freut sie sich wie so 'n Gör, daß sie was aus Paris kriegen soll und tanzt noch rundrum in der Küche; und nu!" — Wilhelmine, die Kammerjungfer, schüttelte ihr würdiges Haupt. — „'n Hut kann das ja natürlich nicht sein."

„Ne, so 'n neumodschen wie Ihrer, mit so ne hohe Federn nich," schob die Köchin dazwischen.

„Und 'n Hut haben Sie sich wohl gewünscht? Aber, wenn die Kiste auch so flach ist — was kriegt man nicht für Sachen aus Paris! Stoff zu 'n Kleid. Und Handschuhe. Und Röcke, ich sag' Ihnen, Spitzenunterröcke! Bei meiner vorletzten Herrschaft, der Gräfin — hier bei der Doctorsfrau ist das ja nicht so weit her, und die letzte war auch nicht so, aber die vorher — wenn Sie die Wäsche gesehen hätten!"

„Ach," seufzte Liesbeth, „so was schenkt er mir aber nicht, so is er gar nich."

„So? Was wissen Sie davon, wie so 'n Herr ist? Der hält grade darauf, daß Alles ganz von innen her fein ist, nich nur so 'n bischen oben auf. Und Sie müssen ihm doch dafür danken. Na, und können Sie das wohl, wenn Sie gar nicht wissen, was darin ist? Also — das sag' ich bloß. Warum wollen Sie das denn nu nicht sehen?"

„Ich hab' so 'ne Angst," flüsterte das junge Ding und blickte mit Thränen in den Augen von der Einen zur Andern.

„So 'ne Angst!" rief Wilhelmine, „wovor denn? Was soll denn drin sein? Das beißt Ihnen nicht. Nein, so 'n armer Herr, der weiß doch gar nicht, an wen er kommt, verlobt sich da mit 'n richtigen Gör und schickt ihr 'n Geschenk aus Paris, und sie fürchtet sich noch!"

„Wenn hei sick mit Sei verlobt harr, Willemine, Sei glöwen woll, dat wär beter för em?“ fragte die Köchin, die im Gegensatz zu der Jungfer leicht in ihr natürliches Plattdeutsch verfiel.

„Unsinn! Was Sie immer wollen Ich gönn ihn Liesbeth, ich kenn ihn ja gar nicht. Ueberhaupt so 'n junger Mensch, der seine Mama erst lang fragen muß — ne, für mich wär das nichts.“

„Je, sall ick de Kist nu open maken oder sall ick dat nich?“ fragte Hinrich, „sonsten gah ick in 'n Stall, dat is nu Tid, ick möt anspannen gahn.“

„Na, Liesbeth, wie is't, willst Du nich?“

„Liesbeth,“ sagte Wilhelmine, „wenn Sie das nicht sehen mögen, denn lassen Sie uns doch, denn gehen Sie doch raus!“

„Könnte ich nicht . . . ich möchte oben in meinem Zimmer . . .“ bat Liesbeth.

„Ne, ne, das gilt nicht.“

„Wat willt Du da allein ok mit maken?“

„Unser einer verlobt sich so leicht nicht mit 'n richtigen Herrn; wir wollen doch sehen, was der aus Paris schickt. Man vorwärts, Hinrich, machen Sie die Kiste offen.“

Und Wilhelmine schob mit sehr energischem Druck des jungen Hausmädchens beide Hände auf die Seite, damit der Kutscher heran kommen konnte. Hinrich ließ sich es nicht zweimal sagen. Er war nicht so neugierig wie di Weiber, ganz gewiß nicht. Aber — was so ein junger Herr wohl der kleinen Liesbeth aus Paris schicken mochte? — Gern gewußt hätte er's eben auch. Im Nu war das Stemmeisen angesetzt. Der Deckel ging in die Höhe. Mit der Kneifzange zog er die Nägel heraus, einen nach dem anderen steckte er zwischen die Zähne und hielt sie so fest, bis er dann das ganze Paket zusammen in seine Hosentasche schob, die Werkzeuge hinlegte und noch einmal mit den beiden Händen zugriff. Knack — der ganze Deckel lag offen.

„Na, was is das nu?“

„Gar kein Unterrock, was Hartes.“

„Nein, so viel Papiere!“

„Nimm's doch raus!“

„Was hat er denn geschrieben, Liesbeth, was sagten Sie bloß noch, es wär' ganz was Schönes? Das wird ja woll 'n Bild.“

„Und so 'n feinen, weißen Rahmen!“

„Bilder sind theuer. Bei meiner vorletzten Herrschaft . . . Aber was ist das, das ist ja nicht bunt, bloß so 'n paar schwarze Striche, man kann gar nicht sehen, was es sein soll,“ rief Wilhelmine.

„Dat is weiter gor nicks,“ sagte Hinrich.

„Na nu!“ die Köchin Wea zog die Tischschieblade auf, in welcher sie neben ihrem Gebetbuch, ihren besten geschriebenen Recepten und dem angefangenen Strickstrumpf auch eine große Brille verwahrte, und setzte diese sich recht vorn auf die Nase: „Na nu!“ sagte sie noch einmal und drehte die Kiste zu sich herum.

„Ne, so herum!“ rief Wilhelmine und drehte wieder anders, „da is oben.“

„Ja, da is was,“ meinte auch Wea, „die Striche, die gehen alle runter.“

„Vielleicht gehört das so.“

„Ne, so.“

Und als sie es noch einmal drehten und immer noch nicht recht heraus bringen konnten, was die Linien auf dem Bild zu bedeuten hätten, fing erst Wilhelmine an, leise zu kichern, dann die Anderen. Und dann lachten sie alle Drei dröhnend und laut, daß die Wände und die Teller auf den Börtern und die Kannen an den Haken und die Ringe und die Kessel auf dem Herde mit schütterten.

„Nix, es is gor nix, hei makt sick lustig!“ rief Hinrich Meyer.

„Ne, was 'n Jux, was 'n Jux! Er schickt ihr bloß 'n Papier mit 'n paar schwarze Tintenklexe in so 'n Rahmen,“ stöhnte Wilhelmine halb kraftlos vor Lachen.

Aber die junge Liesbeth — sie hatte die ganze Zeit zur Seite gestanden, an die Marmorplatte der Küchenanricht ihre Finger angeklammert und sich die Lippen fast wund gebissen — schluchzte laut auf.

„Es ist mein,“ rief sie und packte das Bild, riß es aus der Kiste, preßte es an sich, und unter dem Lachen und Durcheinanderschreien der Anderen stürzte sie in hellen Thränen zur Küche hinaus.

Die Kellertreppe lief sie hinauf und über den Flur und die teppichbelegte längere Treppe zum ersten Stock und wollte gerade in den zweiten, in dem ihr Zimmer unter dem Dach lag, da — da ging die Thür auf. Frau Doctor kam heraus.

„Wilhelmine? Ach so, Sie sind's, Liesbeth. Nun, das macht nichts, Sie können es auch. An meinem Kleid ist am Rock, da, etwas getrennt, nähen Sie es fest. Kommen Sie nur herein.“

„Jawohl, Frau Doctor.“

„Nun? Warum stehen Sie denn noch so? Kommen Sie rasch!“

„Jawohl, Frau Doctor.“ — Das arme Mädchen hatte das Bild in aller Eile hinter sich gesteckt. Sie suchte, es auf die Erde zu stellen.

Das bemerkte Jene doch: „Was haben Sie da? Was machen Sie nur? Wollen Sie etwas vor mir verstecken?“

„Ach, nein, Frau Doctor, ich — es war nur . . . ich wollte eben in mein Zimmer.“

„Sie sind ja ganz athemlos vom Laufen. Herr Doctor hat Ihnen schon neulich gesagt, Sie sollten nicht die Treppen so rennen. Sie sind jung und rasch gewachsen. Und man hört's im ganzen Hause.“

„Ach ja, Frau Doctor, ich thu's auch nicht wieder.“

„Aber was haben Sie denn da? Es ist wohl eine Photographie? Nein, was ist das denn? Lassen Sie sehen.“ — Und ohne weiter viel Umstände zu machen, bückte sich die rasche Dame, ergriff den Rahmen, der am Treppengeländer schon lehnte und ging mit dem Bilde zurück in ihr Zimmer. Liesbeth kam mit kleinen Schritten verzagt hinterdrein.

Drinnen am Fenster hielt Frau Doctor Roß das weiße Blatt mit den schwarzen Strichen sich nahe an ihre kurzsichtigen Augen: „Mein Gott, das ist ja" — sie drehte es zweimal um, beinah so, wie die in der Küche auch gethan hatten — „wahrhaftig, das kann nur von Helleu sein — wie kommen Sie dazu!"

„Ich hab' es eben geschenkt gekriegt," flüsterte Liesbeth.

„Sie?" — Die Dame hob ihre Augen nicht von dem Bilde. „Sie!" sagte sie noch einmal halblaut wie für sich in ungläubigem Ton: „Das Blatt ist entzückend. Wie der Mann zeichnet! Und mit wie wenig Mitteln! Eine Strichlage so hin, für den Schatten, eine Strichlage in anderer Richtung für das seidenweiche Haar. Weiter nichts, kaum der Umriß des Kopfes. Ja, wer hat Ihnen denn das gegeben?"

„Mein . . . Herr . . . Ich sollte Frau Doctor doch noch was nähen?"

„Richtig, da unten. Nehmen Sie sich aus meinem Nähkorb Nadel und Faden. Es sind nur drei Stiche. Aber ich kann so nicht ausgehen. Ich dachte, Wilhelmine käme. Ich bin eilig. Nähen Sie es mir fest."

Liesbeth fädelte die Nadel ein. Sie holte den Fingerhut aus der Tiefe ihrer Kleidertasche hervor und kniete nieder und nähte mit hastigen Stichen. Frau Doctor stand noch immer mit dem Bilde in der Hand. „Nicht eigentlich schön. Nur so ein Charme in dem ernsthaften, jungen Gesichtchen. Mein Gott, wem sieht das Bild doch nur ähnlich! — So," unterbrach sie sich, „Sie sind fertig? Es ist gut. Sagen Sie nur Wilhelmine, sie sollte mir das schwarze Kleid bereiten. Ich gehe jetzt aus und will es anziehen, sobald ich wieder nach Hause komme. Und — da nehmen Sie nur das Bild. Es gehört wirklich Ihnen, was? — Ist nicht irgend eine Ueberraschung für mich von meinem Mann? Ja, aber noch einmal" — sie drehte das Bild auf die Rückseite — „da steht der Name einer Pariser Kunsthandlung, es kommt also direct von dort. Wer schickt Ihnen so etwas?"

„Mein . . . mein Bräutigam," stotterte das arme Mädchen dunkelroth, wie mit Blut übergossen.

„Ihr Bräutigam! Sie haben einen? Das ist das Erste, was ich höre. Wie lange sind Sie denn überhaupt hier in der Stadt? Und wie alt sind Sie jetzt?"

„Ich bin neunzehn, Frau Doctor. Und in Stellung bin ich schon seit fünf Jahren. Und hier in der Stadt — das weiß Frau Doctor ja auch, hier bin ich nur die viereinhalb Monate erst."

„Seit Sie bei uns im Hause sind, richtig. Damals sagten Sie mir, Sie wären nicht verlobt. Seitdem also? Und mit einem Menschen, der Ihnen Radirungen von Paul Helleu aus Paris schickt? Wie geht denn das zu, und wer ist der Mann? Schützen kann man seine Mädchen natürlich nicht. Aber ein bißchen für sie sorgen, sich um sie kümmern — ich halte das einfach für meine Pflicht. Also, Liesbeth, ich gehe jetzt nicht aus. Wer ist er und wie kommt er dazu, Ihnen ein solches Geschenk zu machen?" — Die Frau Doctorin streifte ihre Handschuhe, die sie schon angezogen hatte, sehr energisch wieder von den Fingern, knüpfte ihren Schleier auf, legte ihn bei Seite und

setzte sich vor ihren Toilettentisch, auf den sie das Bild, an den silbernen Spiegel gelehnt, vor sich hingestellt hatte: „Also, Liesbeth?"

„Ach Gott, Frau Doctor, ich dacht' ja nich, daß das so was besonders Kostbares wär'. Er sagt noch, er wollt' mir auch was schicken. Und ich denk', in Paris da is so viel zu haben. Vielleicht, denk' ich, en Hut oder so was. Und er schreibt auch, das wär' das Hübscheste und Beste, was er in dem ganzen großen Paris überhaupt gesehen hätte. Ja, und ich freu' mich so, und da . . . Ja, da schickt er mir das!"

Sie warf den Kopf ein wenig zurück mit einer geringschätzigen Miene.

Die Dame hatte das Bild wieder einmal in die Hände genommen.

„Das Hübscheste in ganz Paris?" fragte sie und blickte nachdenklich dabei zu ihrem Stubenmädchen auf, das in dem rosa Kattunkleid mit der weißen Latzschürze, auf dem Haupt das weiße Tüllhäubchen, neben ihr stand. „Das Hübscheste?" wiederholte sie nochmals und sah in ihrer raschen Weise das Bild wieder an und wieder das Mädchen — „ja, mein Gott, wo hatte ich denn nur meine Augen! Der Mann liebt Sie, und — das sind ja Sie! Es könnte wirklich Ihr Porträt sein. Haben Sie das nicht gleich gesehen?"

„Ich, Frau Doctor, das da? Das soll ich sein? Es ist ja nur so 'n . . . so 'n Kritzelkratzel," sagte sie halblaut.

„Finden Sie?" — die junge Frau lachte; „Ihr Verlobter, meine gute Liesbeth, hat, wie ich sehe, eine zu hohe Meinung von Ihnen, er überschätzt Sie, wenn er Ihnen genügendes Kunstverständniß zutraut, um an dem Blatt da sich zu freuen."

„Eine zu hohe Meinung, ach ja, wahrscheinlich. So wird es wohl sein. Ich kann das doch einmal nich sehen, daß das hübsch sein soll."

„Und er? Wie kommt denn er dazu? Wenn er wirklich sich mit Ihnen verlobte — Sie hätten mir das gleich mittheilen sollen, man hätte sich erkundigen müssen, ob es ein Mensch ist, der's ehrlich meint und Sie heirathen kann, ein so junges und armes Mädchen — also, was ist er denn?"

„Er is . . ."

„Hat er keinen Beruf? Ein Thunichtgut? Er wird Sie sitzen lassen, Liesbeth!" rief die junge Frau.

„Er is Kunstgelehrter," stammelte das Stubenmädchen.

„Was sagen Sie? Was?"

„Kunstgelehrter." Liesbeth war schon nicht mehr so befangen. Sie hob ihren kleinen, mützengeschmückten Kopf wieder freier. „Und heirathen will er mich auch, Frau Doctor, so bald ich nur will."

Frau Doctor Roß lehnte sich in ihren Toilettenstuhl zurück, wie zu längerer Sitzung. „Das müssen Sie mir gehörig erzählen. Mein Gott, was erlebt man heut' alles für Sachen! Woher kennen Sie ihn? Wie heißt er? Erzählen Sie."

Das Mädchen nahm ihre weiße Schürze an einer Seite in die Höhe und legte den Saum in ganz kleine Falten. „Da ist gar nich viel zu erzählen," sagte sie mit ihrer bescheidenen Stimme. „Ich kenn' ihn schon lang. Von vor Weihnachten her."

„Drei ganze Monate?"

„Ja. Da mußte ich Abends zur Stadt. Ich hatte die weißen Gardinen doch, Frau Doctor weiß wohl noch, zum Färber zu bringen, daß der sie schön gelb macht. Und wie ich zurückgeh' an der Ecke, da is doch so 'n Handschuhladen und so lange, schöne Handschuh' — Frau Doctor hat doch auch so 'n Paar — mit Schleifen oben ganz hoch am Arm."

„Vorwärts. Sie blieben vor dem Ladenfenster stehen?"

„Ja, und da spricht mich Einer an und will mich umfassen."

„Das war er?"

„Nein, da kam er grade drauf zu."

„Ach so, und hat Sie vor Jenem gerettet?"

„Jawohl, so war das. Und dann sagt er, ich müßt' Abends nich so allein gehen. Und: Darf ich Ihnen nach Hause begleiten und . . ."

„Ihnen!" die junge Dame schauderte förmlich, „das sagte er wirklich?"

„Ich weiß nich, Frau Doctor. Ich kann es wohl nich so richtig erzählen. Er ging mit mir bis hier vor die Thür. Und stellt sich vor, und ich sag' ihm natürlich auch, wie ich heiße. Und den nächsten Tag gleich, da krieg ich 'n Brief, ob er meine Eltern besuchen dürfte und sich bei ihnen nach meinem Befinden erkundigen."

„Ihre Eltern? Die leben doch hier nicht?"

„Nein, Frau Doctor. Aber er meinte das wohl so, ich wär' hier zu Hause, weil er mir doch nich ansehen konnte . . . Ich schrieb ihm auch gleich, er sollt' lieber nich kommen. Und denn sah ich ihn vorbei gehen. Und denn . . . ja, denn die Woche drauf, wie ich meinen Ausgehabend hatte, da treff ich ihn wieder . . ."

„Sie waren wohl in städtischer Kleidung?"

„Ja, Frau Doctor."

Frau Hertha hatte ihre Wange in die Hand gestützt und sah sich ihr Dienstmädchen an. Wäre nicht das rosa Kattunkleid, die Schürze und die weiße Haube — wer sollte dieser anmuthigen, jungen Erscheinung es ansehen, daß sie nicht eine Dame sei? Wie manche Damen würden sich freuen, eine solche Haltung zu haben und so ein Gesicht! — Vor zwei Tagen erst hatte Frau Hertha zu ihrem Mann gesagt: Unser Hausmädchen ist doch wirklich zum Verlieben. Wenn ich nur wüßte, wie ich es geschickt anfangen könnte, die alte Wilhelmine nicht zu kränken, ich würde viel lieber dies junge Ding mir zur persönlichen Hülfe nehmen.

„Und also," fragte sie kurz, „Sie haben ihm nicht gesagt, daß Sie hier in meinem Dienst sind, sondern Abends ihn getroffen und sind mit ihm spazieren gegangen?" — Menschen unteren Standes, dachte sie bei sich, wie sympathisch sie auch aussehen, haben doch einmal nicht unsere Rechts- und Ehrbegriffe.

Das Mädchen glättete ihre Schürzenfalten. Sie gab nicht sofort Antwort. Es war, als müßte sie sich erst selbst den Sinn der Worte, den Sinn der veränderten kühlen Stimme ausdeuten. Dann hob sie den kleinen Kopf hoch.

„Ich hab' es ihm gesagt. Das zweite Mal gleich. Ich wollt' auch nich weiter. Aber er . . . ich konnt' gar nich anders. Ich hab' ihm Alles gesagt, Frau Doctor, auch von meinem Vater. Daß er mal früher . . . Frau Doctor wird das wohl nich wissen . . . er — er hat aber gesessen. Und daß Mutter wieder verheirathet is. Und daß wir nu beide nich gut mit ihr stehen. Und daß ich meine kleine Schwester, die zu Ostern confirmirt wird, auch gern hier haben will in der Stadt in Stellung, wenn sie's bloß nicht so schwer hat. Und daß ich selbst auch schon mit vierzehn Jahren in Stellung war."

„Und die Glocken geläutet haben?" fragte Frau Hertha. Das Mädchen hatte ihr eines Abends, als Wilhelmine ausgegangen war, beim Auskleiden geholfen und hatte dann von ihrem ersten Dienst erzählt bei einem Dorfküster, der gern trank, und wie sie dort früh vor Tagesanbruch, wenn Jener noch schlief, halb angekleidet auf den alten Thurm steigen mußte, um in aller Kälte zu läuten. Das Bild des jungen Geschöpfes, das frierend, im groben Hemd und kurzen Röckchen, schlaftrunken sich an den dicken Strang anhing und sich oft noch halb bewußtlos in der einsamen Höhe hin und her, hin und her schwingen ließ, wenn die Glocke dumpf dröhnend nachklang, dies Bild, wie das Mädchen mit wenig Worten es ihr vor die Augen gestellt, war Frau Hertha Tage lang im Sinn geblieben. Welchen Eindruck mochte die Schilderung desselben erst auf einen Verliebten ausüben!

„Ja, natürlich," sagte Liesbeth, „das weiß er nu auch."

„Er machte sich nichts daraus?"

„Nein, gar nichts; er hätte mich gleich heirathen wollen. Aber das wollt' ich nich. Zwei ihm auf einmal aufhalsen, nein, das geht doch unmöglich. Wenn ich klein Line in Stellung weiß und hab' mir denn so viel erspart, daß ich . . . etwas Leinenzeug und Wäsche muß man sich doch selber anschaffen; mit so ganz leeren Händen wie eine Bettlerin zu einem Mann ins Haus gehen, und dazu noch zu Einem, der 's anders gewohnt ist, der es ganz anders haben könnt' — Frau Doctor, nich wahr, das kann ich nu doch nich?"

Menschen unteren Standes haben andere Rechts- und Ehrbegriffe, dachte die junge Frau wie vorhin. Und sie dachte an eine oder auch mehrere ihrer Bekannten, die nicht so gezögert hatten, von dem Mann, der sie ehelichen wollte, Alles für sich und ihre Familie anzunehmen. — „Sie sind ein braves Mädchen, Liesbeth," sagte sie. „Da, hängen Sie das Bild auf in Ihrem Zimmer. Freuen Sie sich, daß Ihr Verlobter in dem poetischen Gesichtchen gleich Ihr Conterfei entdeckte. — Und — dann noch eins. Ich muß Ihnen etwas sagen: Sie sind doch kein Kind mehr. Wenn auch auf dem Lande aufgewachsen, Sie müssen wissen, daß . . . Liesbeth, Männer, die junge, arme Mädchen lieben, die . . . geben Sie acht, Sie müssen so viel allein mit ihm bleiben. Er spricht von der Ehe. Aber, ob er nicht vorher anders . . ."

„O nein, Frau Doctor," sagte Liesbeth in ihrer einfachen Weise, ohne zu stocken und zu zögern, wie es jene gethan, „ich weiß wohl, wie die Männer sind. Auf dem Lande erst recht. Aber der nicht, der ist so — ich kann's nich so sagen, so respectvoll, Frau Doctor. Ich bin ganz sicher bei ihm, ganz sicher! Das weiß ich gewiß. Und wenn er von Paris zurück is — er studirt

da noch was, über die modernen — richtig, über Maler und Stecher, so heißt das — ja, denn bringt er mich zu seiner Mutter. Die war nämlich krank bisher, und deshalb war er hier zum Besuch. Er lebt sonst in Berlin, und da is er . . .“ nun stockte sie doch — „Professor soll er noch erst werden, er ist jetzt nur Privat —“

„Privatdocent!“

„Ja, richtig, so is es. Ich kann mir das Wort einmal nich merken. Und so viel Worte, die er sonst braucht. Er sagt, das schad't nichts. Wenn ich auch mal en Fehler mache. Ihn is das lieber, als wenn 'ne richtige Dame gut spricht und denkt dabei falsch. Er sagt . . .“

„„Privatdocent? In Berlin? Die Mutter krank. Er schreibt über die modernste Schule . . .?“

„Ja. Er sagt auch, wenn Frau Doctor so viele Bilder und so viele Bücher hat, wie ich ihm erzähle, wer weiß, denn hätte Frau Doctor vielleicht auch sein neustes, denn das hat solches Aufsehen gemacht.“

„Ueber die Poesie der Linie? Es ist Hubert Ehren?“

„Ja, Doctor Hubert Ehren, der ist es. Frau Doctor kennt ihn?“

„Ich? Natürlich. Das heißt nur vom Hören. Ich wünschte mir immer schon — gleichviel. Er kennt mich schwerlich.“

„Ich meine nicht, Frau Doctor. Von Herrn Doctor weiß er, daß er hier am Krankenhaus Arzt is. Er wollte ihn selber schon mal fragen, weil der Herr doch so gut mit Nerven Bescheid weiß.“

„Es ist gut, Liesbeth. Sie können gehen. Nehmen Sie das Bild da fort. Wilhelmine braucht nicht zu kommen. Ich klingle nachher. Und — gehen Sie nur.“

„Jawohl, Frau Doctor,“ sagte das Mädchen. Sie sah ihre Herrin, die so plötzlich abweisend kalt und in gebieterischem Ton zu ihr sprach, eine Secunde fragend an. Aber Dienstboten können nicht immer genau verstehen, was so einer Dame durch den Kopf geht, und wie sehr, wenn sie einen jungen Autor, der durch seine hypermodernen Schriften rasch sich einen Namen gemacht hat, schon seit Monaten einmal zu treffen und in ihr Haus zu ziehen wünschte, es sie verstimmt, daß sie ihn jetzt als ihres Dienstmädchens Verlobten überhaupt nicht kennen kann. — So nahm Liesbeth ihr Bild gehorsam von dem Toilettentisch und ging hinaus.

Oben auf ihrer Stube, die sie mit Wilhelmine gemeinsam bewohnte, stellte sie das Bild auf ihre Commode, an der Wand zwischen den beiden Betten. Ihre Nippsachen — eine Muschel, in welcher ein Fingerhut steckte, ein Nadelkissen von rothem Sammet, ein geschnitztes Uhrgehäuse ohne Uhr und ihre eigene Photographie in einem Holzgestell mit aufgeklebten, getrockneten Blumen — mußte sie bei Seite schieben. Der weiße Rahmen machte sich gut. Aber das Bild . . . Sie versuchte es anzusehen. Wo unten und oben war, wußte sie jetzt. Auch das Gesicht vermochte sie wohl zu erkennen, wie sich der Kopf ein wenig vorstreckte, und ein Arm und ein Buch, und ganz unten auf dem Blatt noch zwei Hände, die aber gar nicht dazu gehörten. Sie sah's und schüttelte ihren eigenen blonden Kopf und nahm die Photographie da-

gegen. Das ausdruckslose, gewöhnliche Porträt im carrirten Sonntagskleid mit der goldenen Confirmationsbroche — ihr gefiel es doch besser. Und nun trat sie vor den kleinen Spiegel am Fenster und verglich sich selber mit beiden und lächelte. So schön glatt und feiertagsmäßig wie die Photographie erschien sie sich freilich heute nicht. Aber doch — so schlimm wie das Pariser Fräulein in den aufgelösten Haaren sah sie lange nicht aus. Man wußte ja nicht einmal recht, ob die Person da ein Kleid an hatte oder gar nichts. Wie konnte Hubert eine Aehnlichkeit finden wollen und die Frau Doctor sie auch gleich errathen! Sie entdeckte nichts davon. Und sie war recht froh, daß sie es nicht sah. Das Bild hier aufhängen, wie die Dame ihr vorgeschlagen? Daß Wilhelmine jeden Abend und jeden Morgen ihre Glossen darüber machte — nein, das doch nicht. Aber schreiben wollte sie ihm. Seit Frau Doctor ihr das von der Aehnlichkeit gesagt, verstand sie eher, wie es gemeint war — er hatte an sie gedacht bei Allem, so wie er es ihr vorhergesagt, daß er es thun würde — selbst bei dem wunderlichen Gestrichel da auf dem Blatt. Er hatte sie lieb. Das hatte Frau Doctor auch errathen. Und sie hatte ihn lieb. Sie nahm das Bild im weißen Rahmen und küßte es. Gleichviel, was es war, es kam von ihm. Auch ein Hut hätte sie nicht mehr freuen dürfen, so sagte sie sich. Was er ihr gab und geben mochte, es war gut und war lieb. Was war ihr nicht schon von ihm gekommen! Das junge Geschöpf dachte an jeden Spaziergang mit ihm, an die Mittage im Theater, an das theuere Restaurant, in das sie nur schüchtern den Fuß gesetzt hatte, und an das ungewohnt feine Essen. Und sie dachte daran, wie er mit ihr allein geblieben, ganz allein bis in die Nacht, und hatte zum Abschied ihre Hand in die seine genommen und ihre Fingerspitzen geküßt. Sie war ihm dankbar auch dafür. Sie hätte ihm ja gern ihre Lippen hingehalten, ihr ganzes Gesicht. Aber daß er es nun so wollte, das schmeichelte ihr, weil es sie schöner, vornehmer dünkte. Daß er ihr bisher nicht viel schenkte, wie sonst wohl ein Bräutigam seinem Mädchen, keine Broche — die alte von der Confirmation her hatte sie längst ihrer kleinen Schwester Line gegeben — und kein gutes wollenes Kleid, das war eben auch, weil er so anders, so eigen war. Manchmal verstand sie ihn gar nicht recht. So, wenn er ihre einfache Kleidung, ihren schlichten Scheitel bewunderte, sie lobte, daß sie keine Toilettenkünste gebrauche. Und noch viel minder, als er einmal sagte, wenn sie erst seine Frau sei, müsse sie immer in unscheinbaren, leise gedämpften Farben gehen, schwarz und grau, nur weiß im Sommer mit wenig lilla. Sie hatte sich heimlich gewünscht, einmal ein blaues Kleid zu haben, so rechtes schönes Blau, von gutem Wollstoff, daß es echt bleibt und lange hält und man es reinigen und womöglich noch kehren kann. Aber freilich, wenn sie seine Frau war, brauchten ihre Kleider nicht lange zu dauern. Dann trug sie eins und schenkte es fort, wenn's ihr nicht mehr gefiel, und ließ sich gleich ein neues machen, wie Frau Doctor es that. Und wem sie es schenkte, das wußte sie auch schon: Line, ihrer kleinen Line, die sollte sicher das erste gleich haben, das sie her gab. Sie mußte lachen vor Vergnügen, da sie sich vorstellte, wie das Kind sich freuen würde. Und sie nahm das Bild wieder her und küßte es nochmals:

„O Du, Du!“ — Als seine Frau war sie eine richtige Dame, konnte Morgens schlafen so lange wie sie wollte, ihr Mädchen zündete Feuer im Herd an und kochte den Kaffee und machte die Betten und scheuerte die Dielen auf und wischte den Staub ab, sie — ja, was würde sie denn thun? Was alle Damen thun, dasitzen, hübsche Bilder ansehen, lesen, spazieren gehen — weiter gar nichts. Und Sonntags mit ihm ins Theater. Und immer mit ihm! Wenn er nur erst wieder da war, ihr Hubert. „Hubert Ehren. Doctor Ehren und — Frau Doctorin! . . .“

Sie sah sich erschrocken um, ob Niemand die Worte gehört, die sie laut ausgesprochen hatte. Und da sie auf der Treppe Schritte, Wilhelminen's Schritte vernahm, machte sie rasch die Commodenschieblade auf und schob das Bild in seinem Rahmen zwischen ihre zwei Kleider hinein und stieß die Schieblade zu und schloß ab. Sie athmete ordentlich erleichtert, als jene kam und sie ärgerlich anfuhr, ob sie wohl vergessen hätte, daß heute Sonnabend sei und Klärtag, das ganze Tischsilber läge noch unten im Putzzimmer auf der Fensterbank, und richtig, Frau Doctor, die sonst nie hinunter kam, die eigentlich viel zu kurzsichtig war, um so etwas überhaupt zu sehen, die hatte sofort die Unordnung bemerkt und hatte sie, Wilhelmine, getadelt, sie solle es forträumen, es könne ja gestohlen werden.

„Mich geht das doch wahrhaftig nich an. Und wie ich sag', das ist Liesbeth ihre Sache, da sagt sie: Ach so — und geht raus und sagt gar nix! Nu möchte ich doch nur bloß mal wissen, warum sie mich auszankt und Ihnen nicht!“

Liesbeth lief, nein, flog die Treppe hinunter und zu ihrer Arbeit. Daß sie vorhin versprochen hatte, in einem gemäßigten Tempo durchs Haus zu gehen, das war ihr gänzlich wieder entfallen.

Erst am Abend kam sie dazu, den nothwendigen Dankbrief zu schreiben. Es war spät, die Herrschaft in Gesellschaft, Wilhelmine hatte sich oben aufs Bett gelegt, um ein bißchen voraus zu schlafen. Und Liesbeth saß in der warmen Küche am Tisch neben der Köchin Wea, die fleißig strickte, von Zeit zu Zeit nur, wenn sie eine Reihe fertig hatte, sich ein bißchen mit der Nadel hinterm Ohr kraute und durch ihre großen, runden Brillen einen Blick zu dem Mädchen hinwarf.

„So,“ sagte diese endlich und holte tief Athem, „so, das wär' fertig.“

„En swor Stück Arbeit,“ meinte Wea, „wenn er nu nich en Herr Doctor wär', man bloß so wie Unsereins, denn hätt' er Dir das Bild nich schickt und denn brauchtst Du das nich.“

„Nein,“ sagte Liesbeth, „denn brauchte ich das nicht.“ Sie stützte beide Ellenbogen auf die Tischplatte auf, legte ihr Gesicht in die flachen Hände und starrte eine Weile schweigend in das Licht der Petroleumlampe — „aber,“ und sie hob wieder den Kopf hoch, „denn wär' auch alles Andere anders. Und das wollt' ich doch nich.“

„Na,“ meinte Wea, gemächlich strickend, „denn is das ja gut so. Soll mich bloß wundern, wenn Du nu wirklich ne richtige Madam bist, ob Dir das denn gefällt.“

Liesbeth lachte. „Das soll mich auch wundern!“ rief sie im Hinausgehen aus der Küche der Alten zu und schwenkte ihren Brief dabei lustig. — Aber draußen im Flur im Halbdunkeln seufzte sie für sich. Es war doch sonderbar, daß Alle immer noch nicht recht daran glaubten. Erst die Frau Doctor und nun Wea, sie thaten Alle, als könnte nie etwas daraus werden, sie Zwei nie glücklich zusammen kommen. Und er war doch immer so zuversichtlich! — Sie ging aus dem Hause zum nächsten Briefkasten und steckte ihren Brief hinein.

Frau Doctor Roß hatte in den nächsten Tagen wohl viel zu thun, Liesbeth sah sie kaum, es war förmlich, als ob die Dame, die ihr Hausmädchen sonst für jede Kleinigkeit gerufen, sie jetzt nicht mehr um sich haben möge. Erst am folgenden Sonntag, da die Jungfer ausgegangen war und die Herrschaft sich spät entschloß, das Theater zu besuchen, mußte Liesbeth der jungen Frau beim Umkleiden helfen.

„Nun, haben Sie wieder Geschenke und Briefe aus Paris bekommen?“ fragte diese, während das Mädchen vor ihr kniete, ihr die Stiefel zuzuknöpfen.

„Ja, gestern wieder en Brief.“

„Was schreibt Ihnen denn Hubert Ehren?“

„Ich weiß nich, Frau Doctor, ich hab' es noch nich recht gelesen.“

„Was soll das heißen? Nicht gelesen? Einen Brief, den Sie gestern erhielten?“

„Ich hab' keine Zeit gehabt. Wir hatten doch gestern Abend Gesellschaft. Und es wurde so spät. Und bis ich hinauf kam, war ich so müde . . .“

„Und heute? Den ganzen langen Tag!“

„Frau Doctor, ich mußt' doch das Silber erst putzen. Und den Saal hatt' ich rein zu machen. Und denn aufräumen für Wilhelmine. Und seine Briefe sind auch so lang, immer vier, fünf ganze Bogen. Ich wollt' mich grade jetzt dran machen, als Frau Doctor geklingelt hat. — Wollen Frau Doctor das schwarze Spitzentuch oder das weiße?“ fragte sie, von ihren Knien aufstehend, als die Stiefel zugeknöpft waren und die Dame immer noch, den Kopf in die Hand gestützt, da saß und sie nachdenklich ansah.

„Das schwarze,“ sagte Frau Hertha und erhob sich und ging zu dem Spiegel, es sich umlegen zu lassen. Während Liesbeth die Spitzenfalten auf ihrem Haar ordnete, drehte sie plötzlich den Kopf herum.

„Nun, und Sie? Schreiben Sie ihm auch vier Bogen?“

„Wie sollt' ich. Ich hab' ja nich so viel zu erzählen. Höchstens vier Seiten. Und diesmal gar nich.“

„Warum diesmal nicht?“

„Aber Frau Doctor, er kommt doch nächsten Sonntag schon wieder.“

„So? Nächsten Sonntag? Weil Sie dann frei sind?“

„Ja, Frau Doctor.“

Die Dame stand im Mantel und Schleier, fertig, um ins Theater zu gehen. „Was es doch für eine sonderbare Menschenwelt ist,“ sagte sie halblaut, „der Eine schüttet sein tiefstes Herz aus in langen Briefen, und die sie empfängt, hat nicht einmal Lust, die Briefe zu lesen. Es ist im Grunde

immer das Alte, immer dasselbe: L'un qui embrasse, et l'autre qui tend la joue . . . Und Andere wieder, Ferne, Dritte, stehen draußen und sehnen sich und . . ."

„Bist Du fertig?" fragte an der Thür der Herr Doctor.

„Ja, ja, ich komme schon." — Die junge Frau nahm das gestickte Täschchen mit dem Opernglas und ihrem Fächer aus Liesbeth's Händen und ging hinaus zu ihrem Gatten.

Das Mädchen, als Jene fort waren, lief auf ihr Zimmer, zündete die Lampe an und setzte sich auf den Bettrand und las. Aber mitten im Lesen ließ sie den Brief plötzlich fallen: „Was will sie nur? Meint sie, ich bin nicht gut genug für ihn? Sie kennt ihn ja gar nicht. Wenn ich ihm nur recht bin! Und ihm bin ich doch recht!" — Sie ging zu ihrer Commode und nahm das Bild heraus, das sie, seitdem sie es erhalten, nicht mehr angesehen hatte. Wieder mußte sie es hin und her drehen, bis sie den Kopf richtig erkennen konnte. Und dann legte sie's rasch wieder fort. Sie verstand es einmal nicht, daß das schön sein, und ebenso wenig, daß es ihr ähnlich sehen sollte. Und verstand von dem Brief auch nicht sehr viel. Es war ja nett, daß er so lang und ausführlich jeden Tag ihr beschrieb. Aber die Lampe brannte so schlecht. Und sie war am Abend vorher spät ins Bett gekommen. Die Schrift war auch gar so klein und zu dicht . . . Eh' sie es wollte, fielen ihr die Augen zu. Als um ein paar Stunden später Wilhelmine in ihr Zimmer hinauf kam, war das junge Hausmädchen noch in ihrem rosa Kleide auf dem Bette fest eingeschlafen und um ihren blonden Kopf mit dem schmalen Mützchen lagen die einzelnen Bogen des Briefes auf den blau-weißen Kissen verstreut.

Die ganze Woche über freute Liesbeth sich auf den Sonntag. In jeder freien Minute nähte sie an einem Kleid, das die Frau Doctorin ihr vor Kurzem geschenkt und das sie mit Wilhelminens Hülfe nach der neuesten Modezeitung für sich herrichtete. Und nun war der Sonntag da, das schöne, helle Frühjahrskleid fix und fertig, und es regnete und stürmte, so daß sie es nicht anziehen konnte.

Pünktlich von ein Uhr an spazierte Hubert Ehren unter seinem Schirm in der Straße auf und nieder. Von Zeit zu Zeit spähte er an dem Hause des Doctor Roß hinauf. Einmal meinte er an einem Fenster des ersten Stockes den Vorhang sich bewegen zu sehen. In ihm begann es leise zu klopfen, wie ein rascheres Strömen des Blutes. Da er aber schärfer hinsah, hingen die Spitzen schon wieder glatt und faltenlos nieder, es regte sich nichts, und sie kam noch nicht. Er ging also weiter. Seine Aufregung war verfrüht gewesen. Und doch klopfte es in ihm fort. — Sie mußte ja am heutigen Morgen seinen Brief erhalten haben, daß er hier ihrer warten werde. Sie würde ihn nicht im Stiche lassen. Damen der Welt und von vornehmer Bildung, die thaten das vielleicht. Aber sie nicht, sie sicherlich nicht. Wie er so im strömenden Regen hin und wieder zurück und wieder hin und abermals zurück vor ihrem Hause als Schildwache schritt, da schwellte ihm ein Glücksgefühl das Herz, ein tolles, unsinnig jubelndes, weil sie sie war! Er fühlte sich ihrer und seiner so sicher. Er empfand eine solche Zuversicht, er,

der sonst oft haltlos schwankte, eine felsenfeste Gewißheit, ein Vertrauen, daß er nicht einmal Ungeduld spürte. Ob das drinnen auch weiter klopfte, das waren eben nur seine Nerven, er wollte es nicht hören. Er wollte und mußte an sie glauben. Denn in ihr war sein Heil. Er dachte an sie, an den süßen Frieden, den ihre Nähe ihm bringen würde. Und er fühlte sich stark. Weder Gußregen noch Wind konnten ihm etwas anhaben. Sie mußte ja kommen!

Und richtig, da war sie.

Rasch und behende kam Liesbeth die beiden Hausstufen herunter, durch den Vorgarten — der Kies knirschte kaum, so leicht war ihr Schritt — und quer über die Straße hinüber zu ihm:

„Da bin ich!"

Und schob ihre Hand in seinen Arm, und sein Schirm schützte nun sie beide, und so gingen sie fort.

„Du, wie das regnet!"

Er nickte nur, ihre Hand drückte er fester an sich. Um die Welt hätte er kein Wort sprechen können.

„Ich hab' Dich 'n bischen lang warten lassen. Nein, wie ich mich freu', daß Du nicht weg bist! — Es war auch grade, als ob Frau Doctor es heute Morgen drauf angelegt hätte, daß ich nich fortkäme. Und das sollt' ich putzen und das noch nähen und immer was Neues. Dabei wußte sie ganz gut, es ist heute mein Sonntag, und ich hatte sie noch extra um Erlaubniß gebeten. Ueberhaupt diese letzte Zeit her, sowie ich nur ins Zimmer komme, fragt sie mich aus nach meinem Verlobten und was der schreibt und was ich ihm schreibe. Hätt' ich ihr nur nie was gesagt! Was geht sie das an!"

Er lächelte. Von ihrem Geplauder hatte er eigentlich nichts vernommen, nur den Klang ihrer Stimme gehört und sie angesehen. Die dunklen Augen in dem schmalen Gesichtchen, die Art, wie sie den Kopf hielt, diese schlanke Grazie, die ihn immer wieder an ein junges Reh gemahnte . . . Nein, die Skizze von Hellen, die er im Schaufenster von Goupil an der Avenue de l'Opéra mit solchem Entzücken entdeckt, weil sie nicht nur ihre Züge, sondern selbst den Ausdruck, das kindlich Unfertige und doch so Sichere, in sich Gefestigte, wiedergab, jetzt erschien sie ihm in der Erinnerung blaß und steif im Gegensatz zu der wirklichen Liesbeth, wie sie da unter dem Schirm im Regen an seinen Arm sich hängend, neben ihm her ging.

„Du," sagte sie wieder und stieß ihn ein wenig mit dem Ellenbogen an, „was hast Du denn heute? Warum siehst Du so ernst aus? Findst Du auch wohl, daß ich zu ungebildet bin? Frau Doctor sagt das. Sie hat mich gefragt, ob ich nicht bei ihr was lernen wollte. Französisch oder Kunstgeschichte, hat sie gesagt. Daß ich doch 'n bischen besser zu Dir paßte. Ja, was sie wohl meint; wann soll ich denn das! Abends bin ich viel zu müde. Und so zwischen Tellerwaschen und Silberputzen steht mir auch der Kopf nich danach. Ich war so vergnügt, als ich nur aus der Schule rauskam. Nu von vorn wieder anzufangen, — ne, wirklich, ich hab' keine Lust. Denn sollt' ich doch wenigstens richtig sprechen, meint sie noch. Und bei jedem, was ich sage, berufst sie mich. Es is ja eigentlich sehr nett, und ich dank' ihr denn auch immer.

Aber ... Du, Hubert, ich bin nu doch kein Kind mehr. Und mir und mich weiß ich am Ende. Und platt sprech' ich auch nich, wie Wea und wie Kutscher Hinrich. Und ... Du, was meinst Du?"

„Sprich weiter," sagte er halblaut, „sprich weiter, Du hast so eine linde Stimme, sie legt sich mir auf die erregten Nerven wie Balsam und wie Frühlingswehen."

„Was Du immer für Sachen Dir ausdenkst! Du, Hubert, sag' mal, aber ganz ehrlich: Die in der Küche meinen immer, ich sehe aus wie 'ne richtige Dame. Selbst Wilhelmine sagt nichts dagegen. Findst Du das denn auch?"

Er schüttelte den Kopf: „Du siehst wie Du aus, das ist besser."

„Ach was. Das heißt nichts. Ich will wissen, ob Du mich wirklich jetzt, nachdem Du in Paris warst ..."

„Du weißt doch, daß ich an jenem ersten Abend Dich für eine junge Dame hielt, die einmal den Geniestreich gewagt habe, allein im Dunkeln auszugehen, und daß ich befürchtete, Deine Eltern würden Dir Vorwürfe darüber machen."

„Ja, das is auch wahr. Aber sag' mal, im Ernst, wenn Du mich zum ersten Mal getroffen hättest in meinem Kattunkleid und mit der Mütze ..."

„Laß das, Liesbeth. Ich liebe Dich so wie Du bist. Hier im Regen auf der Straße, in Deinem knappen dunklen Anzug mit dem kleinen Filzhut. Und in einem Ballsaal. Und in einer Hütte. Und wo Du sein magst. Und wo ich sein werde. Dich, wie Du gehst und stehst, wie Du den Kopf hebst, wie Du errötetest, wie Du Dich abwendest jetzt, wie Du lachst und wie Du weinst. Ich liebe Dich! Wie es hätte anders sein können, was weiß ich davon, was fragst Du danach!"

Sie nickte ernsthaft. „Eigentlich is das auch genug so," sagte sie und ging ein paar Schritte, ohne zu sprechen, neben ihm her. Dicht an seinen Arm geschmiegt ging sie, der Regen prasselte auf den Schirm ... „Du, Hubert, wohin wollen wir eigentlich? Die Straße hier kenn' ich ja gar nich, Du verirrst Dich ja wohl."

Er schüttelte den Kopf und schritt weiter.

„Erzähl mir's doch, wohin Du steuerst. Du hast mir ja gar nichts davon geschrieben, was wir heute vornehmen sollten. Das Wetter is auch wirklich zu scheußlich, just abgepaßt auf meinen Sonntag! Wollen wir wieder mal ins Theater?"

„Vielleicht heute Abend. Jetzt mittags nicht, jetzt gehen wir zu meiner Mutter."

„Zu Deiner Mutter? Hubert! Auf einmal! Und sie weiß Alles? und ihr ist's recht, und sie will mich sehen? Ach, das is schön! Aber warum sagst Du mir's jetzt erst, warum hast Du davon nichts geschrieben? Ich hätt' mich anders anziehen müssen, dies alte, gefärbte Kleid! Ich hätte ..."

Er hielt plötzlich still in allem Regen und zwar so, daß er mit seinem Schirm sie ausgestreckten Armes noch schützte, aber nicht neben ihr, sondern grade vor ihr, Auge in Auge mit ihr stand:

„Hör' mich an, Liesbeth. Was Du für ein Kleid trägst, ist ganz gleich jetzt, da Du meine Braut bist. Sei Du selbst und Du mußt ihr gefallen. Und

wenn Du ihr nicht gefallen solltest — so ist eben auch das gleich. Denn mir gefällst Du, verstehst Du das? mir! Ich will versuchen, es Dir zu erklären, wieviel das heißt, daß Du's einmal weißt und nicht mehr daran zerren kannst oder zweifeln. Ich bin nun bald dreißig, zehn Jahre beinah' älter als Du. Ich bin allein in der Welt, allein, ob auch meine Mutter am Leben ist. Es ist meine Art so. Ich habe einmal, vor mehr als zehn Jahren, durch eine Frau eine Enttäuschung erfahren müssen, die mich fast wahnsinnig gemacht hat. — Wie das kam, das erzähle ich Dir später. Ich weiß ihren jetzigen Namen nicht einmal und kaum ihr Gesicht mehr. Aber diese erste Enttäuschung hat mir den Sinn verdüstert, verbittert. Eine zweite, das weiß ich, könnte ich nicht überleben. Auch meinte ich selbst, so recht nie wieder lieben zu können. — Bis ich Dich fand! Und ich traute auch diesmal mir nicht und ging nach Paris, nur um mich zu prüfen. Und heute bin ich zurückgekommen, zur bestimmten Stunde, um Dich hier zu treffen. Begreifst Du es nun?"

„Ach, es regnet aber so, ich werd' ja ganz naß hier," sagte sie kläglich.

Er mußte lachen. Er nahm ihre Hand wieder in seinen Arm, und sie gingen rascher vorwärts. Wozu auch ihr es erklären wollen, wie er durch Jahre die Frauen alle als ein ihm fremdes, ihm feindliches Geschlecht angesehen. Selbst, die er flüchtig einmal geliebt, sie waren ihm meilenfern geblieben. Denn jede, so auch seine Mutter, jede schien ihre Art für sich zu haben, die nicht seine Art war, ihre Gedanken, die er nicht gedacht, ihre fertige Weltanschauung, die er ihr nicht eingeprägt. Nur eine, so hatte er oft sich gedacht, eine würde ihn ganz verstehen, mit ihm fühlen, für ihn denken, könnte er sie nur finden, ein weibliches Wesen, das er sich geformt, das von Wissen und von Kunst nur so viel grade in sich aufgenommen hätte, wie er ihr davon geben gewollt.

Aber da er neben Liesbeth schweigend durch den Regen hinschritt, war der alte Wunsch versunken. Er dachte nicht mehr, sie für sich heranzubilden. Still, sprach er zu sich, sag' ihr nicht zu viel, wecke sie nicht aus ihrem Halbschlaf des Bewußtseins, laß ihr Zeit. Weshalb sie vertiefen und ummodeln wollen, da es doch grade das Wohlthuende, das so unendlich Nervenberuhigende an ihr ist, daß sie weder diese complicirte, gährende Welt, noch dich selbst ganz begreift.

„Du!" sagte die liebe, junge Stimme an seiner Schulter, „weißt Du, Dein Ueberrock riecht so gut, in allem Regen. Es is zu nett! Daß mir das grade passiren muß, daß mein Bräutigam 'n Herr is!"

„Hast Du mich deshalb lieb?"

„Ja, deshalb auch. Und überhaupt. Es is doch so anders." — Und sie drückte sich dichter an ihn. „Du, es wird aber wirklich zu arg. Nein, wie das schüttet! Sind wir noch nicht bald da? wo wohnt Deine Mutter?"

„Gleich, nur noch um diese Ecke."

Sie bogen, während er es sagte, in eine Straße ein, deren Häuser den Ausblick auf das Wasser hatten. Der Wind blies so arg hier, daß sie im Gehen nicht sprechen konnten, nur damit zu schaffen hatten, unter dem Schirm sich die Hüte festzuhalten. Und da er in das Haus hineintrat, riß ihm der

Sturm die Thür aus der Hand und schlug sie zu, und Liesbeth schrie laut auf vor Schrecken. Er hatte den triefenden Schirm geschlossen, nahm den Hut ab, schüttelte sein Haar zurück und senkte seine schwermüthigen Augen zu dem lachenden Mädchengesichte.

„Was hast Du?" fragte sie.

„Dich!" gab er zur Antwort. „Ich habe Dich entbehrt durch vier Wochen." — Und er faßte sie bei ihren beiden Schultern und bog ihren Kopf zu sich und küßte sie. — So hatte er sie noch nie geküßt und nie gepackt. Sie wollte ihm wehren. Da im Hausflur im Halbdunkeln, hinter den Milchglasscheiben der Thür, hielt er sie fest und schien sich an ihren Lippen und Wangen, ihrem Haar und ihrem Hals nicht satt küssen zu können. Als er sie dann losließ, hatte sie Thränen in den Augen: „Aber Hubert!" sagte sie. Sie zitterte und hielt seine Hand und streichelte sie, „mein Hubert", flüsterte sie ganz leise, „ich hab' Dich ja auch lieb."

„Ja?" fragte er, „wirklich?" und lächelte, wie man's zu einem Kind thut, dem man, was man fühlt und will, nicht ganz erklären kann. Er nahm sie bei der Hand, und sie stiegen die Treppe hinauf. — Im ersten Stock hielt er abermals inne:

„Ich habe meiner Mutter nichts weiter geschrieben, als daß ich mit meiner Braut kommen werde. Es ist seit Jahren ihr sehnlichster Wunsch, mich verheirathet zu sehen. Aber sie hat Vorurtheile, ist altmodisch, beschränkt, wenn Du willst. Wenn sie Dich sieht, ehe sie viel von Dir gehört hat, so kann sie mindestens nicht vorgefaßte Meinungen haben und gewinnt Dich lieb wie Du bist. Darum . . . überhaupt, süße Liesbeth, ich hielt es für richtig. Und so wird's, denke ich, Dir wohl auch recht sein."

Damit drückte er auf die Glocke.

„Frau Geheimrath zu Hause?" fragte er die alte Dienerin, die ihnen öffnete, und gab ihr zugleich schon Schirm und Rock hin. Die Frage war recht überflüssig. Seine Mutter ging selten aus, gewiß nicht im Regen und nie am Sonntag. Und daß er von Paris geschrieben, gegen zwei Uhr werde er mit seiner Braut zu ihr kommen, das wußte die alte Grethe auch sicher Sie murmelte irgend eine Antwort, ohne die Augen von dem jungen Mädchen zu lassen und ging voran durch den finstern Flur und öffnete die Thür zum Zimmer:

„Frau Geheimrath, da sind sie!"

(Schluß folgt.)

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte Januar.

Der Reichstag hat seine Arbeiten am 9. Januar wieder aufgenommen, und an demselben Tage ist der preußische Landtag eröffnet worden. In der vom Fürsten Hohenlohe verlesenen Thronrede wurde hervorgehoben, daß die Staatsfinanzen in Folge des anhaltenden Aufschwunges des gewerblichen Lebens und bei der andauernden Steigerung der Erträgnisse der meisten Staatsbetriebe sich fortgesetzt günstig gestalten. Sehr bemerkenswerth war ferner der Passus der Thronrede, in dem darauf hingewiesen wurde, daß die Staatsregierung nach wie vor an der Ueberzeugung festhalte, die Herstellung eines Schiffahrtscanals vom Rhein bis zur Elbe sei zur Entlastung der Staatseisenbahnen, sowie zur Hebung des binnenländischen Verkehrs nothwendig. Die im Vorjahre abgelehnte Vorlage wird daher, erweitert durch Vorschläge für die besonders dringliche Herstellung anderer Schiffahrtsverbindungen und für die Verbesserung natürlicher Flußläufe im Interesse des Verkehrs, sowie der Landesmelioration, dem Landtage wiederum unterbreitet werden.

Im deutschen Reichstage wurde von Anfang an Mittheilungen der Regierung über die von englischen Schiffscommandanten und anderen Behörden gegen deutsche Schiffe getroffenen Maßregeln entgegengesehen. In allen besonnenen Kreisen wurde jedoch daran festgehalten, daß diese Zwischenfälle auf diplomatischem Wege zwischen den Cabinetten von Berlin und London geregelt werden würden. Daß die Mißerfolge in Südafrika gerade bei den englischen Schiffscommandanten das Verlangen erregten, ihr Kraftgefühl zur See zu bethätigen, kann für die englische Regierung nicht in Betracht kommen, zumal da es gilt, dem Völkerrecht Geltung zu verschaffen. So oft daher das droit de visite an falscher Stelle ausgeübt oder die Beschlagnahme deutscher Schiffe zu Unrecht erfolgt ist, wird die englische Regierung nicht umhin können, den gerechten Beschwerden, die von deutscher Seite erhoben worden, in vollem Maße Rechnung zu tragen, sowie die Pflicht zum Schadenersatz anzuerkennen. Lord Salisbury zweifelt denn auch nicht an dem ernsten Willen der deutschen Regierung, strenge Neutralität zu beobachten, da ja Deutschland nach wie vor gute und freundschaftliche Beziehungen mit Großbritannien, unter der Voraussetzung der Gegenseitigkeit, bewahren will. Durchaus verfehlt erscheinen daher die Versuche, die Maßregeln einzelner englischer Schiffscommandanten als Herausforderungen zu charakterisiren, die mit einer großen Action beantwortet werden müßten. Die deutsche Regierung knüpft, indem sie besonnen bleibt, lediglich an die bewährten Ueberlieferungen des Fürsten Bismarck an. Wie durch ein solches Verhalten in der Samoa-Angelegenheit ein für Deutschland durchaus befriedigendes Abkommen mit England erzielt worden ist, darf auch als gewiß gelten, daß die jüngsten Differenzen gleichfalls eine angemessene Lösung finden werden.

Im Zusammenhange mit den Meldungen über die Beschlagnahme deutscher Schiffe tauchten mancherlei Gerüchte auf, nach denen die Delagoa-Bai, also portugiesisches Gebiet, besetzt werden sollte. Daß Großbritannien ein Vorkaufsrecht für die Delagoa-Bai besitzt, ist Thatsache. Der zwischen Deutschland und England im Jahre 1898 abgeschlossene geheime Vertrag hat denn auch lediglich zur Voraussetzung, daß die portugiesische Regierung freiwillig ihre afrikanischen Besitzungen veräußern oder verpachten will. Als der Vertrag unterzeichnet wurde, befand sich Portugal in arger finanzieller Bedrängniß, die nach der Auffassung der englischen

Regierung eine Verschärfung erfahren müßte, sobald der Schiedsspruch in der von einer englisch-amerikanischen Gesellschaft gegen die portugiesische Regierung anhängig gemachten Streitsache erfolgt ist. Richtig ist, daß diese Gesellschaft ihre Forderung auf ein Maximum von fünfzig Millionen beziffert, durch deren Bezahlung die portugiesische Regierung in große Verlegenheit versetzt werden würde. Da Schweizer Sachverständige mit dem Schiedsspruche betraut worden, sind die Mittheilungen von Bedeutung, die gerade in diesen Tagen vom „Journal de Genève“ gemacht worden sind. Zunächst wird in England wohl allzu voreilig geurtheilt, wenn dort angenommen wird, daß der Schiedsspruch unter allen Umständen zu Gunsten der englisch-amerikanischen Gesellschaft ausfallen müsse, die sich den Bau der Eisenbahn von Lourenço Marque hatte concessioniren lassen. Sollte der Schiedsspruch jedoch zu Ungunsten Portugals lauten, so ist ein weiter Spielraum vorhanden zwischen dem von der englisch-amerikanischen Gesellschaft geforderten Maximum in Höhe von fünfzig Millionen Francs und den Anlagekosten der Eisenbahn, die im Ganzen auf etwa 5 600 000 Francs berechnet werden.

Nun ist durch die jüngsten Vorgänge in den portugiesischen Cortes erhärtet worden, daß die Regierung keineswegs die Absicht hegt, ihren Colonialbesitz zu veräußern. Der berufene Vertreter dieser Regierung führte sogar sehr volltönende Worte im Munde. Freilich mußte auch Spanien auf seinen Colonialbesitz verzichten, und wenn nicht alle Anzeichen trügen, so ist dies zum Vortheile der inneren Entwicklung des Landes geschehen. So könnte Portugal wohl in dieselbe Lage kommen, obgleich auch dort die öffentliche Meinung zunächst eine solche Eventualität ausgeschlossen wissen will, so daß jedes Ministerium, das einer Veräußerung der afrikanischen Colonien zustimmen würde, nach portugiesischer Auffassung wie vom Sturmwinde jäh fortgeweht werden soll. Hierzu kommt, daß durch die Veröffentlichungen der jüngsten Zeit insbesondere in Frankreich Besorgnisse hervorgerufen wurden, die dahin führen könnten, daß die portugiesische Regierung im entscheidenden Augenblicke über unerwartete Credite verfügen würde. In Frankreich wird dabei auf den neuen Besitz Madagaskar hingewiesen, der durch die Verwirklichung des deutsch-englischen geheimen Abkommens mittelbar betroffen werden soll.

In zuverlässiger Weise darf nun hervorgehoben werden, daß die deutsche Regierung keineswegs die Absicht hegt, die in ihrem Vertrage mit England vorgesehene Eventualität herbeizuführen oder auch nur zu beschleunigen. Für Deutschland war lediglich die staatsmännische Erwägung maßgebend, daß es sich unter allen Umständen empfehlen müsse, für die Zukunft in Südafrika Verwicklungen mit Großbritannien vorzubeugen. Da dieses nun unleugbar das Vorkaufsrecht für die Delagoa-Bai besitzt, mußte in dem geheimen Vertrage einer solchen Thatsache Rechnung getragen werden. Von einer Preisgebung der Südafrikanischen Republik konnte sicherlich weder zur Zeit der Unterzeichnung des Vertrages noch später die Rede sein. Vielmehr darf angenommen werden, daß die Buren ohne diesen Vertrag in einer ungünstigeren Lage wären, da die englische Regierung sich dann nicht für verpflichtet gehalten hätte, im Hinblick auf das Abkommen ihre letzten Absichten mit Beziehung auf die Delagoa-Bai der deutschen Regierung mitzutheilen. Eine solche Aussprache erscheint aber nunmehr durchaus geboten. Deshalb wäre es verfehlt, wollte Deutschland etwa durch Entsendung eines Geschwaders nach der Delagoa-Bai die Lage verschärfen. Vielmehr ist der diplomatische Weg für die Regelung aller Differenzen vorgezeichnet, die sich aus der Beschlagnahme deutscher Schiffe ergeben. Die englische Regierung hat es überdies auch in jüngster Zeit nicht an Beweisen für ihre Bereitwilligkeit, Verwicklungen mit Deutschland zu beseitigen, fehlen lassen.

Von besonderer Bedeutung für die innere Politik Frankreichs sind die am 28. Januar bevorstehenden Wahlen, durch die ein Drittel des Senats erneuert werden soll. Im Feldlager der Neu-Boulangisten und Monarchisten wird nun die

Hoffnung gehegt, daß der General Mercier als Sieger aus dem Wahlkampfe hervorgehen werde, und in dessen Namen gelangt symbolisch ein ganzes politisches Programm zum Ausdrucke, dessen Spitze gegen die republikanischen Institutionen gerichtet ist. Wie General Mercier in Nantes als Candidat aufgestellt worden, weist die nationalistische Liste im Sarthe-Département den Namen Quesnay's de Beaurepaire auf. Der Feldzugsplan der Neu-Boulangisten und der mit ihnen verbündeten Reactionäre aller Schattirungen zeigt also deutlich, daß im Gegensatze zu der Regierung, die sich die Beruhigung der Gemüther angelegen sein läßt, die Parteigänger Paul Déroulède's und des Herzogs von Orléans nach wie vor bemüht sind, die durch die Dreyfus-Angelegenheit hervorgerufene Erregtheit von Neuem anzufachen. Sollten der General Mercier und Quesnay de Beaurepaire in der That in den Senat gewählt werden, so würde es sicherlich nicht an stürmischen Debatten in dieser parlamentarischen Körperschaft fehlen, die nur zu neuen Erschütterungen der Republik Anlaß geben könnten.

Durchaus zutreffend kennzeichnete eine der angesehensten politischen Persönlichkeiten des Sarthe-Départements, der Deputirte für La Flèche, d'Estournelles, in einem von der französischen Presse lebhaft erörterten offenen Briefe die Folgen der nationalistischen Propaganda im Stile Paul Déroulède's. „Der Nationalismus ist," wie er hervorhebt, „nur eine neue Form von Reaction. Ohne jeden Rechtstitel auf unser Vertrauen für die Zukunft; ohne selbst irgend welche in der Gegenwart oder der Vergangenheit geleistete Dienste anrufen zu können, lediglich ein etwas maskirter Cäsarismus, beutet er unsere Unzufriedenheit und unsere Besorgnisse aus, und zwar mit seinen Schlagworten von Patriotismus und Integrität, deren Monopol er für sich in Anspruch nimmt. An Stelle des Fortschritts, der Freiheit und der Gerechtigkeit, die wir verlangen, verspricht er uns aber die gloire ich weiß nicht welcher Dictatur, das heißt die Rückkehr zur Reaction, die Tyrannei der Willkür und der Gewalt, die Revolution und den Krieg." In wenigen Worten hat der Deputirte d'Estournelles die Bewegung charakterisirt, die sich an die Wahl der drei Hauptsäulen der Nationalisten knüpfen würde.

Vor Allem soll verhütet werden, daß die Regierungsvorlage, durch die die künftigen Staatsbeamten und Zöglinge der Officierschulen zum Besuche der öffentlichen Lehranstalten angehalten werden würden, durchdringe. Da dieser ungemein wichtige Gesetzentwurf in der Deputirtenkammer angenommen werden könnte, ist das Bestreben aller Widersacher der Republik darauf gerichtet, die Opposition im Senate in solchem Maße zu verstärken, daß die Regierungsvorlage dort scheitern müßte. Daß die französischen Officiere, insofern sie in den Jesuitenschulen ihre Vorbildung erhalten, gerade wie die aus den „freien" Schulen hervorgehenden Staatsbeamten von Anfang an nicht als feste Stützen der bestehenden Einrichtungen angesehen werden dürfen, leuchtet ohne Weiteres ein. Das Ministerium Waldeck-Rousseau hat daher lediglich die besten Ueberlieferungen der seiner Zeit von Jules Ferry geplanten Schulreform fortgesetzt, als es die jüngste Vorlage in der Deputirtenkammer einbrachte, zumal da die Reaction in Frankreich lediglich bezweckt, unter der Maske der „Lehrfreiheit" alle wirklichen Freiheiten zu vernichten.

Der Senat, in den die Neu-Boulangisten und Monarchisten nunmehr Bresche legen möchten, hat soeben gerade aus Anlaß des gegen Paul Déroulède, Buffet, Guérin und Genossen wegen Complotts gegen die bestehenden Staatseinrichtungen abgeschlossenen Processes den unwiderlegbaren Beweis erbracht, daß er auf der vollen Höhe seiner Aufgabe steht, ein treuer Hüter der Republik zu sein. In durchaus maßvoller Weise hat er sich nur an die Führer der zum Ansturme gegen die Republik und den Chef der Executivgewalt vereinigten Parteien gehalten und den Vertreter des orléanistischen Prätendenten, André Buffet, sowie den Leiter der Patriotenliga, Paul Déroulède, zu je zehnjähriger Verbannung in das Ausland verurtheilt, während Guérin, der in seinem „Fort Chabrol" zu Paris Wochen hindurch der Regierung offen Trotz bot und seine Mitbürger mit schweren Verbrechen bedrohte, eine zehnjährige Gefängnißstrafe verbüßen soll.

In der Deputirtenkammer, deren ordentliche Session gemäß der Verfassung am zweiten Dienstag des Januar begonnen, mußte sich die Regierung von Anfang an auf neue Angriffe von Seiten der Monarchisten und Nationalisten, sowie der mit ihnen verbündeten republikanischen Parteigruppe Mélines gefaßt machen. Dieser kann es dem Präsidenten der Republik, Loubet, immer noch nicht verzeihen, daß die Nationalversammlung in Versailles ihn gewählt hat. Ebenso rechtet er mit dem Conseilpräsidenten Waldeck-Rousseau, weil dieser in weit höherem Maße staatsmännische Begabung an den Tag legt, als Méline zur Zeit, da er an der Spitze der Regierung stand, jemals vermochte. Wie kläglich machte dessen extreme Schutzzollpolitik Fiasco! In ganz offenkundiger Weise verschlechterte sich damals die Handelsbilanz der französischen Republik, indem der Gesammtbetrag der Ausfuhr stetig um viele Millionen abnahm, während die Einfuhr ebenso beständig wuchs. Erst seitdem die maßlos schutzzöllnerische Handelspolitik der früheren französischen Regierung aufgegeben worden, vollzieht sich ein bemerkenswerther Wandel. Da nun Méline und dessen Anhang die wirthschaftlichen Verhältnisse nicht mehr als Hebel zur Förderung ihrer Sonderinteressen benutzen können, verdächtigen sie den Conseilpräsidenten Waldeck-Rousseau, weil er dem Socialisten Millerand als Handelsminister Aufnahme in die Regierung gewährte. Gerade durch diese Combination hat Waldeck-Rousseau, wie immer deutlicher zu Tage tritt, nicht bloß seine hohe staatsmännische Begabung bekundet, sondern auch der Republik einen wichtigen Dienst geleistet. Nur ein Kriegsminister von dem bewährten Ansehen des Generals Galliffet vermochte den Generalen vom Schlage Boisdeffre's und Mercier's ein Paroli zu biegen, und was die Socialisten betrifft, so sind sie viel maßvoller geworden, seitdem ihre Partei als „ministrable" anerkannt worden ist.

Wie gefahrdrohend waren früher zu wiederholten Malen die Arbeitseinstellungen in den Grubendistricten und anderen Arbeitscentren, z. B. in Carmaux. So lange nun das Ministerium Waldeck-Rousseau-Millerand sich am Staatsruder befindet, ist es dem socialistischen Handelsminister regelmäßig gelungen, vermittelnd einzugreifen. Allerdings darf der Freund Millerand's, Jaurès, das Verdienst beanspruchen, unmittelbar zur Beruhigung der Gemüther beigetragen zu haben. Dies gilt insbesondere von dem jüngsten Strike in St.-Etienne, der großen Umfang anzunehmen drohte, als es gelang, die Arbeiter sowohl als die Arbeitgeber für die Idee einer schiedsgerichtlichen Entscheidung zu gewinnen. Der von den beiden Schiedsrichtern — Jaurès war der eine von ihnen — abgegebene Spruch lautete nun im Sinne einer mäßigen Erhöhung des täglichen Lohns der Grubenarbeiter, und diese erklärten sich unverzüglich bereit, ihre Thätigkeit wieder aufzunehmen.

In Italien zieht die aus Anlaß der Ermordung des Barons Notarbartolo in Mailand stattfindende Schwurgerichtsverhandlung, bei der das geheimnißvolle Treiben der sicilianischen Mafia, zum Theil wenigstens, offenbart wurde, immer größere Kreise. Daß dieser Proceß weitgehende politische Folgen haben würde, konnte von Anfang an keinem Zweifel unterliegen, nachdem der Kriegsminister General Mirri auf der Grundlage der Erfahrungen, die er selbst früher als außerordentlicher Regierungscommissar auf Sicilien gesammelt, über die einflußreichen Gönner der Mafia bedeutsame Enthüllungen gemacht hatte. Wie groß mußte daher das allgemeine Erstaunen sein, als in authentischer Weise festgestellt wurde, daß General Mirri selbst solche Beziehungen unterhielt! Da das Ministerium Pelloux-Visconti-Venosta den Kampf gegen die Mafia, den Krebsschaden der mit allen Reizen der Natur ausgestatteten Trinakria, aufgenommen hat, mußte die Stellung des Kriegsministers in diesem Cabinet unhaltbar erscheinen. General Mirri hat denn auch sogleich sein Entlassungsgesuch eingereicht, nach dessen Annahme der Conseilpräsident Pelloux selbst interimistisch die Leitung des Kriegsressorts übernahm.

Nicht geleugnet werden darf, daß die Stellung der italienischen Regierung auch im Uebrigen schwierig ist, obgleich König Humbert durch den Erlaß einer

umfassenden Amnestie sehr viel zur Beschwichtigung sowie zur Ausgleichung der Gegensätze beigetragen hat. Die politischen Verordnungen, durch die das Vereins- und das Versammlungsrecht wesentliche Einschränkungen erfahren sollten, sind nicht in Kraft getreten, obgleich der Zeitpunkt für den Beginn ihrer Wirksamkeit in einer Weise festgesetzt worden war, durch die die Obstruction im Parlamente verhindert werden sollte. Die Verordnungen sollten nämlich nach Ablauf einer bestimmten Frist Gültigkeit erlangen, falls nicht bis dahin von der Deputirtenkammer Abänderungen beschlossen worden wären. Dem Ministerium Pelloux gebührt jedenfalls Anerkennung dafür, daß es trotz der Fortdauer der von der äußersten Linken auf Monte Citorio inscenirten Obstruction die königlichen Verordnungen nicht zur Anwendung brachte. In Verbindung mit der Amnestie kann dieses besonnene Verhalten der Regierung nur dazu beitragen, daß die parlamentarischen Verhältnisse einen ruhigen, für die innere Entwicklung des Landes ersprießlichen Charakter annehmen.

Italien wird sich andererseits, wie gehofft werden darf, auch vor Abenteuern auf dem Gebiete der auswärtigen Politik hüten. So müßte es bedenklich erscheinen, falls ein von Alfredo Frassati in der „Nuova Antologia" veröffentlichter Aufsatz aus der Theorie in die Praxis umgewandelt werden sollte. „Der Moment zu wagen" soll nach diesen Ausführungen für Italien gekommen sein, dessen Staatsmännern mit Beziehung auf Frankreich zu Gemüthe geführt wird: „Der eiserne Reifen, der uns im Mittelmeere zusammenschnürt, schließt sich immer mehr; es gilt, entweder diesen Reifen zerbrechen oder sterben, das ist die Lage, in der wir uns befinden." Inzwischen hat nun der französische Botschafter beim Quirinal, Barrère, beim jüngsten Neujahrsempfange gerade über die französische Politik im Mittelländischen Meere durchaus beruhigende Mittheilungen gemacht. Da der französischen Regierung insbesondere Annexionsgelüste im Hinblick auf Tripolis zugeschrieben werden, wies der französische Botschafter auf die früheren Versicherungen hin, die der italienischen Regierung mit Beziehung auf das Hinterland von Tripolis übermittelt worden sind. Ueber Tripolis selbst kann die französische Regierung nicht verfügen, da es unter türkischer Herrschaft steht; immerhin wurde von französischer Seite betont, daß für Tunesien die italienische Nachbarschaft nur willkommen sein könnte.

Bedenklich erscheint der in der „Nuova Antologia" gemachte Vorschlag, wonach Italien zur Verfügung Großbritanniens zwei Armeecorps stellen soll, die nach Gibraltar, nach Malta, nach Aegypten, in den Sudan und, falls es nothwendig sein sollte, noch weiter geschickt werden könnten, so daß die englische Regierung im Stande wäre, alle ihre in Betracht kommenden Garnisonen im südafrikanischen Feldzuge zu verwenden. Als Gegenleistung wird beansprucht, daß, gleichviel, welchen Ausgang dieser Feldzug nehmen möge, Italien den materiellen und moralischen Einfluß, den es unglücklicher Weise verloren habe, sei es in Aegypten, sei es auf Malta, wiedererlangen solle. Nicht überraschen kann, daß der Aufsatz der „Nuova Antologia" insbesondere in Frankreich großes Aufsehen erregt. Die englische Verwaltung in Aegypten hat sich in solchem Maße bewährt, daß im Interesse Großbritanniens dessen Freunde, zu denen Italien unzweifelhaft gehört, am besten nach dem Grundsatze handeln: quieta non movere! Der Feldzug gegen Abessinien muß gerade den Italienern als heilsame Lehre dienen, von dem Grundsatze strenger Neutralität unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht abzuweichen. Nur unter dieser Voraussetzung kann der Krieg zwischen England und den südafrikanischen Republiken localisirt bleiben. Der italienische Minister des Auswärtigen, Visconti-Venosta, hat allerdings bereits so zahlreiche Proben seiner staatsmännischen Begabung und Besonnenheit abgelegt, daß er sich sicherlich nicht auf politische Abenteuer einlassen wird, durch die ernsthafte internationale Verwicklungen hervorgerufen werden könnten.

Literarische Rundschau.

Zur Hochalpen-Forschung.

[Nachdruck untersagt.]

Der Mensch auf den Hochalpen. Forschungen von Angelo Mosso. Nach der zweiten, verbesserten Auflage des Originals übersetzt von Dr. Kiesow. Leipzig, Veit & Co. 1899.

„Von den vier großen Nationen, welche die Schweiz umgeben, hat keine ihre Berggrenzen gründlicher erforscht als die italienische," so schreiben Cunningham und Abney. Man kann hinzufügen: kein Gelehrter der vier Nationen hat sich so große Verdienste um die Erforschung des Lebens der Menschen und Thiere auf den Hochalpen erworben als Mosso, der Physiolog an der Universität Turin.

Seitdem Alexander von Humboldt seine polyhistorischen Studien über das Verhalten der Menschen auf verschiedenen Erdtheilen und Höhen veröffentlicht hat, seitdem de Saussure die höchsten Gipfel der Alpenwelt wissenschaftlich erschlossen, die Gebrüder Schlagintweit den Himalaya kennen gelehrt haben, sind muthige und kenntnißreiche Bergsteiger, wie Güßfeldt, Hans Meyer, Whymper, Conway, Fitz-Gerald und Andere, auf zuvor unnahbare Höhen vorgedrungen. Sie haben reiche Ernte heimgebracht, aber keiner von diesen war Physiologe, d. h. Vertreter der Wissenschaft vom Leben, und so blieben die Fragen, welche doch Lebenden am nächsten liegen, ungelöst. — Freilich hat Jourdanet, ein französischer Arzt, der mehrere Jahre auf den Hochebenen von Mexico lebte, die Eigenheiten der Bergbewohner untersucht und die Theorie aufgestellt, daß in jenen Höhen das Blut zu wenig Sauerstoff enthalte.

Paul Bert folgte der Anregung seines Freundes und sammelte in seinem bekannten großen Buche „La pression barométrique" alle ihm zugänglichen Mittheilungen über die Veränderungen des thierischen Organismus unter vermindertem und vermehrtem Luftdrucke. Viele von Bert's Sätzen sind widerlegt worden.

Viault fand, daß das Blut von Menschen und Thieren auf den Cordilleren viel reicher an Blutzellen ist als in niederen Gegenden. Auch in den Gästen des Schweizer Höhenkurortes Arosa beobachtete er zellenreiches Blut. Mieścher und dessen Schüler fanden selbst bei 700 Meter Höhendifferenz Unterschiede der Blutdichte. Mosso bemerkt am Schlusse des Capitels, das er dieser Frage widmet: „Wenn ich länger, als dem Leser vielleicht nöthig erscheint, bei diesem Gegenstande verweile, so mag dies damit entschuldigt werden, daß es sich um Fragen handelt, die für das Leben in Berggegenden von großer Bedeutung sind; denn wenn es wahr wäre, daß man nur auf die Berge zu gehen brauchte, um neues Blut zu erhalten, und daß die Höhenkur eines der wirksamsten Mittel gegen viele Krankheiten sei, so würde damit für den Alpinismus eine sichere Basis gefunden sein" (S. 385).

Ausführlich behandelt Mosso die Bergkrankheit. Er schildert deren Auftreten, Zeichen, Heilmittel, Theorie. Aber diese Darstellungen bestehen nicht etwa aus trockenen ärztlichen Auseinandersetzungen, sondern sie bieten auch für den Laien außerordentlich fesselnde Erzählungen und interessante Bemerkungen. Er ist ein

Meister anziehender Lehrweise und in seinem Vaterlande auch als Stilist berühmt. Seine Bücher: „Die Furcht", „Die Ermüdung", „Die körperliche Erziehung der Jugend" u. s. w. enthalten ebenso meisterliche Skizzen in engeren Rahmen wie das vorliegende Buch. Während er hier die Unfälle bespricht, welche durch „hochgradige Ermüdung und durch nervöse Erschöpfung" herbeigeführt werden, erzählt er das tragische Ende von zwei jungen Gelehrten Zoja, die am Abhange des „Gridone" (nur etwa 2000 Meter hoch), vom Schneegestöber überrascht, starben. Er berichtet über eine Expedition auf den Montblanc im Jahre 1891, wobei geübte Bergsteiger auf der Vallothütte (4368 Meter) drei Tage lang von der Bergkrankheit schwer litten und der Arzt von Chamonix, Dr. Jaccotet, starb.

Wir werden mit den alten und neuen Anschauungen über die geheimnißvolle Krankheit, welche auch Passagiere von Bergbahnen ergreifen kann, bekannt gemacht und schließlich zu der geistreichen Hypothese Mosso's geführt, wonach die Bergkrankheit durch ungenügende Anregung des „herumschweifenden Nerven" entstehe, weil die anregende Kohlensäure im Blute der Menschen und Thiere auf beträchtlichen Höhen vermindert sei (Akapnie).

Mosso hat seine Studien während vielfältiger Alpenwanderungen und Aufenthalte ausgeführt und schon vor vielen Jahren in der Théodulhütte (3333 Meter) die Entdeckung gemacht, daß man dort kein größeres Luftvolumen athme als in Turin, daß man in der Ebene also mehr Luft als nothwendig aufnehme (Luxusathmung). Aber Mosso ist nicht nur ein Kenner, sondern auch ein begeisterter Verehrer der Hochnatur. Er suchte die Alpen auch in ihrer Winterpracht. Oft wochenlang leuchtet und glüht da die Sonne (freilich in unseren Breiten nur während kurzer Tage) vom wolkenlosen Himmel. Im Jahre 1885 schrieb er mir: Vor seiner Verheirathung wolle er seine Kräfte an einer wohl zum ersten Male gewagten Winterbesteigung des Monte Rosa prüfen. Alessandro Sella, der ausgezeichnete Kenner und Photograph der Hochalpen, begleite ihn. Auf Schneeschuhen zogen sie am 13. Februar von Alagna aus. Sie sanken oft bis zu den Hüften in den mehrere Meter tiefen Schnee. Völlig erschöpft und fiebrig langten sie auf dem Col d' Olen an. Von da stiegen sie am 15. Februar über die Gnifettihütte auf den Monte Rosa (Vincent-Pyramide).

Unter Anderem hat Mosso bei einer Besteigung auch Untersuchungen über die Veränderung der Farbenwahrnehmung in der blendenden Landschaft gemacht und weist die Maler auf das Studium der wunderbaren Contrasterscheinungen in jenem Lichtmeere der Hochalpen hin. Ueberhaupt bietet jedes Capitel einem anderen Leserkreise specielle Anregungen. Sei es, daß Mosso von den Mitteln zum Schutze der Haut gegen Sonnenbrand spricht, oder über die Hygieine der geistigen Arbeit, oder über die Ernährung, oder über die Abnahme der Körperlänge durch Steigen mit Lasten oder über Nutzen und Schaden verschiedener Arten des Sports u. s. w. — stets schaltet er unterhaltende Reminiscenzen ein: so an Haller oder Goethe, dessen erfolgreiches Bemühen er schildert, auf der Spitze des Thurmes vom Straßburger Münster sich den Schwindel abzugewöhnen.

Originell und amüsant sind Mosso's Erzählungen vom Verhalten der Insecten, namentlich der Glühkäfer, in der verdünnten Luft (S. 310, 311): „Setzt man einen Hund unter eine pneumatische Glocke, so kommen bei einem gewissen Grade der Luftverdünnung die Flöhe aus dem Fell hervor, springen unruhig umher und suchen der Belästigung zu entfliehen. Um den Einfluß, den die verdünnte Luft auf das Nervensystem niederer Thiere auszuüben vermag, besser beobachten zu können, stellte ich Versuche an Leuchtkäfern an. Das Phosphoresciren dieser Insecten ist wie das vom Phosphor ausgehende Leuchten ein chemischer Vorgang, der jedoch seiner inneren Natur nach von dem letzteren durchaus verschieden ist. Es interessirte mich sehr, zu wissen, ob und inwiefern durch die Verminderung des Sauerstoffes in der verdünnten Luft jener Leuchtproceß bei den Glühwürmchen modificirt werde. In dieser Absicht setzte ich eine Anzahl dieser Thierchen unter eine große pneumatische Glocke

und verdünnte die Luft innerhalb derselben, bis ich einen Druck von nur noch 30 Centimetern erhielt. Ich war erstaunt, als ich sah, daß das Leuchten der Käfer um so intensiver wurde, je mehr der Sauerstoff in der sich stetig verdünnenden Luft abnahm. Es ist allgemein bekannt, daß das Leuchten der Glühwürmchen kein continuirliches ist, sondern in fortwährend auf einander folgenden Perioden von Erglühen und Dunkelwerden verläuft. Kaum aber begann die Luft innerhalb der Glocke sich zu verdünnen, als die Perioden der Verdunkelung der Leuchtorgane kürzer wurden, bis bei der stetig zunehmenden Luftverdünnung ein Zeitpunkt eintrat, an dem dieselben ganz aufhörten und das Glühen ein continuirliches wurde. Es wechselten dann nur noch Perioden von stärkerem und schwächerem Leuchten mit einander ab. Auch nachdem diese Koleopteren eine halbe bis eine ganze Stunde in jener Luft gewesen waren, in der ein Hund oder ein Mensch gestorben sein würde, strahlten sie noch ein so intensives Licht aus, wie man es an ihnen auf unseren Wiesen sogar zur Zeit ihrer Liebe nicht bemerkt."

Mosso's andächtige Verehrung der Natur spiegelt sich unter Anderem in einer kurzen Beschreibung eines Sonnenunterganges, den er von einem Zeltlager in 3047 Meter Höhe beobachtete (S. 155). Die Hochnatur stimmt erhaben. Die Königin von Italien, welche das hohe und beschwerliche Lysjoch überschritten hat, weihte die „Königin-Margarethe-Hütte" (4600 Meter) ein und brannte dort mit glühendem Stifte auf eine Holztafel die Inschrift, welche (in deutscher Uebersetzung) Folgendes besagt: „Alles das, was groß ist, flößt den Glauben ein, der groß ist in sich selbst. Im Angesicht der Größe der Berge und der feierlichen Ausdehnung der Gletscher schweigt der elende Zweifel, und der Glaube erhebt sich stark und lebendig bis zu Gott" (S. 427).

Für das Studium der Alpen, des Himmels, der physischen Erscheinungen der Erde und des Lebens im Gebiete des ewigen Schnees wird auf der Spitze Gnifetti in einer Höhe von 4560 Metern ein neues Observatorium gebaut. Die Initiative zu diesem Unternehmen ging von der Königin aus, ohne daß dieser Gedanke der hohen Frau von anderer Seite nahe gelegt war. Das Observatorium soll dem Studium der Geophysik, des Magnetismus, der tellurischen Ströme, der atmosphärischen Elektricität und der seismischen Bewegungen ein weites Feld eröffnen. Auch für die Astrophysik wird dasselbe von Bedeutung werden, und ebenso wird die Biologie durch bequeme Einrichtungen für mikroskopische, chemische und physiologische Untersuchungen reichen Gewinn davon haben. Ein größeres Alpen-Laboratorium soll auf Mosso's Initiative mit Unterstützung der römischen Akademie der Wissenschaften nahe dem Gasthause auf Col d' Olen in einer Höhe von 3000 Metern errichtet werden. Ein Assistent und ein Diener sollen dort beständig wohnen. Dort sollen Naturforscher aller Nationen gastliche Aufnahme finden und sich zu gemeinsamer Arbeit verbinden.

Möge Mosso's Alpenbuch auch diesem großen wissenschaftlichen Unternehmen neue Freunde und Gönner gewinnen.

H. Kronecker (Bern).

Ein französisches Buch über die englische Malerei in deutscher Uebersetzung.

[Nachdruck untersagt.]

Die zeitgenössische englische Malerei. Von Robert de la Sizeranne. Aus dem Französischen übersetzt von Else Fürst. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. 1899.

Das Buch von Robert de la Sizeranne „La peinture anglaise contemporaine", das 1895 bei Hachette in Paris erschienen ist, liegt hier in einer correcten deutschen Uebersetzung vor. Der gut ausgestattete Band ist mit einigen Zinkätzungen geschmückt, die der französischen Ausgabe fehlen.

Der englische Geschmack hat sich im letzten Jahrzehnt mit großer Macht über den Continent verbreitet, und sein Gepräge wird allenthalben bemerkt, wie in den Möbeln, in der Buchausstattung, in den Tapetenmustern. Was in Deutschland „neue Richtung" in Dingen des Kunstgewerbes genannt wird und in Frankreich „art nouveau", ist zum guten Theil englischen Ursprungs. Die große englische Malerei ist bei uns und in Frankreich so gut wie unbekannt. Die präraffaelitische Bewegung ist auf den Continent nur mit den letzten und schwächsten Wellenkreisen gedrungen. Walter Crane, den man in Deutschland schätzt, ist ein Nachahmer des Burne Jones, von dem man bei uns nicht viel weiß, und Burne Jones ein Nachahmer des Rosetti, den man noch weniger kennt. Von den englischen Kräften, die dem Kunstgewerbe aus den ästhetischen, ethischen und socialen Principien des Präraffaelitenthums neue Anregungen zuführten, ist die stärkste, die des William Morris, ziemlich unbekannt außerhalb Englands, während überall weit schwächere, abgeleitete Bemühungen mit dem falschen Anspruch auf Originalität eine — freilich kurze — Geltung erlangen.

Bei diesem Stande der Dinge muß es besonders erwünscht erscheinen, daß die Kenntniß von den Absichten und den Thaten der schöpferischen Persönlichkeiten in der englischen Kunst des 19. Jahrhunderts — englische Kunst ist englische Malerei — verbreitet wird. Sizeranne's Buch ist das denkbar beste Mittel zur Verbreitung solcher Kenntniß. Der Verfasser ist ein französischer Kunstkritiker, dessen Geschmack in den Ateliers der jüngeren Pariser Künstler ausgebildet ist. Seiner Anlage und seiner Erziehung nach steht er der englischen Malerei fremd gegenüber. Gerade diese Stellung macht ihn zum Führer durch das Inselgebiet der englischen Malkunst geeignet. Lernlustig und anpassungsfähig in sehr beträchtlichem Grade, hat er die Kunst der Engländer, die ihn zuerst als ein wunderliches Phänomen fesselte, verstehen gelernt. In seinen Studien, die geschickt zu einem Buche vereinigt sind, ist er dem Wesen der englischen Kunst nahe genug, um die meisten ihrer Aeußerungen würdigen zu können, und doch fern genug, daß die charakteristischen Eigenschaften ihm scharf und deutlich bleiben. Ohne Zweifel weiß Ruskin mehr von den Präraffaeliten als Sizeranne, und die Lectüre seiner erhabenen Schriften führt tiefer ein in das Wesen, in den Geist der englischen Kunstbestrebungen. Aber Ruskin sieht in der präraffaelitischen Kunst die heute einzig mögliche Kunst, die moderne Kunst an sich und ist durchaus nicht im Stande, den draußen Stehenden den Umriß, die Begrenzung, die Merkmale der englischen Kunst deutlich zu bezeichnen. Dem, der die präraffaelitische Malerei kennt, wird Ruskin sehr viel bieten, manches Räthsel lösen, das Verständniß fördern und die Hochschätzung für diese Kunst erhöhen; dem aber, der die englische Kunst in den Werken nicht kennt — und auf dem Continent kann man nirgends die Werke sehen —, ihm bietet Sizeranne mehr als Ruskin, weil er stets, vom Bekannten ausgehend, mit dem Bekannten vergleichend, von außen — deshalb freilich etwas äußerlich — beobachtend, die Merkmale der englischen Kunst sammelt. Die seltene Fähigkeit, über Kunst zu sprechen, besitzt der französische Autor in erstaunlich hohem Grade. Er gibt Thatsachen, Daten, vorsichtige Bestimmungen über die Farbe, die Composition, die Proportionen, die Bewegungen, den Ausdruck, die Gegenstände, die Auffassung, Alles scharf und präcise, ohne jene fatale Lyrik, unter der die moderne Kunstkritik ihre Unfähigkeit verbirgt.

Das Buch Sizeranne's ist so disponirt: Im ersten Theile wird die englische Malerei vom Jahre 1844 charakterisirt, also jene Kunstübung, gegen die Ruskin mit Worten und Madox Brown mit Thaten den Kampf aufnahmen. Sodann wird das Emporkommen der Präraffaeliten historisch dargelegt, ihre Absichten auseinander gesetzt, ihr langsamer Sieg geschildert, und die Folgen dieses Sieges bestimmt. Darauf ein zweiter Theil, mit sieben monographischen Studien. Sieben Meister der englischen Malerei des 19. Jahrhunderts werden porträtirt. Endlich der dritte Theil, der am höchsten zu bewundern ist, in dem das Gemeinsame dieser so verschieden gearteten Maler aufgesucht wird, das specifisch Englische.

Hätte der Verfasser über die präraffaelitische Kunst sein Buch schreiben wollen, so wäre es ohne Zweifel einheitlicher geworden. Dann hätte er etwa Porträts von folgenden Männern gezeichnet: von Madox Brown, Holman Hunt, Rosetti, Millais, Burne Jones, Watts, Ruskin und William Morris. Sizeranne wollte aber die gesammte anerkannte, typische englische Malerei aus der Zeit von 1850 bis 1890 behandeln, die sich doch mit dem Präraffaelitenthum, auch wenn wir den Begriff sehr weit fassen, keineswegs deckt. Daher hat er nur vier von den genannten Männern porträtirt, den literarischen Vorkämpfer Ruskin, und Morris, den Decorateur, Dichter und Typographen, von gelegentlichen Erwähnungen abgesehen, fortgelassen, ebenso wie die Maler Madox Brown und Rosetti, deren Bedeutung freilich der erste Theil des Bandes hervorhebt, hat aber den vier Präraffaeliten, die übrig bleiben, zugesellt die Maler Herkomer, Alma Tadema und Leighton. Alma Tadema ist bekanntlich Holländer von Geburt und Herkomer Deutscher. Dennoch erscheinen hier diese Maler, die es in England zu Erfolg und Ehre gebracht haben, mit gutem Recht als Repräsentanten der englischen Kunst. Die nationale Art des Inselvolkes ist so stark, daß sie die eingewanderten Künstler bildet, und gewiß ist der Erfolg, den Tadema und Herkomer in England fanden, Beweis genug dafür, daß sie bis zu einem gewissen Grade englisch geworden sind.

Leighton ist der Akademiker, der Eklektiker, kühl und vermittelnd. Er hat viel gelernt, manches in Frankreich, manches in Deutschland und viel von der antiken Plastik. Sizeranne beurtheilt ihn gerecht, ohne sich zu erwärmen, und weist sehr fein nach, worin sich dieser Akademiker von einem französischen und einem deutschen Akademiker unterscheidet.

Millais hatte weit mehr Talent als Leighton, zum Beruf des Malers wohl mehr Talent als alle seine präraffaelitischen Genossen. Jede Art von Erfolg und Ehre und Befriedigung ist diesem glücklichsten Maler zugefallen. In seiner Jugend hat Millais mit den Präraffaeliten für eine ernste und heilige Sache gekämpft und die Freuden des Sieges genossen. Während aber Watts, Rosetti, Hunt, Brown und selbst Burne Jones mehr oder weniger einsame Sonderlinge blieben, erlangte das liebenswürdige Weltkind Millais die höchsten akademischen Ehren, die erste gesellschaftliche Stellung und eine fast unvornehme Popularität, indem er Modeporträtist und Baronet wurde, ohne sich viel zu vergeben. Mindestens blieb er stets ein guter und gewissenhafter Maler, wenn freilich der Geist seiner berühmten sentimentalen Darstellungen so bürgerlich, ja familienblattmäßig ist, daß der Bruderbund der Präraffaeliten ihn als einen Abtrünnigen ansehen mußte.

Unter den Meistern, die der Fahne treu blieben, ist Burne Jones, der die reichste Thätigkeit entfaltete, der Gefahr, ein Manierist zu werden, am nächsten gewesen. Sizeranne weist im Einzelnen sehr fein nach, wie willkürlich Burne Jones den Menschenleib gestaltete. Die Poesie, die all' die dunklen Legenden, Sagen und Märchen des Burne Jones beseelt, hat denselben Klang wie die Poesie in den Werken des Rosetti, ist aber nicht ganz so tief und stark.

Holman Hunt wird nicht ohne Liebe besprochen, als der Maler der Evangelien, als der unvergleichlich gründliche, ehrliche und geduldige Wahrheitssucher. Im orthodoxen Sinne, etwa im Sinne Ruskin's, ist Hunt unter den Präraffaeliten am meisten Präraffaelit. Er besonders hegt bei einander Idealismus der Anschauung und Realismus der Beobachtung. Niemand hat den Beruf des Malers so hoch gestellt und so heilig gehalten, und Niemand hat doch die Wolle eines Schafes und die Maserung einer Holzplatte so unermüdlich und peinlich correct wiedergegeben wie Holman Hunt. Mit seiner Auffassung der christlichen Legende, die zugleich originell, tief, historisch und fromm ist, wird er einer kommenden Zeit, trotz gewisser Schrullen, als der größte Religionsmaler des 19. Jahrhunderts erscheinen.

Sizeranne schätzt diesen Meister und auch Watts vielleicht nicht ganz nach Gebühr, weil dem jugendlichen Franzosen der Begriff „l'art pour l'art" doch zu tief

in Fleisch und Blut übergegangen ist, als daß die vorwiegend ethisch und social orientirte Bestrebung der beiden großen englischen Maler ihm nicht mehr verwunderlich als bewundernswürdig erscheinen sollte.

Der letzte Abschnitt des Buches ist sammelnd. Das den englischen Meistern Gemeinsame wird breit entwickelt. Erstaunlich, wie conservativ, wie insular abgeschlossen, wie wenig berührt von den Bestrebungen des Continentes die englische Art in dieser entschlossenen und doch vorsichtigen Synthese erscheint! Der Verfasser läßt sich fast an keiner Stelle zu voreiliger Verallgemeinerung verführen.

Nur eine Einschränkung muß angedeutet werden. Der Titel des Buches lautet: Die zeitgenössische englische Malerei. Whistler, dessen Art von Sizeranne mit kluger Berechnung als amerikanisch, als pariserisch mit der englischen Kunst contrastirt wird, hat heute auch in England sein Publicum und seine Nachahmer gefunden. Die schottischen Coloristen werden heute auch in London — wenngleich nicht so gläubig wie in München und Berlin — beachtet. Kurz: der Kreis des specifisch Englischen ist heute nicht mehr so fest und stolz geschlossen wie in der Darstellung de la Sizeranne's. Das ausgezeichnete Buch würde heute besser unter dem Titel ausgehen: Die englische Malerei in der Zeit zwischen 1850 und 1890.

Max J. Friedländer.

In Turan und Armenien.

[Nachdruck untersagt.]

In Turan und Armenien. Auf den Pfaden russischer Weltpolitik. Von Paul Rohrbach. Mit einer Uebersichtskarte des russischen Gebietes zwischen dem Schwarzen Meer und dem Pamir. Berlin, Georg Stilke. 1898.

Vorliegendes Buch gibt in zusammenhängender Form eine Reihe von Aufsätzen wieder, die in den „Preußischen Jahrbüchern" vom Juli bis zum December 1897 erschienen sind. Der Verfasser behandelt auf Grund eigener Beobachtungen und Reiseeindrücke und in entschieden russenfreundlicher Tendenz zwei Fragen von höchstem politischem Interesse: die Ausbreitung der russischen Herrschaft in Turkestan und die Zukunft Armeniens. Sehr hübsch beschreibt er die Reise im Postwagen von Wladikawkas über den Centralkaukasus nach Tiflis. Einen Theil dieser Strecke bildet der Engpaß des Darjal, die alten Portae Sarmaticae. „Diese wahrhaft furchtbare Kluft spaltet die nördliche Vorkette des Centralkaukasus, deren Kamm- und Gipfelhöhen aber beträchtlicher sind als die der dahinter liegenden Hauptkette, bis auf 2500 Meter Höhe; in ihr bahnt sich der Terek, mit gewaltigem Brüllen in einer fortlaufenden Reihe von Stromschnellen und Cascaden herabstürzend, seinen Weg, und, mit höchster Kunst geführt, schmiegt sich in fallenden und in steigenden Windungen und Curven die in den Fels gesprengte Straße den Wänden der Schlucht in wachsender Erhebung an." In Baku bestieg Rohrbach den Kaspidampfer, und an der jenseitigen Landungsstelle in Krasnowodsk überraschte ihn das Bild der absoluten Oede, das die gezackten und schroffen Felsenufer darbieten. „Schon der Anblick des vor dem Bahnhof haltenden Eisenbahnzuges, der in sechzig Stunden die 1500 Kilometer bis Samarkand zurücklegen soll, belehrt den Ankömmling über das Klima des Landes; sämmtliche Wagen sind schneeweiß angestrichen und mit besonderen Ventilationsdächern versehen, um die Sonnengluth erträglich zu machen."

Nach der trostlosen Sandwüste Kara-Kum wirkt der Uebergang ins Fruchtland am Amu-Darja um so erfrischender. Die zahllosen, heute meist verfallenen Bewässerungsanlagen jenseits des Amu-Darja entlocken dem Reisenden Bewunderung. „Die Cultur der Menschheit hat in diesen Ländern eine Katastrophe erlebt, die nicht kleiner ist als die Verödung von Kleinasien, Syrien und Nordafrika, aber hier war es nicht der Islam, der den Tod brachte, sondern es waren die buddhistischen Schwärme Dschingis-Chan's." Nach kaum' hundertjähriger Herrschaft wurden die Mongolen von dem Islam verdrängt, der „heute in diesen Gegenden sein lebendigstes Centrum hat". Samarkand und Buchara haben in der Welt des Islam eine ähnliche Bedeutung wie im Mittelalter Europa's die Stätten, an welche sich die Ueberlieferung höchster geschichtlicher Majestät und tiefster scholastischer Gelehrsamkeit knüpfte: Rom, Byzanz, Paris, Bologna. Buchara ist die mohammedanische Gelehrten- und Theologenstadt par excellence und Samarkand seit den Zeiten Emir Timur's sprichwörtlich als Ort des Glanzes, erhabener Bauten, sprudelnder Gewässer, schattiger Prachtgärten. Aus dem erheblichen Zuwachs, den das Zarenreich an mohammedanischer Bevölkerung in Turkestan gewonnen hat, erklärt der Verfasser im Wesentlichen die russische Orientpolitik.

Am Oberlauf des Syr-Darja, des alten Jaxartes, ist unter der russischen Herrschaft auch die alte Cultur zurückgekehrt. Hier ist das Baumwollenland Ferghana mit dem Centrum Andidschan in raschem Aufblühen begriffen. „Heute bereits, wo die Hebung der Baumwollcultur erst wenige Jahre alt ist, liefert Turkestan für die russische Baumwollindustrie — nach England ist es die zweite in Europa — ein Drittel des nöthigen Rohproducts."

Auf der Rückreise unternahm der Verfasser einen Ausflug in das armenische Hochland. Er beschreibt das wunderbare Panorama, das die Vulcankette jenseits der Araxessenkung von der Gartenstadt Eriwan aus bietet. Mitten aus der Reihe der erloschenen Kraterberge erhebt sich wie ein Patriarch der Vorzeit der Ararat. Die Armenier sind bekanntlich theils türkische, theils russische, theils persische Unterthanen. Rußland zeigt gegen die den Türken höchst unangenehmen Autonomiebestrebungen der (türkischen) Armenier vollkommene Kälte, und der Verfasser setzt auseinander, daß es sich kalt zeigen muß, um die Intimität mit der Türkei zu behaupten, die für den Erfolg der russischen Politik in Asien eine unerläßliche Bedingung ist. Weniger günstig beurtheilt der Verfasser die Politik Rußlands gegen seine eigenen armenischen Unterthanen. Die Armenier sind eine zähe Nationalität; sie erstreben nichts weiter als einen unbehinderten Aufstieg zu geistiger Bildung auf Grundlage der Erhaltung ihrer eigenen Nationalität. Diese sollte die russische Regierung ihnen ruhig lassen. Denn als Bindeglied zwischen dem europäischen Rußland und seinen asiatischen Provinzen können ihm seine armenischen Unterthanen sehr nützlich werden. Der Verfasser betrachtet die russische Politik aus großen Gesichtspunkten und hat durch seine Schilderung der Verhältnisse in Turan und Armenien auch in russischen Regierungskreisen Eindruck gemacht.

H. von Horn.

μχ. **Iphigenia in Tauris.** A Drama in five acts by Gœthe. Translated from the German by Frederick Butler. Reading, Pennsylvania. 1898.

Eine neue englische Uebersetzung der „Iphigenie" von Goethe, in Amerika erschienen. Poetische Sprache und reines Versmaß zeichnen sie aus. Einige Scenen sind besonders gut gelungen, z. B. der erste Auftritt des zweiten Aufzugs (Orest und Pylades), der erste Auftritt des dritten (Orest und Iphigenie) und der dritte des fünften Aufzugs (Iphigenie und Thoas). Mehrere befremdende Fehler und Mißverständnisse finden sich jedoch vor. Z. B. wird „Neigung" mit „obeisance" übersetzt, „der Erde schöner grüner Teppich" mit „blanket", obgleich man im Englischen genau wie im Deutschen „carpet" im Sinne von „Teppich der Natur" sagt. — Warum heißt „die liebevolle Schwester" „lovely" anstatt „loving sister", und warum werden die Gefährten der Furien „despair and grief" genannt? Bei Goethe heißen sie „Zweifel und Reue". Ein starker Amerikanismus ist der Passus: „And trustest thou to lead my mother round?" (III. Aufzug 2. Auftritt.) — Derartige Fehler sind in der älteren amerikanischen Uebersetzung von Adler vermieden; auch gibt sie, trotz einer gewissen Unbeholfenheit, die scheinbare Einfachheit der Goethe'schen Sprache an manchen Stellen besser wieder, als es die schwungvollen Verse der Butler'schen Uebersetzung thun. Dagegen sind die freieren Rhythmen Butler oft recht gut gelungen; auch finden sich im Parzenlied einige schöne Stellen:

„When discord arises
The guests are hurled headlong
Disgraced and defamed,
To the depths of night's realm,
And wait in despair there,
In darkness confined,
For justice and right"

βλ. **Lamartine poète lyrique.** Par Ernest Zyromski. Paris, Armand Colin.

Es ist zweifelhaft, ob das Werk eines Dichters durch Zerlegung in einzelne Theile, durch eine peinliche, wenn auch sorgfältig durchgeführte und poetisch empfundene Analyse wahrhaft gewinnt. In Lamartine's Lyrik sind die Elemente, die hier getrennt beobachtet werden, die innerliche Landschaft, das Seelenleben, die Töne, die Bilder, zu einem harmonischen Ganzen verschmolzen. Die Außenwelt war ihm Abglanz und Symbol der poetischen Welt in seinem Innern. Mit Recht hat er von sich gesagt, daß er Ahnungen zukünftiger Dinge in sich trage, und in der Harmonie seiner Verse bargen sich tiefe und neue Gedanken. Derselbe Mensch, der in feierlicher, inniger und unerschöpflich reicher Sprache das Immaterielle zum Gegenstand seiner schönsten Meditationen wählte, hatte das tiefste und wärmste Verständniß für die Probleme der Zeit und die Ansprüche des öffentlichen Lebens. Es kam der Tag, wo Frankreichs Geschicke in seine Hand gelegt wurden und ein ganzes Volk dem Zauber seiner Beredtsamkeit sich hingab. Mit der öffentlichen Wirksamkeit von Lamartine hat das vorliegende Buch nichts zu thun. Sein erster Theil behandelt die Quellen, aus welchen er geschöpft, die Schriftsteller, die besonders mächtig auf ihn eingewirkt haben: die Bibel, Chateaubriand, J. J. Rousseau, Ossian, Petrarca, dann Italien, dessen Schönheit seine Jugend umfing. Herr Zyromski hat sich der Mühe unterzogen, einzelne, fast gleichlautende Stellen aus den Werken der Genannten und der Dichtung von Lamartine zusammenzustellen. Allein wir vermissen die Zurückführung auf tiefer liegende Motive. Mit dem Autor des „Genius des Christenthums", mit Manzoni, mit Novalis, mit Annette von Droste, mit Tennyson, hat der Dichter der „Harmonies" und der „Méditations" das religiöse Empfinden des Jahrhunderts in unsterblicher Form ausgesprochen. Seine Stürme und Zweifel, sein Sehnen und Hoffen, sein Schmerz und seine Liebe, „et ces désirs brûlants de choses qui n'ont que leurs noms ici-bas" sind in seinem Liede verewigt.

ρ. **Blüthen und Perlen deutscher Dichtung.** Für Frauen ausgewählt von Frauenhand. Octav-Ausgabe. Einunddreißigste, völlig umgearbeitete Auflage. Halle, Hermann Gesenius. 1899.

Anfang der fünfziger Jahre zuerst erschienen, sind die „Blüthen und Perlen deutscher Dichtung" immer noch eine der beliebtesten Anthologien. Immer noch schmückt sie das Titelbild des Harfe spielenden Barden, das der hannoversche Hofmaler Oesterley einst für sie gezeichnet, und immer noch wird sie durch die schönen Octaven eröffnet, die Professor A. Tellkampf für sie gedichtet. Aber inhaltlich, — wie sehr hat während der nunmehr abgelaufenen fast fünfzig Jahre die Sammlung sich verändert! Eine neue Dichtergeneration ist seitdem herangewachsen, die berücksichtigt werden mußte und berücksichtigt worden ist; aber ohne Verletzung der Pietät, die man der vorangegangenen älteren schuldet. Nur zu sehr hat ein solch' liebloses und ganz ungerechtfertigtes Verfahren sich bei gewissen Vertretern der modernen Richtung geltend gemacht, die mit einer Art souveräner Verachtung z. B. auf Geibel herabsehen. Aber wen hätten gerade diese Herren an seine Stelle zu setzen? Von diesen „Neuesten", die mit geringem Talent äußerste Selbstüberschätzung verbinden, ist glücklicher Weise nichts in die „Blüthen und Perlen" gedrungen; dagegen freuen wir uns, unter den neuerdings darin Aufgenommenen z. B. Detlev von Liliencron, Carl Busse, Johanna Ambrosius, Anna Ritter zu finden. So darf man der Auswahl nachrühmen, daß sie die deutsche Lyrik von Goethe bis auf unsere Tage gut repräsentirt, und mit neunzehn hübschen, stimmungsvollen Bildchen (meist Landschaften) geschmückt, verdient sie, auch fernerhin das Lieblingsgeschenkbuch für junge Damen zu sein.

γ. **Ars amandi.** Goethe — Byron — Heine — Lenau. Herausgegeben von Richard Nordhausen. Zeichnungen von Franz Stassen. Berlin, Fischer & Franke. O. J. (1899.)

In anmuthigem äußerem Miniaturgewande tritt hier eine Sammlung der Stellen vor uns, in denen die vier im Titel genannten Dichter ihre Auffassung von der Liebe kundgegeben haben, und eine kurz gehaltene Einleitung sucht uns die besondere Art eines Jeden anschaulich zu machen. Ein Buch für Unmündige ist das freilich nicht, aber es faßt eine Seite ins Auge, welche psychologisches Interesse ersten Ranges bietet und reiflich studirt sein will. Von den Zeichnungen sind manche den Dichtungen sehr congenial gerathen; andere, wie die zu „Der Gott und die Bajadere", hätten ohne Schaden wegbleiben können. Der Titel des Büchleins sieht nach Sensation aus; nomen et omen!

λγ. **Il libro d' Oro della Vita.** Di Manfredo Cagni. Milano, Ulrico Hoepli. 1898.

Dieses „goldene Buch des Lebens", von einem italienischen Generalleutnant in zweiter Auflage der Königin von Italien mit dem Versprechen gewidmet, sie und die glorreiche Dynastie mit Feder und Schwert zu vertheidigen, ist „aus dem Schatz der Weisheit aller Zeiten gesammelt", wie der Verfasser auf dem Titelblatt erwähnt. Bei näherer Betrachtung sind es die Alten, die Franzosen und begreiflicher Weise vor Allem die Italiener, die hier zu Wort kommen. Wobei noch zu erwähnen ist, daß jeder Abschnitt mit einer Einleitung des Verfassers Manfredo Cagni beginnt. Da es deren achtzig sind, so hat der Leser Gelegenheit, sich mit der Lebensphilosophie des Autors zu befreunden. Dem Ausdruck derselben mangelt es zuweilen etwas an Originalität. So z. B., wenn S. 496, bei Betrachtung des Lebens, gesagt wird: „Der Gutgelaunte lebt heiter, der Schwermüthige führt ein recht trauriges Dasein." Oder S. 184, bei Besprechung der Tagespresse: „Die Presse ist nur dann wohlthätig, wenn sie zur Wahrheit führt." Und wieder S. 60: „Schicksalsschläge sind der Prüfstein des Charakters." Aehnlich lauten viele Citate, die entweder so berühmt oder so selbstverständlich sind, daß sie uns nichts mehr bringen. Andere sind gut gewählt; unter den neueren gebührt die Palme den in knappe, epigrammatische Form gebrachten, originellen Gedanken der Königin von Rumänien. „Eine unverstandene Frau," sagt sie z. B., „ist eine Frau, welche die Anderen nicht versteht." Und wieder: „Es ist ein großes Unglück, mehr Wissen als gesunde Vernunft zu besitzen." Oder: „Es bedarf ebenso vielen Nachdenkens, um einen Gedanken hervorzubringen, als es Generationen bedarf, um einen Denker zu erzeugen." Mit einem Wort des Italieners Rosmini scheiden wir von den italienischen Moralisten: „Der einzige Weg, der zur Wissenschaft führt, ist die Betrachtung."

ρ. **Alexander Pock's Bilderbuch für die Jugend** im Alter von fünf bis acht Jahren. 18 Farben- und 18 Schwarzdruckbilder. Mit Texten gesammelt und gesichtet von Franz Bücking. Wien, Verlag der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.

Es gibt Kinderbücher, die dem Erwachsenen fast ebenso viel Freude machen wie dem kleinen Publicum, für das sie doch bestimmt sind. Zu dieser Art von Büchern gehört das vorliegende. Man kann sich vorstellen, indem man es durchblättert, wie Knaben und Mädchen des bezeichneten Alters an diesen Bildern, diesen Versen sich ergötzen werden, und wird diese Empfindung um so lieber theilen, als in Illustration und begleitendem Text wirklich etwas sehr Empfehlenswerthes geleistet worden ist. An Zeichnungen von Alexander Pock und eine Publication der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien ist man berechtigt den künstlerischen Maßstab anzulegen; aber dennoch gereicht es diesem Bilderbuche nicht zum Schaden, daß es auf jeder Seite an die Verse Rückert's erinnert:

O Du Kindermund, o Du Kindermund,
Unbewußter Weisheit froh! . . .

π. **Wiener Theater** (1892—1898). Von Hermann Bahr. Berlin, S. Fischer. 1899.

Neuerdings unterläßt es Hermann Bahr, seinen Sammelbänden kritischer Essays (das „Wiener Theater" ist bereits der fünfte) ein systematisches Register beizugeben. In der That würde ein solches nur störend wirken. Man würde danach lange das unangenehme Vorurtheil nicht los, dieser Autor müsse künstlerisch doch recht charakterlos sein, wenn seine Neigungen sich so flatterhaft bald einem Emerson zuwenden können, bald irgend einem Camille Mauclaire. Und dennoch sind die Bücher Bahr's keineswegs charakterlos, ja man kann ihnen nachsagen, daß sie System haben, wenn man darunter die Durchführung gewisser Grundideen versteht, auf die alle Einzelheiten abzustimmen sind. In seinem neuen Sammelbande läßt Bahr gelegentlich „eine kluge, in Händeln der Liebe reichlich erfahrene Frau" also reden: „Es ist ja gar nicht wahr, daß wir keine Treue haben . . . Was nur ein bißchen eine anständige Person ist, die kann doch immer nur Einen lieben und liebt ihn dann das ganze Leben. Aber es mag freilich geschehen, daß sie ihn bisweilen in mehreren Exemplaren liebt." In recht, recht vielen Exemplaren liebte Bahr bisher auch sein philosophisches Ideal, aber die Exemplare sind heute schon minder zahlreich als vor fünf Jahren, und die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß Bahr in Kurzem strenger Monogame einer großen Idee wird.

βλ. **Les Criminels dans l'Art et la Littérature.** Par Enrico Ferri. Bibliothèque de Philosophie contemporaine. Paris, Félix Alcan. 1897.

Der Verfasser, italienischer Deputirter und Professor an der Universität in Rom, ist, wenn nicht ein Schüler, so doch ein Gesinnungsgenosse Lombroso's, ein überzeugter Anhänger der Theorie, die sich viel weniger mit den Verbrechen als mit den Verbrechern beschäftigt und die ersteren als bloße Folgen psychischer und physischer Störungen aufgefaßt wissen will. Diese Theorie, welche Sanatorien an die Stelle von Zuchthäusern zu setzen und den Scharfrichter durch den Arzt ablösen zu lassen bestrebt

ist, darf als sehr bekannt vorausgesetzt werden. Neuer dagegen ist der von Ferri unternommene Versuch, an berühmten Beispielen nachzuweisen, daß die Kunst viel scharfblickender als das Leben oder die Wissenschaft war. Er studirt die Verbrecher in den griechischen Tragikern, bei Dante, Shakespeare, Schiller, Victor Hugo, den Russen, Ibsen und selbst bei Coppée und d'Annunzio und sucht sie in die verschiedenen Kategorien des geborenen Verbrechers, des Verbrechers aus Wahnsinn, des Verbrechers aus Leidenschaft und des Verbrechers aus Zufall einzureihen. Er protestirt gegen die Verherrlichung des Mordes und gegen das falsche Mitleid zu Gunsten der Schuldigen, allein er erweckt es zur Theilnahme für alles Leid in der Welt und appellirt an das collective Gewissen, an die Verantwortung der Gesellschaft für jedes ihrer Glieder, besonders das enterbte, dem die Hülfe gegeben werden soll, die das Verbrechen verhindert.

β. **Grundriß einer Seinswissenschaft.** Von H. G. Opitz. I. Band: Erscheinungslehre. I. Abtheilung: Erkenntnißlehre. Leipzig, Hermann Haacke's Verlagsbuchhandlung. 1897.

Die von ihm als Seinswissenschaft bezeichnete Philosophie definirt der Verfasser in origineller Weise als „die Wissenschaft von der inneren Erscheinung unseres Ich" und theilt sie in die „Erscheinungslehre" und die „Wesenslehre". Schwerlich jedoch wird man diese Eintheilung und die aus ihr entspringenden Begriffsbestimmungen als glückliche bezeichnen können. Statt klärend können sie nur verwirrend wirken Denn die Philosophie ist keineswegs bloße erweiterte Psychologie. Sie hat es keineswegs bloß mit unserem Ich, noch weniger bloß mit der Erscheinung desselben und am allerwenigsten bloß mit seiner inneren Erscheinung zu thun. In Wirklichkeit ist eben unser Seelenleben (die „Erscheinung unseres inneren Ich", mit dem Verfasser zu reden) zwar der Ausgangspunkt und die Grundlage all' unserer philosophischen (wie auch sonstigen) Erkenntnisse, nicht aber ihr gemeinsamer Gegenstand. Ebenso wenig entspricht es den Thatsachen, einerseits bei der Erkenntnißlehre nur die Erkenntniß der Außenwelt in Betracht zu ziehen, andererseits die **innere** Welt, **die** Welt, zu der wir den Stoff „der inneren Wahrnehmung verdanken", ausschließlich mit der Gemüthswelt zu identificiren und aus ihr die Erkenntnißvorgänge ganz auszuschalten. Denn 1. werden uns ja auch diese nur durch innere Wahrnehmung kund, und die innere Welt ist folglich keine reine Gemüthswelt, und 2. stehen auch die Erkenntnißvorstellungen in ebenso innigen Beziehungen zur Gemüthswelt wie die vom Verfasser ihr zugerechneten Phantasievorstellungen, da der Trieb nach Wahrheit und die Lust am Erfassen derselben genau so gut Bestandtheile der Gemüthswelt bilden wie das Ringen nach sittlicher Vervollkommnung und die Freude am Schönen. — Der eigentliche Kern der Schrift dagegen, die Darstellung unseres Erkenntnißverfahrens, die sie im zweiten Abschnitt bringt, enthält manches Werthvolle. Erfreulich ist in erster Reihe die entschiedene Zurückweisung des Kant'schen Apriorismus und jeder vorgeblichen Erkenntniß durch reines Denken; beachtenswerth die sorgfältige Unterscheidung zwischen Stoff sammelnder und Stoff ordnender Thätigkeit und die erläuternde Darstellung der einzelnen Denkoperationen; nicht ohne eine gewisse Wahrheit endlich, wenn auch — unserem Dafürhalten nach — nicht ganz der wirklichen Sachlage entsprechend sind die Darlegungen über den Ursprung der Raum- und Zeitbegriffe und über die Bedeutung der Mathematik. Kurz, dieser Theil ist wohl geeignet, zur Klärung der Anschauungen beizutragen.

β. **Kant und Helmholtz.** Populär-wissenschaftliche Studie von Dr. phil. Ludwig Goldschmidt. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1898.

Die Schrift ist polemisch-kritischen Inhalts. Der Verfasser will Kant gegen Helmholtz vertheidigen. Er gibt aber keinerlei zusammenhängende Darstellung der betreffenden Kant'schen und Helmholtz'schen Lehre, sondern wendet sich an Leser, die beide schon kennen. Populär im wahren Sinne, ohne Vorkenntnisse verständlich ist die Schrift also nicht. Auch daß es dem Verfasser gelungen wäre, die Kant'sche Auffassung einleuchtender zu machen oder sonstwie in irgend erheblicher Weise zur Entscheidung der wichtigen erkenntnißtheoretischen Fragen, die er umständlich erörtert, beizutragen, wird man schwerlich behaupten können. Es gelingt ihm dies schon deshalb nicht, weil er sich jeder Untersuchung des Erfahrungsbegriffes, der bei Kant eine so zweideutige Rolle spielt und die Quelle zahlreicher Dunkelheiten und Mißverständnisse ist, und jedes Versuches, diesen wichtigen Begriff schärfer zu fassen und zu bestimmen, enthält.

δ. **Bibliothèque de Philosophie contemporaine.** Lettres inédites de John Stuart Mill à Auguste Comte. Publiées avec les réponses de Comte et une introduction par Lévy-Bruhl. Paris, Félix Alcan éditeur. 1899.

Ein inhaltreicher, den Leser fesselnder Band, welcher zum ersten Male die Briefe von Stuart Mill an Comte (aus den Jahren 1841 bis 1847) veröffentlicht, nebst den dazu gehörigen, bereits früher bekannt gewordenen Antworten Comte's. Die ersten Jahre dieser Correspondenz zeigen die fortschreitende Annäherung des englischen und des französischen Philosophen — die Annäherung ihrer Philosophie und ihrer menschlichen Beziehungen. Als ein empfindlicher Riß in dieser Geistesverwandtschaft zeigt sich allmählich die Verschiedenheit der Ansichten über die Gleichstellung des weiblichen Geschlechts. Mill entwickelt hier bereits die Anschauungen, welche er nachmals (1869) in seiner Schrift über die „Subjection of women" veröffentlicht hat. Comte beharrt auf dem entgegengesetzten Standpunkte. — Mitten in diese Discussionen hinein fällt die vornehme Hülfe, welche Mill dem in Noth gerathenen Freunde durch seine beiden Lands-

leute, Grote und Molesworth, vermittelt. Leider wird auch dieser Zwischenfall späterhin die Quelle von Mißverständnissen. — Die philosophische und allgemeine Literatur hat durch das neue Buch eine unzweifelhafte Ergänzung erfahren, welche mit Dank aufgenommen werden wird. Dankenswerth ist auch die Einleitung des Herausgebers.

βλ. **Cavour.** By the Countess Evelyn Martinengo Cesaresco. London, Macmillan & Co. 1898.

„Italia ab exteris liberanda" lautet das Papst Julius II. entlehnte Motto dieser Biographie Cavour's. Sie gehört zur Sammlung der Lebensbeschreibungen ausländischer Staatsmänner, die Professor Bury, Trinity College, Dublin, herausgibt, und in welcher zehn von vierzehn theils vollendeten, theils noch in Arbeit befindlichen Biographien regierenden Fürsten gewidmet sind. Nur Richelieu, Mazarin, Mirabeau und Cavour unterbrechen die Reihenfolge fürstlicher Meister der Staatskunst. Der ihr zugefallenen Aufgabe, dem Schöpfer des modernen Italien nach N. Bianchi, Massari, Mazade und Treitschke ein literarisches Denkmal zu setzen, ist Gräfin Cesaresco in jeder Beziehung gerecht geworden. Genaue Kenntniß der historischen Quellen und der zeitgenössischen europäischen Geschichte, ein feiner Sinn für das Wesentliche und Charakteristische, plastische Darstellungsgabe und ein klarer, lebendiger, seinen Stoff beherrschender Stil stehen der Verfasserin zu Gebote. Cavour's Kirchenpolitik, die sicilische Expedition, die römische Frage sind mit großer Sachkenntniß und Unabhängigkeit der Gesinnung vom Standpunkt der Staatskunst geschildert, die Curven beschrieb, wenn der gerade Weg abgeschnitten war. Gräfin Cesaresco richtet nicht, sie berichtet, nicht selten in einer Art und Weise freilich, die jedes fernere Urtheil erspart. So z. B. wenn sie vom bourbonischen Regiment in Sicilien S. 176 sagt: „Die Mißregierung, welche Lord John Russell kurz zuvor als beispiellos in Europa bezeichnet hatte, war in gewissem Sinne national. Spionage, Käuflichkeit und die Verfolgung der tüchtigsten Bürger ließen die Massen ziemlich unberührt, und thatsächlich war der basso popolo, in der Hauptstadt wenigstens, ebenso royalistisch wie der kaum weniger ignorante Adel und die Mehrheit des Clerus und der Armee. Das Régime der Bourbons erschien den Nächststehenden in Folge dessen wenig bedroht, weil sie unfähig waren, die Fäulniß seiner Grundvesten zu erkennen." Sehr selten, z. B. S. 155, sind die angeführten Quellen (in diesem Falle della Rocca's Memoiren, Bd. I), nicht genügend ausgebeutet. Der piemontesische General erzählt, wie Napoleon III. am 5. Juli 1859 durch den Inhalt des Briefes der Kaiserin Eugenie zum Entschluß kam, seinen Frieden mit Oesterreich zu schließen. Der Brief benachrichtigte den Kaiser von der Haltung Preußens, und Cavour, außer Rand und Band gebracht, erklärte damals dem Prinzen Napoleon, er werde sich lieber an die Spitze der Revolution stellen als sein Werk unvollendet lassen.

γ. **Meine Erlebnisse im Jahre 1848** und die Stellung des Staatsministers von Bodelschwingh vor und an dem 18. März 1848. Von Gustav von Diest. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1898.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift, Regierungspräsident a. D. v. Diest, widerlegt vor Allem die Behauptung (an deren Wahrheit auch Fürst Bismarck bis 1889 geglaubt hat), daß von dem Minister des Innern, Ernst von Bodelschwingh, der Rath an den König Friedrich Wilhelm IV. ausgegangen sei, die Truppen am 18. März aus Berlin zu entfernen. Auf Grund eines eigenhändigen, am 30. März 1848 geschriebenen Briefes des Ministers wird dargethan, daß „er sich lieber von der Menge hätte zerreißen lassen, als dem König den Rath zu geben — wie man von ihm unter Geschrei und Drohungen verlangte —, daß er unter diesen Umständen seine Soldaten aus seinem eigenen Schloß zurückziehe". Im Weiteren wird auch unter Mittheilung von authentischen Schriftstücken (welche im Besitze von Bodelschwingh's Sohn, dem bekannten Pastor in Bethel, sich befinden), der Nachweis geliefert, daß schon 1846, lange vor der Märzrevolution, der Erlaß einer Verfassung beschlossen war und Bodelschwingh dabei die Sonderstellung der Herrencurie als unzweckmäßig, ja nachtheilig bekämpft hat. Auf S. 24 lesen wir, daß „ein vielgenannter Mann, der eben aus der Provinz angelangt war", gegen Mitternacht des 18. März dem König die Gefahr längeren Kampfes dargestellt und es für höchste Zeit erklärt habe, „sich zu menagiren": der Mann ist ohne Zweifel Freiherr Georg v. Vincke, vgl. Sybel I, 139.

γ. **Jahreshefte des österreichischen archäologischen Institutes in Wien.** Erster Band. Wien, Hölder. 1898.

Ueber der Archäologie leuchten holde Gestirne: dem Finderglück kommt die Hülfe des Staates und einzelner Liebhaber ausgiebig zu Gute, und mit philologischer Sicherheit wächst zugleich das Vermögen künstlerischer Analyse. Wo Otto Benndorf als Leiter vorangeht, ist dafür gesorgt, daß bei aller Exactheit im Kleinen auf große Ziele hingearbeitet werde und, obwohl nicht jeder Beitrag weiteren Kreisen zugänglich sein kann, auch der genießende Kunstfreund seine Rechnung finde. Gleich Benndorf's erster Beitrag („Bildniß einer jungen Griechin") ist ein Meisterstückchen der Interpretation und des Stils. Neben den bildenden Künsten oder dem Grenzgebiete des Wechselverkehrs, wie Szanto und Wickhoff es als Faust-Forscher hier glücklich betreten, wird auch die antike Poesie an sich herangezogen: Menander's „Landmann" freilich lassen wir uns lieber von Wilamowitz deuten. Ausgezeichnet sind durchweg die Abbildungen im Text oder auf besonderen Tafeln.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 17. Januar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Bertha. — Magyars et Roumains devant l'histoire. Paris, Librairie Plon. 1899.

Boetzel. — Methode einer neuen Geheimschrift, Geheimtelegraphie, Geheimsprache, Geheimtelephonie und Geheimdruck. Von A. Boetzel. Leipzig, F. A. Berger. 1900.

Bouvier. — Bonaparte en Italie 1796. Par Félix Bouvier. Paris, Léopold Cerf. 1890.

Brausewetter. — Finnland im Bilde seiner Dichtung und seiner Dichter. Von Ernst Brausewetter. Mit Novellen, Gedichten, Schilderungen, Charakteristiken und 16 Porträts. Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler. 1899.

Clementi. — Il carnevale romano nelle cronache contemporanee. Di Filippo Clementi. Roma, Ermanno Loescher e Co.

Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. Herausgegeben von August Sauer. Nr. 83/88. Der musikalische Quack-Salber, von Johann Kühnau. (1700.) Herausgegeben von Kurt Benndorf. Berlin, B. Behr's Verlag. 1900.

Dühren. — Der Marquis de Sade und seine Zeit. Ein Beitrag zur Cultur- und Sittengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Mit besonderer Beziehung auf die Lehre von der psychopathia sexualis. Von Dr. Eugen Dühren. Zweite Aufl. Berlin und Leipzig, H. Barsdorf. 1900.

Eleutheropulos. — Wissenschaft und Philosophie. I. Die Philosophie und die Lebensauffassung des Griechenthums auf Grund der gesellschaftlichen Zustände. Von Abr. Eleutheropulos. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1900.

Eulenburg-Hertefeld. — Ostasien 1860—1862 in Briefen des Grafen Fritz zu Eulenburg. Herausgegeben von Graf Philipp zu Eulenburg-Hertefeld. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1900.

Fontane. — Aus England und Schottland. Von Theodor Fontane. Mit einem Jugendbildniß. Berlin, F. Fontane & Co. 1900.

Fournier. — Der Congress von Châtillon. Die Politik im Kriege von 1814. Eine historische Studie von August Fournier. Wien und Prag, F. Tempsky. 1900.

Frey. — Sammlung ausgewählter Briefe an Michelangelo Buonarotti. Nach den Originalen des Archivio Buonarotti herausgegeben von Dr. Karl Frey. Berlin, Karl Siegismund. 1899.

Glagau. — Anna von Hessen, die Mutter Philipp's des Großmüthigen (1485—1525). Von Dr. Hans Glagau. Marburg, N. G. Elwert. 1899.

Gronau. — Tizian. Von Georg Gronau. Mit zwei Bildnissen. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1900.

Halbe. — Das tausendjährige Reich. Drama in vier Aufzügen von Max Halbe. Berlin, Georg Bondi. 1900.

Hornstein. — Buddha. Legende in drei Acten von Ferdinand von Hornstein. München, C. H. Beck. 1899.

Itzerott. — Neue Lieder. Von Marie Itzerott. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung. O. J.

Justi. — Hessisches Trachtenbuch von Ferdinand Justi Erste Lieferung. Mit 8 Blättern in Farbendruck. (Veröffentlichungen der historischen Commission für Hessen und Waldeck.) Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 1900.

Kalischer. — Spartacus. Eine sociale Tragödie in fünf Aufzügen. Von Dr. Alfred Christlieb Kalischer. Berlin, Dr. A. Chr. Kalischer Selbstverlag. 1899.

Knortz. — Lieder aus der Fremde. Freie Uebersetzungen von Karl Knortz. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Oldenburg und Leipzig. Schulze'sche Hofbuchhandlung. O. J.

Krauel. — Graf Hertzberg als Minister Friedrich Wilhelm's II. Von R. Krauel. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1899.

Kreller. — Die Völkerwanderung von Hermann Lingg und das Gesetz der epischen Einheit. Von Rupert Kreller. München, Carl Haushalter. 1900.

Kropotkin. — Memoirs of a revolutionist. By P. Kropotkin. In two volumes. With portraits. London, Smith Edler & Co. 1899.

Künstler-Lexikon, Allgemeines. Leben und Werke der berühmtesten bildenden Künstler. Dritte, umgearbeitete und bis auf die neueste Zeit ergänzte Auflage. Herausgegeben von Hans Wolfgang Singer. Siebenter Halbband: Raab—Scotto. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 1899.

Mielke. — Coeur-Dame. Novelle von Hellmuth Mielke. Berlin, Albert Goldschmidt. 1900.

Monnier. — Le tour d'Asie. L'empire du milieu. Par Marcel Monnier. Paris, Librairie Plon. 1899.

Oordt. — Paul Krüger und die Entstehung der Südafrikanischen Republik. Von J. F. van Oordt. Erste Lieferung. Basel, Benno Schwabe. 1900.

Pfeiffer. — Das Alte Testament, für das christliche Haus ausgewählt und übersetzt von Dr. Richard Pfeiffer. Erlangen, Karl Pfeiffer. 1900.

Phelps. — Words for the wind. A book of prosepoints. By William Henry Phelps. London, George Allen. 1899.

Platen. — Die Tagebücher des Grafen August von Platen. Aus der Handschrift des Dichters herausgegeben von G. v. Laubmann und L. v. Scheffler. Zweiter Band. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1900.

Pro Finlandia 1899. Les adresses internationales à S. M. l'empereur-grand-duc Nicolas II. Berlin, in Commission bei Otto Mertz.

Ribot. — La réforme de l'enseignement secondaire. Par Alexandre Ribot. Paris, Armand Colin & Cie. 1900.

Römer. — Leidenschaft. Novelle von Alexander Römer. Berlin, Albert Goldschmidt. 1900.

Sangiorgio. — I primi contorni di una storia commerciale del mediterraneo. Di Gaetano Sangiorgio. Roma, Società editrice Dante Alighieri. 1900.

Schlaf und Burchard. — Das Jahrhundert. Spiel in drei Acten. Von Emil Schlaf und Gustav Burchard. Berlin. Oswald Seehagen. 1900.

Schweiger. — Philosophie der Geschichte, Völkerpsychologie und Sociologie in ihren gegenseitigen Beziehungen. Von Dr. Lazarus Schweiger. Bern, C. Sturzenegger. 1899.

Siegel. — Entwicklung der Raumvorstellung des menschlichen Bewusstseins. Eine psychologische Analogie von Carl Siegel. Leipzig und Wien, Franz Deuticke. 1899.

Sieglerschmidt. — Aus Licht und Leben. Gedichte von Hermann Sieglerschmidt. Berlin. R. Boll. 1900.

Streckfuß. — Der tolle Hans. Criminal-Novelle von Adolf Streckfuß. Dritte Auflage. Berlin, Albert Goldschmidt. 1900.

Stümcke. — Zwischen den Garben. Essays von Heinrich Stümcke. Leipzig, P. Friesenhahn Nachf. 1899.

Tanno. — Im Thurm. Ein Schauspiel in fünf Acten. Von Wilhelm Tanno. Cleve, Commissionsverlag der Koch'schen Buchdruckerei. O. J.

Uhl. — Das deutsche Lied. Acht Vorträge. Von Wilhelm Uhl. Leipzig, Eduard Avenarius. 1900.

Unold. — Aufgaben und Ziele des Menschenlebens. Nach Vorträgen, gehalten im Volks-Hochschulverein zu München von Dr. J. Unold. Leipzig, B. G. Teubner. 1899.

Verhaeren. — Le cloître. Par Émile Verhaeren. Bruxelles, E. Deman. 1900.

Veröffentlichungen der Dramatischen Gesellschaft Bonn. No. 2. Zu Heinrich Heine's Gedächtniss. 16. December 1899.

Weber. — Die Bedeutung der deutschen Kriegsflotte für unsere Gegenwart und Zukunft. Vortrag von Dr. Heinrich Weber. Berlin und Potsdam, A. W. Hayn's Erben. o. J.

Weber. — Traumgestalten. Von Leopold Weber. Mit Buchschmuck von Ernst Kreidolf. Leipzig, Eugen Diederichs. 1900.

York von Wartenburg. — Das Vordringen der russischen Macht in Asien. Von Maximilian Graf York von Wartenburg. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1900.

Ziehen. — Der Frankfurter Lehrplan und seine Stellung innerhalb der Schulreformbewegung. Ein Vortrag von Dr. Julius Ziehen. Leipzig und Frankfurt a. M., Kesselring'sche Hofbuchhandlung. 1900.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Walter Paetow in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Ein Erlebniß.

Novelle

von

Ilse Frapan.

[Nachdruck untersagt.]

Schon fünf Tage ohne Regen! Ich kann so ungestört fort malen, daß es eine Freude ist. Und immer das gleiche, ebenklare Wetter, und vor der Sonne die breite Magdalenenschürze: Alles so gedämpft. Dazu diese Hofeinsicht, die wirklich ein Fund ist. Und zugleich eine Fundgrube von Stimmungen. Ich habe mir das jetzt so vertheilt: für die blasse, verschwommene Morgenbeleuchtung Pastell; es gibt weder Linien noch scharf gesonderte Flächen, die Grenzen ahnt man nur hinter dem grauen Nebel. Daran arbeite ich bis zehn Uhr. Dann kommt die Oelskizze, Versuche der Sonne, die Magdalenenschürze zu durchbohren. Auf einer Straßenlaterne und einem Barbierbecken matt-weißliches Sonnenflimmern. Auch die eine schwarze, nasse Hausmauer glänzt, sonst ist Alles glanzlos, gewissermaßen stumm. Dann von vier bis sechs die farbigste Stimmung, die schon sinkende Sonne im Nebel, relativ farbig gegen die anderen Skizzen. Die Beleuchtung vertieft sich gegen gelb. Ich mache das in Aquarell, es ist hochinteressant. Im Hof die gelben Hausthüren mit den gelben Messingdrückern, der gelbe Nebel über den Dächern, der Laden mit den Apfelsinen im Schaufenster als Vordergrund. Ich sehe mich so hinein! Bin ganz weg. Merkwürdig, wie viel in so einer einzigen Straße drin steckt, und wie viel man da heraus holen kann. Das Vierte ist eine Nachtstimmung, Alles dumpf grau-schwarz. Nur die Hoflaterne und weiter hinten die beleuchteten Fenster; dies wieder Pastell. Diese Skizze macht mir ziemlich viel Schwierigkeiten — ich muß mich dabei zu sehr auf mein malerisches Gedächtniß verlassen, und das taugt nicht. Ich will ja nichts Hinphantasirtes, ich will Wirklichkeit. Ich bin nur eine Abschreiberin der Wirklichkeit. Sie ist reich genug, scheint mir, wenn man sie nur zu fassen weiß, mit Andacht, Zähigkeit, Fleiß. Aber da liegt der ewige Haken! Weiß ich sie zu fassen? Bange Frage! Das Beste ist, man fragt nicht, sondern sitzt und malt. Während man dabei ist, wenigstens, ist man glücklich. Ich

bin es auch. Und ist es nicht eine originelle Idee? Vier Porträts eines und desselben Hofes. Alle bei nebligem Herbstwetter aufgenommen, und zwar in vier verschiedenen Tageszeiten. Man lauscht der Sonne ihre Geheimnisse ab und denkt sich so allerlei. Wie die Bilder gerathen — das ist am Ende ganz gleich. Man sitzt da und freut sich.

Auch über die Leute. Die Leute in dieser Gegend sind sehr nett. Als ich an der Alster malte, war es manchmal unangenehm. Die Leute kamen, standen still, kritisirten, so als ob ich nicht da wäre. Ich wurde einmal ganz nervös, stand auf, packte zusammen und ging weg. Hier ist es ganz anders. Die Leute denken, daß ich arbeite. Sie stören mich nicht. Manchmal bleibt ein Kind stehen, den Finger im Munde, guckt meine Skizze an oder tippt auf meine Farben. Dann kommt eine Mutter oder Tante und sagt: „Mußt Fräulein nich stören, Kind, Fräulein ist hier fleißig beis Malen." Und die Frau zieht das Kind weg. Sie sagt: „Beis Malen."

Ich sitze auf einem Beischlag. Die Leute sind, glaube ich, Krüger. Ich habe ihnen etwas für den Platz bezahlt, es standen vorher Körbe mit Kartoffeln da. Jetzt haben sie mir ein Kissen heraus gebracht, weil der steinerne Beischlag zu kalt sei. Unser Factotum hat meinen kleinen Utensilienschrank hergekarrt, der steht nun auf ihrer Diele zwischen den Kartoffelkörben und Bierflaschen. Die Leute sind sehr zuverlässig, sie betrachten meine Sachen wie ein Heiligthum. Neulich hatte ich über Mittag den Schlüssel stecken lassen. Die Frau kam mir schon damit entgegen gelaufen, als ich nach dem Essen wieder anfangen wollte. Sie oder ihr Junge hätte ihn mir gebracht, nur daß sie meine Adresse nicht wußten, sagte sie. Es sind rührend nette Leute. Sie haben mich schon ein paarmal zum Mittagessen eingeladen, aber es setzt mich sehr in Verlegenheit. Bezahlen für eine Einladung, das geht doch nicht, das ist unzart, und den Leuten ihre Sachen so wegessen — das geht auch nicht. Ich schleiche mich jetzt immer leise fort. — Grade, daß mich hier Niemand kennt, ist so hübsch. Heute wollte mir die Frau einen Shawl heraus bringen, weil ich ein bißchen Husten habe. Ich zeigte ihr, wie dick mein Kleid ist — Herrentuchstoff, da beruhigte sie sich. Sie selber hatte eine Kattunblouse an und sah ziemlich verfroren aus. Nein, wirklich rührende Leute.

Mit den Skizzen geht es gut. Ich habe noch eine fünfte eingefügt für den frühen Nachmittag. So von halb Drei bis halb Vier. Da ist der Hof im Lichtnebel, sehr interessant. Eine Frau hat einen Ricken voll Wäsche gehängt. Hoffentlich ist sie nicht zu bald trocken! Ich muß die Frau bitten, sie so lange da zu lassen, bis ich fertig bin, diese hellgrau-blauen und röthlichen Flecke kann ich nicht entbehren. Ich werde ihr etwas dafür bezahlen.

Heute hat mich meine Krügersfrau gefragt, ob die Bilder auf die Ausstellung sollen. Ich lachte und sagte, ich machte das nur zu meinem Vergnügen. Das konnte sie gar nicht begreifen. „Was is das denn für 'n Vergnügen, wenn Fräulein so Tag für Tag mit kalte Füße auf 'n Beischlag sitzt und malt da was!" sagte sie. — „Finden Sie diesen Hof nicht wunderhübsch?"

fragte ich sie. Aber nein, sie fand gar nichts dran, die arme Frau. „Sie haben so viele Genüsse weniger in der Welt, wenn Sie das nicht hübsch finden," sagte ich. Aber ich habe dann doch lieber geschwiegen; es gibt ja auch unter den Gebildeten viele stumpfe Augen. Eigentlich unbegreiflich!

Jetzt habe ich doch eine Zuschauerin bekommen, aber sie stört mich nicht. Sie kommt nur gelegentlich, sieht mir über die Schulter und verschwindet bald. Sie muß hier ganz in der Nähe wohnen, denn sie geht ohne Hut. Es ist eine ziemlich junge Frau, recht hübsch. Mit ihrem vollen, blassen Gesicht, den schmalen, schwarzen Augen, die etwas geschwollene Lider haben, dem reichen, krausen, braunen Haar erinnert sie mich an meine Wäscherin in Venedig, die ich auch so gern mochte. Sie trägt sich auch ebenso nachlässig wie die, in einer losen Jacke. Sehr stark parfümirt ist sie, am Ende ist es die Frau des Friseurs und Barbiers, dessen blankes Messingbecken auf meiner zweiten Morgenskizze eine gewisse Rolle spielt. Heute Mittag kam sie dreimal, immer nur auf fünf Minuten. Sie stand stille neben mir und zog einen langen Seufzer um den anderen. Sie ist vielleicht krank, die arme, schüchterne Frau. Ich muß sie mal fragen.

Heute haben wir uns etwas unterhalten. Sie ist melancholisch, gedrückt und nicht gebildet. Ich denke mir, sie ist eine Näherin und hat vielleicht eine unglückliche Liebe. Ihr Gesicht hat einen leidenden und demüthigen Ausdruck. Wenn ich Menschen malen könnte, so malte ich sie gleich. Ich sagte ihr das heute, der kleinen Jenny. Da wurde sie ganz roth, streckte die Arme aus und sagte: „Nein! Nein!" Sie hat etwas Scheues im Gesicht, sie mag nicht, daß man sie ansieht. Das habe ich schon bemerkt, und deshalb sehe ich sie lieber nicht viel an. Aber eine Friseursfrau oder Tochter ist sie jedenfalls, denn es ist ein starkes Parfüm immer an ihr zu merken. Das ist auf der Straße nicht so schlimm, im Zimmer könnte man es fast nicht aushalten. Ihre Stimme ist merkwürdig, so wie von Thränen gebrochen. Ich sehe sie oft erschrocken an, denn ich denke, sie weint; aber nein, ihre Augen sind ganz trocken. Es ist nur so eine Eigenthümlichkeit bei ihr. Aber ihre Stimme geht zu Herzen.

Sie hat mich auch gefragt, ob das Bild auf die Ausstellung kommt. Es ist merkwürdig, daß die meisten Leute bei Allem, was sie oder Andere thun, einen praktischen Zweck voraussetzen. Sie können gar nicht anders. Der freie ästhetische oder künstlerische Standpunkt ist ihnen ganz fremd. Ich begreife es nicht.

O weh, die Wetterprognose wird schlimm! Das Minimum bewegt sich auf uns zu, wie die Herren Meteorologen sagen! Da muß ich eilen. Wenn jetzt ein Regen eintritt, wird es nachher sicher kalt, und mit meiner Straßenmalerei ist's vorüber. Die zwei Pastelle können zur Noth fertig sein, das Aquarell aber ist noch sehr zurück. Und die Frau hat nicht Wort gehalten,

hat die Wäsche doch hinein genommen. Ein Unstern! Hätte ich ihr etwas mehr bezahlt. Ich werde diese Skizze also aufgeben müssen. — —

Ich bin hier auch so gern, weil das ewige Verbeugen und Nach-Vaterfragen wegfällt. Dieser Theil von Hamburg ist wie eine andere Stadt. Es war zu traurig, immer antworten zu müssen: „Keine Aenderung, keine Besserung, keine Hoffnung.“ Jetzt sind es schon drei Jahre, seit er mich nicht mehr kennt. Der Wärter ist schon bald zwei Jahre bei ihm. Ich sehe deutlich, daß es schlimmer wird, auch körperlich. Aber er fühlt nichts davon, weiß nichts davon, so sagt, nein, versichert mir der Arzt. „Er kehrt zurück ins Unbewußte, aus dem wir Alle gekommen sind,“ mit diesen milden Worten hat mir unser guter, alter Doctor damals den Ausbruch der schrecklichen Krankheit mitgetheilt. Jetzt ist er zurückgekehrt; er lebt nur noch wie eine Pflanze, wie ein stummer Baum. O Schicksal!

Was thäte ich, wenn ich meine Malerei nicht hätte! Sie hat mich gerettet, sie rettet mich noch täglich. Wenn ich nur mit solchen Leuten verkehren sollte, wie gestern Abend in der Theegesellschaft — das wäre doch zu entsetzlich! Sie sind ja eigentlich recht liebenswürdig mit mir, aber nichts interessirt sie, was Kunst betrifft, und ich werde wie ein Wunderthier von Einem dem Andern gezeigt: „Sehen Sie, dies ist Fräulein Johannsen, die so schön malt. Denken Sie sich, Fräulein Johannsen malt bei allem Wetter auf der Straße, und Alles zum Vergnügen, denken Sie sich!“ Und dann fragt der Andere auch sogleich, ob und wann ich denn ausstelle, und wenn ich sage: „Gar nicht,“ dann wird er ganz roth und irre, so als ob er sich für mich schämte, und macht „ah!“ und „oh!“ weil er sonst nichts zu sagen weiß.

Ich gehe nicht wieder hin, es wird mir Niemand übel nehmen. Ich muß ja für diese Leute ebenso langweilig sein, wie sie es für mich sind.

Wie viel interessanter ist mir dagegen dieses blasse Mädchen, diese Jenny. Sie kommt jeden Tag ein paarmal, steht und fragt, unermüdlich wie ein Kind und unwissend wie ein Kind. Nächstens erzählt sie mir gewiß ihre rührende, kleine Liebesgeschichte; sie sieht ganz so aus, als hätte sie etwas auf dem Herzen. Sie hat übrigens ein sehr veränderliches Gesicht. Heute hat sie mich erschreckt. Ein Mann, der aber wie ein Herr angezogen war, kam über die Straße auf sie zu, als sie neben mir stand, und rannte sie so hart an, daß sie gegen mich gestoßen wurde, und daß meine kleine Staffelei fast umfiel. Vielleicht war es nur ein grober Witz, aber Jenny nahm es schrecklich übel. Sie verzerrte das Gesicht so, daß ich sie nicht wieder erkannte, und sagte dem Mann ein greuliches Schimpfwort. Er antwortete etwas, das ich nicht verstand; Jenny lief sogleich weg, sie hat sich wohl geschämt, daß ihr solch' ein häßliches Wort entfahren war. — Ich saß ganz verstummt. Die andere Bildungsstufe wurde mir mit einem Mal fühlbar. Sie hat gewiß eine traurige Jugend gehabt, daß sie so schnell zu erbittern ist. Ihre Stimme klang schneidend und widrig, als sie den Mann schimpfte. Und mit mir ist sie so lieb.

Eben nach Hause gekommen. Der Landregen ist da! Der abscheuliche, fadengrade Landregen, der es mir unmöglich macht, meine vier Skizzen zu vollenden! Schade!

Und auch sonst ein recht häßlicher Tag! Wie man sich doch in Menschen täuschen kann. Ich besonders. Ich täusche mich ja immer, ich bin es schon beinahe gewohnt. Aber sogar in einer so unbedeutenden äußerlichen Sache! Das war doch mehr als unfreundlich! Mich nicht ins Haus zu lassen? Warum denn nicht? Bei dem Platzregen! Ich wollte doch nur einen Augenblick unterstehen, eine halbe Stunde vielleicht. Gott, wenn in unserem Hause Jemand einregnete — man würde ihm doch einen Stuhl anbieten, ihn in das Mädchenzimmer bitten oder in die Küche, aber Einem entgegenschreien: „Nein! Nein! Hier geht es nicht! Hier dürfen Sie nicht hinein!" Das ist doch —

Es ist zum Verwundern. So lieb war dieses Mädchen, als sie bei mir stand und zusah, wie ich malte, und immer leuchtete ihr Gesicht auf, wenn wir uns grüßten. Für gewöhnlich hat sie etwas Apathisches, aber wenn wir uns sahen, immer kam ein freundliches Leuchten in ihre schmalen, schwarzen Augen, und nun heute? Ich habe mich geärgert, thatsächlich. Solch' ein dummes Zusammentreffen! Der plötzliche eiskalte Regen, ich vor der Thür auf dem Beischlag, und meine gute Krügersfrau, die ihre Thür von innen zugeschlossen hat, so daß ich ganz schutzlos dastehe. Natürlich geht man doch in solchem Fall ins nächstbeste Haus. Und ich freue mich noch, als ich dort im Eingang Jenny erblicke. „Wohnen Sie hier?" will ich grade sagen. Da schreit sie mich mit heiserer Stimme an: „Nein! Nein! Was wollen Sie hier! Hier geht es nicht!" Und ich in meiner dummen Zuthunlichkeit zu ihr: „Vielleicht könnte ich oben aus dem Fenster bei Ihnen etwas malen?" Und da ihr verzerrtes, unkenntliches Gesicht und das schrille Geschrei: „Nein, nein, gehen Sie aus dem Hause."

Ich glaube, man hat mich noch nie so angefahren, im ganzen Leben nicht. So schnell wie möglich zog ich mich zurück, habe natürlich kein Wort erwidert. Es war ein Funkeln in ihren schwarzen Augen wie vor Bosheit. Dieselben Augen, die mich immer so zärtlich angesehen! So sind die Menschen!

Warum habe ich mich solcher Grobheit ausgesetzt? Um das bißchen Regen? Lieber doch naß werden, als sich so behandeln lassen. Ein Junge holte mir übrigens dann bereitwilligst eine Droschke . . . Aber die Sache hat mir einen sehr unangenehmen Eindruck hinterlassen. Ist die Freundlichkeit ein so unzuverlässiges Ding? Wie schade! Wenn ich wieder dort male und das Mädchen kommt noch einmal heraus zu mir — was für ein Gesicht soll ich ihr machen?

. . . . . .

Seit Vater gestorben ist — — — Alles, was ich spreche, fängt jetzt so an: „Seit Vater gestorben ist" — — Ich habe beinah sieben Wochen nicht gemalt, jetzt will ich wieder anfangen. Nur so aus dem Fenster. Etwas Architektonisches, im Rauhreif, ein sehr interessantes altes Giebelhaus mit reich geschnitztem Fachwerk. Das Portal ist zierlichstes Roccoco. Sonderbar,

das Haus ist, genau genommen, eine Musterkarte der verschiedenen Stile, und doch sieht das Ganze harmonisch aus, die Theile sind durch irgend einen genialen Zufall zusammengestimmt. Es ist nicht weit von meinem lieben Hof, wo ich die Skizzen gemalt habe.

Wenn ich nur erst wieder in der Arbeit bin!

Ich denke, nach meinem Tode können die Sachen doch vielleicht ausgestellt werden. Ich höre ja dann nicht mehr, wie man darüber schimpft. Und vielleicht wird das eine oder andere Auge nicht ganz ohne Wohlgefallen auf meinen kleinen Versuchen weilen, und vielleicht wird die eine oder andere Hand dadurch angeregt werden, es mir nachzuthun. Ich denke jetzt oft an den Tod, weil Vaters Tod noch so frisch ist, und dann schleicht sich leise, leise doch der Wunsch nach einer noch so bescheidenen Unsterblichkeit ein. Bis jetzt hatte ich nicht gewußt, daß ich eine Spur von Ehrgeiz habe, aber nun scheint es doch so zu sein.

Dieses Ausgelöschtsein ist furchtbar. Ich meine, so wie Vater ausgelöscht ist. Ganz lautlos, schmerzlos, bewußtlos auch für mich. Bin ich denn nicht traurig, ich, die Tochter? Ich weiß es nicht, mein Gefühl versagt an dieser Stelle. Ich glaube, es ist Alles in meine Pinsel gegangen. Ich sprach mit Herbert darüber.

Die Sache liegt wohl so: erstlich stak Vater als Jurist und als Senator über und über im Geschäft, und daraus entwickelte sich dann das kühle Verhältniß zwischen uns, besonders weil Mutter so früh gestorben war. Seine öffentliche Thätigkeit, seine vielen Aemter nahmen ihn ganz in Anspruch. Ich begann dann zu malen . . .

Immer weiter kamen wir aus einander, weil ich so gar nichts von seiner Thätigkeit verstand.

Nur später sah ich, wie sehr man ihn angriff, wie er sich verwundet zurückzog, verbittert wurde; unzugänglich. Und dann die schreckliche Krankheit, die, wie der Arzt sagte, schon seit Jahren in ihm vorbereitet war; die erste Zeit der maßlosen Erregung, dann immer stiller, und endlich Erlöschen.

Ein Schauder überläuft mich.

Nach all' den Blumen, die beim Begräbniß ankamen, haben die Leute Vater sehr geschätzt. Das ist eine kleine Genugthuung. Oder war es nur menschliches Mitgefühl mit dem so lange Lebendigtodten? Es hat mir wohlgethan für ihn. Aber gerührt hat mich nur der Kranz von Jenny!

Denn dieser Kranz galt mir, der war nur für mich. Ich habe nie etwas Rührenderes erlebt als dies grüne, traurige Todtenkränzchen, dies Geschenk des fremden, armen Mädchens. Wie hat sie meine Adresse erfahren? Wie kommt es, daß sie so viel Vertrauen zu mir gefaßt hat? Wir haben uns doch kaum gekannt! Hin und wieder nur ein paar Worte gewechselt, da, an meinem Beischlag, vor meiner Skizze — ein paar einfache menschliche Worte, ein bißchen die Hand gedrückt — sie drückte immer so stark — und das war Alles. Und dafür dieses warme Theilnahmzeichen in meiner Trauer. Es hat ihr ja noch Geld gekostet, und sie hat es gewiß selber nöthig. Wie soll ich

das wieder gut machen, ohne sie zu verletzen? Wenn ich ihr ein paar Skizzen von mir schenkte? Die von dem Hof mit dem Haus, wo sie wohnt?

Vielleicht ist es dumm, vielleicht nicht. Vielleicht ist sie in dem alten, hohen, dunkeln Hause geboren, hat ihre Jugend zwischen diesen nassen, schwarzen Mauern verbracht, in diesem schmutzigen Rinnstein als kleines Kind ihre Papierböte schwimmen lassen, auf diesem runden Eckstein mit ihrem Strickzeug gesessen — arme, kleine Jenny! Dann würde ihr die Skizze doch vielleicht nicht ohne Reiz sein. Aber wie soll ich das erfahren? Wen fragen?

Oder hat sie sich mit dem Kranz nur entschuldigen wollen wegen der dummen Geschichte mit dem Platzregen? Ach, du lieber Gott, wer denkt denn noch daran! Wie kann ich wissen, warum sie mich nicht haben wollte! Vielleicht ein Vater, der böse ist, oder eine unfreundliche Dienstherrschaft, oder ein gestörtes Stelldichein mit dem Bräutigam. Ja, so ist es wohl gewesen, irgend eine Liebesgeschichte hat sie wild gemacht. Danach sah sie aus. Oder — meinetwegen auch irgend eine Laune! Warum soll so ein Mädchen nicht auch ihre Launen haben!

Aber diese Laune mit dem Kranz war schön. Eine zarte Aufmerksamkeit, für die ich ihr gern danken möchte. Aber sie ist fast zu zart für Dank. Ich glaube, ich male sie so gut ich kann und schenke ihr das Bild. Das werde ich heute gleich mit ihr abreden.

O Gott, was habe ich erfahren! Ist es denn möglich? Ist es denn auszudenken? Diese junge Frau in der Jacke, diese Jenny — ihren Zunamen weiß ich nicht — Jenny ist — — — Das Haus, in dem sie lebt, ist — — — Nein, ich kann es nicht hinschreiben, nicht hier für mich selbst in meinen Aufzeichnungen! Die Feder will nicht! Solchen Abscheulichkeiten gehorcht sie nicht, die nennt sie nicht. Man hört wohl einmal irgend so eine scheue Andeutung — daß es so etwas gibt, wie dieses Haus — daß es so etwas gibt, wie das, was Jenny ist — aber nahe kommen — daß es Einem so nahe kommen kann — nie denkt man daran. Ich habe es nie gedacht. O pfui! Pfui! Pfui! Dies Haus hab' ich gemalt, viermal! Auf vier Skizzen hab' ich diesen Abschaum gemalt, mit Fleiß, mit Sorgfalt, mit Andacht hab' ich diese abscheulichen Mauern abgepinselt, die das Ekelhafteste einschließen! So dumm! So ahnungslos! So blind in dieser schmutzigen Welt wanderst Du herum, der Schmutz streift Deinen Saum, und Du spürst es nicht; Du setzest Dich hin und vertiefst Dich in die Widerwärtigkeit, und Du weißt nicht, was sie bedeutet! Ich habe Alles zerrissen, ich mag es nicht ansehen, es ist mir nur ein Denkmal meines Stumpfsinns! Ich finde auch nicht eine Linie mehr interessant daran! Nur schämen kann ich mich und Ekel empfinden, solchen Ekel, daß ich kaum essen kann.

Und dieses Mädchen, dies Wesen mit dem hübschen, veränderlichen Gesicht, mit den schmalen, schwarzen Augen, mit der häßlichen Stimme, die greuliche Schimpfworte sprach, dies Mädchen, das schamlos genug war, sich über mich lustig zu machen, meine Unwissenheit, meine tölpelhafte Blindheit auszunutzen, indem es sich so menschlich, so natürlich, ja so ganz wie andere Menschen

gebärdete! Wie konnte ich denn wissen — — Sehen denn diese Geschöpfe aus wie andere Menschen? Sprechen wie wir? Geben die Hand wie wir? Sind Menschen wie wir! Entsetzlich!

Ich gehe hin, zuerst zu meiner Krügersfrau, sage ihr von dem Kranz — das heißt, ich sage nichts von dem Kranz, damit sie nicht etwa denkt, sie hätte auch einen schicken sollen — sage nur so, ich möchte ein Fräulein Jenny sprechen aus dem Nachbarhaus — dort wohnt sie. „Wo wohnt sie? Aber das ist ja" — — Ich faßte die Krügersfrau an die Hand, ich wäre fast umgefallen.

„Sie hat aber doch mit mir gesprochen! Hören Sie! Diese selbe!"

„So — oo? Was Sie sagen, Fräulein!" Und dann ein langer Seufzer. — Den ganzen Rückweg habe ich geweint wie ein Kind.

Mir ekelt vor Allem!

Und dieser Kranz jetzt, der auf Vaters Grabe liegt! O die Schande. Der Kranz aus solcher Hand! Wie durfte sie es wagen, die Schamlose? Und sie wußte doch, wer ich bin. Und sie wußte, wer Vater gewesen ist. Muß ich nicht auf den Kirchhof fahren und den Kranz wegnehmen, zerreißen, der das Grab meines strengen, ehrbaren, ehrenwerthen Vaters besudelt?

Ich habe das gethan, was ich thun mußte. Ich bin heute auf den Kirchhof gefahren und habe den Kranz zerrissen. Er lag ziemlich oben auf, er war ganz grün und frisch — das graue Steindenkmal mit den braunen, welken Kränzen, und dazwischen dieser einzige grüne Fleck — das ergriff mich einen Augenblick — ich hätte das malen mögen. Aber dann habe ich mich besonnen, daß der ästhetische Standpunkt hier nicht angebracht war, und ich habe den Kranz weggenommen und die Blätter zerrupft. Das kleine Blatt Papier mit dem Namen „von Jenny" habe ich in Stückchen zerrissen und den leeren Drahtreifen zuletzt auf den Composthaufen geworfen. Vaters Grab ist jetzt wieder rein.

Es ist mir doch merkwürdig schwer geworden. Ich kann eigentlich nichts zerstören, es ist für mich unnatürlich. Es kam mir vor wie ein Raub, den ich an Vaters Grab beging, obwohl ich genau wußte, daß dieser Schmuck eine Schande war und kein Schmuck. Was würde Vater empfunden haben, hätte er gewußt, daß einmal solch' ein Kranz auf seinem Grabe liegen würde! Ich sehe den Unwillen, den Abscheu ihm roth in die Stirn steigen! Ich war es ihm schuldig.

Zum Unglück kam der Todtengräber, als ich da ging und die Blätter aus dem Kranze riß. Er rief etwas, kam hastig auf mich zu, dann — als er mich erkannte, zog er tief, wie immer, seine Mütze ab und ging vorüber. Ich war wie ein ertappter Dieb. Aber es mußte doch sein, ich konnte doch nach dem Schrecklichen, das ich erfahren, nicht anders handeln.

Der kindische Zettel „von Jenny" hat mich wirklich böse gemacht. Es liegt eine so beleidigende Vertraulichkeit darin, wenn man Alles weiß. So,

als ob es Jemand sehr Bekanntes geschrieben hätte. „Von Jenny!“ Das ist ja genug, die Empfängerin wird schon wissen, von wem, von welcher Jenny! Nein, das ist unerhört, die Frechheit, die in diesem Allen liegt. Ganz einfach! So wie ein Mensch zum anderen! Ohne Umstände, ohne Ceremonie, „von Jenny!“ Nein, ich habe den kindischen Zettel mit Recht zerrissen und den leeren Reifen auf den Composthaufen gethan. Es lagen dort viele Reifen, und halb zerraufte Kränze, und braune Palmwedel und vertrocknete Bouquets. Es war ein stimmungsvoller Composthaufen, wie er nur auf einem Kirchhof zu finden sein kann. Dort mag er liegen.

Mit mir geht etwas Sonderbares vor. Ganz unheimlich ist es, denn ich verstehe es nicht.

Bei Tage merke ich nichts, Alles ist in Ordnung. Ich male, esse, lese, plaudere mit Bekannten, besehe Bilder, Kunstzeitschriften, kurz, ich bringe meine Zeit hin wie gewöhnlich. Wie seit Jahren.

Aber Nachts!

Ich lege mich hin, denke an meine Arbeiten, male noch in Gedanken mit geschlossenen Augen hier und dort weiter, schlafe bald ruhig ein . . . Und dann — fahre ich auf! Ich habe etwas gehört, laute, starke, klingende Worte:

„Dein Sinn ist zu, Dein Herz ist todt.“

Wer hat diese Worte gesprochen? Gelten sie *mir*? Wessen Stimme war es? Eine fremde Stimme, die ich nie gehört. Eine Stimme, die mir grenzenlos vertraut ist, die mich durch und durch erbeben macht, etwas wie die Stimme einer großen, tiefen, vollen Glocke. Was ist das? Was bedeutet das?

„Dein Sinn ist zu! Dein Herz ist todt!“

Und ich fühle mein Herz. Wie ein todter Stein so schwer liegt es in meiner Brust.

Am Tage schlug es zufrieden und gleichmüthig, und wenn ich etwas Schönes sah, schlug es sogar manchmal fröhlich. Oft auch, wenn ich mit Herbert lese. Aber bei Nacht liegt es in mir wie ein todter Stein.

„Dein Sinn ist zu. Dein Herz ist todt.“

Welche Bedeutung haben für mich diese abgerissenen Worte, die mir wie ein Weltgericht um die Ohren donnern? Bin *ich* gemeint? Ich empöre mich! Ich lasse mich nicht so schrecken. Mein Sinn ist nicht zu! Meine Sinne sind offen für alle Schönheit. Nicht nur für die harmonische Schönheit, nein, auch für die charakteristische. Tausend Freuden bringt mir mein Auge, dem meine Hand nur stümperhaft, dilettantenhaft nachtastet. Auch Musik kann ich empfinden und davon beglückt sein. Mein Sinn ist nicht zu!

Aber weil es immer Nachts kommt, wo kein Gegengewicht da ist, wo keine wachen Kräfte der Vernunft zur Abwehr bereit sind, darum ist die Wirkung so tief, so aufrüttelnd. Ich habe das nun schon drei Nächte nach einander erlebt. Mir scheint, als könnte ich nie mehr mich niederlegen, ohne nach kurzem Schlaf von diesen Worten geweckt zu werden. Die Stimme ist so groß, sie füllt das ganze Zimmer aus und hallt noch wider von den

Wänden. Ich wollte heute Nacht mein Mädchen wecken, um sie zu fragen, ob sie nichts gehört habe. Aber ich weiß, daß sie nichts gehört hat . . .

Bei Tage, besonders jetzt, wo ich dies schreibe, scheint es mir, als hätte ich diese Worte gedacht. Aber das scheint nur so. Ich habe gar keine Ursache, sie zu denken. Ich denke, das Gegentheil sei wahr. Ich liege und schlafe ganz fest, und plötzlich sind diese Worte da.

Von mir kommen sie nicht! O nein!

Aber von wem kommen sie? Wenn ich gläubig wäre, würde ich vielleicht sagen: von Gott. Aber ich glaube an keinen Gott. Ich lebe vollständig im Diesseits. Ich habe von frühester Kinderzeit nur im Diesseits gelebt.

Und kein Zusammenhang besteht zwischen diesen Worten und meinen Gedanken.

Woher dann kommen sie?

Ist in meiner Seele ein unbewußter Grund, ein dunkles, unbekanntes Meer, aus dem diese Worte wie irrende, verschlagene Vögel aufsteigen?

Ich bin mir selbst unheimlich. Ich weiß nichts von dem, was in mir ist. Ich bin für mich selbst ein dunkles Haus mit lichtlosen Fenstern, in dem seltsame, unverständliche Töne erklingen.

„Dein Sinn ist zu. Dein Herz ist todt."

Was soll das heißen?

Ich bin wohl zu viel allein, sitze zu viel, grüble zu viel. Es wäre besser, unter Menschen zu gehen. Aber wenn ich mir selber schon solch' ein dunkles Gehäuse bin, was können mir dann die Anderen sein? Heute war ich in Gesellschaft. Plötzlich lachte ich sehr: statt der Leute sah ich lauter fest geschlossene Austern vor mir, eine Schüssel, nein, eine Stube voll . . .

Ich wollte arbeiten, um das zu vergessen, aber es ist stärker als die Arbeit, und meine Hand ist ohne Mark. Sie macht mechanisch elende Arbeit, denn die Gedanken sind anderswo.

Meine vielen Skizzen und Bilder sehen mich so höhnisch an, so schadenfroh flüstert Jedes: „Was bin ich? Rathe doch! Was stell' ich vor? Du meintest, ich wäre nur so ein Gewebe aus Flächen und Tönen, aus Linien und Stimmungen. Und Du gabst Dir Mühe, diese meine Flächen und Töne und Linien und Stimmungen zu reproduciren, und von dem Sinn, der sich darin verbarg, ahntest Du nichts, dachtest nicht an ihn! Wer bist denn Du selbst? Kein Mensch gewiß! Nur ein blödes, spielendes Kind, das an der bunten Oberfläche hängt. Eine Auge, mit zu schauen, aber mit zu schauen nur das Aeußerliche, das bist Du! Ein flacher Spiegel, und wie unvollkommen als Spiegel — das bist Du! — —

Ich lege das fort! Ich werfe diese Sachen weg. Ich bin aus aller Ruhe heraus geschreckt. Ich kann nicht mehr malen. Was ist das?

Dieses Mädchen! Dieses schreckliche Geschöpf, das mich belagert! Nicht nur in Gedanken, nein, auch in Wirklichkeit. Sie verfolgt mich, sie hat das Aeußerste, das Unerhörteste gethan — sie hat mich hier in meinem Hause

aufgesucht. Es war Alles nur ein kurzer Augenblick, aber was sich daran schließt — — —

Die Leute sind da, viele Bekannte, Damen und Herren. Wir trinken Thee und sprechen. Es klingelt. Noch ein Gast wahrscheinlich? . . .

Nein, mein Mädchen kommt und meldet flüsternd: „Eine Frau ist draußen."

„Die mich sprechen will?"

„Die Fräulein sprechen muß, sagt sie."

„Wie sieht sie aus?"

„So in ein Tuch gewickelt, ich habe sie nicht weiter angesehen."

„Hat sie keinen Namen gesagt?"

„Nein."

„So gehen und fragen Sie."

Nach einem Augenblick ist das Mädchen wieder bei mir.

„Die Frau heißt Jenny," sagt sie. „Fräulein wüßten wohl noch."

„Ich weiß nichts. Ich kenne sie nicht. Sagen Sie ihr . . ."

„Daß sie ein ander Mal wiederkommen soll?"

„Nein," sagte ich kurz, „sagen Sie ihr nur, ich könnte sie nicht sehen."

„Sie sagt, sie käme aus dem Krankenhause," flüsterte mein Mädchen.

Sogar das Mädchen reizte mich. „Stören Sie mich nicht länger, Sie wissen doch, daß ich Gäste habe," sagte ich, ungeduldiger, als ich je mit meinem Mädchen gesprochen. Eine merkwürdige Empörung überkam mich, daß ich hier, in meinem eigenen Hause, nicht mehr sicher sein sollte vor solchen Zudringlichkeiten.

Durch das Klappern der Theetassen und das Plaudern meiner Gäste hindurch hörte ich draußen auf dem Vorplatz sprechen. Es war dicht hinter der Thür, an der ich zufällig saß. Ich verstand nicht, was Professor Stilling mich fragte, denn ich horchte auf die häßlich geborstene Stimme. Als sich die Thür, die schwere eichene Hausthür, dann hörbar aufthat, athmete ich auf. Sie fiel dumpf ächzend ins Schloß, das hieß doch, daß sie fort sei.

Aber die Leute hatten bemerkt, daß etwas Unangenehmes geschehen war, und es entstand eine Stille, ein Blicken — ich fühlte mich wie im Gefängniß. Herbert fragte mich, was mir sei, ich komme ihm zerstreut vor und sähe sonderbar aus, sagte er. Es ward mir schwer, zu lachen und zu fragen: „Wie denn sonderbar?" — „Ach, so als ob Du uns Alle wegwünschtest." Ich sagte nicht nein, ich konnte einem so alten Freunde gegenüber nicht lügen.

Er sah mich aufmerksam an und fragte in seinem guten treuherzigen Ton, ob er mir in irgend Etwas dienen könne. Es war sehr peinlich. Der Gedanke, daß es Jenny war, nach der er fragte, die Möglichkeit, daß er ahnen könnte, was mich so beschäftigte, verwirrte mich vollends.

„Es ist wirklich nichts," sagte ich und stand auf, denn die Leute fingen an, sich zu verabschieden. Ich war ganz erleichtert, als sie fort waren.

Aber dann kam Herbert noch einmal zurück und setzte sich auf seinen alten Platz in den Lehnstuhl. Er sprach nichts Besonderes, fast nur von Geschäften, von Vaters Verhältnissen, von der Verwaltung meines Vermögens. Ich konnte nicht zuhören, und er merkte es bald.

„Du sollst Dich auch dafür interessiren," sagte er, „das ist Deine Pflicht." Endlich ging er doch. Er legte den Kopf auf die Seite, wie das so seine Art ist, und fragte: „Hab' ich Dich ordentlich gelangweilt, Almut?"

„O, es geht, ja," sagte ich.

„Na, Gottlob, das wollte ich," sagte er schelmisch, „darauf wirst Du gut schlafen."

„Was hast Du mir denn Alles angesehen?" fuhr ich heraus, denn mir war dies ganze Beobachten unbequem. Da meinte er, ich sähe nicht gut aus, übernächtig, schon seit Vaters Tode; er riethe mir, Etwas zu unternehmen, eine Luftveränderung, eine Italienreise. „Geh' ein bißchen nach Capri und leg' Dich an die Sonne, und sieh Dich gesund an dem, was schön ist. Du hast ja die Augen dafür," sagte Herbert.

Ich bin langsam wieder hineingegangen und habe mich still hingesetzt. Mein guter Herbert versteht mich nicht, aber wie sollte er auch, da ich mich selber nicht verstehe! Einen Augenblick glüht es vor mir wie eine Sonne, und ich rufe mit Entzücken: „Italien! Capri!" Und noch während ich diese Worte sehe, verblassen sie mir zu leeren Silben ohne Bedeutung, und ich zucke die Achseln über mich selbst.

Herbert ist wie mein Ich von gestern; wenn er spricht, so höre ich das Echo meiner eigenen Stimme. „Geh' nach Italien! Nach Capri!" Aber ich habe mein Ich von gestern verloren, und mein Ich von heute — wo ist es? Wo bin ich? Kein Boden ist unter meinen Füßen.

Nein, es ist nichts mit Herbert, so wenig wie mit Italien. Selbst die ältesten Freunde haben sich überlebt in meiner verwirrten Seele.

Was wollte sie von mir? Warum brachte sie mich in diese Lage? Sie mußte sich doch denken, daß — — —. Und dabei ist es so unnatürlich für mich, Jemanden von meiner Thür zu weisen. Wäre sie zu mir gekommen, einfach eine Arme, — ich hätte ihr mitgetheilt. Wäre sie zu mir gekommen, eine Kranke, ich hätte sie nicht ohne Unterstützung gelassen. Aber wenn die Schande klopft?

Großer Gott! Plötzlich durchzuckt es mich: Als ich das noch nicht wußte, ihr Leben und so weiter, da war sie für mich wie ein anderer Mensch. Wer sind denn nun die Menschen meiner Gesellschaft? Was schließen diese glatten Austerschalen ein? — Und wer bin ich selbst?

Ich versuche nicht mehr zu malen; alle Freude daran ist mir verdorben. Ein Bild und noch ein Bild! Eine Skizze und noch eine Skizze! Nun, und was dann? Wozu das Alles? Die Außenseite! Nur immer die Außenseite! Ist das ein Leben? Heißt das leben wie ein Mensch? Ein Aufgehen in den Augen und innen ein Grab? Hier liege ich und schmachte nach einer Seele, nach meiner eigenen Seele! Aber kann einem Menschen ein Herz wachsen über Nacht? Kann ein Mensch, der lebte, nur in den Sinnen, jetzt auf einmal mit der Seele leben? Heißt das nicht Wunder erwarten? Heißt das nicht Wunder verlangen? Und verlangen von wem?

Ja, die großen Künstler, die wirklichen Schöpfer, das ist etwas Anderes. Die geben stets sich selbst, ihr heißes, zitterndes Herz, und es zittert dem Anschauenden entgegen und überschauert ihn mit seiner heiligen blühenden Gluth! Die wirklichen Schöpfer! Aber Ameisen wie ich? Gewissenhafte Copisten der Außenseite, Abschreiber des Sinnfälligen allein — wie ich? Was sind wir?

Mein Kopf ist schwer von Gedanken. Ich habe jetzt mehr Gedanken in einem Tage, als früher in einem Jahre.

Ich gebe Alles an Herbert. All' meine Skizzen und Bilder. Ich wollte sie vernichten, denn ihr Anblick quält mich. Wie konnte ich in diesem Ameisentreiben so glücklich sein? Beschämend unbegreiflich. Ich wollte sie vernichten, aber ich weiß, Herbert würde darunter leiden, weil er mich jetzt nicht verstehen kann. Es wäre so, als vernichtete ich damit die Jugendzeit, die uns so nahe verband. Ich will ihn nicht betrüben, Niemanden will ich betrüben.

Das ist etwas Entsetzliches, das ist eine furchtbare Nacht gewesen! Ich wachte davon auf, daß ich weinte. Ich hörte meine eigene schluchzende Stimme und glaubte, es sei Jemand anders. Ich glaubte, es sei Jenny! Es war wie ein scharfer Stich, der mir ins Herz fuhr. Und auf einmal waren hundertstimmige Rufe um mich herum, alle klagend, drohend, ächzend.

„Ich kam an Deine Thür!

„Ich kam an Deine Thür, und Du und Du hast nicht aufgethan!

„Ich kam aus dem Krankenhause, und Du hast mich nicht beklagt! Ich streckte meine Hand aus, und Du wolltest Dich nicht beschmutzen! Ich war arm und gab Dir von meiner Armuth, und Du hast den Kranz zerrissen und mir nicht gedankt. Dein Sinn ist zu! Dein Herz ist todt! todt! todt!"

„Du hast etwas verloren, Du hast etwas versäumt!

„Du konntest einem freundlosen Menschen ein Mensch sein, und Du zogst Deine Hand an Dich.

„Du hattest Furcht um Deine weiße Haut.

„Ein Vertrauen erschloß sich Dir, und Du hast es getäuscht.

„Eine Hand klopfte an Dein Herz, und Dein Herz war todt!

„Ich kannte Dich besser, als Du selbst Dich kanntest.

„Ich erkannte Dich.

„Ich sah in Dir einen Menschen, als Du noch wie ein Kind tändeltest. Ich erblickte auf Deinem Gesichte etwas, das mir zuflüsterte: Hier schläft eine Seele!

„Als ich vernahm, daß Du im Leid seiest, da fühlte ich mit Dir, menschlich, schwesterlich, und ich wollte Dir das sagen. Und ich kaufte einen grünen Kranz für Deinen blassen Todten und brachte ihn Dir.

„Es war mir schwer, mich fortzustehlen. Es war mir schwer, den Kranz zu kaufen. Denn Verachtung und Zudringlichkeit wartet auf mich in jedem Gesicht, auf allen Straßen. Es war mir schwer, mit meinen ungewohnten Fingern heimlich auf das Zettelchen zu schreiben: ‚Von Jenny!'

„Und Du zerrissest den Kranz, Blatt um Blatt. In Zorn und Verachtung zerrissest Du den Kranz, weil Du nicht mich selbst zerreißen konntest.

„Du hassest mich, weil ich Dich getäuscht habe. Aber sage mir: hast nicht auch Du mich getäuscht?"

Ich lag und mußte das Alles ertragen, die ganze lange Nacht.

Meine Finger schmerzten; sie, die zum Aufbauen, zum Erhalten geschaffen sind und die das Ruchloseste gethan, die zerrissen und zerstört haben.

Mir brannten meine Lippen, diese Lippen, die geschaffen sind, gute Worte, bewillkommnende Worte zu sprechen, und die gesprochen haben: „Ich will Sie nicht sehen! Schickt Sie weg!" Mir schwindelte mein Kopf, dieser Kopf, der sich so klug gedäucht und so zornig selbst überhoben hat. Warum erwachte gerade ihr gegenüber mein mir selbst verborgener Hochmuth?

Was hat sie verschuldet, um meinen Hochmuth herauszufordern? Was hat sie mir gethan?

Beladen mit der allgemeinen Verachtung, kam sie zu mir, um ihre Last zu erleichtern; ich habe sie fortgestoßen.

Ich bin viel unglücklicher als sie.

Sie kam an meine Thür . . . Sie kam aus dem Krankenhause. Ich bin bei der Nachbarin gewesen und habe nach ihr gefragt. Niemand weiß etwas von ihr. Sie ist in jenes Haus nicht zurückgekehrt. Sie ist eine Unheilbarkranke. Sie glaubte, ich wäre ein Mensch und ich — ich war kein Mensch! Ich war eine Puppe in einer Theegesellschaft und verdummt in Aesthetik.

Ich habe keine Ruhe mehr.

Ich muß sie finden.

Vor meinen Ohren klingt nur ein Ruf: „Suche sie!"

Alles ist anders als vorher. Die Welt hat für mich ein neues Gesicht. Ich sehe ein ungeheures undurchdringliches Gewebe von menschlichen Beziehungen, und ich fühle mich hineingerissen durch eine unbekannte Gewalt. Aber es ist eine gute Gewalt.

Ich muß sie finden, ich muß sie um Verzeihung bitten, ich muß ihr danken, ich muß ihr beistehen. Ach, wenn ich sie nicht finde, kann ich nie wieder ruhig sein. Aber ich werde sie finden, und ich werde Andere finden, während ich die Eine suche. Vor mir schwebt immer noch ein dünner, dünner Vorhang, den ich wegziehen muß, aber dann, — nachher werde ich meinen Weg sehen.

Weit weg wird er mich führen von meinem früheren Wege.

Ich muß sie suchen, und ich werde sie finden, denn ich liebe sie jetzt. Ich liebe diese arme Ausgestoßene, die mich besser kannte als ich mich selbst. Ich liebe diese Schutzlose, die mich schützen wollte, und die mir deshalb das Haus verbot, das Haus, dessen Bedeutung ich nicht kannte . . .

Ich verstehe Alles. Ich begreife Alles. Wenn sie hülflos stirbt, so bin ich schuld!

Zufall! Schicksal! Sei mir gnädig.

Laß mich gutmachen!

Laß mich sie finden!

Seemacht und Landkrieg.

Von

C. Freiherrn v. d. Goltz.

[Nachdruck untersagt.]

„Siebzehn Jahre lang kämpfte Hannibal gegen Rom, sechzehn Jahre lang Napoleon gegen England; die Bemühungen des Ersteren endeten bei Zama, die des Letzteren bei Waterloo.“ Diesen lakonischen Ausspruch führt A. E. Mahan in seinem Werke über den Einfluß der Seemacht auf die Geschichte an[1]). In der That ist derselbe bezeichnend; denn beide Male war der Besitz der Seeherrschaft am Ende entscheidend, und beide Male fiel diese Entscheidung gegen den ursprünglich größeren und begabteren der einander bekriegenden Gegner aus.

Die Durchschneidung der rückwärtigen Verbindungen Hannibal's durch die römische Flotte war es, welche seinen großen Rachezug nach Italien zum Scheitern brachte und schließlich seinen Untergang herbeiführte. Der Mangel an hinreichenden Streitkräften zur See hatte ihn gezwungen, Spanien zur Basis für seinen Angriff auf Rom zu wählen und mit seinem Heere den verlustvollen Marsch durch das südliche Gallien und über die Alpen zu machen. Der gleiche Umstand nöthigte seinen Bruder Hasdrubal, die zur glücklichen Beendigung des Feldzuges unumgänglich erforderlichen Verstärkungen ebenso auf dem weiten Landwege heranzuführen. Den beiden Feldherren fehlte die Verbindung, und den Römern gelang es, sich auf die innere Linie zwischen ihre Heere zu stellen, sie zu täuschen, Hasdrubal zu schlagen, so aber auch Hannibal die letzte Aussicht auf einen endlichen Erfolg zu rauben. Das wäre nicht geschehen, wenn Carthago Herrin des westlichen Mittelmeeres gewesen und sein in Italien stehendes Heer mit dem Heimathlande in dauernder Verbindung geblieben wäre.

Napoleon scheiterte, trotz seines gewaltigen Genies, weil er die Quelle des Widerstandes gegen seine mehr und mehr anschwellende Macht, nämlich England, nicht zu treffen vermochte. Die Unmöglichkeit, diesem beizukommen, zwang ihn

[1]) Aus Arnold's Geschichte Roms.

zu immer neuen Unternehmungen zu Lande und trieb ihn von einer Eroberung zur anderen, um die Continentalsperre zu vervollständigen, durch welche er dem hartnäckigen Gegner die Lebensadern zu unterbinden hoffte. Auch der verhängnißvolle Zug nach Rußland, bei welchem er die Kraft seines Volkes und den Umfang des eigenen Könnens überschätzte, ging im letzten Grunde aus dem gleichen Streben hervor.

Näher als das Beispiel Carthago's und Frankreichs unter seinem ersten Kaiser liegt uns dasjenige des vierjährigen Krieges zwischen den Vereinigten Staaten von Nordamerika und der Conföderation. Er ward, trotz der Siege des Südens zu Lande, trotz der überlegenen Talente seiner Generale, endlich doch zu dessen Ungunsten entschieden, weil es dem Norden gelang, durch die Absperrung aller Seewege seine vollständige Erschöpfung an Mitteln herbeizuführen. Begleiten wir heute den tapferen und erfolgreichen Widerstand der Boeren in Südafrika gegen die ungeheure Uebermacht Englands auch mit unserer lebhaftesten Sympathie, so vermögen wir uns doch der Sorge nicht zu entschlagen, daß den beiden kleinen, für ihre Freiheit ringenden Republiken und ihrer heroischen Bevölkerung schließlich das gleiche Schicksal zu Theil werden wird wie im Jahre 1865 den Conföderirten.

Wenn in Deutschland, von vorübergehenden Anwandlungen abgesehen, die entscheidende Bedeutung der Seegewalt bisher nicht so lebhaft empfunden worden ist, wie sie es verdient, so liegt dies daran, daß der Kreis unserer politischen Bewegung sich bisher auf Mitteleuropa beschränkt hat. Die staatengestaltende Kraft war hier während der verflossenen Jahrzehnte das Nationalitätsprincip. Seiner Verwirklichung galten die Kämpfe, welche um die Mitte des jetzt verflossenen Jahrhunderts begannen, und die bis 1871 dauerten. Die Beziehungen zwischen den europäischen Festlandsgroßmächten erfüllten vornehmlich die Zeitgeschichte, und es ist natürlich, daß ihnen alle unsere Aufmerksamkeit galt. Bismarck's meisterhafte Beherrschung dieser Beziehungen machte seine Größe aus, und Kaiser Wilhelm's unsterbliches Verdienst war es, daß er rechtzeitig erkannte, wie Preußen innerhalb derselben nur dann seine Aufgabe erfüllen konnte, wenn es waffengewaltig, seinen Nachbarn überlegen, dastand. Unwillkürlich verfolgten unsere Gedanken auch nach dem Abschlusse dieser geschichtlichen Periode, d. h. nach 1871, die gleiche Richtung. Sie beschäftigten sich vornehmlich mit der Möglichkeit eines Landkrieges zwischen europäischen Coalitionen. Im Grunde genommen liegt, seit der Krystallisation aller starken Nationalitäten zu eigenen Staatengebilden, kein entscheidender Anlaß mehr zu einem solchen Kriege vor. Aber die Eifersucht gegen das wiedererstandene Deutsche Reich und die von fern drohende Auflösung Oesterreichs könnten dennoch große Umwälzungen inmitten Europa's heraufbeschwören. Unsere Blicke sind daher hier gefesselt geblieben.

So wäre es dem lebenden Geschlechte beinahe entgangen, daß mit Kaiser Wilhelm's des Großen und Bismarck's Abtreten von der Weltenbühne eine ganz neue Zeit mit veränderten Grundbedingungen emporgestiegen ist. An sich unbedeutende kriegerische Ereignisse haben sie eingeleitet. Es waren dies der Kampf Japans gegen China, derjenige Nordamerika's gegen die Spanier

und endlich der jetzt vor unseren Augen ausgeführte schmähliche Angriff Englands gegen Transvaal und den Oranjefreistaat. Diese politischen Erschütterungen kommen an Umfang und Kraft den letzten mitteleuropäischen Kriegen bei Weitem nicht gleich[1]). Sie haben indessen eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem Wetterleuchten, welches schweren Gewittern vorangeht, und lenken unsere Aufmerksamkeit nach Punkten des Horizonts, welche wir bis dahin kaum ab und zu mit einem flüchtigen Blicke musterten. Noch ist es nicht lange her, daß uns Ostasien nur als ein Object für die gefahrlose Bethätigung europäischer Expansionsgelüste galt, und heute ist dort unerwartet in Japan eine neue und kühn emporstrebende Macht entstanden, mit welcher alle Nationen zu rechnen haben. Es fehlt nicht an Andeutungen, daß die mongolischen Völker möglicher Weise noch einmal erwachen und dereinst in die Arena der Weltpolitik treten. Nordamerika, das sich lange in der von glücklicher Entwicklung erzeugten Selbstgenügsamkeit, friedfertig bei Seite hielt, ist plötzlich mit imperialistischen Tendenzen hervorgetreten und hat seine Hand unerwartet, mit kräftigem Griff nach Ostasien hinübergestreckt, dort als gefährlicher Mitbewerber neben den europäischen Seemächten erscheinend. England aber erkannte, nach einer langen Reihe politischer Fehler, am ehesten die neue Lage, verständigte sich mit den Vereinigten Staaten und leitete unverzüglich die insgeheim wohl lange schon ersehnte Welteroberungspolitik ein, welche vielleicht nur daran scheitern wird, daß sie schließlich doch improvisirt war und die Mittel zur Durchführung erst während des Krieges geschaffen werden sollen. Wichtiger noch ist, daß England aus dem gegenwärtigen Kriege aller Wahrscheinlichkeit nach als eine umgestaltete Macht hervorgehen, daß es zumal seine Wehrverfassung wesentlich bessern wird. Seine Welteroberungspläne würden damit nur einen stärkeren Antrieb erhalten und immer unverhohlener hervortreten. Nicht Mitteleuropa, sondern das Weltmeer scheint also der Schauplatz der künftig zu erwartenden internationalen Verwicklungen großen Stiles sein zu sollen, und die Bedeutung der Seemacht drängt sich fast gewaltsam in den Vordergrund.

Ueber diesen Wandlungen ist auch Deutschland erwacht. Die Hamburger Kaiserrede ward ihm zum Weckruf, und der Zufall, dessen Bedeutung in der Geschichte die Historiker mit Unrecht leugnen, hat den schläfrigen Riesen davor bewahrt, wieder in Morpheus Arme zurück zu sinken. Dieser Zufall war das rücksichtslose Vorgehen englischer Officiere und Beamten bei der Beschlagnahme der deutschen Schiffe an der afrikanischen Küste. Sie wirkte wie ein Alarmsignal in der plötzlich bedrohten Festung.

Die Auffassungen über die Rechtslage bei diesem Vorgange sind sehr verschieden. Die Erklärung des Grafen Bülow im Reichstage hat die außerordentliche Unsicherheit deutlich erkennen lassen, in der sich das Seerecht bewegt. Ob es von England thatsächlich verletzt worden ist, mag streitig sein. Es kommt darauf weniger an, als auf die moralische Bedeutung des Er-

[1]) Alle bisherigen Kämpfe in Südafrika zusammen genommen haben z. B. noch nicht so viel Opfer gefordert als eine einzige der großen Schlachten des französischen Krieges.

eignisses. Um sich diese klar zu machen, ist es aber nur nöthig, einen naheliegenden Vergleich heranzuziehen. Was würde man wohl in Deutschland dazu gesagt haben, wenn Spanien während seines Krieges gegen Nordamerika die Schiffe unserer großen Hamburger und Bremer Linien, welche nach New-York fuhren, hätte in den westindischen Gewässern anhalten, beschlagnahmen, für Wochen in einen cubanischen Hafen schleppen und dort, unter rücksichtsloser Anwendung von Gewalt, bis auf den Boden durchsuchen lassen? Einstimmig wäre der Ruf nach dem energischesten Widerstande gegen eine derartige Ungebühr und nöthigenfalls nach Wiedervergeltung gewesen. Die beiden Fälle gleichen sich aber rechtlich durchaus, und nur die Machtverhältnisse sind verschiedene. Diese haben uns auch allein bei dem, was wirklich geschehen ist, Geduld brauchen lassen. Doch wollen wir uns über die wahre Ursache unserer Zurückhaltung klar sein und daraus unsere Lehre für die Zukunft ziehen.

Allgemein geht jetzt der Ruf nach Verstärkung unserer Seestreitkräfte durch das gesammte Vaterland. Es herrscht darin eine Einmüthigkeit, wie sie lange nicht mehr in einer der großen Fragen, welche unsere Geister bewegten, die Oberhand gewann. Dennoch ist es fraglich, ob der volle Ernst unserer Lage überall schon gewürdigt wird. Man tröstet sich heut mit dem Gedanken, daß Deutschland in weniger als zwanzig Jahren auch eine mächtige Flotte besitzen werde und dann im Stande sei, der Wiederkehr einer Vergewaltigung vorzubeugen, oder gar früher erlittene Unbill zu rächen. Es wird übersehen, daß unsere Feinde, wenn sie die Gelegenheit finden, wohl kaum die Vollendung unserer Flottenverstärkung abwarten werden, um uns anzugreifen, daß es daher gilt, auch vorher schon auf einen Kampf gefaßt zu sein und jedenfalls so schnell als möglich zu handeln. Es wird ferner außer Acht gelassen, daß wir der starken Flotte nicht lediglich im Hinblick auf einen Seekrieg bedürfen, sondern daß sie uns zur glücklichen Beendigung eines jeden auch eines continentalen Entscheidungskampfes dringend nöthig ist, ja daß sie von der Sicherheit unserer Existenz erfordert wird.

Auch heute noch bleibt es richtig, daß wir an der interoceanischen Machtentwicklung vorerst nicht so nahe betheiligt sind, wie England oder Nordamerika, selbst nicht wie Rußland, soweit es die Dinge in Ostasien anbetrifft. Noch liegt der Schwerpunkt unserer Macht auf dem Lande und in dem Verhältniß zwischen den europäischen Festlands-Großmächten. Noch sind unsere Colonien nicht werthvoll genug, um uns den Angriff großer Seemächte zuzuziehen. Noch gilt es für uns vor allen Dingen, fest im Herzen Europa's dazustehen. Aber gerade darum bedarf unsere nationale Kraft eines erweiterten Raumes und neuer Wurzeln.

Unsere starke Stellung im Abendlande war am Ende des Krieges von 1870/71 immer noch eine künstliche, gebaut auf eine kühne und glückliche Politik, sowie auf eine vortreffliche Heeresverfassung. Sie beginnt sich allmählich durch das schnelle Anwachsen unserer Bevölkerung und den sich gleich rasch mehrenden Reichthum des Landes in eine natürliche zu verwandeln. Diese fortschreitende Bewegung aber muß im Flusse erhalten werden; Gesundheit und Gedeihen des deutschen Volkes dürfen keinen Stillstand erleiden.

Dann allein können wir zum Ziele, das heißt, zu einem auf elementaren Grundlagen beruhenden Uebergewichte gelangen. Gerade dieser aufstrebenden Entwicklung droht indes die Gefahr einer jähen Unterbrechung, wie Deutschland sie einmal schon durch den Ausbruch des dreißigjährigen Krieges erlebt hat. —

Deutschland vermag die ihm innewohnenden Kräfte auf dem heimischen Boden nicht mehr genügend zu bethätigen. Seine Ausbreitung über die Weltmeere, das „größere Deutschland", von dem die junge Generation träumt, ist ein Gebot der eisernen Nothwendigkeit geworden.

Ueber den Aufschwung unseres Vaterlandes, insbesondere seiner Industrie, seines Handels und seiner Schiffahrt, ist in den letzten Zeiten viel geschrieben worden; die Fülle des Materials erschwert fast die Uebersicht. Zum großen Theil darf es auch als bekannt vorausgesetzt werden, und so erscheint es hinreichend, die am deutlichsten redenden Zahlen in Kürze zu wiederholen.

Seit 1870 ist Deutschlands Bevölkerung um nicht weniger als 14 Millionen gestiegen; der Zuwachs beträgt 34 Procent der Gesammtziffer, die sich heute auf rund 55 Millionen beläuft[1]). Nur das europäische Rußland hat uns in dieser Art des Fortschrittes überflügelt. Alle übrigen Großstaaten sind dagegen relativ und absolut hinter Deutschland zurückgeblieben. Großbritannien und Irland zählten 1898 wenig über 40 Millionen Bewohner und die Zunahme seit 1871 belief sich bis 1891 nur auf 20, bis 1898 auf 27 Procent. Oesterreich-Ungarn übertrifft das britische Reich an Gesammtzahl um ein Geringes, und der Zuwachs seit 1871 wird auf 23—24 Procent zu schätzen sein. Er war noch schwächer in Italien, das zur Zeit etwa 32 Millionen Bewohner zählt. Frankreich steht gar an letzter Stelle: 1872 besaß es 36 und 1898 nur 38,8 Millionen Einwohner. Die Volkszunahme belief sich seit 1872 auf nicht mehr als 7 Procent.

Während der letzten zehn Jahre steht das Deutsche Reich bezüglich des Wachsthums seiner Bevölkerung sogar an der Spitze aller Staaten und noch vor Rußland. Der Geburtenüberschuß beträgt jährlich 800 000 Köpfe; Sterblichkeit und Auswanderung haben abgenommen. In Vergleich damit stellen wir, daß Frankreich nur einen Geburtenüberschuß von 51 500 Seelen aufweist.

Deutschlands Außenhandel hat sich dem Werthe nach von 1894—1896 um 13 Procent, von 1896—1898 um 16 Procent vermehrt. Eine ähnliche Steigerung ist in unserer Handelsgeschichte bisher ohne Beispiel gewesen. An dem Außenhandel gebührt natürlich dem Seehandel der Löwenantheil, nämlich 70 vom Hundert. Er stieg in den letzten fünf Jahren um 1500 Millionen und beträgt heute im Ganzen 7 Milliarden Mark. Diesem steigenden Seehandel, der absolut nur noch von England übertroffen wird, und dessen Fortschritt relativ allein die Vereinigten Staaten gleichkommen, drückt sich selbstverständlich durch gesteigerten Schiffsverkehr in den deutschen Häfen aus. Von 1894

[1]) Wir entnehmen diese und die nachfolgenden Angaben der Beilage zu dem Entwurf für die neue Flottenvermehrung: „Die Steigerung der deutschen See-Interessen von 1896—1898", sowie der Studie: „Deutschlands wirthschaftliche Existenz und seine Flotte". Von Dr. J. Erichsen. Kiel 1900.

bis 1896 hob sich die Zahl der sie besuchenden Schiffe um 3000, von 1896 bis 1898 dagegen um 25000[1]). Der Tonnengehalt mehrte sich in den beiden gleichen Perioden um 1¾, entsprechend 4½ Millionen. Reißend nimmt zumal der überseeische Verkehr zu, und in gleichem Maße wachsen auch die gesammten Verkehrsleistungen. Die deutsche Flagge hat an diesem Verkehr einen ständig steigenden Antheil. Sie weht über 75 Procent aller, deutsche Häfen anlaufenden, Schiffe. Stellt man die vergleichenden Zahlen des Schiffsverkehrs von 1873 zu 1898 für Deutschland, Frankreich und England zusammen, so erhält man für das erste Jahr die Reihe: 100, 173, 736, für das zweite: 100, 97, 307. Deutschland ist also England von weniger als 1/7 bis auf rund 1/3 näher gerückt und hat Frankreich überboten. 1873 besaß Deutschland nur 216 Dampfschiffe, 1899 deren 1223. Der Tonnengehalt hob sich zur gleichen Zeit von 110093 auf 1038391. Die Segelschiffe befanden sich der Zahl nach in erklärlichem Rückgange, bezüglich der Größe im Fortschritt. Der Nettoraumgehalt aller unserer Schiffe betrug 1873 936248 Tonnen, 1899 dagegen schon 1594596. Die Vermehrung beträgt 46 Procent. Die Gesammttransportfähigkeit aber stieg gar um 139 Procent, nämlich von 1156434 auf 2763879 Registertons. Im Jahre 1899 trat dann noch eine enorme Zunahme ein, so daß sie gegenwärtig an 4000000 betragen wird. Deutschland besitzt die beiden größten Rhedereien der Welt, und sein Antheil an der Welthandelsflotte steigerte sich viermal so schnell als derjenige Großbritanniens; nur Norwegen hielt im Verhältniß mit ihm gleichen Schritt. Der Reihe nach stehen wir heute auf dem Erdenrund an zweiter Stelle da, nur noch England vor uns sehend. Der Werth der deutschen Dampferflotte ist allein in den zwei Jahren von 1896—1898 um 50 Procent gestiegen; der Gesammtwerth der deutschen Handelsflotte kann auf mindestens 500 Millionen Mark geschätzt werden. Er hat sich in den letzten Jahren um volle 2/3 erhöht, und der Neubeschaffungswerth im Falle eines Verlustes würde sich auf 3/4 Milliarde belaufen. Auch der Schiffsbau zeigt demzufolge einen gewaltigen Aufschwung. Die Zahl der für den Schlachtschiffbau in Frage kommenden Werften hat sich seit 1894 von 2 auf 5 vermehrt; für den Kreuzerbau ist die Zahl 1896/97 von 6 auf 9 gestiegen. Schnelldampfer wurden 1894—1896 nur auf einer Werft gebaut; in Zukunft werden hierfür 4 bis 5 vorhanden sein. Die Bauleistung für Handelsschiffe ging von 1894—1896 freilich von 123000 Tonnen auf 80000 hinunter, ist seitdem aber wieder auf 190000 gestiegen. Auch der Schiffsbau zeigt augenblicklich eine raschere Zunahme in Deutschland als in England, wenn er freilich, nach dem Tonnengehalt gemessen, immer erst 1/7 beträgt.

Die überseeischen Capitalsinteressen Deutschlands, welche sich 1897/98 auf Anlagewerthe von 7½ Milliarden beliefen, können augenblicklich nicht in einer sicheren Zahl wiedergegeben werden, haben sich jedoch, unserer ganzen mari-

[1]) Dieser außerordentliche Zuwachs erklärt sich hauptsächlich aus dem, sich in den letzten Jahren schnell entwickelnden Gebrauch sogenannter Seeleichter, wie sie schon seit Langem an den nordamerikanischen Küsten und auf den Binnenseen verwendet wurden.

timen Entwicklung entsprechend, unzweifelhaft in nicht geringerem Maße vermehrt.

Diese kurze Uebersicht über den Fortschritt von Deutschlands Thätigkeit zur See gibt zugleich das Bild von dem Aufschwung der deutschen Industrie; denn beide bedingen im Wesentlichen einander. Es leben heute im Vaterlande von der Gewerkthätigkeit im Großen 18½ Millionen Menschen, und ⅔ davon sind vom offenen Seeverkehr abhängig. Schon überflügelt die Ausfuhr aus Deutschland die Einfuhr ins Vaterland um nahezu 140 Procent; denn der Werth der ausgeführten deutschen Fabrikate beläuft sich auf nicht weniger als 2400 Millionen Mark, der der Einfuhr nur auf etwa 1000 Millionen. Immer neue Eroberungen werden auf dem ausländischen Markte gemacht, und noch ist der Aufschwung nicht zum Stillstand gekommen.

Es bedarf keines Wortes, wie schwer die Katastrophe sein würde, welche über uns hereinbräche, wenn uns plötzlich die Seewege von überlegenen Flotten abgeschnitten würden, und der Verlust möchte sich nicht auf die Dauer des Krieges beschränken, wie vielfach angenommen wird; sondern ein lange anhaltender Rückgang von Handel, Werkthätigkeit und Wohlstand müßte die nothwendige Folge sein. Dort, wo die deutsche Waare Monate oder vielleicht Jahre lang ausbliebe, würde sich sofort eine andere, englische oder amerikanische eindrängen und von dem leeren Platze Besitz ergreifen. Ihr diesen von Neuem zu entreißen, möchte unfehlbar Jahrzehnte dauern, wenn es überhaupt noch in der Möglichkeit läge.

Aber noch weitere Folgen sind in Betracht zu ziehen. Wir dürfen nicht vergessen, daß Deutschland sich heute nicht mehr von den Erzeugnissen des eigenen Bodens ernährt. Er lieferte während der Jahre von 1888—1897 nur für 42—43 Millionen Menschen das nöthige Brotkorn, und die noch übrigen 8—9 Millionen Einwohner des Reiches waren in dieser Hinsicht schon auf fremde Einfuhr angewiesen. Diese Zahl steigerte sich im Jahre 1899 noch auf 12 Millionen Menschen. So muß heute die Gesammtbevölkerung Deutschlands bereits an 88 vollen Tagen des Jahres vom Auslande leben. Forschen wir dem Ursprunge der Einfuhr nach und berechnen, was uns davon fehlen würde, wenn politische Verwicklungen einträten, so kommen wir zu dem Ergebniß, daß wir im Falle eines Krieges mit England Genußmittel im Werthe von rund 500 Millionen, bei einem gleichzeitigen Kriege gegen Frankreich und Rußland aber für 1000 Millionen entbehren würden.

Es kann streitig sein, ob der Boden Deutschlands bei stärkerer Ausnützung im Stande ist, die Gesammtbevölkerung auch im Kriegsfalle zu ernähren. Sicherlich lassen sich noch beträchtliche Wald- und Weideflächen, selbst einzelne Stücke gänzlich uncultivirten Landes für den Getreidebau heranziehen. Das cultivirte Ackerland mag durch intensivere Bearbeitung seine Erträge noch steigern können. Jedenfalls ist dies aber ein langsamer Proceß, dessen Verlauf nicht vom Fleiß und dem guten Willen der Ackerbau treibenden Bevölkerung allein, sondern auch von den Handelsverträgen und ihrem Einfluß auf die Landwirthschaft abhängig ist. Wir können unmöglich darauf warten, daß er sich erst bis zum Ende vollziehe, um dann zu entscheiden, ob es noch nöthig

sei, uns vor Blockade zu sichern. Sollte es aber selbst gelingen, die jetzige Bevölkerung aus dem Lande zu ernähren, so wird dies doch in nicht ferner Zeit durch den reißenden Zuwachs unmöglich werden. Vergessen wir nicht, daß wir im Jahre 1910 schon auf 60, 1925 auf 70 und, wenn die Vermehrung fortschreitet wie bisher, im Jahre 1950 auf nahe an 90 Millionen Deutsche innerhalb unserer Grenzen rechnen müssen.

So ist denn die erste Bedingung, daß Deutschlands Flotte stark genug sei, um uns vor der Absperrung zur See durch den Feind zu bewahren.

Eine der eigenthümlichen Erscheinungen aus großen modernen Kriegen macht dieses doppelt wichtig. Sie steht im innigen Zusammenhange mit dem Nationalitätsprincip, welches den Völkern einen festeren inneren Zusammenschluß und damit eine erhöhte Widerstandsfähigkeit gegeben hat. — Nach dem Feldzuge von 1866 war der Glaube an kurze Kriege, welche durch eine einzige Hauptschlacht entschieden werden, allgemein verbreitet. Es ward nicht beachtet, daß es sich hier um eine Ausnahme handelte. Der preußisch-österreichische Feldzug jenes Jahres war kein Kampf um die Existenz beider Theile. Er hätte dies im Falle der Niederlage nur für das emporstrebende Preußen werden können, nicht für Oesterreich; denn des ersteren Absichten gingen keineswegs weit genug, als daß ihm eine Zertrümmerung des Kaiserreichs überhaupt wünschenswerth hätte erscheinen können. Handelte es sich doch nur um die kriegerische Auseinandersetzung über die Abgrenzung der politischen Machtsphären beider Staaten. Schon 1870 gestalteten sich die Dinge anders. Der Krieg konnte zur Existenzfrage für beide Theile werden, — daher die lange Dauer, trotz des schnellen Unterganges der Heere Napoleon's III. Frankreich setzte den Widerstand auch nach der strategischen Entscheidung, welche auf einen Umschwung aus rein militärischen Glückswendungen heraus nicht mehr rechnen ließ, zur Ueberraschung der Mitlebenden noch vier Monate lang fort. Dieser Widerstand war berechnet auf die allmähliche Erschöpfung des Gegners. Daß eine solche, trotz der vorangegangenen Niederlagen, das Mittel zu einem verhältnißmäßig günstigen Frieden werden könne, hat vor Allem Léon Gambetta klar erkannt. Darin dürften wir auch das charakteristische Vorbild für künftige Entscheidungskriege erblicken. Ringen kräftige Völker mit einander, so wird selbst nach Beendigung des Kampfes zwischen den ursprünglich organisirten Heeren der Besiegte noch durch einen auf ihn geübten Druck zur Anerkennung des ihm ungünstigen Friedens gezwungen werden müssen. Sei es durch Beraubung seiner kriegerischen Hülfsmittel, sei es durch Eroberung aller Stützpunkte für ferneren Widerstand oder gar durch Besetzung des gesammten Staatsgebietes, — immer wird den unterliegenden Theil der Stärkere erst noch durch besondere gewaltsame Mittel dahin zu bringen haben, daß ihm die Verluste im Friedensschlusse weniger empfindlich erscheinen, als die Fortdauer des Kriegszustandes. Sieger wird künftig bei Kriegen zwischen Culturstaaten derjenige bleiben, welcher jenen Zustand am längsten zu ertragen vermag.

Schreiten wir in Erläuterung dieses Gesetzes zur kurzen Betrachtung eines Krieges, den Deutschland gegen seine Nachbarn im Westen und Osten gleichzeitig zu führen hätte. Wir hoffen, daß es auch in diesem Falle, zumal

wenn sein Widerstand so weit vorbereitet ist, als Kunst und zweckmäßige Organisation es vermögen, stark genug sein wird, die Angriffe beider zurück zu weisen. Es wird aber nicht stark genug sein, beide zur Anerkennung eines nachtheiligen Friedens zu zwingen. Ja, es erscheint sogar zweifelhaft, ob es auch nur den einen mit der Hälfte seiner Kraft völlig zu Boden werfen kann. Jedenfalls ist dies nicht schnell und nur bei äußerster Anspannung aller Mittel zu erreichen. Der Kriegszustand wird also lange fortdauern; denn auch Deutschland dürfte, wenn der Kampf einmal begonnen ist, nicht mehr nachgeben, ohne seine Ansprüche auf eine ehrenvolle Zukunft zu verlieren. Nur wenn wir jenen opfervollen Ausnahmezustand so lange ertragen können, bis er auch Rußland und Frankreich drückend wird, werden wir mit Erfolg aus der ganzen Krisis hervorgehen, wobei wohl zu bedenken ist, daß z. B. Rußland seiner Natur und Verfassung nach in dieser Lage verhältnißmäßig weniger als Deutschland leidet. Das Ausharren wird uns aber nur möglich sein, wenn wir die Verbindungen zur See offen behalten. Wie die angegebenen Zahlen beweisen, würde die Noth uns zum Frieden zwingen, sobald die Zufuhr uns völlig abgeschnitten ist. Wir dürfen nicht rechnen, daß wir über unsere Landgrenzen Lebensmittel genug heranzuziehen vermöchten, um den Ausfall zu ersetzen. Oesterreich und Italien, welche dabei zunächst in Betracht kämen, würden gerade in einem solchen Kriegsfalle aller Wahrscheinlichkeit nach selbst betheiligt sein und von ihren Vorräthen nichts abgeben können. Diejenigen der Schweiz, Hollands und Belgiens kommen nicht wesentlich in Betracht. Eine Zufuhr von der Balkanhalbinsel oder aus noch ferner gelegenen Gebieten, wie Anatolien, könnte durch den Gang der kriegerischen Ereignisse leicht unmöglich gemacht werden.

Aber auch abgesehen von der Nothwendigkeit, lange Dauer eines solchen Krieges aushalten zu können, sind Gründe genug da, den Besitz einer hinreichend starken Seemacht als eine für den Sieg unerläßliche Vorbedingung zu erweisen. Stehen unsere Heere im Osten an der russischen Grenze und im Westen an der Mosel dem Feinde gegenüber, so erhellt auf den ersten Blick, welchen Werth für uns der unbestrittene Besitz der Herrschaft im Baltischen Meere haben muß. Wir fürchten zwar im Allgemeinen Landungen des Feindes an unseren Küsten nicht allzusehr. Sie können in den ersten Tagen der Verwicklung durch Störung der Mobilmachung und Beunruhigung des Landes und ebenso am Ende, wenn schon ein Zustand allgemeiner Erschöpfung nahe ist, unbequem werden. Entscheidend sind sie nicht; denn bei unserer heutigen Wehrverfassung lassen sich mit Hülfe des enggezogenen Eisenbahnnetzes selbst während des Krieges mit Leichtigkeit Truppen genug zusammenbringen, um ein Landungscorps, welches im Vergleich zu den im Ganzen aufgebotenen Heeresmassen immer nur schwach sein kann, siegreich zurückzuweisen.

Auch kleinere Beunruhigungen unserer Küsten, Beschießung und Brandschatzung unserer Hafenplätze möchten kein bedeutendes Gewicht in der Wagschale der Kriegsgeschicke bilden. Aber sie würden doch für die Dauer, wenn sie sich wiederholen und kein Abwehrmittel dagegen gefunden wird, herabdrückend auf die Stimmung im Lande wirken. Solche Vorgänge — und sie

werden, wenn wir zur See schwach sind, nicht ausbleiben — müssen das Vertrauen des Volks zur Voraussicht der eigenen Regierung mit der Zeit untergraben und endlich die Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang erschüttern. Vom festen Glauben der Massen an den Sieg hängt aber im Kriege Vieles ab. Wenn wir im Jahre 1870 in ähnlicher Lage waren und dennoch wenig litten, so kam dies von dem gänzlichen Mangel hinreichender Vorbereitung der französischen Flotte für größere überseeische Expeditionen und von dem betäubenden Eindrucke her, welchen unsere schnellen Siege und die Wucht unserer Invasion auf französischem Boden hervorriefen. Wir dürfen daraus keine sicheren Schlüsse für die Zukunft ziehen[1]).

Daß die Aufgabe unserer im Osten kämpfenden Armee durch den Besitz der Ostsee außerordentlich erleichtert werden würde, liegt klar zu Tage. Ihr Oberbefehlshaber hätte eine ungleich größere Freiheit der Action, wenn er jeden beliebigen Platz an der Küste als Basis für seine Unternehmungen ansehen könnte und, im Falle eines Ausweichens vor überlegenen Kräften, nicht gezwungen wäre, sich unter allen Umständen zur Weichsel zu wenden. Der Besitz von Königsberg und des von dort aus leicht zu behauptenden westlichen Samlandes bliebe eine dauernde Bedrohung für die rechte Flanke eingedrungener russischer Heere. Die Unsicherheit, in welcher sich diese befänden, wäre eine verhältnißmäßig große. Das Alles kommt in Fortfall, wenn feindliche Geschwader an unseren Küsten erschienen und sich daselbst behaupteten. So würden die Operationen zu Lande ganz unmittelbar durch eine starke Flotte begünstigt und gefördert werden.

Wollen wir die Ostsee sicher für uns haben, so würde erforderlich sein, daß wir die russische Flotte in die baltischen Häfen zurücktreiben und dort blockiren. Es wäre ferner nothwendig, einem französischen Geschwader das Eindringen ins Baltische Meer zu verwehren, ihm den Sund und, was noch wichtiger ist, den Großen Belt zu verschließen. Das könnte im ersten Augenblicke durch Minenlegung bewirkt, dauernd aber nur durch starke Seestreitkräfte aufrecht erhalten werden. Das beste Mittel würde sein, Dänemark von Hause aus durch Entfaltung einer imposanten Seemacht an unsere Seite zu fesseln. Gleichzeitig mit der Beherrschung der Ostsee wäre unsere Nordseeküste gegen Blockade zu schützen, damit Deutschland nicht dem Auszehrungsprozesse verfalle, von dem wir weiter oben schon gesprochen haben.

Ein Krieg gegen das verbündete Frankreich und Rußland erfordert für uns daher eine Flotte, welche doch mindestens jedem einzelnen dieser beiden Gegner um etwas überlegen ist.

Betrachten wir nun den zweiten Fall, den eines Krieges mit dem seegewaltigen England. Wir müssen dabei zuvörderst der vielfach verbreiteten

[1]) Was die Franzosen im Schilde führten, bewiesen deutlich die in Frankreich vorgefundenen Abbildungen, welche die Zerstörung unserer Küstenstädte und Hafenplätze darstellten. Deutlich entsinne ich mich zumal eines weit verbreiteten Bildes „Bombardement et prise de la ville de Dantzig", welches im Vordergrunde die feuernden französischen Schiffe und dahinter in der Ferne die in lodernden Flammen stehende Stadt darstellte.

Meinung entgegentreten, daß ein solcher Krieg überhaupt ausgeschlossen sei, daß die liberalen Institutionen Großbritanniens, die Einsicht und Gerechtigkeitsliebe seines Volkes die Ausnutzung des maritimen Uebergewichtes gegen einen weit schwächeren Feind unmöglich machen. Was die beiden kleinen und friedfertigen südafrikanischen Republiken im Augenblicke erleben, sollte uns in dieser Hinsicht ein für allemal zur gründlichen Belehrung dienen. Wir dürfen uns auch nicht verhehlen, daß die Stimmung weiter Schichten des britischen Volkes geradezu auf einen Vernichtungskampf gegen Deutschland hinausgeht. Die augenblicklich bei allen continentalen Völkern und nicht zum Mindesten auch in Deutschland hervorgetretene Abneigung gegen England hat dieser Stimmung neue Nahrung zugeführt. Daß man selbst daran schuld sein könne, daß diese allgemeine Antipathie gegen das Inselreich entstanden ist, empfindet jenseits des Canals Niemand. Die Ursache wird lediglich in dem Neide gegen Britanniens Macht und bevorzugte Stellung gesucht. In Deutschlands Selbständigkeit wird eine Art von unberechtigter Auflehnung gegen die britannische Vormacht gesehen. Man hat es nicht vergessen, daß Deutschland sich ehedem willig in die Dienste britannischer Weltmachtpolitik stellte, daß deutsche Truppen viele Schlachten Englands schlugen. Man empfindet es als eine Undankbarkeit, daß wir uns dazu nicht mehr hergeben, und als eine unberechtigte Anmaßung, daß wir in dem schnell fortschreitenden Aufschwunge unserer maritimen Entwicklung mehr und mehr zum bedenklichen Nebenbuhler werden. Allen festländischen Rebellen gegen Englands Hoheit eine Lection zu ertheilen, hält man hoch an der Zeit — in erster Linie für Deutschland.

Das sind nicht die Anschauungen einzelner Heißsporne, sondern, nach zuverlässigen Stimmungsberichten Vertrauter, gerade die Wünsche des gesammten Mittelstandes. Wollen wir gerecht sein, so müssen wir bekennen, daß Ursachen zur Eifersucht gegen uns und zur Besorgniß vor unserem Emporstreben wohl vorhanden sind. Fassen wir die darüber gemachten Angaben in einem Satze zusammen, so lautet derselbe: Unser Gesammthandel wird in diesem Jahre 10 Milliarden an Werth erreichen, gegen nur 6 vom Jahre 1880; derjenige Englands bewegt sich in der gleichen Zeit fortgesetzt um die 14 Milliarden. Zwischen unserer Ausfuhr und der englischen beträgt der Abstand keine Milliarde mehr [1]).

Verliert aber England seine unbedingte Ueberlegenheit im Handel auf den Weltmeeren, so ist der Untergang seiner stolzen Herrschaft nur noch eine Frage der Zeit, denn die natürlichen Kräfte des Mutterlandes sind zu gering, um sie dauernd aufrecht erhalten zu können. Das fühlt dort instinctiv auch derjenige Theil der Bevölkerung, dem es nicht aus Studium oder Berechnung klar wird. Die Mißstimmung gegen Deutschland und Deutsche hat sich daher schon oft ohne besonderen Anlaß Luft gemacht; selbst deutsche Kinder auf englischen Schulen sollen davon zu erzählen wissen.

Wir können freilich überzeugt sein, daß die englische Regierung, die gegenwärtige sowohl als vielleicht auch die kommenden, dem gewaltsamen Ausbruche

[1]) Professor Dr. Dietrich Schäfer, Weltlage und Flottenvermehrung. Deutsche Stimmen. 15. November 1899.

nationalen Grolls entgegenwirken werden, und daß sie den friedfertigen Wettkampf der Entscheidung durch die Waffen vorziehen. Es fragt sich aber, ob ihnen dies auf die Dauer gelingen wird. Endlich müssen wir zugeben, daß der Gebrauch der Gewalt ein gutes Recht der Völker ist, welche für ihre Existenz zu fürchten beginnen.

„Der tiefgehende Einfluß des Seehandels auf den Reichthum und die Stärke der Länder war schon viel früher erkannt als die Ursachen, durch die ihre Größe und ihr Gedeihen bedingt sind. Man machte alle möglichen Anstrengungen, um dem eigenen Volke einen unverhältnißmäßig großen Antheil an solchen Wohlthaten dadurch zu sichern, daß man die übrigen theils auf friedlichem Wege, durch Monopole und Schutzzölle, theils, wenn dies nicht gelang, geradezu durch Gewaltmaßregeln ausschloß. So führte der Zusammenprall der Bestrebungen und die gereizte Stimmung, die dadurch erzeugt wurde, daß man sich die meisten oder womöglich alle Handelsvortheile und den Besitz entfernter, uncultivirter und für den Handel wichtiger Länder anzueignen versuchte, zum Kriege."

Mit dieser Warnung leitet Mahan sein berühmtes Werk ein. Irren wir nicht, so ist bei der Beschlagnahme der deutschen Schiffe an den afrikanischen Küsten schon viel von gereizter Stimmung auf englischer Seite zum Vorschein gekommen, zugleich auch der heimliche Wunsch, das Vertrauen auf die Sicherheit der deutschen überseeischen Dampferlinien zu erschüttern. Es war einer jener leisen Stöße, welche für gewöhnlich kommenden Erdbeben vorangehen, und es würde thöricht sein, einen Krieg Englands gegen Deutschland für eine Unmöglichkeit zu erklären.

In unserem Vaterlande ist nun die Meinung weit verbreitet, daß ein Widerstand gegen Englands Uebermacht überhaupt unmöglich sei, daß daher auch unsere Rüstungen zur See vergebliches Bemühen wären. England würde uns darin sofort von Neuem überbieten; jeder Versuch, ihm gefährlich zu werden, sei unnütz. Solch' thörichter Kleinmuth muß zuvörderst mit seinen Wurzeln ausgerottet werden. Er würde bei richtiger Gedankenfolge sonst nothwendiger Weise zu dem Schlusse führen, daß wir absichtlich und gewaltsam dem eigenen Fortschritt entgegenzuwirken hätten, nur um keinen Anlaß zum Neide und zur Feindseligkeit Anderer zu geben. Das Wachsen und Blühen der Völker vollzieht sich aber aus eigener, unwiderstehlicher Kraft wie ein Naturereigniß; die selbstmörderische Absicht würde gar nicht einmal zum Ziele führen.

Zur See sind wir freilich im Augenblicke England gegenüber beinahe wehrlos. Trotzdem besitzen wir Waffen, ihm zu schaden. Die Politik kann Mittel dazu finden. Rußlands Fortschreiten in Asien gegen die indischen Grenzen ist keineswegs ganz unabhängig von seiner Stellung zu Deutschland; es kann durch dieses bekräftigt und ermuthigt werden. Sodann steht die uns befreundete Türkei auf der Hauptverbindungslinie von England nach Indien, welche durch den Suezcanal führt. Erscheint auch irgend ein kräftiges Vorgehen nach außen im ottomanischen Reiche zur Zeit durch mancherlei Umstände ausgeschlossen, so können diese sich über kurz oder lang doch ändern, und an Lebenskraft fehlt

es dem Volke durchaus nicht. Ueberhaupt wird Deutschland durch seine Lage inmitten Europa's immer einen gewissen Einfluß auf die Verwicklungen Englands mit anderen Mächten üben können.

Ferner erscheint, bei Vergleichung der beiderseitigen Machtmittel, auch ohne Rücksicht auf die Theilnahme Anderer für die Zukunft ein Widerstand Deutschlands gegen England keineswegs aussichtslos; ja, die Hoffnung auf Erfolg wird sich von Tag zu Tag mehren.

Ist Englands maritime Uebermacht jetzt eine erdrückende, wird sie auch künftig immer noch eine große bleiben, so muß sie sich doch, im Frieden sowohl wie im Kriege, über alle Weltmeere zersplittern. Vor einigen Monaten brachte „The Morning Post" eine Uebersicht über die Vertheilung der englischen Flotte. Das Ueberraschendste darin war, zu sehen, wie verhältnißmäßig klein im Vergleich zu den reich bedachten Auslandsstationen die an den englischen Küsten verbleibenden Kräfte sind. Das Mittelmeergeschwader nimmt sich fast stattlicher aus als sie. Dann folgen die Geschwader in Ostasien, an den indischen Küsten, in Australien, im Rothen Meere, an den südafrikanischen Gestaden und in Westindien, endlich noch das Pacific Geschwader im Großen Ocean. Gewiß kann und wird England einen Theil dieser Flotten aus den Weltmeeren abrufen, wenn der Krieg ausbricht, der das Mutterland bedroht; aber nicht alle Auslandsstationen können entblößt werden, und die Heimkehr erfordert Zeit. In Ostasien sowohl als in der Levante, zum Schutze Aegyptens, sowie in den indischen Gewässern wird England einen nicht unbeträchtlichen Theil seiner Seestreitkräfte belassen müssen; denn die Sicherheit seiner dortigen großen Besitzungen ist für die Existenz des Gesammtreichs von entscheidender Bedeutung. Es liegt hierin für England der wunde Punkt und für seine Macht eine erhebliche Schwäche. Bei einem Kriege, welcher das Mutterland berührt, kommt wenigstens zu Beginn nur das Heimathsgeschwader in Betracht. Sind zuvor schon Verwicklungen in Englands ausgedehntem Colonialbesitz eingetreten, wie zur Zeit in Südafrika, so werden Entsendungen dorthin stattgefunden haben. Die Zersplitterung der Kräfte wäre noch größer als sie es ohnehin schon ist. Ein Theil der jetzt nach der Kapcolonie und Natal entsendeten Kriegsschiffe hat dort Geschützmaterial und Mannschaften gelandet. Es ist das ein recht gefährliches Beispiel, denn ihre Rückberufung wäre im Augenblick unausführbar. Dergleichen kann durch vorübergehende Noth in irgend einem unruhigen Winkel des Weltreichs auch künftig erforderlich werden, und ein kühner Gegner würde unzweifelhaft solch' einen Moment der Schwäche zum Handeln benutzen.

Deutschland ist in dieser Beziehung in ungleich besserer Lage. Seine Seemacht ist klein, aber sie kann und wird im Falle eines Krieges in den europäischen Gewässern zusammen gehalten werden. Unsere Colonien erfordern noch keine bedeutende Entsendungen, und sogar ihr Verlust würde von Deutschland nicht als Einbuße an kriegerischer Kraft empfunden werden. Eine glückliche Entscheidung in Europa möchte sie uns überdies beim Friedensschlusse wieder verschaffen. Das ist bei England anders; das verlorene Indien, Australien oder Canada würde auch verloren bleiben; denn es ist nicht

anzunehmen, daß England mit seinen geringen Landstreitkräften irgendwo in unserem Welttheil Fortschritte machen könnte, welche groß genug wären, um jene ausgedehnten Besitzungen dafür zurückfordern zu dürfen.

Im Augenblicke beträgt der Gefechtswerth unserer Flotte kaum 1/5 des Gefechtswerthes der englischen Seestreitkräfte, — das ist ein recht ungünstiges Verhältniß. Auch nach der Vermehrung, welche durch das Gesetz vom 10. April 1898 in Aussicht genommen ist, würde Englands Ueberlegenheit noch eine außerordentliche sein. Tritt aber die jetzt beabsichtigte Verdoppelung ein, welche unsere Flotte, abgesehen von der Materialreserve, auf 34 Linienschiffe und 32 Kreuzer für den Aufklärungsdienst bringen soll, so ändern sich die Verhältnisse in für uns hoffnungsreicher Art.

Englands Gesammtflotte, welche, außer anderen Kriegsfahrzeugen, 65 Linienschiffe und 60 große Kreuzer zählt[1]), und die sich bis zur Durchführung des neuen deutschen Flottenplanes wohl noch verstärken wird, stellt auch dann noch eine stattliche Ueberlegenheit dar. Aber das Heimathsgeschwader, mit dem wir vornehmlich zu rechnen haben, beläuft sich Alles in Allem nur auf 43 Schlachtschiffe und 35 große Kreuzer. Mag es immerhin in der kommenden Zeit noch anwachsen, so bildet es doch für unsere künftige Flotte keinen unüberwindlichen Gegner mehr.

Die Zahl entscheidet überdies zur See ebenso wenig allein wie zu Lande. Ein numerisches Mißverhältniß kann durch innere Tüchtigkeit sehr wohl ausgeglichen werden. Vor allen Dingen vermag hierzu die Artillerie beizutragen durch die Trefflichkeit ihres Materials, sowie die Ausbildung und Manneszucht ihrer Bedienung. Der japanisch-chinesische Krieg hat hierüber den bündigsten Beweis geliefert. Sorgfältige Vorbereitung und schnelle Durchführung der Mobilmachung können dem schwächeren Theile für einige Zeit sogar die thatsächliche Ueberlegenheit verschaffen. Einen relativen Vortheil werden wir in der Zukunft durch die allgemeine Wehrpflicht in der Leichtigkeit des Ersatzes an Mannschaft vor England voraushaben. Hier liegt auch der Grund, warum England seine Flottenvermehrung nicht ins Ungemessene hinein auszudehnen und uns immer wieder zu überbieten vermag. Im Verhältniß zur Handelsflotte erscheint Englands Kriegsflotte zur See schon heute nicht mehr besonders stark: 10 Tonnen seiner Kriegsmarine schützten im Jahre 1899 bereits 65 der Handelsflotte. In Deutschland war dies Verhältniß nur 10 zu 53, in den Vereinigten Staaten 10 : 20, in Frankreich und Italien 10 : 13, in Rußland gar nur 10 : 8. Auch hierin ist eine Verwundbarkeit Englands für einen kühnen und unternehmenden Gegner angedeutet. Sie kann ertragen werden, weil England noch das absolute Uebergewicht zur See besitzt[2]); sie wird gefährlich, sobald dieses Uebergewicht nicht mehr so erdrückend ist wie heute. Die Stellen, an denen Englands Größe sterblich ist, fehlen also keineswegs.

[1]) Wir legen hier den voraussichtlichen Stand von 1904 zu Grunde.

[2]) Bedenklicher steht es in diesem Punkte mit Deutschland, dessen Handelsflotte, wie wir gesehen haben, die zweitgrößte der Welt ist, das aber an Kriegsmacht zur See augenblicklich noch allen genannten Staaten, mit alleiniger Ausnahme Italiens, nachsteht.

Das Gleiche ist mit Bezug auf Landungen an den englischen Küsten zu sagen. Mit Unrecht verbannt man den Gedanken daran in das Gebiet märchenhafter Selbsttäuschung. Der Weg vom Festlande dort hinüber ist kurz genug, um überwunden zu werden, wenn es einem unternehmenden Admiral durch die Trefflichkeit seiner Flotte und die Kühnheit seines Handelns glückt, sich für einige Zeit in den nordischen Meeren die Herrschaft zu verschaffen.

Es würde uns zu weit führen, diesem Gedanken länger nachzugehen; es genügt, ihn zu berühren und auf die ausgedehnte Küstenentwicklung der Vereinigten Königreiche hinzuweisen. An sich erscheint es als ein Unding, behaupten zu wollen, daß ein Volk von 55 Millionen wie das deutsche, welches seine Kräfte zusammenhalten kann, in irgend einer Art dauernd wehrlos gegen ein anderes von nur 40 Millionen bleiben sollte, welches in allen Theilen der Welt stark in Anspruch genommen ist. Auch der größere Reichthum Englands kann für alle Zeiten den Ausschlag nicht geben. Freilich ist dieses durch seine insulare Lage bevorzugt. Dafür genießt aber Deutschland des Vortheils, daß seine Haupthandelsplätze an den Mündungen bedeutender Stromsysteme liegen, daß sie also über ein weites Hinterland verfügen. Das verheißt ihnen die gute fernere Entwicklung, welche noch schneller fortschreiten wird als jetzt, wenn das System der Binnenlandcanäle, dessen Ausbau begonnen ist, sich dereinst vervollständigt hat. Die materiellen Grundlagen unserer Macht sind also breit genug, um den Widerstand gegen die britische Ueberlegenheit in der Zukunft zu ermöglichen.

Weisen wir also den schwächlichen Gedanken, daß wir im Falle eines Streites mit England wehrlos seien, weit von uns. Deutschland muß diesen Kampf, wenn er kommt, bestehen; und es wird ihn bestehen, sobald es diese Nothwendigkeit unerschrocken ins Auge faßt und seine Schuldigkeit thut. Dazu aber gehört, daß wir nach allen Kräften und bei Zeiten rüsten, daß wir keinen Tag verlieren, um uns auf das Kommende vorzubereiten; denn Siege könnten noch eher zu Lande als zur See improvisirt werden, wo die Vorzüglichkeit des Materials und die Geübtheit in seinem Gebrauch von so ungleich größerer Wichtigkeit sind.

Die zur Zeit der Entscheidung harrende Flottenvorlage thut den für jetzt nothwendigen Schritt. Mit 34 Linienschiffen werden wir im Stande sein, den Kampf mit unseren muthmaßlichen Gegnern — auch mit dem englischen Heimathsgeschwader — aufzunehmen. Von einer numerischen Ueberlegenheit, welche an sich den Erfolg verbürgen könnte, wird freilich auch dann noch nicht die Rede sein. Aber wir sind doch stark, und den Starken läßt man in Ruhe. Wenn er trotzdem angegriffen wird, findet er Bundesgenossen. Das entspricht unserer Lage; denn wir gehen nicht auf Angriff und Eroberung aus, sondern wollen nur in der Vertheidigung unseren Mann stehen. Dieses freilich ist unsere unabweisliche Pflicht; denn der Schwache reizt den Mächtigeren zu Uebergriffen, und unsere heutige Schwäche zur See würde, wenn sie fortdauert, eine bedenkliche Kriegsgefahr bilden. Uns stärkend stützen wir den Frieden.

Zum Schlusse wird es nützlich sein, den Blick von den besonderen uns nahe liegenden Beispielen ab- und der allgemeinen Bedeutung der Seemacht für den Landkrieg zuzuwenden[1]).

Diese Bedeutung ist vielfach bestritten worden, aber die Geschichte gibt bündige Beweise dafür. Im Alterthum scheiterten die Angriffe Persiens auf Griechenland vornehmlich durch die Niederlage der die Landheere begleitenden Flotten. Alexander trat den großen Zug gen Osten nicht früher an, als bis er sich der phönicischen Küste und Aegyptens bemächtigt hatte, die ihm die hinreichende Seemacht zur Sicherung seiner rückwärtigen Verbindungen liefern sollten. Auf seinem Rückzuge von Indien war das Zusammenwirken mit der Flotte für ihn einer der wichtigsten Gesichtspunkte wohl im Hinblick darauf, daß, wenn diese glücklich in die Tigrismündung einlief, für künftige Feldzüge der sichere Seeweg nach Indien gefunden sei. In den Kriegen der Römer und Karthager wirkten See- und Landstreitkräfte vielfach zusammen.

Aber solche Beispiele aus dem Alterthum haben, rein militärisch genommen, nur wenig beweisende Kraft für die Jetztzeit. Ziehen wir daher neuere Kriege in den Kreis der Betrachtung. Deutlich tritt die werthvolle Unterstützung der Operationen zu Lande durch Seeherrschaft und Flotten im Halbinselkriege von 1808—1814 hervor[2]). Sir J. Moore's Feldzug nach Spanien hinein hätte zum Untergang seines Heeres führen müssen, wenn ihm nicht die Freiheit blieb, den Rückzug von Salamanka aus, statt auf Lissabon, woher er gekommen, durch das galicische Hochland nach Corunna zu nehmen und sich dort einzuschiffen. Die Vertheidigung der Linien von Torres Vedras durch Wellington gegen Massena bildete den Wendepunkt im Napoleonischen Kriegsglück, und diese Vertheidigung war nur durch den Beistand der Flotte möglich. Sie vergönnte es den Engländern auch, im Jahre 1813 ihre Operationsbasis mit einem Schlage von Lissabon nach Santander zu verlegen. Für die Freiheit der Bewegung, zumal für unerwartete Versetzung von Truppenmassen, für schnelle Verschiebung der Operationsbasen, für Verpflegung der Heere auf große Entfernung hin, spielten die Kriegsflotten im Beginne dieses Jahrhunderts die wichtigste Rolle. Die Entstehung der Eisenbahnen und die immer größer werdende Verdichtung ihres Netzes verminderten diese Bedeutung allerdings in civilisirten Ländern, aber sie hoben sie nicht auf. Noch im Krimkriege fanden die Verbündeten in ihrer unbedingten Seeherrschaft und ihren zahlreichen Flotten das einzige Mittel, Rußland gefährlich zu werden. Im baltischen Meere blieben ihre Geschwader freilich ohne nennenswerthen Erfolg, doch lag dies daran, daß sie hier mit keinem Landheere gemeinsam handelten. Immerhin hielten sie starke russische Streitkräfte im Norden des Reiches fest und hinderten deren Abmarsch zur Rettung Sebastopols. Im italienischen Feldzuge von 1859 übte die schnelle Ueberführung eines großen Theiles der französischen Armee von Marseille nach Genua einen nicht

[1]) Es kommt dabei nur auf große Züge, nicht auf Einzelheiten an.

[2]) Eine lehrreiche Zusammenstellung hierüber enthält: C. E. Callwell, The effect of maritime command on land campaigns since Waterloo.

zu unterschätzenden Einfluß auf das Verhalten der Oesterreicher; es hemmte ihre kaum eingeleitete Offensive gegen Sardinien. In einer einzigen Woche gelangten die französischen Garden von Paris nach der Riviera — eine für damalige Zeit unerhörte und völlig überraschende Leistung. Der amerikanische Bürgerkrieg weist zahlreiche Beispiele kräftiger Unterstützung der Landheere durch die Flotte auf, und zwar nicht nur an den Meeresküsten, sondern namentlich auch auf dem Mississippi, dessen Besitznahme durch die Union der erste schwere Schlag für die Conföderirten war. Sherman's entscheidender Zug quer durch die Südstaaten hindurch war nur möglich, weil er sicher sein konnte, am atlantischen Gestade die Verbindung mit der Flotte und neue Stützpunkte für sein weiteres Vorgehen zu finden. Daß die Deutschen im Jahre 1870 weit schneller zum Ziele gekommen wären, wenn gleichzeitig mit dem Erscheinen ihrer Heere vor Paris dasjenige ihrer Flotten vor den französischen Häfen stattgefunden hätte, steht außer Zweifel. Frankreichs langer Widerstand, die Bewaffnung und Ausrüstung der Armeen der Republik wurde zum größten Theil nur durch die Hülfe ausländischer Industrie möglich. Wenn die Türkei im orientalischen Kriege von 1877 78 das Feld gegen Rußland über alles Erwarten lange behauptet hat, so lag auch dies im Wesentlichen an der Thätigkeit ihrer Flotte. Sie hielt die Verbindung der beiden Reichshälften im Schwarzen Meere aufrecht und leistete Großes im Truppentransport. Gurko's Vorstoß über den Balkan, welcher im Beginn des Krieges Constantinopel bedrohte, ward abgewehrt, weil die Flotte Suleiman's Heer in wenig Tagen von Antivari am Adriatischen nach Dedeagatsch am Aegäischen Meere überzuführen vermochte. Noch am Ende des Krieges, als die russische Offensive in den Linien von Tschataldscha zum Stehen kam und hier das Vor- und Rückwärts gleich schwer wurde, hätte England durch sein Eingreifen dem ganzen Feldzuge eine Wendung geben können, wenn es sich seiner Flotten bedient hätte wie einst in den Tagen von Torres Vedras. Der sino-japanische Krieg weist zwei beherzigenswerthe Beispiele gemeinsamer Handlung von Landheer und Flotte auf, nämlich bei der Eroberung von Port Arthur und der von Wei-Hai-Wei.

Haben diese Vorgänge unserem Interesse bisher nicht gerade nahe gelegen, so fand dies seine Ursache wohl darin, daß unsere vaterländische Kriegsgeschichte seit Jahrhunderten nur Beispiele von reinen Landkriegen aufweist. Aber die neue, vor uns emporsteigende Zeit, welche gesonnen zu sein scheint, die welthistorischen Krisen vom Rhein, der Weichsel und der Donau auf die Meere zu verlegen, wird auch dies ändern. Noch ist nicht zu übersehen, was sie uns bringen kann. Die Möglichkeit überseeischer Verwicklungen aber wird auch uns ohne Zweifel die Mitwirkung einer starken Flotte bei den Unternehmungen der Landtruppen immer nothwendiger werden lassen. Ohne eine solche würden wir naturgemäß ohne Einfluß auf die politischen Wandlungen bleiben, von denen die Geschicke des werdenden „größeren Deutschlands" in der Zukunft abhängig sind. Ohne sie würde unsere Handelsentwicklung bald gehemmt, unsere Industrie ihrer Lebenskraft beraubt und unser Wohlstand eines Tages wieder vernichtet werden. Welche verhängnißvollen Rückwirkungen sich davon

auf das stark bevölkerte Land fühlbar machen müßten, ist leicht zu ermessen. Millionen möchten brotlos werden.

Deutschland durchschreitet gerade jetzt einen der gefährlichsten Momente, welche es in seiner Geschichte gegeben hat. Seine Flotte entspricht den Aufgaben, welche ihr naturgemäß zufallen, nicht; sie ist zu schwach dazu. Unvermerkt hat sich unser Volk eine Versäumniß zu Schulden kommen lassen. Aber in letzter Stunde ist dies, hoffen wir, noch rechtzeitig erkannt worden, und der bedenkliche Punkt kann überwunden werden. Doch ist Gefahr im Verzuge und Eile geboten. Wer die Kraft und das Talent zu einem so schnellen Aufschwunge besitzt, wie Deutschland ihn in den letzten Jahren erlebt hat, muß auch den Muth haben, seine Errungenschaften zu vertheidigen, oder er steigt von der Höhe wieder herab, und Niemand wird leugnen können, daß er sein Loos sich selbst bereitet habe. —

Bomilkar's glückliche Expedition im vierten Jahre des zweiten punischen Krieges, bei welcher er 4000 Mann und eine Anzahl Elephanten zu Hannibal's Verstärkung nach Süditalien führte, und Hannibal's eigener Rückzug vor der Schlacht von Zama beweisen, daß es Karthago möglich gewesen wäre, bei rechtzeitiger Anstrengung sein Uebergewicht zur See und seine Größe aufrecht zu erhalten. Als seine ergrauten Senatoren bei der Auslieferung ihrer Flotte und ihrer Schätze am Ende des unglücklichen Krieges Thränen vergossen, rief Hannibal ihnen mit Bitterkeit zu, daß es für sie triftigere Gelegenheiten gegeben habe, zu weinen.

Mögen Deutschlands Volksvertreter davor bewahrt bleiben, daß ihnen dereinst ein deutscher Staatsmann mit Recht einen ähnlichen Vorwurf mache! Versäumte Gelegenheiten kommen in der Geschichte niemals wieder.

Paul Heyse.

Zum siebzigsten Geburtstag.

Von

Wilhelm Bölsche.

[Nachdruck untersagt.]

Wer sich vom Schicksal seinen siebzigsten Geburtstag so hat legen lassen, daß nahezu auf den Tag mit ihm der erste Frühling eines neuen Jahrhunderts beginnt — der muß es schon hinnehmen, wenn man zu seinem Festtage weniger an graue Haare als an den Frühling denkt.

Der März-Frühling ist kein dickbändiger Literarhistoriker. Seine Kunst ist, durch irgend eine winzigste Naturnüance die ganze Stimmung zu geben: durch die violette Farbe einer Birkenknospe, durch das Weiß eines lieben Federwölkchens im Blau, durch eine Welle Luft, die anders haucht als sonst.

Wer schon so lange im Conversationslexikon steht wie Paul Heyse, über dem hat ja die Literaturgeschichte längst eine dicke Pyramide aufgebaut. Sie werden immer dicker und dicker in unseren Tagen, diese Pyramiden. Ein Fachkenner, der geistvolle Bonner Professor Elter, hat neulich einmal von unseren Bibliotheken launig prophezeit, man werde sie in nicht sehr fernen Tagen in die Lüneburger Haide verlegen müssen, um sie dort technisch mit Stollen- und Grubenanlage abzubauen wie ein Bergwerk. Etwas der Art trifft auch auf unsere verzweifelt wachsende literarhistorische Wissenschaft schon zu. Ich glaube, es wird da bald eine reinliche Theilung eintreten. Es wird nur noch zwei Sorten von Literaturgeschichten geben: die ganz ungeheuren — und ganz kleine. Die einen mit bedrohlich „gesammtem" Material. Man wird, wenn nicht einen Bergmannskittel, so doch eine Leiter dazu nöthig haben. Die anderen bloß mit der Frühlingsnüance. Für jeden Meister bloß ein Blättlein, ein Wölkchen, ein Stimmungswerth. Nur aus dieser „kleinen" Literaturgeschichte heraus sei hier ein Wort geweiht.

Der alte Vers des biederen Uhland drängt sich so hübsch auf bei solcher Gelegenheit: „Zugleich ein Sänger und ein Held". Es gibt eine ganze Reihe echter und halbechter moderner Dichtergrößen, bei denen das unbedingt angebracht wird, wenn sie einen ihrer höheren Geburtstage feiern. Es ist aber vielleicht noch hübscher, bei Heyse mit gutem Gewissen einmal sagen zu dürfen, daß es nicht bloß ziemlich trivial, sondern grundverkehrt ist. Paul Heyse ist niemals etwas „zugleich" gewesen, selbst auf die Gefahr des scheinbar größten

Lobes in diesem „Zugleich" hin; denn recht besehen, hat das Wörtchen ja seine Vorgeschichte, die gleichzeitig ein Stück Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts ist.

Unter einem gewissen Gesichtspunkt kann man einen Lobgesang darauf anstimmen, wie in diesen hundert Jahren bei uns in Deutschland die äußerliche Achtung vor Dichtung und Dichter gestiegen ist. So realistisch dieses Jahrhundert war — und wir werden erst allmählich merken, wie stark es das war —: die zwei ungeheuren Schatten hat es nie vergessen, die vor seinem Morgenroth ragten, und daß es zwei Dichter waren. In der ganzen Culturgeschichte gibt es keine zwei Gestalten mehr wie Goethe und Schiller, die so rein und voraussetzungslos das Niveau der Dichterachtung emporgehoben haben — so bloß als Dichter, ohne jedes „zugleich". Klopstock hatte noch gemeint, der Dichter brauche mindestens eine gewisse ausgesprochen religiöse Beimischung besonderer Art, um sich in der Achtung zu behaupten. Bei ihm selbst hatte das schon seine Spalten und Mühen gehabt; das Weltkind brach gewaltsam genug durch, gerade weil auch er ein wirklich starker Dichter war. Wo der Zug in unserem Jahrhundert wieder gekommen ist, wie bei der schwäbischen Dichterschule, da hat er auf den straffen Entwicklungszug unserer Zeit so gut wie gar nicht mehr gewirkt. Goethe und Schiller brauchten ihn aber überhaupt nicht. Alles, was Goethe über Gott und Welt zu sagen hatte, konnte glatt durch die Dichtung gehen, ohne besonderen Talar. Ein Triumph einfach des „Dichters" ging von den Beiden aus, wie er herrlicher gar nicht hätte gedacht werden können. Aber eins kam doch nach im „zähen Sauerteig" der Welt.

Auch der „kleinste lebendige Philister zu Stukkert am Neckar", von dem Heine singt, sah nach solcher Leistung ein, daß der Dichter viel ernster zu nehmen sei, als er jemals gearg wöhnt hatte, wenn er den Nachtwächter Verse singen hörte. Das realistische nachfolgende Jahrhundert, von Goethe's Tod an gerechnet, machte aber folgenden eigenen Vers hinterher. Goethe war ein großer Dichter; zugleich war er aber Minister, und er lebte als äußerst glücklicher und bürgerlich hochangesehener Mann in absolut geordneten Verhältnissen in Weimar. Schiller war auch großer Dichter, besaß aber während des größten Theiles seines Lebens keinerlei Beruf sonst; er lebte in großen Nöthen, opferte seine Gesundheit auf und starb vorzeitig unter Hinterlassung von Schulden. Mit dieser Entdeckung richtete das praktische Jahrhundert sich hübsch säuberlich ein. Das Dichten soll gelten. Aber der Dichter hat zugleich noch einen sicheren und auch sonst achtbaren Beruf auszufüllen. Der grobe Philister faßte das ganz simpel: wenn auch nicht jeder Poet sogleich Minister sein kann mit „einem großen Stern", so muß er doch noch irgend etwas Solides „zugleich" sein; in seinen Mußestunden dichte er, wie ein braver Schüler Schmetterlinge fangen darf, nachdem er gewissenhaft seine Schularbeiten gemacht hat. Etwas gescheidtere Köpfe nahmen es nicht mehr bloß so vom Versorgungsstandpunkt — das war doch zu armselig — aber sie definirten das „Zugleich" unmittelbar in den Idealismus hinein: der Poet sollte noch einmal in Selbsttheilung Mann der Wissenschaft, Forscher, Systematiker sein; oder er sollte eine hervorragende politische Rolle spielen, sollte sich da als Mann und Held bewähren und der Welt zeigen, daß er trotz seiner Poeterei etwas vermöge, und so fort. Nachdem das einmal als Sollen ge-

funden war, ergaben sich dann die seltsamsten Schlußurtheile. Das Privatleben des Dichters wurde literarhistorisch auf diese Proteus-Natur hin gewerthet: ob er bürgerlich in Ehren gelebt, ob er in politischen Dingen die absolute Consequenz dieses oder jenes Parteistandpunktes stets gewahrt habe, ob er im Einklang mit der wissenschaftlichen Forschung gearbeitet habe, und was dergleichen Fragen mehr waren. Bekanntlich sind einige Dichter nach Goethe, die als Dichter schlechterdings gar nicht anzufechten sind, bei solchem hochnothpeinlichen Verhör völlig abgethan worden.

Nun ist es aber nachgerade ein öffentliches Geheimniß, daß die Voraussetzungen dieser ganzen Dichterbeurtheilung eigentlich sämmtlich falsch sind. Goethe's Stellung in Weimar war ein Unicum, das nie auch nur annähernd so wiederkehren wird. Keiner hat genauer gewußt als Goethe, wo seine Dichterschranke lag, die er selbst unter den denkbar verwickeltsten Verhältnissen nicht übertreten hat — man denke an die politischen Dinge. Und schließlich ist derselbe Goethe an der einzigen Stelle seines Lebens, wo der „Beruf" ihm über den Kopf zu wachsen drohte, mit einem Salto mortale, wie er eben nur in diesen völlig außergewöhnlichen Verhältnissen bei Karl August möglich war, nach Italien geflüchtet. Schiller's Leben aber wird wirklich tragisch erst gerade in dem Moment, da er nicht mehr lustig als freier Poet darauf los wirthschaftet, sondern einen wissenschaftlichen und bürgerlichen Berufskreis thatsächlich erhält, an dem er sich gewissenhaft zu Tode blutet. Wenn irgend eine wahrhaft flammende Mahnung aus der irdischen Menschenwallfahrt dieser beiden Genien herausquillt, so kann es nur die eine einzige sein: daß auch noch das letzte Stäubchen jenes „Zugleich" von dem Dichter abfallen möge als Erdenrest, „und sei er von Asbest". Wie ein Pfingstwehen muß es erst recht und endgültig über uns kommen, daß die wunderbare Menschheits-Leinewand, die der Künstler bemalt, nicht auch noch „zugleich" ein altes Segel an irgend einem Marktschifflein für banale Transportzwecke bilden dürfe.

Es ist aber ein alter Lehrsatz: die Leute, wenn ihnen etwas einmal im Blute steckt, werden niemals klug durch Kritik der Theorie. Was sie vom falschen Wege bringt, das ist allemal nur die Persönlichkeit. Nemo contra deum nisi deus ipse. Auch gegen den Menschen ficht nicht der Begriff, sondern nur der Mensch. Das Rechte muß mit der Gewalt eines Hellsehers und Nachtwandelnden, der schwindellos plötzlich an Dachkanten schreitet, wieder unter uns treten. Für solche praktischen Gestalten sorgt aber die Entwicklung selbst, die ja zwei ganz verschiedene Wege zieleinheitlich zugleich geht: oben in der Theorie der Menschenköpfe und unten im ewigen Hervorbringen von Menschenschicksalen, die selber That und Exempel statt aller Theorien sind. Diese wahre Schicksalsströmung hat im neunzehnten Jahrhundert zwar oft böse genug gewirthschaftet mit den Dichtern. Seltsame Glückskinder sind sie gewesen, keine verwöhnten. Und doch waren ein paar wirkliche Sonnenkinder immer dabei. Heyse ist in den letzten fünfzig Jahren das sonnigste gewesen. Wie seine Gestalt stolz und edel da stand, schien sie ein unausgesetzter Protest gegen das alte, jammernde „Nur ein Dichter". Er war nicht „auch" ein Dichter, sondern wirklich nur ein Dichter. Aber wer auf ihn sah, der hatte eine dumpfe Empfindung, daß wir Alle auf dem Holzwege seien mit unserem

Begriff des Normalmenschen, so lange das Aesthetische vergessen ist. Hier stand der ästhetische Mensch in einem Prachtexemplar. Wollten wir ihn etwa niedriger rechnen? Lombroso, dieser Wunderdoctor des banalen Philisterthums, hat es uns ja so exact demonstrirt, daß der ästhetische Genius die Merkmale der Degeneration und des Wahnsinns an sich trage, gemessen am Normalmenschen. Ein einziger Charakterkopf wie Heyse schlug alle seine Charlatantränklein zur Gesundung der Menschheit durch Austreibung des ästhetischen Genies lachend in die Flucht.

Goethe und Schiller hatten uns das Niveau der Achtung vor dem Dichter in Deutschland um ein Ungeahntes erhöht. Heyse ist in dem folgenden Jahrhundert einer der Stärksten, vielleicht der Allerstärkste bei uns gewesen, um diese Niveau-Erhöhung zu erhalten. Das wäre allein ein Grund, ihn heute zu feiern als unserer Besten Einen. Es ist aber leicht, gerade an dieser einen Leistung auch die anderen individuellen Züge im Umriß zu entwickeln, an die wir denken müssen, wenn sein Name in persönlich weihevoller Stunde erklingt.

Jener Unsegen vom Auch-Dichter und Zugleich-Dichter hat sich nicht nur bei der Masse und bei einer philiströsen Kritik geltend gemacht. Das jetzt ausgelebte Jahrhundert hatte Momente, wo das in die Dichtung selber hineinwucherte. Man muß in die Zeit zurückgehen, in der Heyse zuerst mit bedeutenden Novellen und Romanen hervortrat. Und man muß dann rein auf die ganz äußerliche Form hin neben einander legen: eine Seite etwa Gutzkow'scher Prosa und Heyse'scher. Ich denke dabei nicht an Gutzkow's Person, deren Tragik heute versöhnt. Ich werthe auch nicht die starke Rolle, die er in anderen Linien der aufstrebenden Zeitbewegung gespielt hat und die der Geschichte angehört. Ich meine nur die Art, wie sich bei ihm, und bei andern, kleineren neben ihm noch viel gröber, etwas spezifisch „Schriftstellerisches" in die Dichtung eindrängte. Eine Art, actuell zu schreiben, pikant zu schreiben, — man geräth in lauter undichterische Fremdwörter, wenn man nur davon redet; aber das gute deutsche Wörtchen „Schreiben" war schon eigentlich das schlimmste dabei. Man schrieb, und meinte, das sei schon gedichtet. Und die Gefahr bestand, daß eine ganze Epoche sich gewöhnte, diesen Ton als neue Entwickelungsform der Poesie anzusehen. Gegen eine solche „Dichtung" erhob sich Heyse wie der Genius der Poesie selber. Mit ihm stand überhaupt wieder Dichtung gegen romanhaft vorgebrachten Leitartikel, Kunst gegen Feuilleton. Die Kunst mochte eine Novelle von zehn Druckseiten sein und das Feuilleton neun Bände lang: Kunst blieb eben doch Kunst und Feuilleton Feuilleton.

Aus jener anderen Art, die noch heute keineswegs ausgestorben ist, wenn auch die Maske wechselt, ist Heyse das Wort angehängt worden von der „schönen Sprache". Es sollte gehässig sagen, daß er mit ihr seine Tendenzarmuth und was sonst noch Alles an Blößen bedecke. Als wenn nicht in schöner, das ist in dichterischer Sprache eine der köstlichsten Tendenzen jedes Jahrhunderts läge, ein Kleinod, an dem man dieses Jahrhundert einmal messen wird! Es ist auch das ja nur ein Philisterglaube, den nie Einer getheilt hat, der von echter Aesthetik etwas verstand: daß man so etwas wie „schöne Sprache" ganz äußerlich als Werkzeug haben könne, ohne auch innerlich ein echter, großer Dichter zu sein. Es gibt da keine Rubriken und Rangfolgen

nach pedantischem System. Etwa: dieser hat von der Dichtung schon die Sprache, dieser auch den Inhalt, dieser den Geisteskern. Das eben ist das tiefe Weltgeheimniß der Kunst, daß Einer sie hat oder nicht hat, — ein Eindringen wie durch die Lehrclassen eines Instituts gibt es aber nicht. Es gibt Surrogate und gibt Kunst. Aber niemals eine Entwicklungsfolge, die mit dem Surrogat anfinge und dann durch Lehrbuchsparagraphen, wie äußere Form, innere Form, allgemeiner Inhalt, Kerninhalt und so weiter, bis zur höchsten Kunst durchdränge. Jene Tendenz- und Leitartikel-Dichter hätten — in ganz verschiedene Zeitbewegungen verstrickt — bei bestem Glück die Menschheit aus den Angeln heben mögen: — auf diesem ganzen Wege wären sie doch niemals dazu gelangt, einen Satz Heyse'schen Novellenstils zu schreiben. Ich kann mir aber nicht helfen: ich halte die ästhetische Linie, die durch solchen Dichterstil geht, im Grunde noch mehr für eine, die innerlich mit den Angeln der Menschheit zu thun hat, als Alles, was da drüben gemacht wird. Der Umschwung mag von hier sehr langsam kommen. Aber bisweilen ist mir doch (und ob es nicht Manchem so geht?), als steckten wir in der Betrachtung dieser ganz großen Menschheitsfragen noch gleichsam im ptolemäischen Weltsystem und hätten die wahre Sonne noch gar nicht als Kraftmittelpunkt erkannt, um den sich Alles dreht, — die Sonne der Kunst.

An derselben Stelle, von der der Vorwurf der „schönen Sprache" kam, hat man dann den Spieß umgedreht und Heyse, als man sich nun doch auch inhaltlich mit ihm auseinandersetzen mußte, gerade selber den Vorwurf gemacht, er sei ein Tendenzpoet. Es kam das, wie so die Zeiten wechseln, nach einander aus zwei zeitlich verschiedenen Lagern jenes Gegenübers der gekennzeichneten Art. Zuerst hieß es, Heyse sei ein „unmoralischer Poet". Dann aber sollte er ein Reactionär verbrauchtester Moral sein. Zwei Generationen lehnten sich hier auf. Beide in dem Einen vollkommen gleich, daß sie Partei und Leitartikel mit Poesie verwechselten. Innerhalb der Aesthetik hätte sich vor jedem einzelnen Werke Heyse's dies oder das erörtern lassen. Aber diese Sorte Opposition kam in beiden Fällen wieder schlechterdings gar nicht aus der Aesthetik selbst. Und darum blieb Heyse in beiden Fällen nicht bloß sieghaft stehen, sondern er spielte sogar eine feste, gar nicht zu unterschätzende Rolle auch hier wieder in der großen Linie der Jahrhunderterziehung zum Künstlerischen und seinem Sonderrecht. Wo immer Paul Heyse an Tendenzen der allgemeinen Geistesbewegung seiner Zeit anstieß, sei es freundlich oder feindlich, — immer ist die Antheilnahme an irgend einer Tendenz bei ihm nicht wirkliche aufgefärbte Tendenzmache gewesen, sondern einfaches Ergebniß seiner individuellen künstlerischen Entwicklung. Als er seine Romane „Kinder der Welt" und „Im Paradiese" schrieb, kam der erotisch freie Standpunkt mit der ganzen Naivetät des absoluten Künstlers bei ihm heraus. Er wußte einfach nicht anders, als daß das so richtig sei. Seine Helden und Heldinnen schwanken in Allerlei. Aber in gewissen Sittlichkeitsprincipien handeln sie wie Kinder, einfach, gradeaus. Und nämlich eben nicht wie das sittsame Kinderideal gewisser Zelotenkreise von damals, — daher der große Sittlichkeitsspectakel. Aber aus Heyse's, ihres Vaters, Seele heraus haben sie thatsächlich nie einen Conflict in sich. Hier — und nicht etwa in sonstiger Gleichstellung der erzeugenden

Kraft — sind sie liebe Brüder und Schwestern von Ottilie, Marianne und all' den Anderen, die wir seit den Tagen des großen Zauberers von Weimar besitzen.

Gerade weil das so naiv von innen kam, sind aber Heyse's Figuren in ihrem moralischen Verhalten nie anders geworden. Er selbst hat keine großen Wandlungsphasen nach der Zeit seiner frischesten Schöpfungen mehr durchgemacht. Er blieb fest und consequent in sich. Und als draußen alle Tendenzen sich auf den Kopf stellten, kam es doch aus seinem Schaffen mit immer der gleichen Wurzelkraft. Eines Tages schrie man ihm aber von da draußen in nicht besonders artigem Tone zu, seine Männlein und Weiblein betrügen sich nicht etwa unmoralisch, sondern viel zu moralisch. Und seine Lebensfreude sei nicht mehr allzu derbes Apfelroth neben der frommen Tugendbläße, sondern süßliche Schminke neben einer Welt von derb naturalistischer Scheußlichkeit.

Man wird sich hüten müssen, an solchen Zeiturtheilen die Kraft des Dichters selber wirklich messen zu wollen. Was hat Goethe nach Zeittendenzen gefragt, als er seine römischen Elegien, als er seine „Wahlverwandtschaften" in die Zeit warf? Er brach sie vom Baume, weil sie bei ihm reif waren. Das ist echte Dichterart. Und auch in diesem Sinne ist Paul Heyse immer ein echter Dichter gewesen, sich selber treu und sonst nach nichts fragend.

Es war mir Bedürfniß, diese Dinge hier zu betonen. Ich schreibe ja nicht aus der dickleibigen, sondern der kleinen Literaturgeschichte. Ich werthe nicht, was im großen Zukunftshafen deutscher Dichtung diese vielen Bände Heyse'scher Dichtung gelten werden, vor einem absoluten Maßstab. Ich sehe ihn heute noch lebend unter uns. Ich denke daran, was er in den trüben Strömungen uns als Person war, die wir jetzt schon überblicken. Ein echter Poet, der das Niveau hielt, wie es die Großen zu Anfang gegeben. Ein unermüdlich Schaffender, der nicht „auch ein Poet" sein wollte, darum aber seine ganze Kraft nach einer Seite gab, rastlos, nur sich selbst verantwortlich, nie gedrängt. Aber Poet darin von Gottes Gnaden, daß er ohne Zwang gab und immer wieder gab. Ein Dichterkopf, der nur sich fragte und niemals Zeittendenzen. Traf er es, daß die Freien mit ihm gingen, so freute er sich dieser Freiheit. Hörte er, daß man ihn als unfrei zurückließ, so ging er auch da naiv weiter, in seiner eigenen Freiheit des Dichters, die schließlich mehr werth war als aller Tendenzerfolg überhaupt.

Das neunzehnte Jahrhundert hat Vieles geachtet, was früher arm war. Die Individualität wurde in ihm geringer geschätzt als sonst. Mir ist, als wenn zu einem Manne wie Paul Heyse sich Hände herüberreckten zu seiner Festfreude aus früheren Jahrhunderten. Vielleicht sind es aber auch Geisterhände der Zukunft. Wir wissen nicht, was sie sonst von ihm wollen, wohin sie ihn tragen wollen. Aber in dem ungeheuren Nebel dieses wirren, dumpfen, sehnenden neunzehnten Jahrhunderts greifen sie nach ihm wie nach einem festen Krystallisationspunkt. Das ist er gewesen, zweifellos. Durch Krystalle, durch Individualitäten geht aber der Weg zum Leben. Wenn wir in dieser Stunde zu den schönen Künstleraugen dieses Mannes hinüberschauen, so fühlen wir: dieses Jahrhundert ging auch durch ihn. Nur einem kleinen Kreise starker Geister war das beschieden.

Jugenderinnerungen.

Von

Paul Heyse.

[Nachdruck untersagt.]

Mein Elternhaus.

Wenn es für ein Findelkind ein erhebendes Gefühl ist, sich selbständig durch die Welt geschlagen zu haben, so hat doch das Bewußtsein, einem edlen Stamm wackerer Vorfahren entsprossen zu sein, einen höheren Werth, in dem Maße, als dankbare Pietät das stolze Selbstgefühl, Niemand als sich selbst für sein Leben verpflichtet zu sein, an erwärmender und beglückender Kraft überwiegt.

Freilich legt ja auch der Vorzug, trefflicher Eltern sich rühmen zu dürfen, dem Sohne Pflichten auf, die kein Ausruhen auf ererbten Lorbeeren gestatten, und mein Oberlehrer in der Sexta des Gymnasiums wußte, was er that, als er mir in mein Schüler-Stammbuch die homerische Mahnung schrieb:

Immer der Erste zu sein und vorzustreben den Andern,
Ehre zu machen der Väter Geschlecht.

In mir aber war der Familiensinn, der allen Heyses im Blute liegt, früh genährt worden, da ich zu dem stattlichen Bilde meines Großvaters in unserer Wohnstube von kleinauf mit Ehrfurcht aufblicken lernte, von den Brüdern meines Vaters, dem Onkel Theodor in Italien, dem großen Griechen und Catull-Uebersetzer, dem Onkel Gustav in Aschersleben, der erst Bergmann, dann bis an sein Ende an der dortigen Realschule ein hochverehrter Lehrer war, dem Petersburger Großkaufmann Ludwig und dem Jüngsten, Julius, der als Disponent in einem Potsdamer Geschäft arbeitete, von ihnen allen erfuhr, daß sie dem Geschlecht der Väter Ehre machten. Vor Allen aber sah ich schon in der helldunklen Knabenzeit im eigenen Vater ein Vorbild alles Edlen und Guten, anspruchslos und doch mit schlichtem Selbstgefühl gepaart. Höher hinauf erstreckte sich meine genealogische Kenntniß damals nicht, und es fehlte mir auch die historische Neugier, in die Wipfel unseres Stammbaums hinaufzuklettern. Erst später erfuhr ich, daß wir unser Geschlecht bis auf einen Johann Hein-

rich Heyse zurückführen können, der während des dreißigjährigen Krieges als Landwirth in Lipprechtsrode bei Bleicherode lebte und im Jahre 1683 starb. Nach ihm kam ein Johann Adam, geb. 1669, gest. in Nordhausen als Aedituus und Schullehrer am Frauenberge. Sein Sohn Johann Georg, der Theologie und Philosophie studirt hatte, folgte dem Vater in dessen Aemtern — auch als Organist an der Frauenberger Kirche angestellt — und starb 1784.

Sein Sohn Johann Christian August, 1764 in Nordhausen geboren, war mein Großvater. Auch er hatte Theologie und Philosophie studirt, dann aber in Oldenburg eine Mädchenschule gegründet und später seinen Wohnsitz in Magdeburg genommen, wo er 1829 als Director der dortigen höheren Töchterschule starb.

In Oldenburg war ihm sein ältester Sohn, Karl Wilhelm Ludwig, mein Vater, am 15. October 1797 geboren worden. So bin ich also nur von der Mutter Seite ein richtiges Berliner Kind, da sie am 12. Januar 1788 als die jüngste Tochter des königlich preußischen Hofjuweliers Salomon Jacob Salomon und dessen Ehefrau Helene, geb. Meyer (gest. 1811) zur Welt kam. Fünf Geschwister, zwei Brüder und drei Schwestern, gingen ihr voran, sämmtlich von der Natur glücklich ausgestattet mit lebhaftem Geist und einer leiblichen Schönheit, wie man sie in gewissen aristokratischen jüdischen Familien findet. Nur die Züge des ältesten Bruders, Simon, und einer der Töchter, Clara, erinnerten an den bekannten semitischen Typus. Den Anderen war ihre Abstammung nicht an den feinen geraden Nasen zu lesen, so wenig wie an den großen blauen Augen unter breitgeschwungenen Lidern. Keines der Kinder jedoch soll, wie ich Mutter und Tanten oft versichern hörte, ihrer eigenen Mutter an Schönheit gleichgekommen sein, wofür freilich zwei treffliche Miniaturbilder, die sie als alte Frau von stark ausgesprochenem jüdischem Typus mit üppigem grauem Haar, kohlschwarzen Augen und blendend weißer Büste darstellen, nur ein unvollkommenes Zeugniß ablegen.

Von der Anmuth der jüngsten Tochter dagegen gibt ein schönes Pastellbild aus ihrem neunzehnten oder zwanzigsten Jahre eine hinlängliche Vorstellung, die ich freilich aus eigener Erinnerung nicht zu bestätigen vermag, da meine Mutter, als sie mich zur Welt brachte, schon das zweiundvierzigste Jahr erreicht hatte. Auch war jener Jugendreiz schon früh durch einen schmerzlichen Unfall in der Blüthe versehrt worden. Eine Blattern-Epidemie brach in der Stadt aus, und die vorsichtigen Eltern auch unter der jüdischen Gesellschaft ließen ihre Kinder impfen. Nur die jüngste Enkelin, ihren Liebling, wollte meine alte Großmutter, noch ganz im Vorurtheil gegen dies neue Schutzmittel befangen, der Impfung nicht aussetzen. Die Folge war, daß meine Mutter allein von der Krankheit befallen wurde, wobei eine Blatter sich auf das rechte Auge setzte. Ein berühmter Arzt tröstete die Eltern, es sei mit einem leichten Eingriff zu helfen, Tag und Stunde der Operation wurden festgesetzt, ein paar Assistenzärzte waren zur Stelle, man wartete und wartete, der alte Arzt wollte nicht kommen. Einer seiner jüngeren Collegen erbot sich, um das junge Fräulein nicht länger in der bangen Spannung zu lassen, die geringfügige Operation der Entfernung des kleinen Häutchens sogleich vor-

zunehmen, war aber so unbeholfen, daß er zu tief schnitt. In demselben Augenblick trat der Erwartete herein, das Auge aber war verloren.

An dieses Unglück hat sich eine Legende geknüpft, der ich nur in einigen Zeitschriften, niemals in Erzählungen meiner Familie begegnet bin. Das arme Kind habe, um den Verlust zu verbergen, ein künstliches Auge getragen, das so täuschend dem lebendigen geglichen, daß ein junger Mann, der sich früher um eine der älteren Schwestern beworben, nun der jüngsten seine Neigung zuwandte. Als diese es inne geworden, habe sie sofort auf die Täuschung verzichtet, um dem Glück der Schwester nicht im Wege zu stehen. Seitdem trug sie eine schmale Locke aus ihrem schwarzen Stirnhaar über der leeren Augenhöhle, die durch ein Sammetband darauf festgehalten wurde.

Was an diesem heroischen Geschichtchen Wahres sein mag, weiß ich, wie gesagt, nicht zu entscheiden. Doch würde es durchaus der Gemüthsart meiner Mutter entsprochen haben, die von weiblicher Eitelkeit völlig frei war, wie sie auch mit ihren geistigen Gaben nie zu prunken suchte und über ihr Mißgeschick sich selbst mit Humor zu trösten pflegte, indem sie von ihrem „Einspänner" sprach, mit dem sie dennoch den rechten Weg durchs Leben zu finden wisse.

Und in der That hat sie, dank der unverwüstlichen Frische und Liebenswürdigkeit ihres Naturells, ihr ganzes Leben lang so viel Liebe und Freundschaft genossen, daß sie jenen Verlust wohl verschmerzen konnte.

Sie war ohne Frage unter den vier Schwestern die begabteste, wenn sie auch an regelmäßiger Bildung ihnen nicht überlegen war, sondern sich nur auf eigene Hand aneignete, was ihre geistigen Bedürfnisse befriedigte. Wie sie und ihre Geschwister erzogen wurden, habe ich die Mutter leider nie gefragt. Ich zweifle aber, daß sie je eine Schule besucht und auch nur im Hause einen regelmäßigen Unterricht genossen haben. In Französisch, Tanzen, Singen, feinen Handarbeiten hat man sie wohl ziemlich zwanglos unterrichtet und es ihnen selbst überlassen, sich auf eigene Hand weiterzubilden. Sie waren aber alle sprachenkundig, sprachen geläufig Französisch und Englisch, und die zeitgenössischen Literaturen blieben ihnen, die mit den Kreisen der Rahel und Henriette Hertz in Verkehr standen, ebenso wenig fremd wie die Werke unserer Classiker, deren Zeitgenossinnen sie noch eine gute Weile waren. Ich bewahre noch ein Gedicht Goethe's („Herz, mein Herz, was soll das geben") in der englischen Uebersetzung meiner Mutter. In ihrer Bibliothek fanden sich sämmtliche Werke Shakespeare's, Byron's, Moore's, Walter Scott's in englischen Originalausgaben, und was ich vom Englischen weiß, verdanke ich fast allein den Stunden, in denen ich, zuerst ohne ein Wort zu verstehen, nur um die Aussprache zu lernen, meiner Mutter den ganzen Quentin Durward vorlesen mußte, bis ich nach und nach rathend und nach Einzelnem fragend auch in den Sinn des Gelesenen eindrang.

* * *

Wann und unter welchen Umständen die sechs Geschwister zum Christenthum übertraten und ihren jüdischen Namen Salomon gegen den nicht allzu christlichen Saaling vertauschten, wüßte ich nicht anzugeben, so wenig wie, wer

die Pathen waren, die meiner Mutter zu ihrem Rufnamen Julie die Namen Caroline Marie Henriette gaben. Von dem nicht übergroßen Reichthum des Vaters war, da das Erbe in sechs Theile ging, auf das einzelne Kind nur ein mäßiger Antheil und Einiges an Juwelen gekommen, immerhin genug, daß die Geschwister sorgenfrei leben konnten. Der älteste Bruder starb, noch ehe ich geboren wurde. Der zweite, Louis Saaling, brachte es in kaufmännischen Stellungen zu einem etwas ansehnlicheren Vermögen, das er sorgfältig durch eine wunderliche Sparsamkeit zu vermehren suchte. Während er eine offene Hand hatte, wo es galt, seinen Schwestern oder guten Freunden Liebes zu erweisen, kehrte er u. A. die Couverte empfangener Briefe um, sie zu den Antworten zu benutzen, kaufte auf einmal mehrere Dutzend Ausschuß-Handschuhe und rauchte Cigarren, die sein nicht eben verwöhnter Neffe standhaft verschmähte. Dabei war er ein weichherziger, heiterer, allgemein beliebter Mann, der es zu hohen Jahren brachte und bis zuletzt die drei steilen Treppen seiner Wohnung an der Schönen Aussicht in Frankfurt a. M. Nachts hinaufstieg, nachdem er in der Ressource stundenlang dem Kartenspiel der Anderen zugesehen hatte.

Noch steht der gute Onkel Louis vor mir, die hohe, wohlproportionirte Gestalt, bis in seine achtziger Jahre ungebeugt, in einem langen blauen Rock, dessen Schöße tief hinab über die Nankingbeinkleider fielen, die Schuhe mit Gamaschen verwahrt, auf dem Haupte den grauen Cylinder, unter dem das glattrasirte, regelmäßige Gesicht mit freundlich-klugen blauen Augen durch die goldene Brille hervorsah, das Kinn in eine handbreite schwarze oder buntleinene Cravatte eingetaucht. So erschien er alljährlich zur Sommerfrische in Baden-Baden, wo er in jede Bude eintrat, um an die Verkäuferinnen galante Scherze zu richten, ohne je etwas zu kaufen. Er gehörte zu den stehenden Figuren des Orts, und man lachte freundlich über seine ebenso stehend gewordenen Witzworte.

Mir, der ich oft in seinem Hause dort zu Gast war, bewies er das herzlichste Wohlwollen, bis ich die Tochter Kugler's heimführte, während er selbst mir eine reiche Erbin zugedacht hatte. Er vergoß Thränen über diese thörichte Verbindung, als er zu meiner Hochzeit nach Berlin kam, und seitdem erhielt ich auf alle Briefe, in denen ich die Geburt meiner Kinder oder andere wichtige Neuigkeiten anzeigte, nur eine Bescheinigung des Empfangs mit ein paar kühlen Zeilen — in einem umgewendeten Couvert.

Und doch hatte auch er, da er sich zu heirathen entschloß — in schon etwas vorgerückten Jahren, doch immer noch ein ansehnlicher Freier —, bei seiner Erwählten nicht auf goldene Schätze gesehen, sondern die Tochter eines armen Landarztes zu seiner Frau gemacht, die bei seiner ältesten Schwester Marianne als Zofe im Dienst gestanden hatte. Sie war weder schön noch sonderlich gebildet, er aber folgte seinem Herzen, das ihn auch nicht betrog, und hatte es dieser Heirath wegen auf ein langes Zerwürfniß mit zwei anderen seiner Schwestern ankommen lassen, die ihm eine „ebenbürtige" Gattin gewünscht hatten und sich weigerten, diese ehemalige „Dienstmagd" als Glied ihrer Familie zu betrachten. Erst als die Frankfurter Schwester, verwittwet und einsam geworden, von langem Siechthum heimgesucht wurde, kam eine

Versöhnung zu Stande; denn Tante Emilie widmete sich der früheren Gegnerin mit so aufopfernder Treue, daß diese ihr tausendmal alles Unholde, was sie ihr angethan, abbat.

Daß dies so spät geschah, war begreiflich, wenn auch nicht verzeihlich. Diese Frankfurter Schwester meiner Mutter, Tante Clärchen, ihrer Mutter wohl von allen Geschwistern die Aehnlichste, da sie dieselben großen schwarzen Augen und den üppigen Wuchs hatte, war an einen reichen Frankfurter Banquier, Herz, verheirathet, einen großen, stattlichen, jovialen Mann, an den sich meine früheste Kindererinnerung knüpft. Ich war in meinem dritten Jahr mit den Eltern nach Frankfurt gekommen, wo der Onkel sich nicht zu gut hielt, meinen Spielkameraden zu machen. Er trug mich auf seinem breiten Nacken im Galopp den langen Corridor hinauf und hinab, und wir rasteten von dem Ritt gewöhnlich in einer Speisekammer, wo allerlei süße Vorräthe aufgespeichert waren. Ich durfte aber von einer gewissen Himbeermarmelade erst naschen, wenn ich „Esel asinus" gesagt hatte, vielleicht das einzige Latein, über das der Onkel gebot, jedenfalls das erste, das über meine Zunge kam und sich mir mit Hülfe des süßen mnemotechnischen Mittels tief einprägte.

In diesem vornehmen jüdischen Hause aber verkehrte nicht nur die Frankfurter Geldaristokratie, sondern auch die Blüthe der Bundestagsgesellschaft, durch den Glanz der Empfangsabende, Bälle und Diners, die Liebenswürdigkeit der Hausfrau und die Schönheit der Töchter angezogen. Die Aelteste, Adelheid, heirathete einen Rothschild, die Zweite und Schönste, Helene, einen Attaché der französischen Gesandtschaft, Graf Salignac de Fénélon, die Dritte, Marianne, einen Baron Haber. Es war kein Wunder, daß Frau Clara Herz die Vermählung ihres Bruders mit einer armen, zum Dienen genöthigten Landarzttochter für eine Mesalliance hielt, zu der sie ihre Zustimmung nicht geben könne. Sie hatte vergessen, daß sie von einem Vater abstammte, den der Hofmarschall, wenn er ihm schriftlich eine Bestellung zu machen hatte, mit „Lieber Jude!" anzureden pflegte.

Die andere Schwester, die sich unversöhnlich zeigte, Tante Regine, lebte in Wien, in den Kreisen der dortigen jüdischen Aristokratie, der Arnstein und Eskeles. Sie hatte früh eine Ehe geschlossen, die unglücklich war und bald wieder aufgelöst wurde. Seitdem hatte sie sich als geistreiche Frau etablirt und unter dem Namen Regina Frohberg verschiedene Romane verfaßt, die das Leben der höheren österreichischen Gesellschaft zu schildern suchten, ohne das geringste Talent und mit so wenig Erfindungsgabe, daß es ein Räthsel war, wie diese armseligen Producte einen Verleger finden konnten. Indessen wußte sie ihrem „Salon" doch eine Anzahl treuer Bewunderer und Hausfreunde zu erhalten, zumal sie in jüngeren Jahren mit ihrem feinen, zierlichen Gesicht und ihrer Weltgewandtheit eine anziehende Erscheinung gewesen sein muß. Ich lernte sie kennen, als ein beginnender Staar sie nach Berlin führte, um die Hülfe des berühmten Jüngken in Anspruch zu nehmen. Sie wohnte da einige Monate im Erdgeschoß unseres Hauses, und ich entsinne mich noch, wie betroffen ich war, als ich — ein dreizehn- oder vierzehnjähriger Knabe — die

Wiener Tante in ihrem halbverdunkelten Zimmer begrüßte, wo sie in großer Toilette mit weißen Glacéhandschuhen den ganzen Tag wie ein geputztes Götzenbildchen saß und sich von ihrer dicken, blatternarbigen steiermärkischen Zofe den Thee bereiten ließ.

* * *

Daß diese geschminkte und gepuderte Salondame von der kleinbürgerlichen Schwägerin nichts wissen wollte, konnte der Bruder leicht verschmerzen. Blieben doch seine beiden Lieblingsschwestern auf seiner Seite, meine Mutter und die älteste Schwester Marianne, in deren Hause er seine Lebensgefährtin gefunden hatte.

Von dieser meiner Tante Marianne Saaling ist vielfach in Büchern, die die Zeit des Wiener Congresses schildern, die Rede gewesen. Sie hatte damals in Wien durch ihre hohe Schönheit eine glänzende Rolle gespielt, Könige und Fürsten hatten ihr gehuldigt, ein alter portugiesischer Herzog sich mit ihr verlobt. Er starb, ehe sie die Seine geworden war, aber der Nachglanz dieses Erlebnisses und der Wiener Triumphe verbreitete sich über ihr langes ferneres Leben und verlieh der hohen, junonischen Gestalt auch in den bescheidenen, doch nicht ärmlichen Verhältnissen, in denen sie neben uns lebte, einen vornehmen Zug. Da sie der portugiesischen Heirath wegen zum Katholicismus übergetreten war, ließ sie es sich angelegen sein, in den katholischen Kreisen Berlins eine hervorragende Rolle zu spielen, gründete ein Krankenhaus, veranstaltete zu dessen Ausstattung allweihnachtlich einen Bazar, den die katholische Aristokratie besuchte und manchmal sogar die Königin, die sie zu umarmen sich herabließ, und erreichte in stillen kleinen Befriedigungen ihrer naiven Eitelkeit ein hohes Alter.

Von ihrer späteren Verlobung mit Varnhagen bald nach Rahel's Tode und der Aufregung, die die Auflösung derselben bei uns hervorrief, habe ich die dunkle Erinnerung behalten, daß sich vor meinen Knabenaugen hier zum ersten Mal etwas zutrug, was einem Roman ähnlich sah. Eine Aufklärung über die seltsamen Motive, die zu der Katastrophe führten, verdankte ich viel später dem Einblick in vergilbte Briefblätter.

Mir waren früh die Augen über die Schwächen dieser Tante aufgegangen, zumal ich an der ganz echten und impulsiven Natur meiner Mutter einen Maßstab hatte für das einzig Werthvolle im Menschenleben. Aber die große Liebe und Treue, die mir die gute Tante bewies, entwaffnete mein rigoroses Knabenurtheil und ließ es mich sogar bedauern, daß ich für ihre Schriftstellerei — auch sie, wie die Wiener Schwester, füllte in ihrer kaum lesbaren Handschrift dicke Hefte mit romanhaften Memorabilien und freien Erfindungen — kein aufmunterndes Wort haben konnte.

Von solchen literarischen Velleitäten hielt meine Mutter sich immer frei, bis auf die Uebersetzung von Lieblingsgedichten ins Englische und Französische zu ihrem eigenen Vergnügen. Sie war aber eifrig darauf aus, alle neueren Erscheinungen auch der deutschen Literatur kennen zu lernen, und eine Zeitlang scheint besonders Tieck sie aufs Lebhafteste beschäftigt zu haben. Auch das

Theater verfolgte sie wie das ganze damalige Berlin mit höchstem Interesse, niemals aber mit dem Anspruch, sich als geistreicher Mittelpunkt eines befreundeten Kreises hervorzuthun oder gar ein sogenanntes bureau d'esprit zu halten, sondern einzig und allein ihrem innersten Bildungstriebe zu genügen.

So vorbereitet, begegnete sie meinem Vater, auf den diese seltene Verbindung von Anspruchslosigkeit und geistiger Regsamkeit, von warmer Empfindung und sprühendem Witz sofort, wie es scheint, einen tiefen Eindruck machte, obwohl die nicht mehr junge, durch den Verlust des Auges geschädigte äußere Erscheinung durch die noch in voller Blüthe stehende Schönheit der älteren Schwester in den Schatten gestellt wurde.

Mein Vater, fast zehn Jahre jünger, verehrte sie Anfangs als die Reifere, Ueberlegene, die auch im äußeren Leben unabhängig dastand, während er selbst es nur zum Hauslehrer gebracht hatte. Er hatte, da sein Vater im Jahre 1807 nach Nordhausen übersiedelte, am dortigen Gymnasium schon mit fünfzehn Jahren das Abiturientenexamen bestanden und dann sofort an der Erziehungsanstalt eines Herrn von Türk in Vevey eine Lehrerstelle annehmen müssen, da er noch acht Geschwister hatte und so früh als möglich selbständig werden sollte. Von den drei Schwestern ging ihm nur eine voran; er allein konnte dem Vater, der als Mädchenschullehrer auch später in Magdeburg hochgeachtet und schlecht besoldet war und durch seine Schulbücher, seine Lexika und Grammatiken das Fehlende hinzuerwerben mußte, schon früh die Sorge für den Unterhalt der großen Familie in etwas erleichtern. Drei Jahre lebte er dann im Hause des Ministers Wilhelm von Humboldt als Erzieher des jüngsten Sohnes, dann von October 1819 bis Ostern 1827 in Berlin als Hauslehrer des jungen Felix Mendelssohn-Bartholdy, den er zur Universität vorbereitete.

In diesem Hause lernte er meine Mutter kennen, die eine Cousine von Felix' Mutter war. Sie und ihre Schwester Marianne schlossen sich der Mendelssohn'schen Familie an, als diese über Frankfurt a. M. eine Reise in die Schweiz machte. Soviel ich weiß, kam es auf dieser Reise zur Verlobung, zunächst zu einer heimlichen.

Denn wenigstens promoviren wollte der junge Gelehrte, ehe er seinen Hausstand gründete, und durch seine Habilitation als Privatdocent ein Vierteljahr später (Ostern 1827) den ersten Schritt zu einer öffentlichen Wirksamkeit thun. Am 11. Juli 1827 fand dann die Hochzeit statt, und zwei Jahre später kam die Ernennung zum außerordentlichen Professor.

Das junge Ehepaar wohnte die ersten Jahre in einem Hause der Heiligengeiststraße, das, wenn ich mich recht entsinne, der Familie Salomon gehört hatte und wo auch ich zur Welt kam. Im Jahre 1831 bezogen meine Eltern dann eine Wohnung in dem einstöckigen Hause am Weidendamm, das einem Holzhändler gehörte und mitten auf dem sehr ausgedehnten Holzplatz stand, gegen die Friedrichsstraße durch die hochaufgeschichteten Holzhaufen verdeckt, hinter denen auch das bescheidene Gärtchen nur einen kargen Pflichttheil von Luft und Sonne erhielt. An der anderen Seite lag ein ziemlich geräumiger Hof, der unser Haus von einem niedrigen, nur aus einem Erdgeschoß bestehenden Hintergebäude trennte. In diesem, das sich vorn bis an die Uferstraße erstreckte,

wohnte ein Schenkwirth, der für die Schiffer, die hier das Holz auf ihren Spreekähnen landeten, Eß- und Trinkwaaren feil hielt. Hinter seinem Grundstück floß ein trüber, schwarzer Canal mit träger Welle in die Spree.

Vor wenigen Jahren, bei einem Besuch in meiner alten Vaterstadt, fühlte ich ein Verlangen, diese Stätte meiner frühesten Jugend einmal wieder aufzusuchen. Ich hatte es bisher unterlassen, in der Meinung, Alles verändert und statt der wohlbekannten niederen alten Mauern und heimlichen Winkel moderne vierstöckige Zinshäuser zu finden. Wie sehr war ich überrascht, Alles so wiederzusehen, wie ich's in meiner Erinnerung trug! Unser unscheinbares Wohnhaus, an dem sogar die alten Stuckornamente noch nicht abgebröckelt waren, der Hof, der mir freilich jetzt kleiner vorkam. — so spukhaft Alles, daß ich mich kaum gewundert hätte, wenn sich das Fenster oben im Arbeitszimmer meines Vaters geöffnet hätte, wie an jedem Nachmittag, wenn er mich von meinem Spiel heraufrief, um ein paar lateinische Declinationen bei ihm zu schreiben. Nur das Gärtchen war verschwunden, — die Holzhaufen waren ihm über den Kopf gewachsen. Dafür hatte sich an dem Schenkgebäude nichts verändert. Ich sah im Geiste wieder den dicken jungen Wirth, der dort mit seiner blassen, schwindsüchtigen Schwester hauste. Sie war zu zart für diese Umgebung, saß still in ihrem Stübchen mit einer Näharbeit und sah unseren Spielen zu oder rief uns herein, uns Kuchenwerk zu geben und Geschichtchen zu erzählen. Zuweilen wurde für die Schenke ein Schwein geschlachtet. Dann mußte ich meinen Kopf in den Schoß des Mädchens legen, und sie hielt mir fest die Ohren zu, damit ich das Todesstöhnen und Röcheln nicht hören sollte. Ich hatte sie sehr lieb. Als sie gestorben war, führte mich ihr Bruder in das niedere Zimmer, wo sie im Sarge lag, und deutete stumm auf das feine, wachsbleiche Gesicht, während ein Weinkrampf seine derbe Gestalt erschütterte und er zuweilen laut aufschrie. Es war das erste Mal, daß ich dem Tode ins Gesicht sah, und das feierliche Bild steht darum tief eingegraben in meiner Erinnerung[1]).

Daß ich dies Alles wiederfinden sollte, obwohl in der Weltstadt sonst kaum ein Stein auf dem andern geblieben war, hatte seinen Grund nur darin, daß am Weidendamm noch immer die Holzkähne anlegten und eines Stapelplatzes für ihre Fracht bedurften. Hinter den dunklen Holzhaufen aber, die wie eine Stadt mit vielen engen Gassen oder ein Gebirge mit tiefen Schluchten uns Knaben den herrlichsten Platz zu unseren Räuber- und Kriegsspielen darboten, würde ein neues, eleganteres Wohnhaus doch nur verloren gewesen sein, da es von der Straße aus Niemand gesehen hätte.

Daß ich meine ersten Kinder- und Knabenjahre gerade in diesem Hause verleben durfte, war von unschätzbarem Werth. Zunächst für meine körperliche Entwicklung. Besser sogar als in einem wohlgepflegten Garten, dessen Beete Schonung verlangt hätten, konnte ich in diesem weiten Revier meine Glieder tummeln und freiere Luft athmen als in einem der gewöhnlichen Stadthäuser mit ihren engen, lichtlosen Höfen. Dazu kam die mannigfache Anregung, die

[1]) In den „Kindern der Welt" habe ich dem kleinen Maler aus jenem Schenkengebäude seine Wohnung zurecht gemacht.

meine Kinderphantasie in dieser hochaufgethürmten hölzernen Stadt empfing, die wechselnde Scenerie auf dem Flusse, das Leben und Treiben der Schiffer auf ihren schwimmenden Häusern mit der geheimnißvollen Kajüte, die meine Neugier unendlich reizte, nicht zum Wenigsten der stille, dunkle Canal hinter der Schenke, zu dem vom Hofe aus ein Treppchen hinabführte. Ich entsinne mich, daß ich hier oft gesessen und in das träge hinfließende Wasser gestarrt habe, ja als ein noch sehr kindischer kleiner Idealist mich darüber grämte, daß es mir nicht möglich war, das Gold herauszufischen, das die Abendsonne in einzelnen breiten Flecken auf die dunkle Fluth streute.

* * *

Sechs Jahre lang lebten meine Eltern in diesem Hause, Schwester Marianne schon hier mit ihnen, wie später in dem Hause der Behrenstraße.

Sie waren beide gesellige Naturen. Aber sie verstanden die Geselligkeit im besten Sinne, daß sie sich auf wenige vertraute Menschen beschränken sollte, die zu jeder Zeit an dem gastlichen Tische willkommen sind. So lange ich denken kann, erinnere ich mich nicht, daß meine Eltern eine größere Festivität besucht oder bei sich mehr als ein halbes Dutzend Gäste bewirthet hätten.

Vielleicht thaten sie dies nicht aus Neigung allein, sondern auch, weil sie aus der Noth eine Tugend zu machen Grund hatten. Denn auch als außerordentlicher Professor gebot mein Vater nicht über reiche Einkünfte, und sein Stolz ließ es nicht zu, von dem Vermögen seiner Frau mehr als das Unumgänglichste in Anspruch zu nehmen. Wohl mehrten sich seine Einnahmen nach dem Tode seines Vaters im Jahre 1829. Die Fortsetzung und Neubearbeitung der väterlichen Lexika und Grammatiken war durch den letzten Willen des Großvaters ihm, als dem ältesten Sohn, übertragen worden, zugleich aber auch die Sorge für die einzige noch lebende Schwester, die an einen Pfarrer verheirathet und mit vielen Kindern gesegnet war. Ihr sollte die Hälfte aller Honorare zu gute kommen, nachdem die anderen Brüder sowohl auf die Arbeit als auch auf den Ertrag verzichtet hatten.

Mein Vater hatte als classischer Philolog begonnen (er las auch später noch einige Collegien über Horaz' Episteln an die Pisonen, Catull und Terenz). Aber die persönliche Berührung, in die ihn seine Hauslehrerstelle im Humboldt'schen Hause mit dem großen Begründer der Sprachwissenschaft gebracht, hatte seinen Sinn ebenfalls nach dieser Richtung gelenkt, wo die anziehendsten Probleme zugleich historischer und philosophischer Forschung ihrer Lösung harrten. Das Glück aber, das höchste aller geistigen Menschen, sich in voller Freiheit den Aufgaben zu widmen, zu denen man sich berufen fühlt, sollte ihm nicht gegönnt sein.

Denn sein Leben lang hat er als Märtyrer seiner Pietätspflicht vornehmlich am Ausbau der Wörterbücher (von dem großen dreibändigen deutschen waren beim Tode des Vaters nur wenige Bogen gedruckt, das Fremdwörterbuch wurde erst von dem Sohne durch die etymologischen Nachweise zu wissenschaftlicher Bedeutung erhoben), der großen Grammatik und der grammatischen Schulbücher gearbeitet, und sein eigentlichstes Lebenswerk, an das er seine beste Kraft gesetzt, das „System der Sprachwissenschaft", erschien erst nach seinem Tode,

aus seinem eigenen Vorlesungsheft und Nachschriften seiner Schüler von dem bedeutendsten unter ihnen, Heinrich Steinthal, herausgegeben.

Ein tragisches Lebensloos, unter dessen Schwere manche robustere Kraft erlegen wäre. Und doch widerstand die zart angelegte Natur meines Vaters dreißig Jahre lang dem Druck einer solchen Arbeitslast, weil in dem schwachen Körper ein stählerner Wille, ein unerschütterliches Pflichtgefühl lebte. Wohl lag fast immer ein Hauch von Resignation über den stillen Zügen seines nicht regelmäßigen, aber feingebildeten Gesichts, und in dem seelenvollen Blick seines hellen Auges lasen, die ihm nahe standen, den Kummer um ein verlorenes Leben. An Tagen aber, wo er einmal, etwa nach Beendigung eines schweren Abschnittes, ein wenig aufathmete, war die Heiterkeit, die dann aus ihm hervorglänzte, um so ergreifender. Etwas Jünglinghaftes, Reines, ein Strahl „jener Jugend, welche nie verfliegt", klang aus seinen Worten und gewann ihm die Herzen, wo er sich in dieser Stimmung zeigte. Und er wußte auch einen munteren Lebensgenuß wohl zu schätzen und war glücklich, gute Freunde mit einer Flasche edlen Weins und einer „echten" Cigarre bewirthen zu dürfen. Zu dem dritten Lebensluxus, den er sich gönnte, fand er nur selten Theilnehmer: zu seiner Leidenschaft, werthvolle alte Drucke zu sammeln, sie zu ordnen, sauber einbinden zu lassen und so mit der Zeit einen „Bücherschatz" zusammenzubringen, dessen später gedruckter Katalog den Kennern und Liebhabern unserer älteren Literatur ein werthvolles Hülfsmittel ihrer Studien geworden ist. Ich selbst habe diesen Schatz, als mein Vater wenige Jahre vor seinem Tode sich entschloß, ihn als ein Ganzes zu verkaufen, ohne Bedauern, außer so weit es meinen Vater anging, in fremde Hände übergehen sehen. Es hat mir zeitlebens bis auf sehr bescheidene Ansätze zu einer Käfersammlung an allem Sammeltrieb gefehlt, und für die literarische und wissenschaftliche Bedeutung dieser alten Drucke fehlte mir damals der Sinn, so daß ich an den großen Schränken in unserem Entree, wo diese Schätze aufbewahrt wurden, ohne sonderliche Ehrfurcht oder Neugier vorbeiging, zu stetem schmerzlichem Bedauern meines Vaters.

Auf seine philologische Richtung hatte F. A. Wolf den entscheidendsten Einfluß gehabt, in der Philosophie stand er unter dem Banne Hegel's, der damals, in den dreißiger Jahren, eine unumschränkte Herrschaft über die jungen Geister ausübte. Doch brachte er in diese Schule sein Bedürfniß nach unabhängiger Forschung mit, das er gelegentlich in den Versen aussprach, die ich als den Wahlspruch seines Lebens auf seinen Grabstein schrieb:

In des eignen Busens Schranken
Suche Wahrheit, werde frei.
In dem Irrsal der Gedanken
Finde dich und sei dir treu!

Auch war er von Wilhelm von Humboldt's Ideen aus zu seinen eigenen Ueberzeugungen gelangt und gab sich der Hegel'schen Dialektik nicht auf Gnade und Ungnade gefangen. Seine nächsten Universitätsfreunde aber waren entschiedene Hegelianer: Hotho, Werder, Michelet, später der geistvolle Eduard Gans, der auch zu den intimeren Hausfreunden gehörte. Ein nicht minder ver-

trauter Freund war der Historiker Ernst Helwing, und ich bewahre aus diesen frühen Jahren am Weidendamm eine lebendige Erinnerung an die heiterste Geselligkeit, zumal das chronische Leiden meines Vaters damals noch nicht zu der späteren lebensverderblichen Höhe gediehen war.

Das Bekenntniß zum Hegelthum indessen sollte verhängnißvoll für die weitere Universitätscarrière werden. Nach dem Tode des Meisters hatten sich bekanntlich die Schüler nach den verschiedensten Richtungen selbständig weiter entwickelt, die Autorität des Systems war dadurch erschüttert worden, mit ihr das Ansehen bei den maßgebenden politischen Gewalten. Zugleich kam gerade auf dem Gebiet, das meines Vaters Domäne war, die historische Richtung auf unter der glanzvollen Führung der Brüder Grimm. Nun sollte eine systematische Sprachwissenschaft, mochte sie noch so redlich die Ergebnisse historischer Forschung verwerthen, kein Recht mehr auf eine staatliche Förderung besitzen, und der außerordentliche Professor, der des Hegelthums auch in seinen grammatischen Arbeiten verdächtig war, hatte keine Hoffnung, jemals eine ordentliche Professur zu erlangen.

Zumal wenn er, wie mein Vater, aus seinen liberalen Ansichten über die damals in Staat und Kirche herrschenden Mißstände nie ein Hehl machte, so wenig er sich berufen fühlte, öffentlich damit hervorzutreten.

Und so hat mein Vater über dreißig Jahre an der Universität gelehrt, ohne mehr als eine magere Besoldung zu erlangen und in Folge einer durch seine Bücher unterstützten energischen Beschwerde beim Minister statt der Anstellung, auf die er gerechten Anspruch zu haben glaubte — den Rothen Adlerorden vierter Classe.

Ich war gerade bei ihm, als die Antwort auf seine Eingabe eintraf. Als er den Orden, der beigefügt war, aus seiner Umhüllung hervorzog, sahen wir uns in augenblicklichem Einverständniß an und brachen dann in ein helles Lachen aus, das aus meiner Seele wohl bitterer klang als aus der meines Vaters. Er hat dies allgemeine Ehrenzeichen für redliche Beamtendienste nicht ein einziges Mal angelegt.

* * *

Doch wenn er selbst auch über diese Demüthigung mit hoher Seele sich erhob und in seiner Arbeit Betäubung und hin und wieder Genugthuung suchte — meine Mutter war nicht so leicht zu beruhigen, wo sich's um eine Unbill handelte, die diesem leidenschaftlich geliebten, ja vergötterten Manne angethan wurde. Ihr alttestamentarisches Blut wallte auf, sie warf einen unversöhnlichen Haß auf die Personen, die sie für die Zurücksetzung meines Vaters verantwortlich machte. Es war unmöglich, ihr klar zu machen, daß Derjenige, den sie vor Allen dieser „Kabale" bezichtigte und um so heftiger anklagte, da er früher in naher Freundschaft mit ihnen Beiden gelebt, aus sachlichen Motiven gegen die Beförderung zum ordentlichen Professor gestimmt hatte, da er als Aristoteliker gegen den Hegelianer, als Vorkämpfer für das Becker'sche grammatische System gegen das Heyse'sche sich erklären mußte. Von einer unumschränkten Lehrfreiheit an den Universitäten und collegialer Toleranz war man damals freilich weiter noch als heute entfernt.

Zum Glück hielt der leidenschaftlichen Empörung über diese Kränkung und dem Kummer über die schwankende Gesundheit ihres Mannes gleichwohl das tiefe Dankgefühl die Wage, daß sie ihn überhaupt besaß. Denn ihre Liebe zu ihm war völlig unbedingt und grenzenlos. Sie sah in ihm geradezu die höchste Verkörperung aller menschlichen und männlichen Vollkommenheiten, und kein Opfer, das sie ihm zu bringen gehabt hätte, wäre ihr zu schwer gewesen. Zwischendurch kamen freilich Augenblicke, wo ihr jähes Naturell, ihr orientalisches Temperament auch ihm gegenüber aufloderte. Aber auf solche Scenen folgte eine um so innigere Ergebung in seine Autorität und das Bemühen, durch ein wahres Feuerwerk von übermüthiger guter Laune die kleine Trübung des Verhältnisses vergessen zu machen.

Schon in ihren Mädchenjahren war meine Mutter ihres Witzes wegen berühmt gewesen. Sie wußte das natürlich selbst; aber wie sie in Allem nicht zu glänzen suchte, ließ sie auch dieser ihrer Gabe wie etwas, das ihr natürlich war, freies Spiel, zumal auch in ihren Briefen, in denen sie sich ihren eigenen, oft etwas dunklen und geistreich barocken, öfter jedoch heiter mit Worten und Gedanken spielenden Stil gebildet hatte. Von früh an hatte sie viele treue Freunde gefunden. Denn es ging ein Hauch von Herzenswärme, von thätiger Liebenswürdigkeit von ihr aus, der Jedem wohl that, während zugleich die Munterkeit und Frische ihres Geistes die Besucher ergötzte. Dabei fehlte es ihr durchaus an eigentlichem praktischem Humor. In ihren menschlichen Verhältnissen verstand sie keinen Spaß, konnte sich nicht zu einer freien Betrachtung der Weltwidersprüche erheben und zwischen den Gefühlen von Liebe und Haß der pauvre humanité ein halb mitleidiges, halb belustigtes Interesse widmen.

In der That aber durfte sie ihrem Geschicke danken für das überquellende sanguinische Temperament, das ihr ins Leben mitgegeben war, nicht nur um die trübsinnigen Stunden ihres Gatten zu erheitern, sondern auch sich selbst in einer der schwersten Prüfungen, die einem Mutterherzen auferlegt werden können, aufrecht zu erhalten.

Sie hatte am 23. März 1828, ein Jahr nach ihrer Vermählung, einen Knaben geboren, der einen oder zwei Monate zu früh zur Welt kam, meinen einzigen Bruder, Ernst Hermann getauft. Es war ein übrigens wohlgebildetes, schönes Kind, mit großen, blauen Augen, und die Eltern waren glücklich, als es der aufopferndsten Mühe, besonders der guten Tante Marianne, gelang, das zarte Wesen am Leben zu erhalten.

Auch zeigte sich in den ersten, nur mit Spielen ausgefüllten Jahren nichts, was eine bleibende Schwäche der Entwicklung befürchten ließ. Erst als das Lernen anfing, das von einem trefflichen Hauslehrer geleitet wurde, kam es zu Tage, daß der Kopf des Knaben, der etwas zu klein gerathen war, nur schwer zu jedem Denkgeschäft sich bequemte. Es wurde ihm sauer, mit mir, dem um zwei Jahre Jüngeren, Schritt zu halten, und als der Vater mich in meinem achten Jahr ins Gymnasium brachte, wurde beschlossen, meinen Bruder in die Realschule zu thun, die glücklicher Weise ebenfalls in

der Kochstraße lag und unter demselben Director stand, so daß wir den langen Schulweg gemeinsam machen konnten.

Dieser Schulweg wurde bald genug ein Dornenweg für mich. Zum ersten Mal, nachdem mich im elterlichen Hause nur Liebe und Güte umgeben hatten, lernte ich die Bosheit der Menschenwelt kennen, zunächst der jugendlichen, da die Kameraden meines armen Bruders mit der Herzlosigkeit ihres Alters sich ein täglich neues grausames Vergnügen daraus machten, den Harm- und Wehrlosen zu hänseln, truppweise oder einzeln ihn zu verhöhnen und ihm jeden denkbaren Schabernack zu spielen. Mit erstickten Thränen der Wuth und zusammengebissenen Zähnen fuhr ich dazwischen, so lange ich an seiner Seite war. Was im Hofe seiner Schule geschah, konnte ich nicht verhindern, und wie viel meine Klagen bei dem alten Director Spilleke erreichten, erfuhr ich nicht, da der gute Junge alle Unbill, ohne sich dagegen zu empören, ertrug. Zuletzt scheint gerade dieses stille Erdulden die Tücke der jungen Teufel entwaffnet zu haben, da ich in den höheren Classen, in die auch er langsam vorrückte, mich nicht entsinne, oft genöthigt gewesen zu sein, als sein Beschützer aufzutreten.

Aber wenn mir auch diese Sorge vom Herzen fiel, blieb noch genug, was schwer zu tragen war. Man konnte sich keinen sanfteren, liebevolleren und treuherzigeren Jungen denken als meinen Bruder, und ich liebte ihn zärtlich und gönnte ihm alle Freuden unserer jungen Jahre. Doch bei seiner geistigen Unbeholfenheit spielte er in der Gesellschaft meiner aufgeweckten Schulfreunde, mochte ich nun sie zu mir geladen haben oder bei ihren Eltern mit ihnen verkehren, eine linkische, wunderliche Figur, so daß ich, selbst wenn die Kameraden sich bemühten, es mich nicht empfinden zu lassen, um alle Freude kam und wünschte, der arme Junge möchte zu Hause geblieben sein.

Doch einzusehen, daß dies auch für ihn das Beste gewesen wäre, konnte meine Mutter nicht über sich gewinnen. In ihrer grenzenlosen, blinden Zärtlichkeit hatte sie keine klare Vorstellung von dem, was dem lieben Kinde zu einem normalen Menschen fehlte, wenn sie auch zugab, daß er weniger begabt sei als sein jüngerer Bruder und zum Studiren nicht das Zeug habe. Ihr sonst so scharfer Verstand versagte völlig, sobald auf dieses ihr Schmerzenskind die Rede kam; sie sah es als eine lieblose Zurücksetzung an, wenn zu irgend einem meiner jungen Genossen mein Bruder nicht mit eingeladen wurde, und wie manches Mal schlug ich eine solche Aufforderung ab, um der Mutter Kummer und Thränen zu ersparen.

Sie hatte sich ausgedacht, wenn Ernst die Schule durchgemacht hätte, ihn zu einem Landwirth oder Kunstgärtner in die Lehre zu geben. Vielleicht, wenn dieser verständige Plan beizeiten zur Ausführung gekommen wäre, hätte sich das spätere Leben meines Bruders anders gestaltet. Nun aber wurde er mit den vielen Schulaufgaben geistig und körperlich so lange belastet, bis es zu spät war.

In der kritischen Zeit der Pubertät brach das Unheil aus. Er kam eines Sonntagmittags aus der Kirche, die er gern besuchte, nicht nach Hause, mein Vater ging, ihn dort zu suchen, und fand ihn ganz einsam im Kirchenstuhl

sitzend, mit seltsam irrem Blick und blödem Lächeln. So folgte er ihm nach Hause, wo er eine kurze Zeit gepflegt wurde, während er Tage lang am Fenster stehend in den Hof starrte und Choralverse sang, immer sanftmüthig und leicht zu lenken. Als der Zustand sich verschlimmerte, wurde er in eine Heilanstalt gebracht, die er schon nach einigen Monaten verlassen durfte, „geheilt", aber mit einer unheilbaren geistigen Unzulänglichkeit behaftet. Seine Entwicklung war auf der Stufe eines vierzehnjährigen Knaben stehen geblieben.

Er hat noch lange gelebt, ja die Mutter überlebt, die über diesen größten Schmerz ihrer leidenschaftlichen Seele nie zur Ruhe kam. Eine Schwester meines Vaters, mit einem Landpastor verheirathet, nahm den unglücklichen Neffen in ihre Obhut, wo er unter seinen vielen gutmüthigen Vettern und in der einfachen ländlichen Umgebung wohl aufgehoben war. Er hatte keine ernstlichere Beschäftigung, leistete gelegentliche kleine Dienste im Hause und Hofe, holte Wasser vom Brunnen für die Gartenbeete und fühlte sich, so weit man urtheilen konnte, wunschlos glücklich. Wenigstens, wenn ich ihn besuchte, was auch in späteren Jahren öfter geschah, und ihn fragte, ob ich ihm etwas zu Liebe thun könne, schüttelte er stets den Kopf, streichelte mir den Arm und sah mich mit seinen großen Kinderaugen rührend dankbar an Auch hatte er das Schreiben nicht verlernt, und seine sehr einfachen, aber nicht confusen Briefe erhielten die gute Mutter bis zuletzt in der Täuschung, er sei allerdings nicht ganz wie andere Menschen, aber bei richtigem Verstande, der sich nur nicht zu äußern wisse.

* * *

Ob die Freude, die sie an der normalen Beschaffenheit und raschen Entwicklung ihres jüngeren Sohnes haben konnte, dem Kummer über den älteren ganz die Wage hielt, möchte ich für die ersten Jahre bis zu der traurigen Katastrophe bezweifeln. Hernach, als der „Schmerzensreich" ihrem leiblichen Auge entrückt war, widmete sie die ganze reiche Liebesfülle ihres Herzens nächst ihrem Manne dem Sohn, der ihr geblieben war. Und dies that sie mit derselben kritiklosen Ueberschwänglichkeit, mit der sie sich ihrem Gatten unterordnete und selbst das unglückliche Kind nie im richtigen Licht gesehen hatte.

Ich war zum Glück schon früh Manns genug, um durch diese mütterliche Verhätschelung in meiner geistigen Selbstzucht nicht beirrt zu werden, zumal das Vorbild meines Vaters mir beständig vor Augen stand. Nur meine körperliche Erziehung litt unter der Verweichlichung, die meine ängstliche Mutter durchführte, so daß ich von mancher Leibesübung, die mir sehr zu statten gekommen wäre, fern gehalten wurde. Zum Glück war das Turnen damals in den Schulplan aufgenommen worden, und zum noch größeren Glück hatte mir die Mutter ihre herrliche körperliche Constitution, ihr reges, gesundes Blut vererbt, so daß gewisse Unterlassungssünden meiner jungen Jahre in Betreff meiner Abhärtung durch diese unschätzbare Mitgift reichlich aufgewogen wurden [1]).

[1]) Doch nicht so sehr, daß ich zum Militärdienst tauglich geworden wäre, was ich aufrichtig bedauert habe, da es mir von großem Werth gewesen wäre, auch in dieser so wichtigen Schule

Im Uebrigen, wenn ich mit redlichem Willen zur Selbsterkenntniß die Elemente prüfe, aus denen meine westöstliche Natur zusammengesetzt ist, finde ich an mir die alte Erfahrung bestätigt, daß dem Menschen die Charakteranlage vom Vater, die geistig-sinnliche von der Mutter vererbt zu werden pflegt. Wie ich dieser verdanke, was an phantastischem Vermögen und warmblütigem sinnlichem Temperament mein eigen ist, so habe ich von meinem Vater, der aus echtestem germanischem Stamm entsprossen war, die Eigenschaften überkommen, deren ein Künstlerleben zu seiner reinen und freien Entfaltung bedarf, die Gewissenhaftigkeit und den Fleiß — „seines Fleißes darf man sich ja rühmen" — und den unbezähmbaren Trieb zur inneren und äußeren Unabhängigkeit. Zugleich auch neben einer Anlage zu jäh auflodernder Leidenschaft die Kraft, diese gefährlichen Anwandlungen zu bändigen, so daß ich fast immer Denen, die mich nur oberflächlich kennen, den Eindruck eines durchaus gleichmüthigen, von inneren Stürmen und Kämpfen stets verschonten Menschen gemacht habe, wovon ich weit entfernt bin.

Früh war mir die Ahnung aufgegangen, was ich an diesen Eltern besaß. An meinem Vater hing ich mit einer inbrünstigen Verehrung, die der meiner Mutter für ihn wenig nachgab. Ihm etwas Liebes zu thun, ihn zu erheitern, sein Lob zu erringen, war mein beständiges Bestreben. Ich war glücklich, wenn er meine Hülfe bei seinen Arbeiten brauchen konnte, z. B. die peinlich langweilige Correcturarbeit an den immer neu bearbeiteten Wörterbüchern sich dadurch erleichterte, daß er sich die Bogen von mir vorlesen ließ. Wie gern auch unterzog ich mich der mühseligen Arbeit, in den alten Druckwerken, die er sammelte, einzelne Blätter oder ausgerissene Titel in möglichst ähnlicher Fracturschrift zu ergänzen! Und obwohl er mich früh nicht wie einen Sohn, sondern wie einen Freund behandelte, verlor ich bei aller traulichen Hingebung nie das Gefühl, daß er von einer höheren, edleren Menschenart sei, wofür auch meine gute Mutter ihn ansah.

Diese, so sehr ich sie liebte, stand mir nicht auf der gleichen Höhe, theils weil ich ihr manchmal etwas zu verzeihen hatte, wenn ihr rasches Temperament sie zu einer ungerechten Behandlung fortriß — denn sie besaß nicht das kleinste Theilchen von der pädagogischen Kunst meines Vaters, die nur gerade an ihr, weil sie eben so ganz und gar „eine Natur" war, nichts auszurichten vermochte; — theils weil sie sich unbedenklich in heiteren Stunden zu uns Knaben herabließ, unseren Uebermuth nur noch schürte, uns ihre alten Volks-

unsrer nationalen Erziehung eigene Erfahrungen zu sammeln. Mein Eintritt als einjährig Freiwilliger war immer wieder hinausgeschoben worden. Ehe ich nach München ging, hatte ich mich einer vorläufigen Prüfung durch einen Militärarzt unterzogen, der mir ein befreiendes Zeugniß ausstellte, da mein Brustumfang nicht genügte. „Treffliche Constitution, aber verpimpelt!" Daraufhin hatte ich geheirathet und war nach München gezogen, da ich die letzte definitive Untersuchung nur für eine Formsache hielt. Im Herbst aber, als ich mich in Berlin der Commission stellte, fand der Oberst, der den Vorsitz hatte, Wohlgefallen an meiner langen, schlanken Figur, die unter etwelchen verkümmerten Schneidergesellen sich vortheilhaft hervorhob. Er bestand darauf, gegen das Votum der anwesenden Aerzte, ich müsse „zur Probe" eintreten. Für den jungen Ehemann und kgl. bayrischen Günstling keine erfreuliche Zumuthung, von der mich dann König Max durch diplomatische Vermittlung erlöste.

liedchen sang und es hin und wieder nicht verschmähte, wenn wir in dem großen, altmodischen Sopha uns mit Kissen bombardirten, an diesem Scharmützel Theil zu nehmen. (Ich höre noch, wie eines Nachmittags mein Vater, der in seinem Zimmer nebenan durch unser Lärmen und Jauchzen in der Arbeit gestört wurde, mit einer vorwurfsvollen Miene hereintrat und mein Bruder ausrief: „O, Mutter ist immer die Dollste!" worauf wir in ein Lachen ausbrachen, in das der nachsichtige Vater, statt zu schelten, mit einstimmte.)

Meine Eltern hatten, als ich sieben Jahre alt geworden war, die Wohnung auf dem Holzplatz mit einer anderen im zweiten Stock des Hauses in der Behrenstraße Nr. 58 vertauscht, zu meiner großen Betrübniß. Einen so geräumigen Spielplatz, wie ich ihn dort gehabt, konnte ich nicht leicht verschmerzen. Doch wurde ich bald getröstet. Der neue Hausbesitzer, ein Herr Seifarth, hatte eine acht- oder neunjährige Tochter Antonie, deren orientalische Schönheit auf mein Knabenherz einen tiefen Eindruck machte. Ich huldigte ihr vorläufig nur in einer sehr kindischen und unzweckmäßigen Weise, so daß sie nie eine Ahnung davon bekam. Unter Anderm hatte ich schon damals den Trojanischen Krieg in der Becker'schen Bearbeitung für die Jugend gelesen und führte nun allerlei Scenen daraus mit meinen Kameraden auf, wobei ich ihr die Rolle der Helena zuertheilte, von deren Bedeutung sie jedenfalls kaum einen dunkeln Begriff hatte. Ich selbst war natürlich Achill, und sie sollte mit ihren Freundinnen sich über uns Griechen unterhalten und meine Tapferkeit rühmen. Ich entsinne mich nicht, daß ich einen anderen Gewinn aus diesem glorreichen Kampfspiel davon trug als einen zerhauenen Helm und Schild und das beschämende Bewußtsein, vor ihren Augen gegen meine stärkeren Gegner trotz meines großen Namens den Kürzern gezogen zu haben.

Für meine gute Mutter jedoch hatte die neue Wohnung außer anderen Vortheilen noch den, daß sie aus den Fenstern ihres Wohnzimmers die lange Kanonierstraße hinunterblicken und ihre beiden Söhne jeden Morgen eine Strecke weit auf ihrem Schulwege verfolgen konnte, den wir im Winter, wohl eingepackt in wollene Shawls, die sie selbst gestrickt hatte, antraten. Sie war überhaupt eine unermüdliche Strickerin, hatte sogar, während sie las, immer das Strickzeug in den Händen und verfertigte dazwischen künstliche Häkelarbeiten, große, roth und gelb gestreifte Bettdecken für uns oder weite, wollene Tücher, die sie freigebig rechts und links verschenkte.

* * *

Als ich acht Jahr alt geworden war, kam ich auf das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium.

Hier sollte ich sogleich erfahren, daß man in der Schule des Hauses, zumal eines so liebevollen wie mein Elternhaus, Manches nicht lernt, was man im Leben, und wär's nur das Zusammenleben mit kleinen, oft nichtsnutzigen Schulkameraden, nicht ohne Schaden entbehren kann; daß es nicht genügt, ohne Falsch wie die Tauben zu sein, wie wir zwei so äußerst „wohlerzogenen" Brüder unseren theuren Eltern und Verwandten gegenüber es sein durften, sondern auch ein wenig klug wie die Schlangen, ohne das man mit dem besten Willen sich nur allzu oft im Lichte steht.

Ich war durch den Unterricht meines Vaters und meines vortrefflichen Hauslehrers, Valentin Kutscheit — er hat einen damals sehr gelobten Atlas der alten Welt herausgegeben —, für die Sexta mehr als genügend vorbereitet, im Latein eigentlich schon für die Quinta reif. Daß ich nie im Deutschen einen besonderen grammatikalischen Unterricht erhalten hatte, mag für den Sohn und Enkel zweier Grammatiker seltsam erscheinen. Doch wurden wir auch auf dem Gymnasium mit theoretischen Lectionen in der Muttersprache verschont und lernten das Nöthigste von der Terminologie bei Gelegenheit des Lateinischen.

Da ich nun meine Schulaufgaben zu Hause aufs Gewissenhafteste machte und in den Schulstunden mit einer Art Andacht zu den Lehrern aufblickte, konnte es nicht fehlen, daß ich für einen Musterschüler galt und meinen Kameraden, die eine schlechte Censur ohne sonderliche Gewissensbisse hinnahmen, als Vorbild hingestellt wurde. Das hätten sie mir nun wohl verziehen, wenn ich mich im Uebrigen kameradschaftlich betragen und auch in den Raufereien auf dem Schulhof und in den Possen, die gewissen wehrlosen Lehrern gespielt wurden, danach getrachtet hätte,

Immer der Erste zu sein und vorzustreben den Andern.

Das aber konnte mir nicht in den Sinn kommen, da ein Lehrer für mich eine geheiligte Person und das Balgen in den Zwischenstunden und auf der Straße verboten war. Ja, schlimmer als das: ich war von meinen Eltern zur unbedingtesten Wahrhaftigkeit angehalten worden, und glaubte nun auch, wenn nach irgend einem muthwilligen Streich ein Verhör angestellt wurde, um den Thäter oder Rädelsführer zu ermitteln, verpflichtet zu sein, Alles, was ich wußte, auszusagen, ohne in meiner blöden Unschuld ein Gefühl dafür zu haben, wie verächtlich die Rolle eines Denuncianten in den Augen aller tapferen Schelme ist, die für ihre eigenen Streiche einstehen und lieber unschuldig büßen, als gute Freunde einer noch so gerechten Strafe zu überliefern.

So konnte es nicht fehlen, daß ich meinen Kameraden immer widerwärtiger und verhaßter ward, je mehr ich bei unseren Lehrern „in Thee kam", — (ein Ausdruck, der wohl daher stammt, daß Lieblingsschüler von ihren Lehrern dann und wann Abends in ihr Haus geladen zu werden pflegten). Ich selbst, durch meine Ueberlegenheit als ein kleiner Tugendbold verblendet, achtete nicht auf die sich mehrenden Zeichen der Abneigung, die ich hervorrief. Ich hielt es sogar für unrecht, schwächeren Kameraden bei ihren Aufgaben zu helfen oder gar eine Arbeit von ihnen abschreiben zu lassen, da die Lehrer dadurch betrogen worden wären. Und sicherlich spielte bei dieser Hypertrophie des Gewissens eine noch minder löbliche Eitelkeit auf meine Erfolge bei den Lehrern mit, zumal ich damals zu keinem meiner Kameraden ein herzliches Verhältniß hatte.

Daß so ein kleiner Heiliger zu Schaden kommt, wenn er es verschmäht, mit den Wölfen zu heulen, sollte mir auf eine beschämend lächerliche Weise klar gemacht werden.

Ich saß, wenn ich nicht irre, in der Quinta, als das Reformationsfest gefeiert wurde. Alle Schulen hatten broncene Medaillen zur Erinnerung an das Fest erhalten, die in der Art vertheilt werden sollten, daß auf jede Classe nur eine kam, über deren Verleihung an den besten Schüler die ganze Classe abzustimmen hatte.

Als unser Oberlehrer die Stimmzettel ablas, die wir ihm eingereicht hatten, und auf jedem, außer meinem eigenen, mein Name stand, lief ein dumpfes Murren durch die Reihen der Bänke. Wie aber auch der letzte verlesen war, wieder mit meinem Namen, und der Lehrer erklärte: „So hat also Heyse einstimmig die Medaille erhalten" —, da brauste wie ein wahrer Sturm durch das Classenzimmer der ebenso einstimmige Ruf: „Heyse nich! Heyse nich! Heyse nich!"

Statt mich meines Erfolges zu freuen, saß ich auf meinem Primussitze wie ein armer Sünder, der zu Pranger und Staupe verurtheilt wird, kalter Schweiß trat mir auf die Stirn, auch in dem Lächeln des Lehrers glaubte ich meine Schande zu lesen, als er sagte: „Ihr seid wunderliche Jungen. Warum habt ihr ihm denn die Medaille zuerkannt, wenn ihr sie ihm nicht gönnt? Nun muß es einmal dabei bleiben."

Bei allem Anderen aber, was zu dieser tragikomischen Scene geführt hatte, blieb es nicht. Von dieser Stunde datirte eine gründliche Reformation meiner Weltanschauung vom Standpunkt des Schülergewissens aus. Ich nahm eine entschlossene Trennung meiner häuslichen von meiner Gymnasiastenmoral vor und ließ es mir angelegen sein, mich mehr nach unten als nach oben beliebt zu machen.

Es gelang mir dies auch bald, obwohl ich darum die Gunst der Lehrer nicht verscherzte. Uebrigens war kein sonderliches Verdienst dabei, den ersten Platz zu behaupten, um den ich nur zuweilen mit einem guten Kameraden, dem Sohn eines armen Volksschullehrers, zu kämpfen hatte. Zufällig befanden sich in meiner Generation sehr wenige gute Köpfe, was auch daraus erhellt, daß sich kaum Einer von all meinen Mitschülern im späteren Leben hervorgethan und mich an seinen Namen erinnert hat, bis auf den einen v. Kardorff, mit dem ich täglich zweimal die lange Friedrichstraße hinab wanderte, ohne zu ahnen, welch eine parlamentarische Größe aus ihm erwachsen würde.

Herman Grimm und sein Bruder Rudolf traten nur für ein oder zwei Semester in unsere Prima ein und besuchten dann ein anderes Gymnasium.

Von unserer alten Friderico-Guilelma aber ist so viel gesungen und gesagt worden, ich selbst habe meiner Dankbarkeit gegen sie bei verschiedenen Gelegenheiten lyrischen Ausdruck verliehen, und die „Chronik", die von ihren ehemaligen Schülern alljährlich verfaßt und auch mit Rückblicken in alte Zeiten ausgestattet wird, spricht so beredt von ihrem Ruhme, daß ich an diesem Ort mich eines ausführlichen Eingehens auf meine Schuljahre enthalten kann. Nur zur Ergänzung des Allbekannten will ich bezeugen, wie weit entfernt wir waren, ein Gefühl der Ueberbürdung zu empfinden oder, so gründlich wir in den classischen Sprachen geschult wurden, über grammatischem Formelkram den Blick für die Schönheit der alten Welt, ihre Geschichte und

Dichtung uns trüben zu lassen und als junge classische Philologen in herba das Interesse für die heutige Welt und ihre großen Aufgaben zu verlieren. Ob es sehr ersprießlich war, daß wir im lateinischen Aufsatz unreife Gedanken in ciceronianische Phrasen kleideten oder Cornelius Nepos mündlich ins Griechische übersetzen konnten, will ich dahin gestellt sein lassen. Doch übt man ja auch auf dem Turnplatz seine Glieder in allerlei kühnen, akrobatischen Exercitien ohne einen anderen Zweck, als sie geschmeidig zu machen. Und so wird Keiner unter uns es bereut haben, dergleichen halsbrechende philologische Künste betrieben zu haben, statt, wie es die heutige Richtung auf die Realfächer mit sich bringt, sein Gedächtniß mit einem Uebermaß naturwissenschaftlicher Kenntnisse zu belasten, die doch nur halb verstanden und halb verdaut bleiben müssen und für eine spätere praktische Fortbildung eine sehr dürftige Grundlage bilden.

Was mich betrifft, so war ich für Chemie und Physik schon aus dem Grunde verdorben, weil mir das mathematische Organ vollständig versagt war. Was weder meinen Geist noch meine Phantasie anregte, fand keinen Eingang bei mir, und die Welt der Zahlen blieb mir so fremd wie die Geographie des Mondes. Auch mein Gedächtniß sträubte sich gegen die Aufnahme von Allem, womit ich keine Anschauung verband, während ich, sobald ich von dieser Seite gewonnen wurde, außerordentlich leicht lernte und lange behielt. Ich habe auf einem Redeactus einmal den ganzen ersten Gesang der Odyssee auswendig griechisch recitiren können, gewiß zu geringer Erbauung der anwesenden Väter und Mütter. Dagegen kostete mich's große Mühe, nur das Nöthigste an historischen Jahreszahlen mir einzuprägen, selbst von den Zeiten, die mich durch die Ereignisse und Gestalten höchlich interessirten. Sobald aber eine Zahl ins Spiel kam, wurde mein Gedächtniß geradezu gelähmt; ich konnte mich dann nur im Allgemeinen orientiren, indem ich den Ablauf der Thatsachen in mir wieder recapitulirte.

Bis in die Untersecunda hatte ich mich in den mathematischen Stunden mitgeschleppt. Vor den Vega'schen Logarithmen machte ich ein für alle Mal Halt, wie ein müder Wanderer vor einem Urwalde, der ihm undurchdringlich scheint. Ein wenig muthiger zeigte ich mich der Trigonometrie gegenüber. Wo es galt, die Höhe eines Mastbaums oder eines Thurms zu berechnen, wenn zwei Dimensionen und der Winkel gegeben sind, machte ich mich fröhlich ans Werk. Man sah doch, wo und wie, und freilich kam es mir mehr darauf an, bei dieser Gelegenheit ein stattliches Segelschiff oder einen kühnen Festungsthurm zu zeichnen, als die Rechnung selbst richtig zu erledigen. Im Uebrigen verzichtete ich in den oberen Classen entschieden darauf, daß mir noch einmal eine Erleuchtung kommen möchte, und zum Glück erbarmte sich unser trefflicher Mathematiklehrer, Professor Schellbach, meiner unbezwinglichen Unfähigkeit, da er mich sonst als einen musterhaften Schüler kannte. Er drückte ein Auge darüber zu, daß ich in seinen Stunden Cooper's Romane oder Heine's Reisebilder las, und wenn die Anderen Rechnungen machten, die er dann zur Correctur mit nach Hause nahm, ließ er sich hernach stillschweigend von mir das Blatt reichen, auf dem ich mein Landschäftchen oder den Kopf eines meiner Kameraden gestrichelt hatte, und ergötzte damit seine Frau und Kinder.

Dieser eine Zug möge genügen zum Beweise, wie wenig pedantisch der Unterricht auf unserem Gymnasium betrieben wurde. Unsere einsichtsvollen Lehrer wußten, daß nicht allen Bäumen eine Rinde gewachsen ist und, was die Natur versagt hat, durch eisernen Drill nicht ertrotzt werden kann. Auch das Abiturientenexamen wurde in diesem Geiste abgehalten. Was ein Schüler im Ganzen werth war, welchen Grad der Reife sein Charakter erlangt hatte, wurde schärfer in Betracht gezogen als seine Leistungen in den einzelnen Examensfächern, zumal unter dem Druck der wenigen Prüfungsstunden. Mein theurer Schellbach, als die Mathematik an die Reihe kam und ich hülflos auf das weiße Blatt vor mir starrte, trat an mich heran und fragte: „Nu, nu, Heyse, was haben Sie denn zu Stande gebracht?" Ich zeigte ihm mit stummer Resignation nur die Aufgabe, die ich niedergeschrieben hatte. „Nu, nu," sagte er, „das werden wir schon herauskriegen. Ich würde das etwa so machen." Damit nahm er meine Feder und schrieb die Rechnung ausführlich hin, nahm auch hernach das Blatt, zu dem ich nichts hinzugefügt hatte, mir wie allen Anderen ernsthaft ab, und die Prüfung war bestanden.

* * *

Obwohl nun aber über der Thür der Pythagoräischen Schule die abweisenden Worte standen: „*οὐδεὶς ἀμαθηματικὸς εἰσίτω* — kein unmathematischer Kopf wage sich herein" —, war ich doch früh mit heißer Begierde über allerlei philosophische Lectüre gerathen und hatte mir begreiflicher Weise, da mein Vater ein Anhänger Hegel's war, zunächst eine Vorstellung von dieser Philosophie zu verschaffen gesucht. Als ich merkte, daß das für ein fünfzehn- oder sechzehnjähriges Gehirn seine Schwierigkeiten hatte, verstieg ich mich, wohl durch den Titel angelockt, sogar zu der „Kritik der reinen Vernunft", an der mein Verständniß sich nun vollends als unzulänglich erwies. Ich klagte meine Noth nicht sowohl meinem Vater als unserem hochverehrten Professor Yxem, bei dem wir in Oberprima wöchentlich einmal eine trockene Logik-Stunde hatten. Der seltsame Mann fand dies mein heimliches Studium natürlich verfrüht, so daß ich mich denn doch meinem lieben Vater anvertraute. Von ihm erhielt ich das treffliche „Handbuch der classischen Philosophie" von Ritter und Preller, wo ich die geschichtliche Entwicklung der Systeme in den entscheidenden Aeußerungen der einzelnen Denker im Urtext zusammengestellt fand. An diesen befriedigte ich so gut es ging meinen neugierig grübelnden Vorwitz.

Da ich hier aber Yxem's erwähnt habe, von dem wir in den beiden obersten Classen im Griechischen und Deutschen unschätzbar gefördert wurden, will ich noch ein Geschichtchen mittheilen, das die Eigenart des seltenen Mannes erkennen lassen wird.

Für den deutschen Aufsatz war uns in der Oberprima die Wahl des Themas freigegeben worden. Als dies zum ersten Mal geschah, schrieb ich ein ziemlich übermüthiges romantisches Capriccio über „Das Märchen", zu dem mich Clemens Brentano und, was den Stil betrifft, Heine angeregt hatte.

Als die Hefte dann von dem Professor zurückgegeben und kritisirt wurden, nahm er das meine zuerst vor und theilte zur Probe die extravagantesten Stellen mit, sie aufs Unbarmherzigste wegen ihrer logischen Mängel und

stilistischen Unmanieren verdammend, so daß ich tief gedemüthigt, zumal ich sonst im deutschen Aufsatz einer der Besten war, mit gesenktem Kopfe dasaß und die Censur am Schluß meiner Schreiberei gar nicht anzusehen wagte. Als ich es dann doch zu Hause über mich gewann, las ich zu meinem höchsten Erstaunen: „Mit Vergnügen gelesen. Yxem."

* * *

Ich muß aber aus der Schule in mein Elternhaus, aus der Prima in meine Knabenzeit zurückkehren, zumal ich an Anderen die Erfahrung gemacht habe, daß Schulgeschichten, so wichtig und merkwürdig sie Denen erscheinen, die sie erlebt haben, für jeden Unbetheiligten nur von geringem Interesse sind. Und so fürchte ich, in meiner Pietät für das so oft verwünschte und doch so unvergeßlich geliebte altersgraue Haus an der Koch- und Friedrichsstraßen-Ecke schon allzu weit abgeschweift zu sein.

Das Gymnasium ist seitdem ausgewandert, und seine früheren Schüler haben ihm ein gerührtes Abschiedsfest gefeiert. Mein Elternhaus in der Behrenstraße hat sich nur einen Umbau gefallen lassen müssen, bei dem es eine elegante Façade und, wie ich vermuthe, auch eine völlige Erneuerung und Verschönerung im Innern erfahren hat. Die jetzigen Bewohner würden sich keine Vorstellung machen können, wie dürftig und schmucklos es damals aussah, wie einfach und altmodisch die Möblirung der Wohnungen im zweiten Stock war, die meine Eltern und Tante Marianne innehatten.

In der damaligen Zeit wußte man in noch so gebildeten Bürgerhäusern noch nichts von einer künstlerischen Ausstattung der Räume. So kunstsinnig mein Vater war, und so früh ich selbst mich in Malerateliers herumtrieb und des Zeichnens befliß, Niemand fiel es ein, die Einrichtung unserer Zimmer mit alten Mahagoni-Möbeln, einem Potpourri auf dem Eckschrank und einem winzigen Teppich vor dem schwerfälligen Sopha spießbürgerlich zu finden.

Die Bilder an den Wänden waren Familienporträts, colorirte Schweizerlandschaften und eine Menge jener reizenden Miniaturbildchen auf Elfenbein, die heute leider durch die billigen Photographien gänzlich verdrängt worden sind.

Nur in meines Vaters Arbeitszimmer hingen ein paar werthvolle Oelgemälde, das lebensgroße treffliche Bildniß Pestalozzi's und ein paar niederländische Genrebilder, von denen eines, das für einen Jan Steen ausgegeben wurde, noch heut mein Arbeitszimmer schmückt.

Es stammte aus der kleinen Gemäldesammlung, die mein Großvater zusammengebracht hatte, was damals selbst mit den Mitteln eines Töchter-Schuldirectors noch möglich war. Vor dem Spiegel auf einem niederen Schränkchen standen Rauch's geistreiche kleine Gypsstatuetten Goethe's und Wilhelm's von Humboldt, oben auf dem Pult die lebensgroße Büste Hegel's; ein großes Porträt F. A. Wolf's in Kupferstich hing an der letzten freien Wand, während die ganze Wand gegenüber von der wissenschaftlichen Bibliothek ausgefüllt wurde.

Im Uebrigen waren wir Knaben in dem neuen Hause nicht allzu gut daran, hatten keinen Raum für uns, sondern mußten unsere Schularbeiten in

der dunklen sogenannten „Berliner Stube" machen, die zum Eßzimmer diente und der allgemeine Durchgang war. Die beiden Zimmerchen, die nach dem Hofe gingen, wurden uns erst eingeräumt, als ich dreizehn Jahre alt war. Bis dahin gehörten sie den Pensionären, die mein Vater bei sich aufnahm, um seine finanzielle Lage zu verbessern. Der erste war ein Hamburger Kaufmannssohn, Adolf Schirmer, den sein Vater, da er schon ziemlich erwachsen war, in eine strengere Zucht zu geben wünschte. Der junge Mann ließ sich aber auch durch einen so erfahrenen Pädagogen nicht auf einen ersprießlichen Weg bringen. Mir imponirte er sehr, da er Dramen schrieb und mir auseinandersetzte, der Lustspieldichter müsse den Thorheiten der Zeit den Spiegel vorhalten. Nun arbeitete er lange an einem Lustspiel, das die Anhänger der Gall'schen Schädellehre geißeln sollte, und trieb sich halbe Tage und Nächte lang auf der Straße herum, „Studien nach dem Leben" zu machen, deren Nutzen für sein Werk selbst meinem Knabengehirn nicht einleuchtete. In viel späteren Jahren ist sein Name als des Verfassers von Colportageromanen in Wien mir wieder aufgetaucht.

Erfreulicher waren ein paar junge Franzosen, Tribert, Demion und Aniſſon, die die Vorlesungen an der Universität besuchten und nach einander als Pensionäre meines Vaters eine Zeitlang in unserem Hause lebten. Sie fühlten sich bei dem deutschen Professor und seiner klugen Frau, die beide Französisch sprachen, sehr wohl und ließen sich auch mit uns Knaben freundlich und zuthulich ein. Doch so sehr ich gewohnt war, mich in Alles zu fügen, was die Eltern bestimmten, begrüßte ich es doch wie eine Erlösung, als uns Brüdern endlich unser eigenes kleines Reich eingeräumt wurde.

Wie bescheiden dies ausgestattet war, kam mir eigentlich nie zum Bewußtsein, da der Reiz der Freiheit in eigenen Räumen mich allzusehr beglückte. Ich kam freilich in Häuser, wo es weit glänzender aussah, selbst in den Zimmern der noch die Schule besuchenden Söhne. Denn da mein Vater als ein Eingewanderter keine Familienverbindungen in Berlin besaß und mit seinen Collegen nicht viel von Haus zu Haus verkehrte, beschränkte sich unser geselliger Umgang fast ausschließlich auf die jüdischen Familien, mit denen meine Mutter schon vor ihrer Verheirathung befreundet gewesen war. Dies waren nun fast lauter reiche Häuser, vor Allem die verschiedenen Zweige des Mendelssohn'schen Stammes, der Patriarch Joseph Mendelssohn mit seiner feinen alten Frau Hinny, zu deren Hausfreunden Alexander von Humboldt gehörte, Alexander Mendelssohn, dessen einer Sohn, Franz, mein Altersgenosse war, Paul Mendelssohn, Felix' Bruder und gleich diesem meines Vaters Zögling, dann u. A. eine sehr musikalische Familie Rubens, bei der ich einmal, da ich mich überarbeitet hatte, einen Sommer lang Gastfreundschaft genoß. Sie hatten die Hälfte der Mendelssohn'schen Villa in Charlottenburg gemiethet, in deren großem Park ich mich lüften konnte. Auch sonst war's eine vergnügliche monatelange Ferienzeit, in der ich auch an guter Musik keinen Mangel litt. Noch ist mir der Besuch Marschner's in lebendiger Erinnerung, und die volle, reine Stimme klingt mir im Ohr, mit der seine schöne, rothhaarige (zweite) Frau Lieder ihres Mannes zum Claviere sang.

Außer diesen waren meine Eltern gerngesehene Gäste bei dem Varnhagen'schen Ehepaar und jener trefflichen Madame Levy, deren Haus mit dem parkähnlichen Garten die jetzige Museumsinsel fast gänzlich einnahm. Die trotz ihres Uralters völlig geistesfrische Besitzerin sah jeden Donnerstag allerlei Gelehrte und andere notable Leute an ihrem Tische, und auch ich als ein frühreifer Primaner wurde öfters dorthin mitgenommen und aufs Gütigste von der alten „Tante Levy" behandelt.

Mit besonderer Dankbarkeit aber gedenke ich all des mannigfachen Guten, das ich in dem Hause der Leipzigerstraße genoß, in welchem späterhin der Reichstag seinen vorläufigen Wohnsitz aufschlug.

Im Erdgeschoß des Vorderhauses wohnte Felix Mendelssohn's jüngere Schwester Rebekka, die mit dem großen Mathematiker Dirichlet vermählt war, uber ihnen die Familie Böckh. Das einstöckige Hinterhaus zwischen dem geräumigen Hof und dem weitgestreckten Garten hatte der Maler Wilhelm Hensel inne, der Felix' ältere Schwester Fanny zur Frau hatte. Zu allen früheren freund- und verwandtschaftlichen Fäden, die mich mit diesen trefflichen Menschen verbanden, kam noch die Schulfreundschaft mit ihrem einzigen Sohn Sebastian (dem späteren Herausgeber des reichen und anziehenden Memoirenwerkes „Die Familie Mendelssohn"). Diesen begleitete ich alle Sonnabende um Zwölf von der Schule aus nach Hause, um bei einem Schüler seines Vaters, Pietrowski, ein paar Stunden zu zeichnen, leider nach einer unglücklichen Methode, da ich nur große Gypsköpfe in sorgfältiger Durchführung nachzustricheln hatte. Ich blieb dann aber zu Tische dort und gewann eine warme Verehrung für die edle, hochbegabte Mutter meines Freundes, die trotz ihrer körperlichen Unansehnlichkeit mit den charaktervollen Zügen und dem ruhigen Blick ihrer schwarzen Augen einen beherrschenden Einfluß auf ihre gesammte Umgebung ausübte. Auch zu Sebastian's Vater hatte ich eine herzliche Zuneigung, schon um der Güte willen, mit der er meine junge Zeichenkunst aufmunterte. Er war durchaus an Charakter und der Art, sich zu geben, das Widerspiel seiner Frau, mit der er jedoch in der glücklichsten Ehe lebte: ein heiterer, gern witzelnder, zu Gelegenheitsversen stets aufgelegter guter Gesellschafter, bei Friedrich Wilhelm IV. wohlgelitten wegen seiner schwärmerischen Königstreue, in allen Häusern des hohen Adels eingeführt, wo er seine sehr conventionellen idealisirenden Bleistiftporträts zeichnete. Seit einem Colossalbilde in der Garnisonskirche, Christus vor Pilatus geführt, das die Höhe seines Könnens bezeichnete, hatte er nichts von Bedeutung mehr zu Stande gebracht.

Werthvoller aber als die malerischen Anregungen, die ich in diesem Atelier empfing, waren mir die musikalischen, die ich seiner Gattin verdankte.

Meine Erziehung in dieser Hinsicht war leider vernachlässigt worden. Klavierstunden, die ich eine Zeitlang bei einer meinen Eltern befreundeten Dame, Frau Johanna Zimmermann, genommen hatte, geriethen bald ins Stocken. Sie fanden in aller Frühe vor der Schule statt, wo mein Kopf theils noch unausgeschlafen, theils mit der Präparation auf die bevorstehenden Stunden erfüllt war. Im Gymnasium selbst nahm ich eifrig am Gesang-

unterricht Theil, da ich eine gute Stimme und ein treffliches Gehör und Gedächtniß hatte. Aber eine eigentliche Unterweisung im Technischen der Musik fand nicht statt; kaum daß wir die oberflächlichste Kenntniß der Noten gewannen. So habe ich bei großen Festaufführungen — wir wagten uns an Händel's „Messias", Haydn's „Jahreszeiten" und schwere kirchliche Cantaten — Solopartien frischweg und ziemlich fehlerlos zu singen gewagt, bloß nachdem ich sie einmal von unserm glänzendsten Solisten, dem Sohn eines Tenorsängers der königlichen Oper, Stümer, hatte vortragen hören. Meine vielfachen anderen Allotria neben den Schulfächern, Versemachen und Zeichnen, ließen für eine ernstlichere Pflege der Musik keine Zeit, ein so inniges Bedürfniß ich fühlte, meine musikalische Bildung zu fördern, wozu ich begierig jede Gelegenheit wahrnahm.

Damals waren die Symphonieconcerte vor dem Oranienburger Thor eben in Aufnahme gekommen, wo man gegen ein Eintrittsgeld von zwei guten Groschen unter der Leitung des Capellmeisters Liebig an gewissen Nachmittagen eine Symphonie und zwei Ouverturen classischer Meister zu hören bekam, in einem großen Saal, in welchem trotz des Tabaksqualms und Bier- und Kaffeegedüfts die andächtigste Stimmung herrschte. Ich kann nicht genug sagen, wie sehr ich diesen „populären Concerten" höchsten Stils für Kenntniß und Verständniß der unbegreiflich hohen Werke verpflichtet bin.

Zu einer weiteren laienhaften Ausbildung hatte ich Gelegenheit durch die Freundschaft mit dem jungen Peter Cornelius, den ich besuchen durfte, wenn er mit seinen Studiengefährten Quartette spielte. (Ich habe den Jugendfreund später in München wiedergesehen, unsere Wege wollten sich aber nicht wieder vereinigen, da ich ihm in seiner Begeisterung für die Meister der Zukunftsmusik nicht folgen konnte.) All' dies aber wurde überboten durch die musikalischen Hochgenüsse, zu denen ich an den Sonntagvormittagen in Fanny Hensel's Gartensaal ein für alle Mal Zutritt hatte.

Eine illustre Gesellschaft füllte den weiten Raum, doch war kaum Einer darunter, der nicht durch ein intimes Verhältniß zur Musik ein Anrecht auf seinen Platz beweisen konnte, und es galt durchreisenden musikalischen Celebritäten immer für eine hohe Auszeichnung, der Ehre einer Einladung zu diesen Morgenconcerten gewürdigt zu werden. Zu den Stammgästen gehörte neben Böckh der alte Steffens, dessen ehrwürdiges Gesicht die reinste Verklärung zeigte, während er dem geistvollen Spiel der Hausfrau oder dem Gesang ihrer Freundinnen lauschte, die Felix' liebliche Quartette vortrugen. Die breiten Glasthüren nach dem Garten zu standen offen; zuweilen schmetterte der Vogelgesang mit hinein. Hier wurde die „Letzte Walpurgisnacht", von dem Componisten soeben vollendet, zuerst aufgeführt und wie manche der schönen Clavierstücke und Lieder noch im Manuscript frisch vom Blatt gespielt und gesungen. Zuweilen kam auch der geliebte Bruder und Meister in Person von Leipzig herüber und verherrlichte eine dieser Matinéen durch sein wundervolles Spiel. Dann war der Saal wie in einen Tempel verwandelt, in welchem eine enthusiastische Gemeinde jeden Ton wie eine himmlische Offenbarung einsog.

Ich selbst stand neben Freund Sebastian zuhinterst auf der Schwelle des Nebenzimmers und reckte meine lange Figur auf den Zehen, um keinen Ton zu verlieren und die Gesichter zu betrachten, die sich um den Flügel reihten. Hier sah ich auch die blonde Löwenmähne des jungen Franz Liszt, der seinen ersten Triumphzug durch Berlin hielt, in der vordersten Reihe der Zuhörerschaft eine schöne blonde Gräfin, die hernach am Arm des glücklichen jungen Eroberers den Saal verließ. Einmal ragte auch das gewaltige Silberhaupt Thorwaldsen's über die Menge empor. Er war am Morgen vorher von drei Malern zugleich porträtirt worden, dem Hausherrn, Begas und, wenn ich mich recht erinnere, Eduard Magnus. Die drei alla prima gemalten Bildnisse standen noch im Atelier, dessen Flügelthür geöffnet war, um nach der Musik die Bewunderer des Meisters einzulassen. An einem anderen Tage fiel mir ein scharfgeschnittener Männerkopf von entschieden jüdischem Typus auf, in dessen Zügen ein Ausdruck gebieterischer Willenskraft und kalten Hohnes lag. Ich fragte Sebastian nach dem merkwürdigen Gesicht. Er nannte mir den Namen Ferdinand Lassalle, vom alten Böckh hier eingeführt, der ihm wegen seiner Abhandlung über Herakleitos den Dunkeln eine glänzende Philologenzukunft weissagte.

Auch die Concerte in der Singakademie besuchte ich fleißig, zumal eine alte Freundin, die Wittwe eines Kammergerichtsraths Gedike, die mit meiner Tante Marianne zusammenlebte, eine der Vorsteherinnen dieses ehrwürdigen Institutes war. Die künstlerische Haltung desselben war seit Zelter's Tode ein wenig gesunken. Ihr damaliger Director Rungenhagen galt für einen pedantischen und doch energielosen Anhänger der classischen Musik, der jedem frischen Hauch der neueren Zeit den Eingang wehrte. (Als man meiner Mutter erzählte, er sei krank, und man fürchte für sein Leben, erwiderte sie: „Da liegt wohl die Singakademie in den ersten Zügen?“)[1] Immerhin hatte ich auch hier Gelegenheit, mich an guter Musik zu erquicken und meine Kenntniß der hohen Meister zu vervollständigen.

Zu eigenem Komödiespielen auf einem Liebhabertheater war keine Gelegenheit, auch traute ich mir, so leidenschaftlich meine Neigung allem Dramatischen zugewandt war, ein schauspielerisches Talent nicht zu. Wenn es einmal sich fügte, daß ich bei einer Dilettanten-Aufführung bescheiden mitwirkte, war es nie in jugendlichen Rollen. In einem kleinen Lustspiel, das im Mendelssohn'schen Hause am Geburtstage von Felix' Mutter aufgeführt wurde, hatte ich den Papa von Mariechen Böckh, der späteren Frau Professor Gneist,

[1] Noch ein paar ihrer witzigen Aeußerungen mögen hier angeführt werden. Als Jemand sie zu etwas überreden wollte und sagte: Die Sache ist doch an und für sich recht angenehm — erwiderte sie: Ja, aber nicht an und für mich! — Ein Bekannter fragte: „Ist dieser Herr N. denn ein Jude?“ — Sie: „Das will ich meinen! Jude mit Jude gefüttert.“ — „Die L.'schen Kinder sehen aus, als ob ihre Mutter sie beim Trödler alt gekauft hätte.“ — „Der X. macht immer ein Gesicht, als ob er sich's übel nähme, daß er auf der Welt ist. Ich kann doch nichts dafür.“ — „Wenn R. lacht, sieht es aus, als ob er zu lachen eingenommen hätte.“ — Als man sie bei einem munteren Essen, wo viele Toaste ausgebracht wurden, aufforderte, auch eine Tischrede zu halten, sagte sie: „Nein, Kinder, meine Reden sind nicht so schwach, daß sie gehalten werden müßten.“ — Cum gratia in infinitum.

zu spielen, und zog mich ohne sonderlichen Ruhm aus der Sache. Später, auf der Universität, wo Professor Geppert seine Schüler in Stücken des Plautus öffentlich auftreten ließ, gab ich eine Gastrolle als der joviale alte Micio in den „Menächmen", haud sine laude. Ich hatte aber früh einen zu klaren Begriff von Allem, was zur Kunst des Mimen erforderlich war, als daß ich an der unzulänglichen Production von Liebhaberkünsten Freude gehabt hätte, denen ich auch mein ganzes Leben lang sorgfältig aus dem Wege gegangen bin.

Zu Theatergenüssen kam ich seltener, wegen meines sehr bescheidenen Taschengeldes.

Den ersten vollen Eindruck einer richtigen Bühnenkunst empfing ich durch eine Posse im Königstädter Theater, „Die Reise auf gemeinschaftliche Kosten", in der mich Beckmann's komisches Talent bezauberte. (Ich konnte ihm lange Jahre später, als er in Wien den Henoch in meinem „Hans Lange" so herrlich spielte, wie ich vor und nach ihm die Rolle von keinem Andern gesehen hatte, für diese erste theatralische Freude danken.) Mein erster Operneindruck war eine Aufführung des „Fidelio". Das Königliche Schauspielhaus aber besuchte ich selten, und so vielgerühmt die dort auftretenden Künstler waren, sie hielten in meiner jugendlichen Empfindung den Vergleich nicht aus mit einer französischen Truppe, an deren Spitze das Saint-Aubain'sche Ehepaar und der jeune premier Mr. Péchéna standen. Und als vollends die Rachel zu einem längeren Gastspiel nach Berlin kam, versäumte ich keine ihrer Vorstellungen und verkaufte einige Schulbücher, um mein Parterrebillet bezahlen zu können.

Für unsere deutsche Komödie in Berlin war die große Zeit vorbei. Ludwig Devrient, Iffland, Seydelmann, Beschort lebten nicht mehr. Frau Krelinger mit ihren Töchtern und ihre männlichen Collegen machten mit ihrem correcten, etwas nüchternen Spiel stets den Eindruck, als vergäßen sie keinen Augenblick, daß sie die Ehre hatten, königlich preußische Hofschauspieler zu sein. Erst später kam ein anderer Geist in diese Gesellschaft, und Döring, Dessoir, Liedtke, Gern Sohn und Hoppé nebst einigen schönen und temperamentvollen Damen, dazu die unvergleichliche Frieb-Blumauer bildeten einen Künstlerkreis, der wohl den Vergleich mit dem Wiener Burgtheater aushalten konnte.

* * *

Mit diesen Erinnerungen bin ich endlich bis in die Zeit vorgerückt, die, wie alle Uebergangszeiten, unbehaglich durchzumachen ist, wo man, den Knabenschuhen entwachsen, noch nicht von den Jünglingen für Ihresgleichen, von den Männern vollends nicht für voll angesehen wird und bei einem Gespräch, in welchem man für seine Meinung noch so gute Gründe vorgebracht hat, sich sagen lassen muß: „Werden Sie erst älter, dann werden Sie von dieser Ansicht selbst zurückkommen." Die schönen Mädchen, denen man eine schüchterne Huldigung widmet, lassen sie sich gefallen, so lange kein reiferer Anbeter um den Weg ist, oder beim Tanz, wenn sie sonst keinen Tänzer fanden. Der hoffnungsvolle Primaner, der schon ahnungsvoll eine Welt im Busen trägt, gebärdet sich in unbeholfener Blödigkeit zuweilen dreist und hochfahrend, nur um seine Unsicherheit zu verbergen, und nimmt eine Zurechtweisung wie eine tödtliche Kränkung hin. Was man vom Glück der Jugend sagt, liegt vor und

nach dieser unerquicklichen Zeit, in der gerade die feinsten und begabtesten Naturen das meiste Herzweh zu erdulden haben.

Ich selbst, obwohl auch mir solche Erfahrungen nicht ganz erspart blieben, kam doch gnädig genug durch, theils weil ein tiefgewurzelter Respect vor dem Alter in Gegenwart reifer Männer meine Zunge im Zaum hielt, theils weil ich meist mit Altersgenossen verkehrte, die weniger dialektisch geschult waren als ich und meine fürwitzigen Urtheile mir hingehen lassen mußten. In Mädchengesellschaften gereichte mir meine allzu grüne Jugend eher zum Vortheil, da ich schon früh für einen heimlichen Poeten galt, von dem gelegentlich angesungen zu werden es immerhin werth war, daß man ihm ein Ungeschick oder eine Dreistigkeit hingehen ließ.

In diese Zeit fällt meine Bekanntschaft mit Geibel und mein Eintritt in das Kugler'sche Haus. Was das Verhalten meiner Eltern zu den neuen Menschen, die mich nun an sich zogen, betrifft, kann ich nicht verhehlen, daß meine gute, zärtliche Mutter den immer regeren Verkehr mit jenem Kreise freilich nicht ohne Eifersucht mit ansah. Auch mein Vater empfand es Anfangs schmerzlich, daß ich nun häufiger als sonst, oft mehrmals in der Woche, dem stillen häuslichen Theetisch fern blieb. Aber in seiner weisen, liebevollen Seele gönnte er mir die Förderung meiner künstlerischen Bildung durch so treffliche Freunde wie Kugler und Geibel und die geselligen Freuden, die mir das Elternhaus nicht bieten konnte. Denn je schwankender sein körperliches Befinden wurde, je mehr zog er sich von allem geselligen Umgang zurück. Nur hin und wieder lud er einen Freund zu Tische, oder es stellte sich ein guter Bekannter oder einer seiner Schüler Lazarus oder Steinthal Abends bei uns ein, um ihn über seine Sorgen und Beschwerden ein paar Stunden hinwegzuplaudern.

Dann aber, als ich die Eltern in meine zuerst noch heimliche Verlobung mit Kugler's Tochter einweihte, schon im Jahre 1851, begrüßten sie die neue Tochter beide mit wärmster Freude, und auch meine Mutter schloß meine Braut ohne Widerstreben in ihr leidenschaftliches, eifersüchtiges Herz, das nur für wenige Menschen Raum hatte, diese aber um so inniger festhielt. Für ihren in blindem Mutterstolz überschätzten Sohn war ihr die Beste gerade gut genug gewesen. Nun erschien ihr ohne weitere Prüfung als die Beste, die diesen Sohn glücklich machte.

Daß ihr die Trennung von Sohn und Tochter, die durch meine Berufung nach München nothwendig wurde, schwer zu ertragen war, ist begreiflich, und selbst die Befriedigung des mütterlichen Ehrgeizes durch die ehrenvolle Stellung in der Nähe des Königs Max konnte sie nicht ganz über den Verlust der täglichen Gegenwart trösten. Als dann im Winter des folgenden Jahres mein theurer Vater starb, überkam sie vollends das Gefühl einer tödtlichen Vereinsamung.

Sie konnte sich aber nicht sofort entschließen, alle Bande, die sie an ihr heimathliches Berlin fesselten, zu zerreißen und zu ihren Kindern nach München überzusiedeln. Auch fand sie sich, dank ihrer lebensmuthigen, sanguinischen Natur, äußerlich wenigstens rascher wieder zurecht, als wir ihr

zugetraut hatten. In der kleineren Wohnung, die sie bezogen hatte, empfing sie nach wie vor ihre alten Freunde; Schwester Marianne, die sie um acht Jahre überleben sollte, hielt getreu zu ihr; was sie von meinen dramaturgischen und literarischen Erfolgen hörte, bereitete ihr Festtage, und sie las meine Sachen, so wie sie erschienen waren, mit der lebhaftesten, völlig kritiklosen Begierde.

So lebte sie noch neun Jahre, und ich sorgte dafür, theils durch allwöchentliche Briefe, theils durch Besuche in Berlin oder unser Zusammenkommen in den Monaten der Sommerfrische, daß sie die Trennung nicht allzu schmerzlich empfand. Daß sie meine Kinder mit der zärtlichsten großmütterlichen Liebe umfing, brauche ich kaum zu erwähnen. Besonders meinen ältesten Sohn Franz hatte sie zu ihrem Liebling erkoren und konnte stundenlang mit dem Knaben scherzen und Unsinn treiben und ihm die Liedchen vorsingen, mit denen sie uns Kinder belustigt hatte. Auch daß sie ihrer Schenklaune nun erst recht die Zügel schießen ließ, war natürlich. Zu allen Geburtstagen von Kindern und Enkeln kamen reiche Sendungen ihrer gütigen Hand — darunter nicht wenige selbstgestrickte Strümpfe für die erwachsenen bis zu den kleinsten Füßen —, und ihre Weihnachtskiste war ein unerschöpfliches Schatzhaus. „Wirst du mir auch nicht böse sein," schrieb sie mir mehr als einmal, „daß du nichts zu erben findest, wenn ich einmal mit meinem Einspänner aus der Welt hinaus kutschirt sein werde?"

Als aber Jahr um Jahr verging, die alten Freunde wegstarben, ihr Befinden, obwohl sie nie eigentlich krank war, doch zuweilen ihr zu schaffen machte, ihr lebhafter Geist jedoch immer noch Ansprüche erhob, die einer einsamen, alten Frau nicht befriedigt werden können, fühlte sie ein immer zunehmendes Ungenügen und den heftigen Wunsch, Berlin, das ihr jetzt öde und kalt vorkam, mit unserm München zu vertauschen. So sehr ich bestrebt war, ihr jeden erreichbaren Wunsch zu erfüllen, konnte ich ihr doch nur zureden, auf diesen zu verzichten. Ich sah eine bittere Enttäuschung voraus, wenn sie, da man ohne Schaden keinen alten Baum verpflanzt, in ihren hohen sechziger Jahren ihr gewohntes Leben aufgegeben hätte, das ihr freilich mancherlei Verzicht auferlegte, wie er aber vom hohen Alter in den meisten Fällen unzertrennlich ist. Meine Münchener Freunde waren ihr fremd. Die Kinder, mit denen zusammen sie zu leben hoffte, gingen in die Schule, meine Frau war durch häusliche Pflichten, ich selbst durch meine Arbeiten in Anspruch genommen. Sie hätte uns in der Nähe schmerzlicher entbehrt als in der Trennung und wäre sich vollends verloren und verlassen vorgekommen, wenn weder ihre Schwester noch alte Bekannte, die ihr immer noch treu geblieben waren, zu traulichem Geplauder sich bei ihr eingefunden hätten. Ja, schon ihre gewohnte Spener'sche Zeitung hätte sie schwer vermißt, und die Annoncen der „Neuesten Nachrichten" wären ihr keine Entschädigung gewesen für die Ankündigungen von Verlobungs- und Todesfällen mit alten Berliner Namen und die Geschäftsanzeigen der Kaufleute, die ihr seit fünfzig Jahren bekannt gewesen waren.

Sie fügte sich endlich meinem eindringlichen Abrathen, und ich überzeugte mich, als ich ihr im Jahre 1863, nachdem ich im Jahr vorher in Meran meine junge Frau begraben hatte, auf ein paar Monate ihre beiden ältesten Enkel

brachte, daß ihr Leben in der That nicht so verarmt und vereinsamt war, wie sie in sehnsüchtigem Ungenügen es darzustellen pflegte. Auch war es noch die alte geistige und leibliche Frische, all' ihre Sinne standen ihr ungeschwächt zu Gebote, sie las ohne Brille, hörte den leisesten Ton, und der heitere Witz, mit dem sie jeden Besucher überraschte, ließ Niemand die Stunde für verloren halten, die er bei der alten „Mama Heyse" zugebracht hatte. —

Erst im folgenden Jahre mehrten sich ihre körperlichen Beschwerden, eine nahe Lebensgefahr aber schien bei ihrer glücklichen Constitution und der Unversehrtheit aller Organe nicht vorhanden. Dennoch wurde ich durch allerlei ängstliche Berichte alarmirt und war drauf und dran, im Herbst zu ihr zu reisen, um mich von ihrem Zustande mit eigenen Augen zu überzeugen. Sie selbst beruhigte mich wieder, und so fuhr ich am 20. October nach Wien, um am Burgtheater der dritten Vorstellung meines „Hans Lange" beizuwohnen. Ich konnte ihr noch den glücklichen Erfolg telegraphiren und ahnte nicht, daß es die letzte Freude ihres Lebens sein sollte.

Wenige Tage nachher, als ich schon wieder bei den Meinigen in München war, rief mich ein Telegramm der Tante Marianne an ihr Sterbebett. Die Wassersucht, die langsam aufgetreten und oft wieder zurückgegangen war, hatte sich plötzlich edleren Theilen genähert, und der Arzt gab nur noch eine kurze Frist. Sie selbst, als ich um Mittag an ihr Bette trat, begrüßte mich mit ihrer alten Heiterkeit, ohne daß die Schatten des nahen Todes ihr Gemüth und ihren Geist schon verdunkelt hätten. Ich mußte mich zu ihr setzen, ihr von den Kindern und von der Wiener Aufführung erzählen, dann war ihre Hauptsorge, wie in früheren Tagen, was ich essen und wie ich Nachts gebettet sein würde. Nur der etwas schwerere Athem ließ erkennen, daß schon vorgestern ein leiser Lungenschlag gedroht hatte, sie hinzuraffen, und ihr liebevolles, großes Auge irrte unsicher umher. Aber ihre gute Laune verließ sie auch jetzt nicht. „Es geht noch nicht ans Sterben," sagte sie; „kein ordentlicher Mensch stirbt." Dann wieder: „Meine Mädchen sind treu, ich behalte sie auch beide. Wenn sie mich nur behalten! Aber das kann der liebe Gott ja wohl machen, es ist ja nur eine Kleinigkeit, wenn er sonst Lust dazu hat." — Als ich ihr Wasser reichte, scherzte sie:

„Ein Schlückchen nur
Dem Troubadour!"

Dann sprach sie noch von Iffland, halb im Traum und ganz abgerissen: „Er war sehr häßlich, aber ein sehr guter Schauspieler. Ja, er lebte in Mannheim. Kinder, ich spreche wohl irre, oder habe ich noch meine gerade Sprache? Ja, und Beschort war auch kostbar!" Dann verstand sie nicht mehr klar, was ich sagte, ihr Auge wurde immer trüber, die Lampe schien ihr dunkel, sie wußte nicht mehr, ob wir bei ihr saßen, und lag ganz still. Die schwache Flamme ihres Bewußtseins erlosch unmerklich, nur der Athem ging noch stundenlang aus und ein, bis auch der am Morgen des 27sten stillstand.

Ihre helle, heitere Seele war, wie sie sich's immer gewünscht hatte, heiter und ohne Kampf aus dem Leben geschieden.

Joseph Chamberlain.

Von

M. von Brandt.

[Nachdruck untersagt.]

Ein englischer Biograph[1]) des britischen Staatsmannes beginnt sein Werk mit den Worten: „Der bestgeschmähte Mann in England, — das ist die Schilderung, die Herr Chamberlain jüngst von seiner eigenen Stellung im öffentlichen Leben gegeben hat.“ Die Beschreibung trifft auch heute noch zu; denn wenn auch im Laufe der letzten Jahre die Erbitterung sich gelegt hat, welche seine Trennung von der liberalen Partei in den Reihen der letzteren und noch mehr bei den irischen Nationalisten hervorgerufen hatte, so hat doch die Thatsache, daß er, wohl nicht mit Unrecht, als das treibende Element in dem Vorgehen gegen die Boeren-Republiken in Südafrika angesehen wird, aufs Neue den Haß aller Derjenigen gegen ihn geweckt, die in dieser Politik eine Schädigung der nationalen oder ihrer eigenen Interessen zu finden glauben. Die in der letzten Zeit auf Grund von Schriftstücken, die in nichtenglischen Zeitungen, besonders in der „Indépendance Belge“, veröffentlicht worden sind, gegen Mr. Chamberlain gerichteten Angriffe haben im Auslande einen größeren Widerhall als in England selbst gefunden, wo man in diesem Augenblick nicht allzu sehr geneigt sein dürfte, Mitschuldige an der Agitation des Reformcomités in Johannesburg und dem Jameson'schen Einfall zu suchen und anzuklagen. Wenn diese Angriffe sich aber gegen die Integrität des Mannes richten, der seit vierzig Jahren am öffentlichen Leben betheiligt ist, und an dessen Privatleben auch seine politischen Feinde und Gegner bisher nicht zu rühren gewagt hatten, von dem nun aber behauptet wird, daß er bei den letzten Vorkommnissen seinen amtlichen Einfluß nur für seine und seiner Familie pecuniäre Interessen eingesetzt habe, so brauchen wir uns nur ähnlicher Erscheinungen in der deutschen Publicistik zu erinnern, um den Maßstab zu

[1]) Public Men of to-day. An international series. The Right Hon. Joseph Chamberlain. By S. H. Jeyes. London, Bliss, Sands & Foster. 1896. — Dem Buche sind viele der nachstehenden Ausführungen entnommen worden.

finden, der an solche Angriffe gelegt werden muß. Diese Beschuldigungen seitens seiner Gegner erhöhen aber das Interesse, welches wir haben, Näheres über die öffentliche Thätigkeit und den politischen Bildungsgang des Mannes zu erfahren, der, an der Grenze zweier Jahrhunderte, einen so hervorragenden Platz in der Tagesgeschichte einnimmt und vielleicht berufen ist, einen noch größeren in der Weltgeschichte einzunehmen. Zwar steht auch jetzt der tarpejische Felsen nicht fern vom Capitol, aber der Sturz von dem ersteren pflegt heut zu Tage selten Jemanden zu verhindern, den Aufstieg zum letzteren wieder zu versuchen.

Zwei Thatsachen müssen bei jeder Besprechung der Laufbahn Mr. Chamberlain's im Auge behalten werden. Die erste derselben ist, daß er nach Abstammung, Erziehung, Bildung und Ueberzeugung ein radicaler Staatssocialist ist, der in diesem Punkt nie in seinen Ansichten geschwankt oder gewechselt hat, der nie eine Gelegenheit zur praktischen Durchführung seiner Theorien hat vorübergehen lassen, der, als er von der liberalen zur conservativen Partei überging, dies, abgesehen von der Nothwendigkeit der Erhaltung des Reiches, damit begründete, daß er die Durchführung seines Programmes[1]) eher von den Tories als von den Whigs erwarten könne, und der denn auch wirklich bei den beiden Cabinetten Salisbury die Annahme einer Anzahl seiner Forderungen durchzusetzen verstanden hat. Die andere, vielleicht für den Mann selbst, wie für sein Land bedeutungsvollere Thatsache ist seine langsame Entwicklung von einem „Little Englander", d. h. einem Manne, der es für England wünschenswerth hielt, jeden weiteren Zuwachs an Gebiet und Verantwortlichkeit zu vermeiden[2]), zu einem überzeugten und fast fanatischen Imperialisten, der in der Uebernahme neuer Gebiete und der Vermehrung der damit verbundenen Verantwortlichkeit nicht nur eine Pflicht der Selbsterhaltung, sondern auch die Erfüllung einer ethischen Aufgabe sieht. Nimmt man dazu die von seinen frühen Erfolgen als Geschäftsmann und Local-, man könnte sagen Municipalpolitiker fast unzertrennliche eigene Werthschätzung, einen unzweifelhaft mehr zum Befehlen als zum Gehorchen angelegten Charakter und eine scharfe Zunge, die selbst der seines früheren Gegners und jetzigen Chefs, Lord Salisbury, die Wage zu halten wußte, so hat man damit ein in den Hauptzügen zutreffendes

[1]) „Das radicale Programm", für das Chamberlain 1885 eine Vorrede schrieb, veröffentlichte eine Anzahl von Forderungen, mit denen er sich allerdings nicht ausdrücklich identificirte, die aber zum größeren Theil seinen Ansichten und Wünschen entsprechen dürften. Die Liste umfaßt: Allgemeines Stimmrecht; gleiche Wahlbezirke; Diäten für die Mitglieder des Parlaments (wogegen Chamberlain sich z. B. 1893 erklärte); Entstaatlichung und Einziehung der Pfründen der englischen Kirche; Reconstruction der Localverwaltung durch Grafschaftsämter; einen Nationalrath, aber keine besonderen Parlamente für Schottland, England und Wales, beschränkt auf die Verwaltung der inneren Angelegenheiten; allgemeine Besteuerung mit steigenden Sätzen, sowohl bei der Einkommensteuer wie beim Verkauf von Grundbesitz; durchgreifende Reform des Grundbesitzes; Rückgabe von nicht rechtmäßig eingefriedigtem Land an die Gemeinden; Verbesserung der Arbeiterwohnungen; Sanirung von ungesunden Plätzen auf Kosten der Besitzer; Ankauf von Grund und Boden für Arbeiterwohnungen zum Marktpreis ohne Entschädigung für Expropriirung; freie Erziehung.

[2]) Zu welcher Partei gehört zu haben er freilich später bestritten hat.

Bild des Mannes, dessen Entwicklungsgang und dessen Einfluß auf die Geschichte seines Landes zu verfolgen die Aufgabe dieses Aufsatzes sein soll.

I.

Joseph Chamberlain wurde am 8. Juli 1836 in London als das älteste von neun Kindern, sechs Söhnen und drei Töchtern, seines gleichnamigen Vaters geboren. Im Alter von acht Jahren wurde er in eine von einer Dame gehaltene Elementarschule geschickt, die er ein Jahr später beim Umzuge seiner Eltern in einen anderen Theil der Stadt mit einer von einem Geistlichen geleiteten vertauschte. Mit vierzehn Jahren ging er als Extraneer zu der University-College-Schule über, auf der er bis zu seinem sechzehnten Jahre blieb; er lernte dort Griechisch und Lateinisch, scheint sich jedoch weniger für die alten Classiker als für Mathematik, Naturgeschichte und Französisch interessirt zu haben, in denen er in den beiden oberen Classen der Schule die ersten Preise erhielt. Dann nahm ihn sein Vater, der in der City eine Schuh- und Stiefelfabrik besaß, in sein Geschäft. Chamberlain ist also einer der wenigen im englischen öffentlichen Leben stehenden Männer, der keine akademische Bildung besitzt, was ihn indessen nicht verhindert hat, Ehrendoctor verschiedener Universitäten und Rector einer solchen zu werden. Was er gelernt hat, und das ist nicht wenig, verdankt er eigenem eisernen Fleiß und vieler Lectüre; er ist stets ein eifriger Leser gewesen, der das, was er dadurch in sich aufgenommen, für sich nutzbar zu machen verstanden hat. Wenn der Mangel der öffentlichen Erziehung, wie der junge Engländer der besseren Stände sie auf den größeren Schulen, Eton, Harrow und anderen, auf den Universitäten und durch Reisen zu genießen pflegt, Mr. Chamberlain des äußerlichen und innerlichen Schliffs beraubt hat, der durch den vielfachen, fortdauernden Umgang mit Anderen hervorgebracht wird, so hat ihm die bis zu einem gewissen Grade geistige Isolirung seiner Jugendzeit in weit höherem Maße, als das gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, die Empfänglichkeit für neue Eindrücke und die Fähigkeit, sie nutzbar zu verarbeiten, bewahrt, ohne die heute bei dem schnellen Wechsel der Verhältnisse kein Staatsmann hoffen darf, den Anforderungen der Zeit gerecht zu werden.

Mit achtzehn Jahren verließ Chamberlain das väterliche Geschäft, um als Vertreter der Interessen seines Vaters in eine von diesem in Gemeinschaft mit seinem Schwager Nettlefold gegründete Fabrik für hölzerne Schrauben in Birmingham einzutreten. Die ersten Zeiten des jungen Unternehmens waren harte und sorgenvolle, und im Kampf gegen die Concurrenz blieb nicht allein kein Gewinn, sondern die ersten fünf bis sechs Jahre brachten nicht unerhebliche Verluste. Es war im Wesentlichen der Thätigkeit und Arbeitskraft des jungen Chamberlain zu danken, wenn die Aussichten sich allmählich besserten; Concurrenten wurden ausgekauft, Patente erworben und ausgenutzt, Draht- und Eisenwerke gegründet und Kohlengruben angelegt, bis endlich die Firma Nettlefold & Chamberlain, wenn nicht das Monopol, so doch den größten Theil des Geschäfts in den von ihnen fabricirten Gegenständen erlangte. Es spricht für die von dem jungen Chef der Firma bei dieser Gelegenheit be-

obachtete Haltung, daß einer seiner erbittertsten politischen Gegner, Mr. Stead, der Herausgeber der „Review of Reviews", mit Bezug auf diese Zeit erklärt, daß Chamberlain's Betragen als Fabricant und Arbeitsgeber keine Veranlassung zu vielem Tadel geboten haben könne, da sonst bedeutend mehr locale und persönliche Opposition gegen ihn in den in Frage kommenden Districten herrschen würde, als man zu entdecken im Stande sei. Für Chamberlain war das Ergebniß seines Fleißes und seiner Anstrengungen, daß er sich mit achtunddreißig Jahren als reicher Mann aus dem Geschäft zurückziehen konnte.

Während der Zeit seiner kaufmännischen Thätigkeit hat Chamberlain nicht allein sein Selbststudium eifrig fortgesetzt, sondern auch Gelegenheit gesucht und gefunden, sich durch rege Betheiligung an den Discussionen in der Birmingham and Edgbaston Debating Society zum Redner auszubilden. Es spricht für die Energie des Mannes, daß er, heute einer der besten und schlagfertigsten Redner in England, viele Jahre hindurch nur sorgfältig vorbereitete und zum Theil auswendig gelernte Reden zu halten im Stande war.

Zum ersten Male in die weitere Oeffentlichkeit trat Chamberlain bei Gelegenheit der Debatten, die mit Bezug auf die Erziehungsfrage seit 1868 im Unterhause stattfanden und 1870 zur Annahme des als „Foster's Education Act" bekannten Gesetzes führten. Chamberlain wurde 1868, dreiunddreißig Jahre alt, zum Vorsitzenden des Executivcomités der „Nationalen Erziehungsliga" gewählt und stand als solcher im Mittelpunkt der polemischen Thätigkeit, welche von diesem Verein in den damaligen Kämpfen um die Frage der weltlichen oder religiösen Erziehung in den Elementarschulen geführt wurde. Um aber seine Stellung zu dieser wie allen religiösen Fragen gegenüber, der er nie untreu geworden ist, richtig verstehen und würdigen zu können, darf man nicht übersehen, daß er zu einer Nonconformisten-Familie[1]) gehört — er rühmt sich selbst, von einem der zweitausend Geistlichen abzustammen, die 1662 aus der Staatskirche austraten und ihre Pfründen aufgaben, weil sie den „Act of Uniformity" nicht anerkennen wollten — und die ganze Kampfesfreudigkeit, um nicht zu sagen Streitlust besitzt, die allen Sectirern eigen zu sein pflegt. Auch seine Zugehörigkeit zu den Unitariern[2]) verschärfte

[1]) Nonconformisten werden gemeinhin alle Diejenigen genannt, die sich weigern, sich der Lehre und den Gebräuchen der bischöflichen (episcopalian) Kirche zu unterwerfen. Das Gesetz, betreffend die Gleichförmigkeit des Cultus in allen anglicanischen Kirchen, war das Ergebniß einer auf Veranlassung der Regierung 1661 im Savoy-Hospital abgehaltenen und darum „Savoy Conference" genannten Besprechung zwischen zwölf Bischöfen und ebenso vielen presbyterianischen (d. h. schottisch-calvinistischen) Predigern, die das „Allgemeine Gebetbuch" (Common prayer book) revidirten und feststellten. In Folge davon traten jene Geistlichen — die Angaben über ihre Zahl schwanken zwischen 800 und 2000 - aus der anglicanischen Kirche, um sich dem durch das Parlament im Jahre 1662 zum Gesetz erhobenen Beschluß der Savoy Conference zu entziehen.

[2]) Die heutigen Unitarier, die die Lehren von der Dreieinigkeit, der Gottheit Christi, der stellvertretenden Versöhnung, der Erbsünde und der ewigen Verdammniß als nicht biblisch verwerfen, dürften kaum als aus den Arianern und Socinianern hervorgegangen anzusehen sein. Sie gelten in England und Nordamerika als die Nachfolger der 1662 aus der englischen Kirche geschiedenen Geistlichen. In England und Wales besitzen sie heute über dreihundert Kirchen und Capellen und eine Anzahl von Missionsstationen; in Schottland bilden sie zehn Congregationen,

seine Stellungnahme in der Erziehungsfrage. Mr. Foster's Gesetzentwurf, der in seinen wesentlichen Bestimmungen noch heute die Grundlage des gesammten englischen Volksschulwesens bildet, ging von der Ueberzeugung aus, daß die bisher fast ausschließlich durch freiwillige Beiträge der kirchlichen Gemeinden unterhaltenen Volksschulen dem Bedürfniß nach keiner Richtung hin genügten, und bestimmte, daß, wo freiwillige Beiträge nicht zur Errichtung und Unterhaltung der erforderlichen Anstalten (für den sechsten Teil der Bevölkerung) hinreichten, Schulbehörden (schoolboards) gewählt werden sollten, denen das Recht zustände, den Staatszuschuß und die localen Abgaben für Erziehungszwecke zu verwenden. Mit dem Princip war die Liga durchaus einverstanden, der Kampf entbrannte aber über den in diesen Schulen zu ertheilenden religiösen Unterricht, den sie ganz beseitigt sehen wollte, und die den Schulen aller Secten gleichmäßig zu gewährende Unterstützung. Chamberlain, der sich mit dem ihm eigenen Ungestüm betheiligt hatte, faßte, nachdem die Liga sich dem Widerstande der Regierung und der Mehrheit des Parlaments gegenüber mit einem nur theilweisen Erfolg hatte begnügen müssen, das Ziel des seiner Ansicht nach von den Nonconformisten fortzusetzenden Kampfes in den für seine ganze Auffassung charakteristischen Worten zusammen: „Religiöse Gleichheit, nicht religiöse Duldung."

Seine Stellung in der Liga, die bei den Wahlen für den Schulrath in Birmingham von fünfzehn Stellen sieben für ihre Candidaten gewann, hatte Chamberlain in nähere Beziehungen zu seinen Mitbürgern gebracht; im Jahre 1869 wurde er in den Stadtrath gewählt, und obgleich seine Wiederwahl 1872 durch die Opposition aller Derjenigen, die er durch sein Eintreten für Maßregeln wie die Oeffnung des Museums und der Bibliothek an den Sonntagen und die freie Zulassung armer Kinder zu dem Progymnasium verletzt hatte, nur mit einer Mehrheit von 62 Stimmen erfolgte, wurde er doch 1873, 1874 und 1875 zum Bürgermeister erwählt und brach seine Beziehungen zur städtischen Verwaltung von Birmingham erst 1880 ab. Wenn ihm von seinen Gegnern vorgeworfen worden ist, daß seine Fähigkeiten ihn mehr für einen Posten in einer städtischen Verwaltung als in dem Cabinet des Reiches geeignet machten, so hat er sich seiner Lehrjahre in den städtischen Aemtern nie geschämt und verdankt der Beschäftigung mit praktischen Fragen unzweifelhaft sehr viel von der Entschiedenheit, mit der er auf Schwierigkeiten loszugehen und sie anzufassen versteht. Im Jahre 1880 sprach er zu seinen Collegen im Stadtrath in Erwiderung auf einen von irländischer Seite gegen ihn gerichteten Angriff, daß sein Geist ein „städtischer" sei: „Ich gestehe gern, daß ich so am Kirchspiel hänge, daß ich mit größerer Befriedigung auf unsere Annexion

---

und in Irland zählen sie über 1000 Anhänger. In den Vereinigten Staaten ist ihr Hauptsitz in Massachusetts und Boston; Harvard College, Cambridge, das nicht confessionell ist, kann doch mit Recht als unitarisch bezeichnet werden. Daß aus den Zeiten der Reformation in Siebenbürgen eine unitarische Kirche mit über 60 000 Seelen besteht, ist bekannt, weniger vielleicht, daß eine solche auch in Polen bestand, bis sie in der Mitte des 17. Jahrhunderts durch Johann Casimir ausgerottet wurde.

von Gas und Wasser (er hatte die Gas- und Wasserwerke für Birmingham erworben) und die Herstellung einer wissenschaftlichen Grenze für unser Stadtgebiet blicke als auf die Ergebnisse der kaiserlichen Politik, der wir Cypern und Transvaal verdanken, und ich bin stolzer darauf, mit Ihnen gegen Unwissenheit, Krankheit und Verbrechen in Birmingham gekämpft zu haben, als wenn ich der Urheber des Krieges gegen die Zulus oder der Invasion von Afghanistan gewesen wäre."

In der That war es hauptsächlich Chamberlain zu verdanken gewesen, daß 1874 die Gaswerke, die bis dahin im Besitz einer Privatgesellschaft waren, und etwas später die Wasserwerke von der städtischen Verwaltung angekauft wurden, mit dem Erfolge, daß das Besitzthum der Stadt an diesen beiden Unternehmungen heute auf mehr als vier Millionen Pfund geschätzt wird und der Stadt erlaubt, ihren Bürgern Gas und Wasser zu Preisen zu liefern, die den Neid selbst der Londoner erregen. Er war auch das treibende Element bei der Einrichtung der Rieselfelder, die der Stadt 400000 £ kosteten, und noch mehr bei dem Ankauf und der Niederlegung der schmutzigen Gassen und Gäßchen, die das Innere der Stadt verunzierten, und die einen weiteren Betrag von über 1½ Millionen Pfund in Anspruch nahmen. Wenn die so gewonnenen, auf 75 Jahre vermietheten Grundstücke in der Mitte dieses Jahrhunderts an die Municipalverwaltung zurückfallen, wird es wenig Städte geben, die so reich sein dürften wie Birmingham. Aber als praktischer Mann hielt Chamberlain den eigenen Ehrgeiz und den seiner Collegen in vernünftigen Schranken und stand nicht an, auszusprechen, daß auch die gedeihliche Wirksamkeit einer Stadtverwaltung ihre räumlichen Grenzen habe und Decentralisation eins der Geheimnisse ihres Erfolges sei. Gleichzeitig trat er ganz entschieden gegen die Agitatoren auf, die die Erhebung localer Abgaben zu einem Angriff auf Eigenthum und Vermögen zu benutzen trachten. Der Einrichtung städtischer Arbeitsstätten, in denen allen Bewerbern Arbeit zu den von den Trade Unions festgesetzten Lohnraten gegeben würde, stand er durchaus feindlich gegenüber. „Die wahre Sphäre municipaler Thätigkeit," äußerte er sich, „ist auf die Dinge beschränkt, bei denen die Gemeinde Besseres bieten kann als der Privatunternehmer."

Ein 1874 gemachter Versuch, an Stelle des alten Liberalen Roebuck in Sheffield für das Parlament zu candidiren, war Chamberlain mißlungen, und erst 1876 wurde er bei dem Ausscheiden eines bisherigen Vertreters in Birmingham ohne Opposition ins Unterhaus gewählt. Er betrat es mit dem Ruf, nicht nur ein Radicaler, sondern ein Stück von einem rothen Republicaner zu sein. Aber man thut vielleicht nicht unrecht, wenn man von der Mehrzahl derjenigen englischen Politiker, die, wie Chamberlain, Sir Charles Dilke u. A., als Republicaner begonnen und sich über radicalen Cobdenismus zu Imperialisten umgemausert haben, annimmt, daß es mehr gewisse Auswüchse des englischen Systems, wie die erbliche Pairie, die Staatskirche u. s. w., als eine Abneigung gegen die monarchische Regierungsform und die Trägerin der Krone waren, welche sie zu überzeugten, wenn auch nicht zielbewußten Re-

publicanern[1]) machten. Jedenfalls hat Chamberlain seinen inneren Anschauungen niemals erlaubt, seine äußere Haltung zu beeinflussen, so z. B. wenn er 1874 als Bürgermeister von Birmingham den Prinzen von Wales mit vollendeter Höflichkeit empfing oder 1897 von der Königin Victoria sagte: „Kein Monarch in England hat so lange regiert, kein Monarch so gut und so weise. Keiner hat so andauernd und in immer steigendem Maße die Liebe und die Achtung seiner Unterthanen genossen“ [2]). Treu geblieben ist er aber trotzdem den socialen oder socialistischen Grundsätzen seiner Jugend, auch in älteren und veränderten Lebenslagen.

„Wenn Sie,“ so sprach er als Staatsminister im Unterhause 1885, „auf die frühere Geschichte unseres socialen Systems zurückgehen, so werden Sie finden, daß, als unsere socialen Einrichtungen zuerst Form gewannen, Jedermann mit natürlichen Rechten auf die Welt kam, mit dem Recht auf einen Antheil an dem großen Besitz der Gemeinschaft, mit einem Recht auf einen Theil des Landes seiner Geburt. Aber alle diese Rechte haben aufgehört zu bestehen; einige von ihnen sind verkauft worden, einige sind von Leuten fortgegeben worden, die kein Recht hatten, über sie zu verfügen, einige sind durch Gleichgültigkeit und Unwissenheit verloren gegangen, einige durch Betrug, andere durch Gewalt vernichtet worden. Privatbesitz ist an die Stelle des Gemeindebesitzes getreten, und dies System ist mit unseren Sitten und Gebräuchen so eng verwoben, es ist so durch das Gesetz geheiligt und die Gewohnheit geschützt, daß es sehr schwierig und vielleicht unmöglich sein würde, es umzustoßen. Aber, so frage ich, welches Lösegeld will das Eigenthum für die Sicherheit zahlen, deren es sich erfreut? Welchen Ersatz wird es für die natürlichen Rechte finden, die anzuerkennen es aufgehört hat? Die Gesellschaft hat sich zusammengeschlossen, um sich gegen die Instincte derjenigen ihrer Mitglieder zu schützen, die kurzen Proceß mit dem Privateigenthum machen würden, wenn man ihnen freien Willen ließe. Das ist Alles recht schön, aber ich bleibe dabei, daß die Gesellschaft diesen Leuten etwas mehr schuldig ist für die Fesseln, die sie ihrer Actionsfreiheit auferlegt, als bloße Duldung.“

Das Aufsehen, das diese Erklärungen machten, war ein ungeheures und Chamberlain sah sich genöthigt, in einer Rede, die er im Januar des nächsten Jahres in Birmingham hielt, auf den Gegenstand zurückzukommen. Seine Lehre von den natürlichen Rechten sei angegriffen und ihm gesagt worden, daß kein Recht außerhalb des Gesetzes bestände. Er erwidere darauf, daß das ein gefährliches und revolutionäres Princip sei. Wenn es wirklich zuträfe, so würde, da die Mehrheit die Gesetze mache, Macht Recht machen, und die Mehrheit würde berechtigt sein, ohne Rücksicht auf natürliche Billigkeit und Gerechtigkeit ihre eigenen Interessen auf Kosten der Minderheit wahrzunehmen. Er widerspreche einer solchen Behauptung, und sie dürfe am wenigsten zu Gunsten der Reichen allein aufgestellt werden. Wenn die Reichen ihre Rechte geachtet sehen wollten, wie sie es sein sollten, so müßten sie auch die Rechte ihrer anderen, weniger glücklichen Brüder achten. Diese Ansichten würden dar-

[1]) Lecky und in allerneuester Zeit C. B. Royland Kent in seinem „The English Radicals“ führen den Ursprung des englischen Radicalismus auf den bekannten John Wilkes (1727—1797) und den von demselben gemachten Versuch zurück, durch äußeren Druck der Wählerschaften auf das Unterhaus zu wirken; aber die Abstammung von dem französischen Radicalismus scheint doch die wahrscheinlichere; sie wird auch auf Wilkes ihren Einfluß ausgeübt haben und erklärt die Verquickung des englischen Radicalismus mit republicanischen Ideen und Tendenzen.

[2]) Foreign and Colonial Speeches by The R. H. J. Chamberlain. M. P. London, George Routledge & Sons. 1897. Manche der späteren Citate sind dieser Sammlung entnommen.

gestellt, als wenn sie direct zum Communismus führten und es würde gesagt, daß Communismus ein schreckliches Ding sei. Er habe es nie für möglich oder wünschenswerth gehalten, Alles auf dasselbe Niveau zu bringen; er habe nie geglaubt, daß man die Fähigkeiten und Lebensbedingungen der Menschen gleichmachen könne. Der Faule, der Trunkenbold, der Verbrecher und der Dummkopf müßten den Schaden ihrer Fehler tragen. Der starke und der fähige Mann würden immer die Ersten im Wettkampf sein. Aber was er sage, sei dies, daß die Gemeinschaft als ein Ganzes, das für das Wohl Aller zusammenwirke, etwas thun könne, um etwas zu der Summe menschlichen Glückes hinzuzufügen, um das Leben aller ihrer Bürger und vor Allem der Aermsten unter ihnen etwas besser, etwas edler und etwas glücklicher zu gestalten.

Das sind Anschauungen, die von Vielen als Utopien belächelt, von Manchen als Ketzereien verurtheilt werden mögen, die uns aber den Mann, der für sie in einer wenig wohlwollenden Umgebung eintrat und sie der liberalen Partei als Theil ihres Programmes aufzuzwingen suchte, in einem weniger unvortheilhaften Lichte zeigen, als seine äußere Erscheinung, seine rücksichtslose Logik und die Angriffe seiner Feinde dies oft thun.

Mr. Chamberlain's Lehrzeit im Parlament war nur kurz; er hatte von Anfang an verstanden, die Aufmerksamkeit des Hauses in Anspruch zu nehmen und als Führer des kleinen aber compacten Haufens von Radicalen den leitenden Staatsmännern den Eindruck zu machen, daß er bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit einen Posten im Cabinet beanspruchen würde und ihn auch verdiene. Er sprach im Hause nur über Gegenstände, über die er gut unterrichtet war, und weder lang genug, um zu langweilen, noch oft genug, um sich der Gefahr auszusetzen, als ungefährlicher Schwätzer einmal gründlich abgefertigt zu werden. Seine einschneidende Logik, sein Losgehen auf den Punkt und der beißende Spott, mit dem er seine Gegner zu überschütten pflegte, machten ihn im Hause zu einem sehr gefürchteten Gegner, mit dem man rechnen müsse, während seine besonders bei Gelegenheit von Verhandlungen im engeren Kreise bewiesene Ueberredungskunst ihn als einen schätzbaren Bundesgenossen erscheinen ließ.

Abgesehen von Fragen vorwiegend wirthschaftlicher Natur[1]), an deren Erörterung im Unterhause er sich während dieser Lehrjahre betheiligte, entwickelte der heutige Führer der Imperialisten seine Hauptthätigkeit in Angriffen gegen das Beaconsfield'sche Cabinet gerade in Fragen imperialistischer

[1]) Vielleicht ist hier auch der Ort, um die spätere Erzählung der politischen Entwicklung Chamberlain's nicht zu unterbrechen, an seine weitere gesetzgeberische Thätigkeit auf diesem Gebiete, namentlich als Mitglied der verschiedenen Cabinette, zu erinnern. Ein ganz besonderes Verdienst erwarb Chamberlain sich bei der späteren Gesetzgebung zu Gunsten der Arbeiter in der „Employers Liability Bill", der „Regulation of Mines and Factories Bill", der „Improvement of Artisan Dwellings Bill" und der „Free Education Bill"; an dem Zustandekommen dieser wichtigen Gesetze hat er einen wesentlichen, wenn nicht den wesentlichsten Antheil gehabt, und also wahr gemacht, was er 1885 und wieder 1894 behauptet: daß die Conservativen die Pioniere und die Beförderer der socialen Reform seien.

Politik, d. h. der Haltung Englands auf dem Berliner Congreß, der Erwerbung Cyperns und den Vorgängen in Afghanistan und Südafrika. Mit Entschiedenheit vertrat er den Standpunkt, daß die immer steigenden Ausgaben und die immer zunehmende Verantwortlichkeit, welche durch eine Ausdehnung englischen Einflusses und Besitzes außerhalb des Mutterlandes für das letztere entständen, in dieser Ausdehnung keine genügende Compensation fänden. Diese Haltung, die sich im Wesentlichen mit der des Führers der Opposition, Mr. Gladstone's, deckte, mußte ihm Chamberlain als einen wünschenswerthen Mitarbeiter bei der Bildung eines neuen Cabinets erscheinen lassen; mehr aber noch zwang Chamberlain's organisatorische Thätigkeit zu Gunsten der liberalen Partei diese zu einer Berücksichtigung seiner Ansprüche, die zugleich die der Radicalen waren. Chamberlain war der erste Präsident und der „Boss" der nach England übertragenen amerikanischen Institution des „Caucus", die als das Birmingham-System der politischen Organisation und, auf weitere Kreise angewendet, als die „Nationale Verbindung liberaler Vereine" (National Federation of liberal associations) bekannt ist[1]). Es handelte sich bei derselben um die Organisation von Comités (je nach der Zahl ihrer Mitglieder die liberalen drei, vier oder mehr Hundert genannt), deren Aufgabe es sein sollte, den liberalen Candidaten zu bestimmen, für die Eintragung der Wähler in die Listen zu sorgen und sie zur Urne zu bringen. Die localen liberalen Vereine sollten die politische Meinung in ihrem District feststellen und kundgeben, während der nationalen Verbindung die Aufgabe zufiel, die Politik und das Programm der Partei als ein Ganzes festzustellen und zu formuliren. Auf Angriffe der Conservativen, die in dem „Primrose-(Primel-)Bunde" eine ähnliche, wenn auch weniger wirksame Organisation besaßen, erwiderte Chamberlain 1885 u. A.:

„Ich wundere mich, wenn ich den Widerstand und die Einwendungen gegen diese Organisationen auf Seiten finde, die behaupten, mit der demokratischen Bewegung zu sympathisiren. Diese Bewegung würde ihre ganze Kraft ohne solche Organisationen verlieren. Die Schwierigkeit, der der Radicalismus in früheren Jahren begegnete, bestand darin, daß im Volk kein Zusammenhang war. Napoleon III. sagte zu Cobden bei einem Gespräch, daß private Interessen einem wohlorganisirten Regiment glichen, während das öffentliche Wohl von einer unorganisirten Menge vertheidigt würde. Die Kraft der Demokratie muß, um mächtig zu sein, concentrirt sein; sie darf nicht in zahllose Einheiten zersplittert werden, von denen jede ihre Unabhängigkeit so hoch schätzt, daß keine sich mit einer anderen auch nur für einen Tag verbinden kann."

---

[1]) Ob der Plan dieser Organisation in Chamberlain's Kopf entsprang, mag fraglich erscheinen; gewöhnlich wird der am 2. Januar d. J. verstorbene Mr. Schnadhorst als der Schöpfer desselben angesehen. Jedenfalls aber kann kein Zweifel darüber bestehen, daß Chamberlain, wenn er sich auch die große Geschicklichkeit dieses berühmtesten aller parlamentarischen Drahtzieher zu Nutzen machte, doch stets die „Maschine controlirte", was schon daraus hervorgeht, daß, als Bright und er 1886 die liberale Partei verließen und sich als „Unionisten" den Conservativen anschlossen, während Mr. Schnadhorst der alten Fahne treu blieb, das Instrument sehr an Brauchbarkeit und Zuverlässigkeit einbüßte. Mr. Schnadhorst, dem die Liberalen 1887 in Anerkennung seiner Dienste und Verdienste einen Check von 10 000 £ überreichten, hat nie die Wiederwahl Chamberlain's in Birmingham verhindern können, und der Wahlsieg der Liberalen 1892, der unzweifelhaft sein Werk, war nicht entscheidend genug, um die Niederlage der Partei aufhalten zu können.

Goldene Worte, die der deutsche Liberalismus gut thun würde zu beherzigen und zu befolgen! Chamberlain ist seinem hier ausgesprochenen Princip treu geblieben, auch nachdem er als Minister eine leitende Stellung einzunehmen berufen worden war.

II.

Das conservative Ministerium Beaconsfield, das seit 1874 bestanden hatte, erlitt 1880 bei den allgemeinen Wahlen eine vollständige Niederlage, hauptsächlich weil die Stimmung für innere Reformen im Gegensatz zu einer imperialistischen äußeren Politik im Volke stärker war, als man selbst in den Reihen der Liberalen vorausgesetzt hatte, und nach kurzen Schwankungen wurde Mr. Gladstone mit der Bildung eines liberalen Cabinets beauftragt, in dem zwei Radicale Stellen erhielten, Mr. Bright als Kanzler des Herzogthums Lancaster und Mr. Chamberlain als Präsident des Handelsamts, während Sir Charles Dilke vorläufig Unterstaatssecretär im Auswärtigen Amt unter Lord Granville wurde. Es ist wahrscheinlich, daß Sir Charles Dilke, von dem bereits 1868 die erste Ausgabe von „Greater Britain" erschienen war, und mit dem Chamberlain seit seinem Eintritt ins Unterhaus nähere und vertraute Beziehungen unterhielt, im Laufe der Zeit nicht wenig dazu beigetragen haben mag, Chamberlain's Auffassung der Beziehungen des Mutterlandes zu seinen Colonien und auswärtigen Besitzungen zu modificiren. Als ein Symptom dieser Sinnesänderung mag gelten, daß, während Chamberlain in diesen Fragen anscheinend noch vollständig auf dem Gladstone'schen Standpunkte blieb und denselben im Parlament wie in der Oeffentlichkeit vertrat, sein College Mr. Bright ihn bereits damals als den einzigen „Jingo" [1]) im Cabinet bezeichnete.

Die ersten Fragen, welche die neue liberale Regierung zu erledigen hatte, gehörten zu den von den Conservativen überkommenen Schwierigkeiten der äußeren Politik, vor Allem in Transvaal und Afghanistan. Wie das Cabinet Gladstone in der ersteren Schritt für Schritt zurückwich und, nachdem es die Königin in der Thronrede hatte sagen lassen, daß ihre Oberherrlichkeit in Transvaal gewahrt werden müsse, die Annexion rückgängig machte und zuerst die Convention von 1881, dann die von 1884 abschloß, ist bekannt, weniger die Art und Weise, wie Chamberlain die Politik des Cabinets vertheidigte. Während er auf der einen Seite hervorhob, daß das Transvaal ein armes, von einem kriegerischen Volk bewohntes Land sei, zu dessen Behauptung man 15—20000 Mann brauchen würde, schob er auf der anderen Seite die ganze Schuld an der Lage den Conservativen zu, welche die Nation mit der Behauptung getäuscht hätten, daß die Bevölkerung des Transvaal mit der Annexion einverstanden sei. Unter dieser Voraussetzung und zum Schutz des loyalen Theils der Bevölkerung und der Eingeborenen habe die Regierung in

[1]) Dieses im Sinne von „Chauvinist" jetzt viel gebrauchte Wort war ursprünglich ein Spitzname für die kriegslustigen Tories unter Lord Beaconsfield's Verwaltung und stammt aus einem populären Liede jener Zeit. — Vergl. „Jingo, Jingoism" in Muret's Encyklopädischem Englisch-Deutschen Wörterbuch. (Berlin, Langenscheidt.)

aller Eile Verstärkungen nach Südafrika gesendet, bis die Zahl der dort vorhandenen Truppen 12000 Mann überstiegen habe. Dabei habe aber die Regierung niemals die Möglichkeit einer friedlichen Verständigung ausgeschlossen, und sobald von Seiten des Präsidenten des Oranje-Freistaats, Brand, Eröffnungen eingelaufen seien und Herr Krüger selbst Sir George Colley gegenüber sich bereit erklärt habe, die Frage der Entscheidung einer von der Königin zu ernennenden Commission zu unterwerfen, habe die Regierung ihren Bevollmächtigten angewiesen, unter gewissen Voraussetzungen in Unterhandlungen einzutreten. Unter diesen Voraussetzungen sei die erste und wichtigste die gewesen, daß die Boeren sich jedes bewaffneten Widerstandes enthielten; leider hätten, während die Verhandlungen stattfanden, die britischen Truppen, die sich in der Minderzahl befanden, drei Mal die Verschanzungen der Boeren angegriffen und seien zurückgeschlagen worden. Die Regierung habe diese Vorkommnisse bedauert, aber sie habe darin keine Veranlassung gesehen, von ihren früheren Entschlüssen abzugehen; die Engländer seien in jedem Falle die Angreifer gewesen, und die Verluste, die sie erlitten hätten, könnten, so sehr sie zu bedauern seien, die Veranlassung des Krieges nicht zu einer gerechteren machen. Die Regierung habe, als die Boeren die ursprünglich gestellten Bedingungen angenommen, sich über die Aussicht, dem ferneren Blutvergießen ein Ende zu machen, gefreut, und sie sei überzeugt, daß das englische Volk sich nicht gedemüthigt fühlen werde, weil seine Regierung sich geweigert habe, bei voller Kenntniß der Thatsachen auf einem Wege der Bedrückung und des Unrechts zu verharren. England sei eine große und mächtige Nation; was nütze es aber, groß und mächtig zu sein, wenn man sich scheue, einen Irrthum einzugestehen, sobald man desselben inne geworden sei. Schande liege nicht in dem Eingestehen eines Irrthums, sondern in dem Beharren in absichtlichem Uebelthun.

Die von Lord Kimberley im November vorigen Jahres in Newcastle abgegebene Erklärung, daß die Regierung, zu der er damals gehörte, sich zur Nachgiebigkeit den Boeren gegenüber entschlossen habe, weil die Betheiligung des Oranje-Freistaats am Kriege und ein Aufstand der Holländer in der Kapcolonie gedroht habe, nimmt den damaligen Aeußerungen Chamberlain's viel von ihrem Pathos. Die Frage, wieviel ihm bei seiner untergeordneten Stellung im Cabinet von den Vorgängen in Transvaal bekannt gewesen sei, scheint allerdings, trotz seiner Gewohnheit, den Sachen auf den Grund zu gehen, nicht ganz unberechtigt, seitdem der Herzog von Argyll in der „Times" (22. December 1899) erklärt hat, daß er, der ein Mitglied desselben Cabinets war, wie das ganze Cabinet überhaupt sehr wenig von den Vorgängen und Verhandlungen gewußt habe. Der Herzog schreibt: „Als ein Cabinet waren wir sehr unvollkommen unterrichtet. Der Gegenstand wurde meistens von dem betreffenden Departement (Lord Kimberley's) und von Fall zu Fall erledigt. Kein Schriftstück, das die Frage als ein Ganzes behandelt hätte, ist uns, soweit ich mich erinnere, jemals vorgelegt worden. Die schändliche Verrätherei, mit der der Krieg durch die Niedermetzelung des 94. Regiments bei Brokkerspruit am 3. December 1880 begann, ist uns niemals in den Einzel-

heiten mitgetheilt worden . . . Ich entsinne mich nicht, jemals die genauen Bedingungen der Convention von 1881 gekannt zu haben, ehe sie unterzeichnet wurde." Im Uebrigen verdient hervorgehoben zu werden, daß der Herzog von Argyll die ihm mitgetheilten Ansichten Mr. Gladstone's über dessen Auffassung der Sachlage in Transvaal fast wörtlich so wiedergibt, wie Mr. Chamberlain sie in der vorangeführten Rede als die der Regierung entwickelte; es ist daher jedenfalls nicht ausgeschlossen, daß der Letztere ebenfalls nur auf Grund ihm von Mr. Gladstone gemachter Mittheilungen gesprochen habe. — Aehnliche Zustände wie die von dem Herzog von Argyll geschilderten kommen auch in den Cabinetten anderer Länder vor.

In der afghanischen Frage war das Ministerium Gladstone durch die zu der Zeit, als seine Mitglieder sich noch in der Opposition befanden, abgegebenen Erklärungen gebunden. Dabei war es ein eigenes Schicksal, daß diesem Cabinet, dessen Wahlspruch Frieden, Ersparniß und Reform war, die Aufgabe zufiel, in Aegypten einzuschreiten, und daß es sich, trotz aller Windungen und Drehungen seines Chefs, des größten unbewußten Humbugs aller Zeiten, wie man ihn im Gegensatz zu Disraeli, dem größten aller bewußten, einst nannte, zur endlichen Occupation des Landes entschließen mußte. Auch in dieser Frage stand Chamberlain zu seinem Führer und blieb im Cabinet, nachdem Bright, der Friedensmann par excellence, es nicht länger als mit seiner Ueberzeugung vereinbar gefunden hatte, demselben anzugehören. An seine Stelle trat Mr. Dodson (später Lord Monk Bretton), der als Präsident der Localverwaltung (board of local government) durch Sir Charles Dilke ersetzt wurde. Das radicale Element im Cabinet erlitt also durch Mr. Bright's Ausscheiden keine Schwächung, sondern eher eine Stärkung.

Von inneren Fragen war die, welche das Cabinet am meisten beschäftigte, die irische, und an ihr nahm Chamberlain einen hervorragenden Antheil. Der Druck, den die irischen Nationalisten unter Parnell's Leitung auf Mr. Gladstone und sein Cabinet ausübten, war besonders in Folge der Unterstützung, die sie bei den radicalen Mitgliedern desselben fanden, so stark, daß der Staatssecretär für Irland, Foster, der den Wünschen der Irländer hinsichtlich einer Entschädigung der wegen Nichtzahlung der Pachtgelder exmittirten Pächter sehr wenig geneigt war, sich gezwungen sah, am 12. Juni 1880 die sogenannte „Compensation for disturbance bill" im Unterhause einzubringen, die dort angenommen, im Oberhause aber mit 252 Stimmen gegen 51 verworfen wurde. Dies veranlaßte Chamberlain zu einem heftigen Angriff gegen das Oberhaus, in dem er es beschuldigte, durch die Ablehnung des Gesetzes eine unweise und unpatriotische Handlung begangen und den Bürgerkrieg hervorgerufen zu haben, der durch die Annahme des Gesetzes verhindert worden sein würde, da die Führer der irischen Landliga selbst eingestanden hätten, daß sie dann ihre Agitation fortzusetzen nicht in der Lage gewesen wären. Eine um so unberechtigtere Auffassung, als Parnell und die anderen irischen Nationalisten bei der dritten Lesung im Unterhause gar nicht gestimmt, sondern das Haus verlassen hatten, — ein Beweis, daß die Partei das, was ihr geboten wurde, nicht als eine genügende Abschlagszahlung ansah und freie Hand behalten

wollte. Die weiteren Ausschreitungen in Irland, welche die Folge von directen Aufhetzungen durch Mitglieder des Parlaments waren, veranlaßten das Cabinet, die Frage, was in Irland zu geschehen habe, um die Sicherheit für Personen und Eigenthum wieder herzustellen, in neue Erwägungen zu ziehen, und diesmal trug die Partei der gemäßigten Liberalen unter Lord Hartington den Sieg davon. Die von Foster eingebrachten Gesetzentwürfe, die „Protection of life and property bill" und die „Peace preservation bill", wurden im Unterhause auch von Mr. Bright vertreten, der erklärte, sich nunmehr von der Nothwendigkeit von Zwangsmaßregeln, gegen die er ursprünglich gestimmt, überzeugt zu haben. Chamberlain griff nicht direct in die Debatte ein, aber es kann keinem Zweifel unterliegen, daß er die Ansicht seines älteren Collegen theilte. Die beiden Entwürfe wurden nach langen Kämpfen, in denen die Nationalisten jedes Mittel der Obstruction in Anwendung brachten, angenommen, und das Cabinet ging nun zu dem Versuch über, den in den agrarischen Zuständen Irlands als thatsächlich bestehend anerkannten Uebelständen durch eine „Landbill" abzuhelfen, die im Wesentlichen auf den drei F, nämlich „fair rents, fixity of tenure und free sale", beruhte. Chamberlain trat für diese Politik mit großer Entschiedenheit ein, und es mußte ihn daher um so mehr verletzen, als bei der zweiten Lesung Parnell das Gesetz für ein erbärmliches Almosen erklärte, was von Chamberlain's Seite die Antwort hervorrief, Parnell und sein Gefolge hätten nie einen Zweifel darüber gelassen, daß ihr Hauptziel nicht die Abstellung von Beschwerden, sondern die Trennung Irlands von England sei. Im Verlauf der Rede sprach er sich über die Aufgabe der Regierung dahin aus, daß dieselbe darin bestehe, den ehrlichen Pächter gegen einen harten und ungerechten Grundherrn zu beschützen, nicht aber dem unehrlichen behülflich zu sein, die vorhandene Agitation zu benutzen, um seine Gläubiger zu bestehlen, indem er mit Geld in der Tasche sich weigert, seinen Grundherrn zu bezahlen, der vielleicht ärmer sei als er. Noch schärfer sprach sich Chamberlain in einer am 25. October 1881, nachdem der Entwurf Gesetz geworden war, zu Liverpool gehaltenen Rede aus, in der er erklärte, daß er nie die Errichtung einer feindlichen Macht auf Kanonenschußweite von der englischen Küste in Erwägung ziehen könne. Wenn Irland Unabhängigkeit erhielte, so würde das wahrscheinliche Ergebniß der Bürgerkrieg und, selbst wenn der vermieden werde, die Eifersucht gegen England sein. Die beiden Länder würden eine fortdauernde Drohung, eins gegen das andere, sein und die Ausgaben für Armee und Flotte auf beiden Seiten unerträglich werden, — ein Zustand, der nicht anders enden könne als mit der Wiedereroberung Irlands oder dem Ruin Englands. Solchen Möglichkeiten könne er sich nicht aussetzen, und darum sage er, Liberaler und Radicaler, der er sei, zu Irland, was die Liberalen oder Republicaner des Nordens zu den Südstaaten von Amerika gesagt hätten: „Die Union muß aufrecht erhalten werden!"

Die Annahme des Landgesetzes und die in Irland vorgenommenen zahlreichen Verhaftungen, unter denen sich auch die einer ganzen Anzahl von Mitgliedern des Unterhauses befanden, genügten nicht zur Wiederherstellung der Ruhe, und es war daher erklärlich, daß die von Anfang an im Cabinet vor-

handen gewesenen Meinungsverschiedenheiten zwischen den radicalen Mitgliedern desselben und Mr. Foster, dem Hauptvertreter der Zwangsmaßregeln, sich immer mehr zuspitzten. Die zwischen Chamberlain und den Häuptern der irischen Nationalisten, mit Vorwissen von Gladstone und Foster, aber ohne Betheiligung des Letzteren, stattgefundenen Verhandlungen führten zu dem unter dem Namen des Vertrags von Kilmainham bekannten Abkommen, so genannt nach dem Orte, an welchem Parnell und ein Theil seiner Gefährten gefangen gehalten wurden. Der erste äußere Erfolg war der Rücktritt Lord Cowper's, des Lordlieutenants von Irland, des Chefsecretärs Mr. Foster und die Freilassung von Mr. Parnell, Dillon, O'Kelly und Davitt am 2. Mai 1882. Der genaue Inhalt des Abkommens selbst ist nie bekannt geworden, aber man kann wohl annehmen, daß die Regierung in demselben eine Erledigung der Frage der Pachtrückstände durch die Einbringung eines darauf bezüglichen Gesetzes im Sinne der Forderungen der parlamentarischen Nationalisten zusagte, während die Letzteren versprochen haben dürften, nach Annahme eines solchen Gesetzes ihrerseits die Agitation aufzugeben. Die Abneigung beider Theile, das getroffene Abkommen zu veröffentlichen, war erklärlich. Abgesehen von den im Cabinet selbst bestehenden Differenzen, die allein genügen, die vielen Schwankungen und schroffen Wechsel in seiner irischen Politik zu erklären, brauchte dasselbe zur Annahme des von ihm einzubringenden Gesetzes die Unterstützung der gemäßigteren Liberalen und fortgeschritteneren Conservativen, die vor den Kopf zu stoßen es vermeiden mußte, während die Mitglieder der irischen parlamentarischen Partei ihrerseits ebenfalls nicht in der Lage waren, es mit dem amerikanischen Clan-na-Gael und den irischen Unbesiegbaren (National Invincibles), die als unabhängige und treibende Kräfte neben und hinter ihr standen, zu verderben. Es sollte indessen zu einer Ausführung der getroffenen Vereinbarungen diesmal nicht kommen. Die Ermordung des neuen Chefsecretärs Lord Frederic Cavendish und Mr. Burke's in Dublin am 6. Mai 1882 zerstörte jede Aussicht auf eine Verständigung und nöthigte die Regierung zu einer neuen Politik des Zwangs. Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß Chamberlain beim Rücktritt Foster's und beim Tode von dessen Nachfolger bereit gewesen ist, die Stelle als Chefsecretär zu übernehmen, vielleicht in der Hoffnung eines Erfolges, wo es Anderen nicht geglückt war; aber Gladstone glaubte nicht, den Theil seiner Gefolgschaft, der die Ansichten Foster's theilte, durch die Ernennung seines Gegners im Cabinet verletzen zu dürfen. Trotz der Enttäuschung, wenn es eine war, trat Chamberlain in seinen Reden innerhalb und außerhalb des Parlaments für die neue Verwaltung in Irland (Lord Spencer und Mr. Trevelyan) und die Politik seines Chefs ein, von der er behauptete, daß sie wenigstens etwas zur Beruhigung Irlands beigetragen habe.

III.

Im Juni 1885 fiel das Ministerium Gladstone über eine unbedeutende Frage der irischen Verwaltung, in Wirklichkeit wegen der Mißstimmung, die seine Haltung in allen auswärtigen Angelegenheiten, im Transvaal, im Sudan

(Gordon's Mission und der Fall von Chartum), in Aegypten und schließlich in Afghanistan (der Pendjeh-Vorfall) erregt hatte, und ein Cabinet Salisbury trat an seine Stelle, das, den Verhältnissen entsprechend, nur kurzlebig sein konnte. Die Entscheidung in den meisten Fragen lag bei den irischen Nationalisten, und es war daher wenigstens vom Standpunkt parlamentarischer Taktik aus erklärlich, daß beide Parteien, das conservative Ministerium und die liberale Opposition, sich bemühten, mit Jenen Fühlung zu gewinnen. Es war wohl im Wesentlichen die Besorgniß, daß die Conservativen, die durch Lord Carnarvon mit den Nationalisten verhandelten, durch irgend welche Zugeständnisse in der Homerulefrage die Unterstützung der irischen Partei erlangen könnten, welche Gladstone und Chamberlain veranlaßten, auch ihrerseits eine Verständigung mit den Nationalisten zu versuchen. Der Verdacht der liberalen Führer wurde durch die ersten Handlungen der conservativen Regierung, die die von ihren liberalen Vorgängern in Irland eingeführten Zwangsmaßregeln aufhob, bestärkt; aber es war natürlich, daß die irische Partei, die sich so von allen Seiten umworben sah, ihre Ansprüche steigerte. In einer am 24. August 1885 zu Dublin gehaltenen Rede erklärte Parnell das irische Parlament mit den weitest gehenden Befugnissen für gesichert; am 8. September erwiderte Chamberlain darauf in einer Ansprache zu Warrington, daß er für seine Person auf solche Ansprüche nicht eingehen werde, da die neuen Forderungen weit die Rechte überstiegen, die den einzelnen der Vereinigten Staaten eingeräumt seien, und weil, wenn dieselben bewilligt würden, jede Hoffnung aufgegeben werden müsse, das Vereinigte Königreich zu erhalten. Trotzdem war diese Rede keine vollkommene Absage an die irische Partei, und Chamberlain erklärte sich ausdrücklich bereit, Irland das größte Maß von localer Selbstverwaltung zu bewilligen, ebenso wie er dasselbe England und Schottland zu gewähren bereit sei. Ein solches Zugeständniß, soweit es auch in gewissem Sinne ging, konnte die irische Partei nicht befriedigen, und Parnell forderte seine Landsleute in England auf, gegen den Mann (Gladstone) zu stimmen, der Irland knechte, Aegypten mit Blut erfülle und die religiöse Freiheit in der Schule wie die Redefreiheit im Parlament bedrohe. Der Ausfall der Wahlen waren 249 Conservative, 86 Iren und 335 Liberale, — ein Ergebniß, das die Entscheidung noch mehr als vorher in die Hände der Homerulers legte. Die conservative Partei konnte ohne die Irländer nicht bestehen, aber auch Gladstone war nicht im Stande, ohne sie eine lebensfähige Regierung zu bilden, da ein Theil der Liberalen nicht zu weitgehenden Zugeständnissen an Irland bereit war. Es nahm daher Niemanden Wunder, als im December 1885 das Gerücht sich verbreitete, daß Gladstone den wesentlichsten Forderungen der Irländer, namentlich der eines eigenen unabhängigen irischen Parlaments, zugestimmt habe, und ein sofort erfolgtes, allerdings etwas gewundenes Dementi Gladstone's fand wenig Glauben. Chamberlain, der sich dagegen verwahrte, von Verhandlungen mit den Irländern etwas gewußt zu haben, fuhr fort, sich für die erweiterte locale Selbstverwaltung Irlands auszusprechen, erklärte aber, daß für die Liberalen die Zeit noch nicht gekommen sei, die Frage aufzunehmen; die Iren hätten sich an die Conservativen gewendet;

man solle ihnen Zeit und Gelegenheit geben, sich bei denselben die unvermeidliche Enttäuschung zu holen; sie würden dann viel vernünftiger und maßvoller zu den Radicalen zurückkehren. Inzwischen hatten auch die Conservativen sich überzeugen müssen, daß es ohne Zwangsmaßregeln in Irland nicht gehe; aber ehe sie dazu kamen, ihre eigene Politik zu entwickeln oder ihre Gegner zu veranlassen, sich über die von ihnen beabsichtigte auszusprechen, fiel das Cabinet Lord Salisbury über ein von einem Freunde Chamberlain's gestelltes Amendement zur Adresse. Alle Parteien waren darüber einig, daß es die Radicalen, d. h. Chamberlain, gewesen seien, die das conservative Cabinet gestürzt hätten, aber es verdient besonders bemerkt zu werden, daß bei der Abstimmung, die dies Ergebniß herbeiführte, bereits achtzehn Liberale, darunter Lord Hartington und Mr. Göschen, für die Conservativen stimmten, weil sie keinem Gladstone'schen Cabinet mit ausgesprochenen Homerule-Sympathien zur Herrschaft verhelfen wollten. Chamberlain wurde in dem zu bildenden Ministerium die Stelle als Präsident des localen Verwaltungsamts angeboten, die er annahm, nachdem er sich Gladstone gegenüber in einem vom 30. Januar 1886 datirten Schreiben dahin ausgesprochen hatte, daß er die Bedingungen, welche an eine Verständigung mit der irischen Partei geknüpft werden müßten, für unvereinbar mit der Errichtung eines nationalen gesetzgebenden Körpers in Dublin halte, — eine Erklärung, die Gladstone damit beantwortete, daß er ihm volle Freiheit lasse, jeden Plan zu prüfen und zu verwerfen. Daß Gladstone zusammen mit John Morley, dem neuernannten Chefsecretär für Irland, an dem Entwurf eines Homerule-Gesetzes arbeite, war ein offenes Geheimniß, aber wie 1881 die meisten Mitglieder des Cabinets nicht wußten, was eigentlich in Südafrika vorging, und welches die Absichten der Regierung waren, so wurde, wie der Chefsecretär für Schottland, Sir George Trevelyan, erklärte, als er im Unterhause die Gründe auseinandersetzte, warum er sein Amt niedergelegt habe, auch diesmal die Mehrheit des Cabinets nicht um Rath befragt. Nur einzelne Mitglieder waren über einzelne Punkte gehört, aber kein Versuch gemacht worden, die ganze Angelegenheit im Ministerrath zu erörtern. Außerdem wäre eine Verständigung zwischen Morley und Chamberlain unmöglich gewesen, und Gladstone zog es vor, den Letzteren ganz bei Seite zu schieben. Die Folge war, daß nach der ersten Mittheilung über die einzubringenden Vorlagen an die Minister Chamberlain am 15. März sein Portefeuille in die Hände seines Chefs zurückgab und dies damit erklärte, daß er einerseits außer Stande sei, seine Zustimmung zur Errichtung einer unabhängigen gesetzgebenden Versammlung in Dublin zu geben, und andererseits nicht die von Gladstone zur Erledigung der Landfrage geforderten großen Summen gewähren könne. Die in Aussicht genommene irische Regierung werde nie im Stande sein, die drei oder vier Millionen Pfund Sterling, die sie für die Armee und Flotte und die öffentliche Schuld zu zahlen habe, und die fünf Millionen Pfund Zinsen und Amortisation für den in Aussicht genommenen irischen Landfonds aufzubringen, was vielen Streit verursachen und schließlich eine militärische Execution nothwendig machen werde, die um so größere Gefahren bieten würde, wenn die Mittel, die Irland besäße, und die

ganze Civilverwaltung des Landes der irischen Nationalregierung ausgehändigt worden seien. Gladstone's Vorschläge liefen also thatsächlich darauf hinaus, daß England eine ungeheure Vermehrung seiner öffentlichen Schuld und eine damit verbundene Erhöhung der Besteuerung auf sich nehmen solle, nicht um eine engere und wirksamere Verbindung der drei Königreiche unter einander anzubahnen, sondern um die Abschaffung der Union und die thatsächliche Trennung Irlands von England und Schottland herbeizuführen.

Trotz seines Austritts aus dem Cabinet scheint Chamberlain — freilich vergeblich — noch immer versucht zu haben, Gladstone zum Aufgeben seiner weitergehenden Pläne und zur Annahme weniger umfassender Zugeständnisse an die irische Partei zu bewegen. Jedenfalls hat er sich von den Schritten der Liberalen ferngehalten, die sich bereits damals unter Lord Hartington und Mr. Göschen den Conservativen anschlossen; er war im Gegentheil auch jetzt noch bemüht, wenn irgend möglich, die liberalen Elemente im Unterhause wieder zusammenzuführen und die Einheit der Partei zu erhalten. Dies erschien ihm, aber nicht den Führern der liberalen Secession im engeren Sinne möglich, als Gladstone im Mai eine Art von Manifest erließ des Inhalts: daß die Landbill nicht als Parteifrage und alle Einzelheiten der Homerulebill als unwesentlich angesehen werden sollten. Chamberlain glaubte aus dieser Erklärung folgern zu dürfen, daß der Chef der liberalen Partei den Wunsch hege, die in derselben vorhandene Spaltung zu heilen und dies dadurch zu bewirken, daß er nichts gegen die Zurückziehung seines Entwurfs nach der zweiten Lesung einwenden werde; er sollte indessen bald eines Anderen belehrt werden, denn wenige Tage nach dem Erscheinen des Manifests wurde der erfolgreiche Versuch gemacht, seinen Einfluß auf die „National Federation of Liberal Associations" zu vernichten, indem hervorragende Anhänger von Gladstone in einer Versammlung derselben den Antrag ein- und mit überwiegender Majorität durchbrachten, die Regierung bedingungslos zu unterstützen. Gleichzeitig wurde, wenn auch erfolglos, versucht, Chamberlain's Stellung in Birmingham zu untergraben. Auch jetzt noch versuchte er, die definitive Spaltung in der liberalen Partei abzuwenden, aber er mußte sich bald überzeugen, daß der Theil der Liberalen, der Gladstone folgte, die Sache ohne ihn machen zu können glaubte; man hielt seinen Einfluß für weit genug gesunken, um anzunehmen, daß er im Unterhause höchstens noch über ein halbes Dutzend Stimmen verfüge. Gladstone und seine Anhänger sollten sich indessen bald überzeugen, wie falsch sie die Sachlage und den Gegner beurtheilt hatten. Als Chamberlain wenige Tage nach diesen Vorgängen eine Versammlung derjenigen Liberalen einberief, die im Großen und Ganzen den Homerule-Principien günstig gesinnt, aber entschlossen waren, gegen das eingebrachte Gesetz zu stimmen, folgten 52 Mitglieder des Unterhauses seinem Ruf, und zwei Tage später, bei einer von Lord Hartington einberufenen Versammlung, stellte sich heraus, daß die Secession zum Mindesten über 93 Stimmen zu verfügen haben werde.

Gleichzeitig kamen Lord Hartington und Chamberlain überein, gegen die zweite Lesung der Homerulebill zu stimmen, was deren Schicksal entscheiden

mußte. Am 7. Juni 1886 wurde das Ministerium mit 343 gegen 313 Stimmen geschlagen, wobei 94 Liberale gegen dasselbe stimmten. Gladstone entschloß sich zur Auflösung des Hauses und zum Appell an das Land. In dieser Auffassung der Lage ward er hauptsächlich durch die Versicherung gestärkt, die der früher erwähnte Mr. Schnadhorst in einer besonders einberufenen Sitzung des Ministeriums abgab, daß nämlich die irischen Stimmen in England den Einfluß der liberalen Unionisten mehr als ausgleichen würden. In der Wahlcampagne entwickelte Chamberlain seine und seiner Freunde Ansichten dahin, sie seien zwar entschlossen, gegen jedes besondere Parlament in Irland zu stimmen, aber bereit, die berechtigten Forderungen des irischen Volks für größere Unabhängigkeit in der Wahrnehmung seiner localen Angelegenheiten zu unterstützen. Es würde nothwendig sein, ein vollständiges System localer Verwaltung in den drei Königreichen einzuführen und neben einer solchen rein municipalen Einrichtung eine umfassendere allgemeinere, vermittelst welcher die verschiedenen Theile des Vereinigten Königreichs, unter der gleichzeitigen Controle des Parlaments, größeren Einfluß als bisher auf die locale Verwaltung und die Gesetzgebung für ihre besonderen Bedürfnisse auszuüben vermöchten. Daß Chamberlain ernsthaft an die Möglichkeit einer solchen Einrichtung glaubte, ist anzunehmen; er lehnte daher auch jede gemeinschaftliche Propaganda oder sonstiges Arrangement mit den liberalen und conservativen Unionisten ab. Sein Wahlbezirk blieb ihm und seinen Freunden treu; sie wurden ohne Opposition wiedergewählt, und das Gesammtergebniß der Wahl war eine vollständige Niederlage der Gladstone'schen Liberalen, von denen nur 194 gewählt wurden, die sich, mit 85 Nationalisten, 316 Conservativen und 75 liberalen Unionisten gegenüber in einer entschiedenen Minderheit befanden. Ein neues, ausschließlich conservatives Ministerium Salisbury war die Folge dieses Wahlergebnisses. Allerdings war Lord Hartington der Eintritt in das Cabinet angeboten, von diesem jedoch abgelehnt worden. In der That hätte eine Betheiligung der liberalen Unionisten am Cabinet auch eine solche ihrer radicalen Gesinnungsgenossen nothwendig gemacht, und das war eine Maßregel, die in Anbetracht der bis noch vor Kurzem geführten erbitterten Kämpfe zwischen den Radicalen und Conservativen zum Mindesten verfrüht erschien. Außerdem traute Chamberlain seinen conservativen Verbündeten gegen Home nicht, und der nicht lange darauf erfolgte Austritt Lord Randolph Churchill's, der als der Vertreter der conservativen Demokratie im Cabinet angesehen wurde, bestärkte ihn in der Befürchtung, daß die Regierung sich zu reactionären Maßregeln drängen lassen könne. Er machte daher noch einen Versuch zu einer Verständigung mit den Liberalen, um auf diese Weise die Durchführung seines radicalen Programms zu sichern, das, mit Ausnahme eines eigenen Parlaments, weitgehende Zugeständnisse für Irland enthielt; aber der Versuch mißlang, wie das kaum anders der Fall sein konnte, ohne anderes Ergebniß als auf beiden Seiten eine tiefgehende Erbitterung zu hinterlassen, die aus Chamberlain den von Iren und Gladstonianern „bestgehaßten" Gegner machte. Die nächsten Monate waren für Chamberlain unzweifelhaft die schwierigsten und undankbarsten seiner parlamentarischen Laufbahn; während

er auf der einen Seite die von den Conservativen eingebrachten Zwangsmaßregeln gegen Irland unterstützte, weil er sie für unumgänglich nothwendig hielt, sprach und stimmte er bei anderen Gelegenheiten, wenn er glaubte, daß die Vorschläge zu weit gingen, gegen das Ministerium. Bei einer der Abstimmungen erwiderte er seinem alten Freunde Morley, der ihn heftig angriff: „Man wird uns, wie ich annehme, das Zusammengehen mit den Tories vorwerfen. Aber unsere Verbündeten werden wenigstens englische Gentlemen sein und nicht die bezahlten Agenten einer fremden Verschwörung[1]). Ich lege auf andere Sachen größeren Werth als auf bloße Parteirücksichten. Die Regierung mag eine Tory-Regierung sein, aber wenn ihre Maßregeln liberale sind, bin ich bereit, dieselben mit Rücksicht auf ihren Werth und ohne Bezugnahme auf frühere Streitigkeiten zu erörtern." Unter den Umständen mußte es schließlich für Chamberlain fast als eine Erlösung aus einer peinlichen und nach keiner Seite hin nutzbringenden Lage angesehen werden, als Lord Salisbury ihm eine Mission nach Amerika übertrug, um zu versuchen, die seit lange streitige Frage der nordamerikanischen Fischereien auf dem Wege freundschaftlicher Verhandlungen zum Austrage zu bringen[2]).

IV.

Die irische Frage[3]) und Chamberlain's Betheiligung an derselben haben in Vorstehendem so ausführlich behandelt werden müssen, weil ohne eine solche

---

[1]) In welcher Weise Parteihaß diese, bei der pecuniären Unterstützung, die die irische Landliga notorisch durch die amerikanischen Fenier fand, nicht unzutreffende Bemerkung zu entstellen weiß, geht auch aus einem von „Ouida" in der „Nuova Antologia" vom December 1899 veröffentlichten Artikel „Joseph Chamberlain" hervor. „Chamberlain," heißt es in demselben, „hat, wie mir ein bedeutender englischer Schriftsteller schrieb, in die politische Laufbahn die Anschauungen und Manieren eines Commis voyage ur ohne Scrupel mitgebracht. Er rühmte sich einmal in einer Rede, der Partei der Gentlemen anzugehören; aber ein Mann, der wirklich ein Gentlemen wäre, würde dies nicht gesagt haben. Ein Kaufmann kann große Eigenschaften, große Intelligenz, große Kühnheit besitzen, aber seine Eigenschaften sind weder die eines Gentlemen noch die eines großen politischen Führers; der Kaufmann bringt in das öffentliche Leben die Ueberlieferungen seines Geschäftes, d. h. er sucht immer „de rouler les autres", und das öffentliche Leben sollte etwas Besseres und etwas ganz Verschiedenes von einem Geschäft sein, dessen einzige Aufgabe ist, die Rivalen zu besiegen." Jedenfalls ist es amüsant und vielleicht lehrreich, sich die altjüngferliche englische Novellistin in einer Weise aussprechen zu hören, die dem verbissensten preußischen Junker Ehre machen würde.

[2]) Der zwischen den englischen und amerikanischen Unterhändlern abgeschlossene Vertrag wurde vom Senat der Vereinigten Staaten nicht ratificirt, woran wohl der Wunsch schuld war, sich der irischen Partei, die gegen Chamberlain und England hetzte, willfährig zu erweisen. Ein gleichzeitig vereinbarter modus vivendi blieb aber in Kraft und ist später erneuert worden, so daß Chamberlain's Mission im Ganzen als eine erfolgreiche bezeichnet werden kann.

[3]) Um die Geschichte derselben zu Ende zu führen, sei hier bemerkt, daß Lord Salisbury's Cabinet nach dem ungünstigen Ausfall der Wahlen im Jahre 1892 abdankte, worauf Gladstone ein liberales Ministerium bildete. Die von diesem im Unterhause eingebrachte Homerule-Bill wurde von demselben angenommen, aber vom Oberhause 1894 verworfen, worauf Gladstone zurück- und Lord Rosebery an die Spitze des Cabinets trat. Nach dem Rücktritt desselben brachte die Wahl vom Juli 1895 eine ungeheure conservativ-unionistische Mehrheit für ein neues Cabinet Lord Salisbury's, das noch am Ruder ist.

eingehende Erörterung weder die Entwicklung der Parteiverhältnisse im Parlament und im Lande selbst für einen Ausländer verständlich ist noch Chamberlain's Haltung in der Frage richtig und gerecht beurtheilt werden kann. Auch für den radicalen Socialpolitiker, der er unzweifelhaft ist, und der ein offenes Auge für die Schäden der englischen Verwaltung in Irland und ein offenes Herz für die Leiden des irischen Volkes hat, ist die Erhaltung der Einheit des Reiches stets die conditio sine qua non für jedes den irischen Nationalisten zu machende Zugeständniß gewesen. Aus oder im Zusammenhang mit dieser Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Erhaltung des Reiches wird sich die imperialistische Tendenz entwickelt haben, die in der Schaffung eines Handels- und Vertheidigungsbündnisses mit den sich selbst regierenden Colonien und in der Ausdehnung der englischen Herrschaft über möglichst weite Gebiete das beste Mittel für den Schutz des Reichs und die Hebung seines Wohlstandes erblickt. Chamberlain's nähere Berührung mit Canada in Folge der vorerwähnten Mission nach Nordamerika wird diese Ueberzeugung, wenn auch nicht gezeitigt, so doch jedenfalls erheblich gekräftigt haben, wie seine persönlichen Beziehungen zu den Vereinigten Staaten (er ist in zweiter Ehe vermählt mit einer Amerikanerin, Tochter des Rechtsanwalts W. C. Endicott, unter dem Präsidenten Cleveland [1885—1889] Kriegsminister) wohl auch nicht ohne Einfluß auf seine pan-angelsächsischen Tendenzen und Sympathien geblieben sein werden, die kein englischer Politiker häufiger und eindringlicher als er behandelt hat und nicht ohne Erfolg zum Mittelpunkt der Politik des Reichs zu machen bestrebt gewesen ist. Diese Richtung seines Geistes, die ihn in der engeren Verbindung des Mutterlandes mit seinen Colonien wie in der Hebung des englischen Absatzes durch freie Zulassung der Erzeugnisse des Mutterlandes in den letzteren die wichtigste Aufgabe eines englischen Staatsmannes erblicken ließ, ist wohl auch die Veranlassung gewesen, warum er 1895 in dem Cabinet Salisbury den Posten als Staatssecretär für die Colonien wählte. Seitdem er denselben bekleidet, ist er unablässig bemüht gewesen, im Interesse des engeren Anschlusses der Colonien zu wirken, und man thut wohl nicht unrecht, wenn man auch die Schritte zum Schutze der Ausländer in Transvaal und die daraus entstandenen Zerwürfnisse und Feindseligkeiten mit den Boerenrepubliken auf Rechnung dieses stark imperialistischen Gefühls setzt, statt in ihnen nur Ueberhebung und Rücksichtslosigkeit, geschweige denn die Verfolgung privater pecuniärer Interessen sehen zu wollen.

In Betreff der Werthschätzung des Handels steht Chamberlain auf demselben Standpunkt wie der Deutsche Kaiser. „Die Geschichte lehrt uns," sagt er in einer seiner Reden, „daß keine Nation jemals wahre Größe erlangt hat ohne die Hülfe des Handels, und daß die Größe keiner Nation den Niedergang ihres Handels überlebt hat"[1]). Darum ist er für Alles, was neue Absatzgebiete schaffen und die alten erhalten, sowie im Kampf gegen die fremde

[1]) Rede, gehalten auf dem Congreß der Handelskammern des Reiches am 10. Juni 1896 zu London.

Concurrenz Englands Industrie und Handel unterstützen und schützen kann, ohne dabei die Bedeutung und Gefahr dieser Concurrenz zu überschätzen:

„Das ist ein Theil unserer Aufgabe; wir haben neue Märkte zu finden und alte zu entwickeln. Aber es bleibt noch etwas Anderes zu thun, etwas, worin Ihre Mitwirkung und die der handeltreibenden Classen unumgänglich nothwendig ist, und das ist, darüber zu wachen, daß unser Land zum Mindesten den ihm zukommenden Antheil am Handel auf den Märkten behält, die wir geschaffen haben. Das ist eine Frage, die viel Interesse erregt, und mit Bezug auf welche der Eindruck vorzuherrschen scheint, veranlaßt, wie ich glaube, durch die Reden einiger in der That hervorragenden Persönlichkeiten, daß der britische Handel durch die fremde Concurrenz unterminirt werde, daß die britischen Fabricanten alle ihre Energie und Unternehmungslust eingebüßt und die englischen Arbeiter ihre Kunst verloren hätten. Wenn der Zweck solcher Darlegungen nur ist, Sie zu weiteren Anstrengungen anzuspornen, wenn solche Popanze nur ausgeputzt werden, um Sie in eine ungewohnte Thätigkeit zu versetzen, so mögen sie ja einigen Nutzen haben; aber glauben Sie mir, es würde ein großer Irrthum sein, wenn wir zu sehr entmuthigt würden, wenn wir begännen, an unserem Lande oder an uns selbst zu verzweifeln“[1].

Er geht dann dazu über, ziffernmäßig nachzuweisen, daß die deutsche Concurrenz bisher keine beunruhigenden Resultate erzielt habe und beruft sich dafür unter Anderem auch auf die Antworten, die von den Gouverneuren der verschiedenen Colonien auf ein von ihm an dieselben gerichtetes Rundschreiben eingelaufen seien[2]. Im weiteren Verlauf seiner Rede kommt er dann zu der Erklärung, daß in gewissen Zweigen des englischen Handels und besonders in der Industrie und für einzelne Classen von Waaren England allerdings von seinen Concurrenten überholt worden sei und den Handel verloren habe, den es hätte behalten sollen. Den Grund dafür sieht er in der Abgeneigtheit der englischen Fabricanten, d. h. aller Derer, die bei der Fabrication beschäftigt seien, sich den Wünschen und Bedürfnissen der Abnehmer anzupassen, sowie darin, daß die Concurrenten im Auslande, und ganz besonders die deutschen, in dieser Beziehung eine größere Willfährigkeit gezeigt hätten. Das Mittel gegen die bedauernswerthe Tendenz der englischen Fabricanten findet er in der Ausstellung von Proben der Waaren, die der Consument verlangt.

Das Hauptarcanum aber bleibt für Chamberlain der das Mutterland und die Colonien umfassende Zollverein, für den Augenblick freilich nur ein schöner Traum, da die Colonien (d. h. nur die sich selbst regierenden) die Einnahmen aus den Zöllen auch auf Waaren aus dem Mutterlande nicht entbehren können; aber er kommt immer wieder auf die Frage zurück, die ihm, wenn auch nicht jetzt, so doch in einer vielleicht nicht entfernten Zukunft einer den allgemeinen britischen Interessen entsprechenden Lösung fähig scheint.

[1] Rede, gehalten in der Birminghamer Handelskammer am 13. November 1896.

[2] Der Eingang dieses vom November 1895 datirten Schriftstückes lautete: „Ich bin von der großen Wichtigkeit durchdrungen, einen so großen Antheil wie irgend möglich an dem gegenwärtigen Handel zwischen dem Vereinigten Königreich und den Colonien für die britischen Producenten und Fabricanten, ob in den Colonien oder im Vereinigten Königreiche, zu erlangen. Ich wünsche daher in erster Linie eingehend den Umfang zu untersuchen, in dem in jeder Colonie fremde Importen ähnliche britische Waaren ersetzt haben oder im Begriff stehen zu ersetzen, sowie die Ursachen dieser Erscheinung.“ Er verlangt dann ausführlichen Bericht über alle solchen fremden Waaren, sobald der Werth derselben 5 Procent oder mehr der Gesammteinfuhr des Artikels betrage oder einen Werth von 500 £ oder mehr darstelle.

Der Anstoß zu einer solchen müsse allerdings von den Colonien ausgehen, und die bis dahin von einzelnen derselben gemachten Vorschläge hätten keine genügende Grundlage für eine Verständigung gegeben; dagegen enthalte eine solche der von der Ottawa-Conferenz 1894 aufgestellte Satz, daß ein Zollvertrag zwischen Großbritannien und seinen Colonien abgeschlossen werden müsse, durch den der Handel innerhalb des Reiches (within the Empire) auf einen besseren Fuß gestellt werde als der mit fremden Ländern getriebene (Rede beim Canada Club Dinner, London, 25. März 1896). Daß seitdem mit Canada ein Abkommen, betreffend die Einführung einer Zollerleichterung für englische Waaren, abgeschlossen worden, ist bekannt und macht die Frage für uns zu einer um so bedeutungsvolleren, als wir uns nicht verhehlen können und dürfen, daß durch die Auferlegung von Differentialzöllen auf deutsche Waaren im ganzen Gebiet des britischen Reiches der deutsche Handel auf das Schwerste getroffen werden könnte.

Für Chamberlain ist die Zollvereinigung der erste Schritt für den Reichsbund, die „Imperial Federation". In der Rede im März 1896 sagt er:

„Wir können versuchen, gemeinsame Interessen und gemeinsame Verpflichtungen herzustellen. Haben wir das gethan, so wäre es natürlich, daß eine Art repräsentativer Autorität erwüchse, um sich mit den Interessen und Verpflichtungen zu beschäftigen, die wir geschaffen haben. Welches ist die größte unserer gemeinsamen Verpflichtungen? Die Vertheidigung des Reiches (Imperial Defence). Was ist das größte unserer gemeinsamen Interessen? Der Handel des Reiches (Imperial Trade). Und die beiden sind eng verknüpft. Es ist schwer zu verstehen, wie Sie sich mit der großen Frage der Vertheidigung des Reiches befassen wollen, ohne sich zuerst mit der Frage des Handels des Reiches beschäftigt zu haben. Die Vertheidigung des Reiches ist zum großen Theil eine Geldfrage, und Geldfragen hängen von den fiscalischen und anderen commerciellen Anordnungen ab, die Sie treffen können, und darum ist der Schluß, zu dem ich komme, der, daß, wenn das Volk dieses Landes und das Volk der Colonien wirklich meinen, was sie gesagt haben, und wenn sie die Absicht haben, die Frage der Reichseinheit (Imperial Unity) praktisch anzufassen, Sie das von der Seite des Handels thun müssen."

Er hebt dann hervor, wie auch das Deutsche Reich aus dem Zollverein hervorgegangen sei, und fährt fort:

„Ich habe vier Sätze aufgestellt, die, wie ich glaube, nicht bestritten werden können. Der erste ist, daß bei allen Gliedern des Reiches der allgemeine Wunsch nach einer engeren Verbindung zwischen den verschiedenen Zweigen besteht, und daß nach Ihrer wie nach unserer Auffassung dies wünschenswerth — und mehr als das — nothwendig für das Bestehen des Reiches ist. Mein zweiter Satz ist, daß die Erfahrung uns gelehrt hat, daß diese engere Verbindung mit der besten Hoffnung auf Erfolg von der commerciellen Seite aus angebahnt werden kann. Mein dritter ist, daß die Vorschläge, die uns bis jetzt gemacht worden sind, obgleich wir wissen, daß sie von gutem Willen eingegeben worden sind, doch, wenn sie vom Standpunkt der britischen Interessen aus betrachtet werden, nicht als günstig genug für die Interessen dieses Landes (Englands) angesehen werden können. Mein vierter Satz ist, daß ein wahrer Zollverein für das Reich, daß die Einrichtung eines freien Handels im ganzen Gebiet des Reiches, obgleich er die Auferlegung von Zöllen gegen fremde Länder nothwendig machen und damit ein Abweichen von den Grundsätzen des Freihandelssystems und von der bisherigen Praxis des Vereinigten Königreiches einschließen würde, doch sich durchaus zur Erörterung eignen und wahrscheinlich zu einem befriedigenden Abschluß führen dürfte, falls die Colonien ihrerseits geneigt wären, ihn in Erwägung zu ziehen." („Hört! Hört!" und Beifallsrufe.)

Dem Einwurf, daß es sich für die Colonien nicht empfehlen könne, sich einem altersschwachen Reiche anzuschließen, tritt Chamberlain bei einer anderen Gelegenheit entgegen [1]):

„Wir fordern Sie, die aus den Colonien kommen, auf, sich enger an uns anzuschließen. Der Vortheil davon ist nicht allein auf unserer Seite. Es ist keine altersschwache Ruine, an die Sie sich anklammern sollen. (Beifall.) Sie sind hierher gekommen, und ich glaube, Sie werden mit mir übereinstimmen, wenn ich sage, daß hier keine Zeichen schwindenden Lebens oder zerfallender Größe vorhanden sind. (Beifall.) Das fortgesetzte Wachsthum dieses Landes ist beinahe ebenso bemerkenswerth wie das Wachsthum der Schwesternationen, die wir unsere Colonien nennen. Ich könnte große Städte in unserer Mitte anführen, deren jährliche Bevölkerungszunahme eine ganze Anzahl Flecken selbst für die kräftigsten Gemeinwesen abgeben würde. (Beifall.) Sicher ist es besser, ein willkommener Genosse in einem Reich wie diesem zu bleiben als isolirt und getrennt zu einer Macht fünften Grades herabzusinken. (Beifall.) Es ist besser für Ihren Handel und für unseren Handel, daß wir Alle einen gleichen Antheil an dem freien Austausch von Waaren zwischen dreihundert Millionen Menschen haben, als daß wir uns damit beschäftigen sollten, Einer gegen den Anderen Schranken aufzusetzen und eine Concurrenz anzuregen, von der wir Alle zu leiden haben. Die Einheit des Reichs wird uns durch das Gefühl empfohlen, und Gefühl ist eine der größten Mächte in menschlichen Angelegenheiten; aber sie wird uns auch durch unsere materiellen Interessen angerathen; und es ist meiner Ansicht nach die Pflicht jedes Staatsmannes in England und in den Colonien, diese Verbindung zu einer dauernden zu machen und sie dadurch zu sichern, daß sie auf materiellen Interessen begründet wird, und obgleich ich bereit bin, zuzugestehen, daß noch viel zu geschehen hat — wir streuen die Saat aus, von der wir vielleicht die Ernte nicht sammeln werden —, so bin ich doch Optimist genug, um zu glauben, daß die Kräfte der Cohäsion stärker sein werden als die, welche zur Trennung neigen." (Beifall.)

Chamberlain ist auch, wenn nicht der Erfinder des Pan-Angelsachsenthums, so jedenfalls einer seiner eifrigsten und überzeugtesten Propheten. Schon am 30. December 1887 sprach er darüber zu der Handelskammer von Toronto:

„Als ich auf meinem Wege nach den Vereinigten Staaten durch England reiste, und dann wieder, als ich die Grenze der Dominion (von Canada) überschritt, da prägte sich mir bei jedem Schritt ein Gedanke ein, ein Gedanke, der unzerstörbar auf der Stirn dieses weiten Landes geschrieben steht: der Gedanke von der Größe und Bedeutung des Geschicks, das der angelsächsischen Rasse vorbehalten ist (Beifall), diesem stolzen, ausdauernden, auf seinem Recht bestehenden und entschlossenen Geschlecht, das kein Wechsel des Klimas oder der Lebensbedingungen verwandeln kann, und das unfehlbar bestimmt ist, die herrschende Rasse in der zukünftigen Geschichte und Civilisation der Welt zu sein. (Wiederholter Beifall.) Es wird gesagt, daß der Patriotismus zu Hause beginnt. Ich bin ein Engländer, ich bin stolz auf das alte Land, aus dem ich stamme. Ich bin nicht uneingedenk seiner glorreichen Ueberlieferungen oder des Werths seiner Einrichtungen, das Ergebniß von Jahrhunderten edler Bemühungen. (Beifall.) Aber ich würde unseren Patriotismus für eingeschrumpft und verkrüppelt halten, wenn er nicht auch das größere Britannien jenseits der Meere umfaßte (lauter Beifall), wenn er nicht die jungen und kräftigen Nationen einschlösse, die über die Weltkugel hinweg die Kenntniß der englischen Sprache und der englischen Liebe für Freiheit und Gesetz tragen, und, meine Herren, mit diesen Gefühlen weigere ich mich, von den Vereinigten Staaten von Amerika als von einer fremden Nation zu sprechen und zu denken. (Beifall.) Wir sind Alle derselben Rasse und desselben Bluts. Ich weigere mich, irgend einen Unterschied zwischen den Interessen der Engländer in England, in Canada und in den Vereinigten Staaten zu machen. Wir können mit Bezug auf alle diese Völker, die älteren und die jüngeren Nationen, sagen: Unsere Vergangenheit ist die Ihre, Ihre Zukunft ist die unsere. Sie könnten, selbst wenn Sie wollten, die unsichtbaren Bande nicht

[1]) Rede, gehalten am 10. Juli 1896 beim Congreß der Handelskammern des Reiches.

brechen, die uns zusammenbinden. Ihre Ahnen beteten an unseren Altären; sie schlafen auf unseren Friedhöfen. Sie halfen, unsere Einrichtungen, unsere Literatur und unsere Gesetze zu machen. Diese Dinge sind Ihre Erbschaft ebenso, wie sie die unsere sind. Wenn Sie aufständen, um uns zu verleugnen, so würden Ihre Sprache, Ihre Gesichtszüge, Ihre Lebensweise, alle sich verbinden, um uns anzuerkennen!" (Lauter Beifall.)

Es würde nicht schwer sein, in manchen dieser Reden neben vielem echten Goldklang auch manchen falschen Ton zu entdecken und die schnelllebige Tagespresse, die selbst nur für den Augenblick schreibt, würde voraussichtlich zwischen diesen und anderen Aeußerungen des Redners mehr als einen Widerspruch aufdecken und widerlegen können. Aber wenn man bedenkt, daß diese Reden sich über einen Zeitraum von dreizehn Jahren erstrecken, wenn man die praktischen Erfolge ins Auge faßt, die die von dem Redner empfohlene Politik gehabt hat, wenn man sieht, wie die angelsächsische Annäherung England über die Gefahren der Venezuelafrage und des südafrikanischen Krieges, soweit es sich um eine Einmischung der Vereinigten Staaten handelte, und diesen letzteren über die des Krieges gegen Spanien und die Philippinos hinweggeholfen hat; wie nicht nur die Anwesenheit der leitenden Minister der Colonien bei dem Jubiläum der Königin Victoria und die darauf folgenden Besprechungen 1897, sondern mehr noch die Einführung eines Differentialzolles zu Gunsten englischer Waaren in Canada im Jahre darauf und die wenigstens im Princip anerkannte Nothwendigkeit einer zollamtlichen Verständigung zwischen dem Mutterlande und den Colonien einen Fortschritt auf der von dem Redner bezeichneten und eingeschlagenen Bahn vorstellen, so wird man nicht umhin können, den Mann, der, wenn er nicht der einzige, so doch der hauptsächlichste Träger dieser Politik ist, hoch genug zu stellen, um nicht anzunehmen, daß Klatschereien und Verleumdungen seine Gedanken an weiterer Verbreitung hindern könnten. Die Lehre von der commerciellen Vereinigung der englischen Colonien mit dem Mutterlande ist keine von den Utopien, die man mit einem Achselzucken abthun kann, und der Mann, der sie aufstellt und vertritt, ist — um einen Ausdruck von unseren Vettern jenseits des Oceans zu entlehnen — „verdammt ernsthaft" zu nehmen; die deutsche öffentliche Meinung würde jedenfalls wohlthun, nicht zu vergessen, daß Diejenigen, die mit ihm zu verhandeln gehabt haben, der Ansicht sind, daß er ein Mann sei, mit dem man reden könne, und das ist viel werth an und für sich, aber doppelt so viel werth, wenn es sich um einen englischen Staatsmann handelt. Wenn die vorstehenden Seiten dazu beigetragen haben, das Bild des Mannes, der viel geschmäht und viel gepriesen worden ist, auch dem deutschen Leser näher zu bringen, so haben sie einen Theil ihres Zweckes erfüllt; den ganzen werden sie erst erreicht haben, wenn eine ruhigere und gerechtere Beurtheilung an Stelle der heutigen passionellen getreten sein wird.

Charakteristisch für Chamberlain ist, daß er mitten im Toben des Sturmes, der sein Vaterland bis in die Grundfesten erschüttert, Zeit und Muße gefunden hat, sich mit anderen als politischen Fragen zu beschäftigen, und daß die einzige öffentliche Kundgebung seinerseits in der Zeit vor dem Wiederzusammentritt des Parlaments die Rede gewesen ist, die er am 18. Januar d. J. in Bir-

mingham im Saale des Mason University College gehalten hat[1]), und in der er seinen Mitbürgern innerhalb der nächsten sechs Monate die Errichtung einer Universität in Birmingham — „technische Hochschule" wäre wohl der richtige Ausdruck — in Aussicht stellte, für die von privater Seite bereits 4½ Millionen Mark gezeichnet seien. Er erwähnt in dieser Rede, wie nothwendig es sei, der fremden und ganz besonders der amerikanischen Concurrenz gegenüber, die sich immer mehr fühlbar machen würde, den jungen Engländern eine bessere technische Erziehung als bisher zu geben, und er appellirt zu diesem Zweck an alle Diejenigen, die, ohne dadurch eine materielle Einbuße zu erleiden, dafür zwei oder drei Pfund geben könnten, und die er in Birmingham allein auf 50 000 veranschlagt.

Die Schwierigkeiten mit Transvaal und der Antheil, den Chamberlain, wenn auch nur als Minister der Colonien, an denselben gehabt, gehören zu sehr der Tagesgeschichte an, um schon ein abschließendes Urtheil zu gestatten; man wird aber wohl nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß er in dieselben den ganzen Ungestüm und die ganze Rücksichtslosigkeit seines Charakters gebracht hat. Auf der anderen Seite darf man nicht vergessen, daß er von der civilisatorischen Mission Englands überzeugt ist, und es liegt kein Grund vor, an der Ehrlichkeit dieser Ueberzeugung zu zweifeln, während er ebenso fest an die Minderwerthigkeit der Boeren in dieser Beziehung glaubt. Wenn dies ein Irrthum ist, so theilt er ihn mit der Mehrzahl seiner Landsleute. Jedenfalls hat er seit einer Reihe von Jahren in öffentlichen Reden und sonst auf die Nothwendigkeit einer gerechteren Behandlung der Ausländer im Transvaal und der Aufrechterhaltung der Vormachtstellung Englands in Südafrika hingewiesen, dabei aber immer ganz besonders betont, daß er hoffe und wünsche, den ersten Theil der Frage auf dem Wege freundschaftlicher Verhandlungen zu lösen, während er für den zweiten als maßgebend hingestellt hat, daß England allein, bei der numerischen Ueberlegenheit der schwarzen Rasse in Südafrika, im Stande sei, mit dem ausgiebigen Schutz der weißen Ansiedler daselbst eine gerechtere Behandlung der farbigen Bewohner zu verbinden. Freilich hat auch er nicht die Gefahr verkannt, die aus einer Vereinigung der Holländer in Südafrika mit den Deutschen in Südwestafrika den britischen Interessen dort drohen könne, und er hat sich dahin ausgesprochen, daß Fürst Bismarck und das Deutsche Reich vorkommenden Falls nicht vor einer Verantwortlichkeit zurückschrecken dürften, die ihnen eine bessere Colonie als irgend etwas, was sie besäßen, geben würde. Das Mittel gegen eine solche Eventualität sieht er in dem Entschluß für England, offen seine Verpflichtungen und Verantwortlichkeiten zu übernehmen und den Häuptlingen und Leuten, die ihre Hand nach ihm ausstrecken und dasselbe um Schutz und Einmischung bitten, sein Protectorat zu Theil werden zu lassen[2]). Auf die von Jemandem an ihn gerichtete Anfrage, ob er immer den Krieg mit Transvaal gewollt habe, hat er erwidert, daß Leute gewöhnlich Anderen die Beweggründe unterzuschieben

[1]) The Daily Telegraph, London, 19. Januar 1900.

[2]) Rede, gehalten in der Londoner Handelskammer am 14. Mai 1888.

pflegten, die sie selbst hätten[1]), und die Antwort dürfte auch den Thatsachen entsprechen; der Widerstand aber, auf den England bei den Boerenrepubliken gestoßen ist, wird ihm und vielen Anderen die Ueberzeugung gegeben haben, daß es für England die höchste Zeit gewesen sei, Schritte zur Wahrung seiner Vormachtstellung in Südafrika zu thun. —

Dieser Versuch einer Charakteristik der markantesten Persönlichkeit unter den englischen Politikern der Neuzeit würde nicht vollständig sein ohne eine Beschreibung seiner äußeren Erscheinung, die freilich aus keiner wohlwollenden Feder stammt. Ouida schreibt über ihn[2]): „Sein Gesicht zeigt seinen Charakter an; es ist nicht distinguirt, aber voll Energie, Intelligenz und Hartnäckigkeit; es ist das Gesicht eines Kaufmanns, nicht eines Staatsmanns, ein schlaues, aber kein intellectuelles Gesicht. Das ewige Monocle im Auge dient dazu, den Ausdruck zu verbergen, und die kurze, aufwärts gekehrte Nase macht die Züge gewöhnlich, die sonst regelmäßig und fein sein würden. In diesen letzten Jahren ist er mehr gealtert, als seine Jahre rechtfertigen, und man sagt, daß er von Gicht und Neuralgie geplagt werde; eine von diesen Krankheiten würde genug sein. Chamberlain zieht sich immer gut an, zu gut, wie einer meiner Freunde (ein Ex-Vicekönig von Indien) mir zuflüsterte, und er ist nie ohne eine Orchidee im Knopfloch, die aus den berühmten Treibhäusern seiner Besitzung stammt."

Ende Januar 1900.

---

[1]) Joseph Chamberlain, von Ouida. Nuova Antologia, 1. December 1899.
[2]) Ebendaselbst.

General von Goeben's letzte Reise nach Spanien (1878).

Von

Gebhard Zernin.

[Nachdruck untersagt.]

General August von Goeben ist bekanntlich mehrere Male in Spanien gewesen. Zuerst, als er, ein neunzehnjähriger Secondleutnant, den nachgesuchten Abschied aus dem preußischen Heere erhalten hatte (unter dem 7. März 1836), die Sache der Karlisten zu der seinigen machte und ein eifriger Kämpfer für den von ihm für den rechtmäßig gehaltenen König von Spanien Karl V. wurde. Vier Jahre blieb er in dem Heere der Karlisten, wurde mehrmals verwundet und gefangen und verließ, nachdem der Kampf für den Kronprätendenten aussichtslos geworden, als spanischer Oberstleutnant das Land seiner stolzen Träume am 15. August 1840, um dann erst wieder am 19. März 1842 als preußischer Secondleutnant beim 8. Infanterieregiment aggregirt und dem Großen Generalstabe zur Dienstleistung überwiesen zu werden. Diese Zeit (1836—1840) war Goeben's erster und längster Aufenthalt in Spanien, und ist von ihm in einem heute längst vergriffenen Buche eingehend geschildert worden[1]).

Das zweite Mal besuchte Goeben Spanien im Jahre 1860, und zwar als königlich preußischer Oberst des Generalstabes und Chef einer militärischen Abordnung, die der Prinzregent Wilhelm nach Spanien sandte, damit sie an der spanischen Expedition gegen Marokko theilnähme. Die Gesellschaft bestand, außer dem Oberst von Goeben, aus dem Major von Sandrart vom Generalstabe des II. Armeecorps und dem Rittmeister Freiherrn Roth von Schreckenstein, Adjutant der 3. Division; zu ihnen traten später noch drei andere preußische Officiere und ein Arzt hinzu, nämlich der Hauptmann Graf Kanitz vom 1. Garderegiment zu Fuß, der Premierleutnant von Jena vom Garde-Jägerbataillon und der Graf zu Stolberg-Wernigerode vom Regiment der Gardes du Corps, sowie Dr. Lucius, der spätere königlich preußische Minister der Landwirthschaft Freiherr von Lucius. Nach einigen

[1]) Es führt den Titel: „Vier Jahre in Spanien. Die Karlisten, ihre Erhebung, ihr Kampf und ihr Untergang. Skizzen und Erinnerungen aus dem Bürgerkriege. Von A. von Goeben, königlich spanischem Oberstleutnant im Generalstabe. Hannover, Hahn'sche Hofbuchhandlung. 1841."

Monaten kehrte die Abordnung in die Heimath zurück. Sie durfte sich rühmen, an einem ernsten Gefecht der Spanier mit den Marokkanern theilgenommen zu haben — am 11. März 1860 bei Tetuan —, wofür Oberst von Goeben durch das Commandeurkreuz I. Classe des spanischen Ordens Karl's III. ausgezeichnet wurde; wie er denn auch den Erlebnissen dieser Expedition ein eigenes Werk gewidmet hat[1]).

Die dritte Reise nach Spanien unternahm General der Infanterie von Goeben im Januar 1878.

König Alfons XII. von Spanien, ein Sohn der Königin Isabella und des Königs Franz von Assisi, der nach der Verzichtleistung seiner Mutter auf den Thron König von Spanien geworden war und sich auf demselben durch kluge Mäßigung befestigt hatte, suchte durch Anschluß an das Deutsche Reich und Oesterreich den auswärtigen Einfluß seines Staates zu heben. Kaiser Wilhelm der Große kam diesen Bestrebungen sehr entgegen und bestimmte, nachdem sich König Alfons am 28. November 1877 officiell mit der Prinzessin Maria de las Mercedes von Montpensier verlobt hatte, zur Beiwohnung der Vermählung, die auf den 23. Januar 1878 festgesetzt worden war, den von ihm stets ganz besonders geschätzten General von Goeben zu seinem Vertreter. Zu seiner Begleitung wurden folgende sechs Herren befohlen: Oberst vom Generalstabe von Alten, Oberstleutnant von Bülow, damals der deutschen Botschaft zu Paris beigegeben[2]), Hauptmann von Weise, von der Adjutantur des VIII. Armeecorps[3]), Leutnant

---

[1]) „Reise- und Lagerbriefe aus Spanien und vom spanischen Heere in Marokko. Von A. von Goeben, königlich preußischem Generalmajor. Zwei Bände. Hannover, Hahn'sche Hofbuchhandlung. 1863/64". — Es ist von besonderem Interesse, den Ton der beiden Bücher, die derselbe Verfasser geschrieben, jedoch in sehr verschiedenen Lebensaltern, mit einander zu vergleichen. Die Jugendarbeit des vierundzwanzigjährigen Jünglings ist theilweise sehr phantastisch gehalten. Der Verfasser sagt in dem Vorwort von sich darüber unter Anderem Folgendes: „Ganz Soldat und seit Jahren nur im Kriegsgetümmel beschäftigt, bin ich wenig gewohnt, die Feder zu führen . . . Wo es von der Sache sich handelt, für die ich mit Stolz mein Blut vergoß, bin ich stets Partei; der Karlist wird stets hervortreten." Der spätere General von Goeben hat über seine Erstlingsschrift sehr wegwerfend geurtheilt. Etwa im Jahre 1874 that er mir gegenüber den Ausspruch, daß ihm das nochmalige Lesen seines ersten Werkes „ein wahrer Greuel" gewesen sei. Ganz anders ist der Eindruck, den jeder Leser von Goeben's zweitem Werk, den „Reise- und Lagerbriefen aus Spanien ꝛc.", gewinnt. Hier spricht der gereifte Mann, der erfahrene Generalstabsofficier, der sein gebildete Culturhistoriker fast aus jeder Seite. Das Buch entstand durch Zusammenstellung und Neubearbeitung jener Briefe, welche Oberst von Goeben an seine ihm geistig ebenbürtige Gemahlin, Frau Marianne von Goeben, geb. von Freese, schon während der ganzen Reise geschrieben hat, um sie „theilnehmen zu lassen an all' dem Schönen, was mir Glücklichem so unverhofft beschieden ist". Sein Verfasser hat sich später keine Mühe verdrießen lassen, um durch Specialstudien besonders in geschichtlicher, hauptsächlich culturhistorischer, geographischer ꝛc. Beziehung seine Mittheilungen noch zu vervollständigen. Das Buch darf heute als werthvolle Arbeit über Spanien und den marokkanischen Feldzug bezeichnet werden.

[2]) Gegenwärtig General der Cavallerie und commandirender General des XIV. Armeecorps in Karlsruhe.

[3]) Zuletzt Generalmajor und Commandeur der 12. Infanteriebrigade in Brandenburg, heute als Generalleutnant pensionirt.

Graf Hohenau vom Garde-Kürassierregiment[1]), Leutnant Prinz zu Fürstenberg vom Garde-Husarenregiment und Secretär Dr. Spangenberg, ein junger Freund des Generals von Goeben[2]).

Ueber die Einzelheiten dieser Reise, die am 16. Januar über Paris angetreten wurde, berichten die nachstehenden Briefe, die von dem General an Fräulein S., seine Pflegetochter, geschrieben und uns zur Benutzung freundlichst mitgetheilt worden sind. Wenn sie nichts absolut Neues oder Wichtiges enthalten, so werden doch die liebenswürdigen menschlichen Eigenschaften des Generals, die sich auch in ihnen aussprechen, Jeden von Herzen erfreuen müssen.

Paris, Donnerstag 17. Januar 1878.

Sei gegrüßt mein lieb Kind! Und herzliche Grüße auch Allen dort im Hause[3]), ihnen allen, mit denen ich so viel lieber dort zusammen wäre, als daß ich hier, und wo es sonst sein mag, als großer Kerl umherziehe, alle möglichen Teufeleien mache und schließlich am Ende jedes Tages — wie jetzt — seufzend sage: Ein Tag hin, und noch so viele Tage vor mir!

Die Reise hierher ist sehr gut erledigt, indem ich meinerseits, Weise die Geschäftserledigung überlassend, von 11 Uhr an die vorige ganze Nacht hindurch bis 6 Uhr ganz gut geschlafen habe, hoch oben über Friedrich[4]) ausgestreckt, der aber auch seinerseits eine gute Nacht gehabt hat. — Oft natürlich wachte ich auf über dem Gepolter des Zuges, dem Rufen der Schaffner, dem plötzlichen Halten; und wenn ich erwachte, dachte ich auch hinüber an meine Lieben in Coblenz. — Aber im Allgemeinen war doch Alles so geregelt, daß der Herr Botschafter[5]) sowohl an der belgischen wie an der französischen Grenze unbelästigt davon kam, und so rückte ich denn sowie Friedrich um 10,15 heute Vormittag ganz munter und guter Dinge hier ein.

Hier hat es denn freilich viele Plagen gegeben. Zuerst nach der Ankunft im Hôtel wurde natürlich gefrühstückt, den sterblichen Leib zu kräftigen. Zugleich aber wurden Hüte (zwei für mich) und Handschuhe jeder Art gekauft, wurde ausgepackt, und Mittags machte ich mich mit Oberstleutnant Bülow, der mich schon am Bahnhof empfangen hatte, auf, um Visiten zu machen: unser Botschafter[6]), der spanische, die Frau unseres Gesandten in Madrid, Gräfin Hatzfeld. — Ich erhielt hier ferner eine Anzahl Depeschen aus Berlin und aus Madrid; ich sah August[7]); ich ging endlich, um die Honneurs von Paris zu machen, mit Friedrich und Weise von 1/2 4 bis 3/4 7 (!) zu Fuß umher, führte sie zu allen interessanten Punkten. Während ich meine Visiten fuhr, hatte Friedrich, was Dich interessiren wird und freuen, sich einen vollständigen Frackanzug (ebenso wie Weise, der auch noch keinen mit hatte) und einen anderen Anzug bestellt, will neue Stiefel und Hut, so daß er nun ganz auf der Höhe der Situation ist.

Um 3/4 7 zurückgekehrt, dinirten wir um 7, wozu ich August eingeladen hatte. Vortreffliches Diner mit zwei Flaschen Château Margaux und drei Flaschen Champagner. Hinterher Session mit Caffee und Cigarren. Dann kam Bülow einen

---

[1]) Gegenwärtig (wenn wir nicht irren) Oberstleutnant, Commandeur desselben Regiments und Flügeladjutant Sr. Majestät des Kaisers und Königs.

[2]) Jetzt Professor an der königlich bayerischen forstlichen Hochschule zu Aschaffenburg.

[3]) Im Generalcommando-Gebäude zu Coblenz.

[4]) Herr Dr. Friedrich Spangenberg.

[5]) Der General, als Vertreter Sr. Majestät, hatte zugleich den Charakter als außerordentlicher Botschafter erhalten.

[6]) Fürst Felix Hohenlohe, der gegenwärtige Reichskanzler.

[7]) August von Goeben, Neffe des Generals.

Augenblick, noch Instruction zu holen, und als er fortging, sah ich mit Erstaunen, daß es ½11 war. So schickte ich die drei (August der Dritte) los, welche noch die Boulevards studiren (!) wollten, unter August's Führung, und ich setzte mich hin, diese eilige, aber meinen Lieben in Coblenz doch willkommene Epistel zu schreiben. — Bin viel in Gedanken bei Euch, wollte so viel lieber auch in Person bei Euch sein! —

Und nun sage ich Dir gute Nacht! Will auch schlafen. Denn die nächsten beiden Nächte bringe ich in der Eisenbahn zu. Allen Lieben herzlichste Grüße!

Freitag Morgen ½10. Guten Morgen! Sehe mit Schrecken, wie undeutlich ich gestern Abend geschrieben; kannst es hoffentlich entziffern. — Gestern Abend haben wir in vortrefflichem Seet Eure Gesundheit getrunken, wobei mir einfällt: im Saal liegen noch zwei Flaschen Champagner; für mehr müßt Ihr in den Keller hinabsteigen. — Ich habe famos geschlafen, jetzt mit Weise und Friedrich, die sich sehr gut vertragen, Thee und Eier gefrühstückt, will um 10 mit ihnen zum Banquier fahren, um erst die Geldangelegenheiten zu ordnen, dann zum Louvre-Museum.

Heute Abend ½9 fahren wir ab, hoffen sehr, wieder Schlafwagen zu bekommen, obgleich es nicht sicher ist, weil großer Andrang nach Madrid. Uebrigens bin ich bereits benachrichtigt, daß an der spanischen Grenze ein von der spanischen Regierung entgegengesandter Salonwagen mich erwartet, ein königlicher Beamter mich empfangen und geleiten und daß in San Sebastian der Oberbefehlshaber Quesada mich begrüßen wird. — Wir sind morgen Sonnabend früh 7,10 bis 8 in Bordeaux, Mittags 12,25 bis 12,40 in Bayonne, passiren um 3 die Grenze bei Irun, sind um 3,7 Nachmittags in San Sebastian, 6½ Uhr Abends in Vitoria, so daß ich also von 2 bis 6 meine alten baskischen Provinzen durchfliege[1]); Abends 10½ in Burgos, treffen Sonntag 9,20 Vormittags in Madrid ein. Eine halbe Stunde später ist das immer als dieselbe Zeit bei Euch.

½5. Nun berichte ich noch kurz über den heutigen Tag.

Also bald nach 10 zu Weißweiler[2]), wo die Sache so arrangirt ist, daß ich hier 5000 Francs empfange, das Uebrige auf Madrid, Barcelona, Marseille habe anweisen lassen. Du siehst daraus, daß sich die Chancen augenblicklich der Rückkehr nicht über Paris zuneigen; hauptsächlich maßgebend ist dabei für mich, daß Fürst Hohenlohe der Ansicht ist, ich müsse bei der Rückkehr nothwendig zum Marschall Mac Mahon[3]) gehen, was ich natürlich vermeiden will. — Dann fuhren wir zum Louvre, und ich schleppte die Gefährten durch das Statuen- und den Haupttheil des Gemäldemuseums, etwa zwei Stunden. — Darauf zum Palais Royal, wo wir frühstückten und uns um 2 Uhr trennten, sie nochmal zum Louvre zurück, dann zu ihrem Schneiderhause, la belle jardinière, eins der großen Magazine im Bon marché, ich langsam flanirend nach Haus, wo ich ¼4 ankam und bis jetzt das Packen erledigte.

Und nun sage ich Dir, mein Kind, sage Euch Allen herzlich Adieu mit besten Grüßen, besten Wünschen. Haltet Euch gut, gedenkt freundlich

Eures sehr verdrießlichen Bruders, Schwagers und Onkels A. v. G.

---

[1]) Wenn General von Goeben hier von „seinen alten baskischen Provinzen" spricht, so zeigt sich in solchem Ausdrucke die große Vorliebe, die er dem Lande der Basken, das ihn 1836 so freundlich aufgenommen und in dem er seine ersten Kämpfe mit den Christinos bestanden hatte, auch später bewahrt hat. Ueber Irun begab er sich am 26. Mai 1836 nach Villafranca di Guipuzcoa und ließ sich hier dem König Carl V. vorstellen. In San Sebastian wurde er sechs Wochen als Gefangener gehalten, worauf er nach Vitoria und später nach Logrono abgeführt wurde, von wo er an die französische Grenze gebracht werden sollte, als er — am 10. Juni 1837 — sich durch die Flucht selbst befreite.

[2]) Einem Pariser Bankierhause.

[3]) Marschall Mac Mahon war bekanntlich 1878 noch Präsident der französischen Republik; er dankte im folgenden Jahre (am 30. Januar 1879) ab.

Madrid, Sonntag, 20. Januar 1878.

Gruß aus Madrid, mein lieb Kind! Ja, da sind wir seit ½11 — jetzt ist es bald ½7 Abends — und ich habe schon eine Legion Visiten gemacht, alle im Reisecostüm! Denn — unser gesammtes Gepäck war zurückgeblieben, in diesem Augenblick erst bringt Oberstleutnant v. Bülow die gute Nachricht: soeben angekommen.

In Irun war Alles überhäuft, zwei Expreßzüge mußten abgelassen werden, anstatt eines, und schließlich meldete der Stationschef, es sei unmöglich, das Gepäck mitzusenden, ein dritter Zug sollte es nachbringen, so daß es eine halbe Stunde nach uns da sei.

Aber nun zurück zur Ordnung. In Bayonne gab ich ein Blatt auf, mit Noth im Coupé geschrieben. Und ein Telegramm an Onkel R. hat Euch die glückliche Ankunft hierselbst gemeldet. Und auch, daß es kalt ist: wir haben tüchtig gefroren, da man hier in der Eisenbahn nicht auf acht Grad Kälte eingerichtet ist. — Indessen, die Stunden vergehen, warm oder kalt, und ich habe selbst, in Deinen Plaid eingewickelt, in jeder der beiden Nächte wohl fünf bis sechs Stunden geschlafen. — Dabei war die Reise durch Spanien höchst interessant. Von der Grenze an wurden uns (mir und dem französischen Gesandten Fourichon[1]), wobei ich nicht nach der Regel spreche: der Esel geht voran, sondern in Anbetracht, daß es ausdrücklich befohlen war, den Botschafter Deutschlands in erste Linie zu stellen) die höchsten Ehren erwiesen; auf dem Bahnhofe eines jeden Garnisonorts war eine Ehrenwache aufgestellt und empfing und entließ uns mit der marcha real, dem Königsmarsch; der Oberbefehlshaber Marschall — —

Abends ¾11. Da wurde ich unterbrochen durch den Besuch des Introductor de Embajadores. Marquès de Selva Alegre, und gleich nachher erschienen die Herren zum Diner, denn ich habe gleich mit einem Diner zu zwölf Personen angefangen. So ergänze ich denn nur den abgebrochenen Satz dahin, daß Marschall Quesada, ein Bekannter von mir aus Marokko, uns in San Sebastian begrüßte, um uns dann, die erste Hälfte bei mir, die zweite beim Admiral, einige Stunden zu geleiten; dann wurde er abgelöst von einem anderen General, der wieder bis Vitoria mitfuhr, wo dann in Anbetracht der angebrochenen Nacht die Begleitung eingestellt wurde.

Und damit gute Nacht; ich muß schlafen, um frisch für morgen zu sein. Du weißt wohl, mein lieb Kind, daß das für mich ein Lebensbedürfniß ist. — Bin so oft bei Euch; wie viel lieber wäre ich im friedlichen Coblenz unter meinen Lieben! Allen herzliche Grüße!

Montag, ¾9. Guten Morgen! Ich entlasse eben Grape[2]) mit den Worten: „Ein . . . land! Sehen Sie zu, ob Sie Caffee kriegen können, wir warten seit einer Stunde auf unsere Chocolade.“ ½7 sollte Feuer im Camin sein, ½9 erreichte Friedrich endlich, daß Kohlen gebracht wurden. Dabei friert es ganz anmuthig.

Ueber die Reise will ich nur noch sagen, daß ich mit Weise und Friedrich einen Salon hatte, so daß wir uns auch in der Nacht ganz gut arrangiren konnten. Diner Abends 8 Uhr in Miranda da Ebro und Chocolade um 9 Uhr Morgens in Aranjuez erwartete uns als Gäste der Regierung.

Endlich kamen wir denn hier an, 1½ Stunden verspätet. Der Gesandte Graf Hatzfeld empfing mich, führte mich sofort zu seiner Equipage und zum Minister des Auswärtigen, um noch im Reisecostüm meinen Besuch zu machen. Denn — die Botschafter rangiren nach der Zeit ihrer Ankunft; nun kam ich an mit dem französischen und dem englischen, der unterwegs in den Zug gekommen war. Da man nun den Botschafter Deutschlands — jetzt fahre ich fort um 4¼ Nach-

[1]) Französischer Admiral.

[2]) Grape, Bursche des Generals.

mittags — gern möglichst voranschieben will, so hatte der Minister selbst den Vorschlag gemacht, ich möge gleich vom Bahnhof zu ihm kommen und so der Erste von diesen Dreien sein. So ist's geschehen, und herzlich habe ich und haben wir Alle über diese Witze gelacht.

Gestern habe ich dann noch eine ganze Reihe von Visiten gemacht, d. h. bin vorgefahren und habe Karten abgegeben, während heute einige meiner Officiere noch bei wohl 150 oder mehr anderen Herrschaften Karten von mir abgeben. Dann war um 7 Uhr Diner bei mir, indem ich meine Herren, drei von der hiesigen Gesandtschaft und zwei zu meiner Person commandirte Spanier, eingeladen hatte: einen Oberst vom Generalstabe und einen Beamten des auswärtigen Amtes.

Heute aber um 1 Uhr war die Audienz beim König, ein großes Ereigniß, welches vortrefflich abgelaufen ist. Um ½1 erschien der Introductor de Embajadores mit einem königlichen Stallmeister und einem Stabsofficier als Befehlshaber der Escorte. Vier königliche Equipagen, jede mit sechs Pferden bespannt, hielten unten. In die vorderste stiegen die vier jüngsten Herren, also Hauptmann v. Weise, Leutnant Graf Hohenau und Prinz Fürstenberg und Secretär Dr. Spangenberg, denn Friedrich ist hier officiell angemeldet als Secretär, so daß er an Allem theilnimmt; in die zweite Oberst v. Alten und Oberstleutnant v. Bülow; die dritte, die coche de respeto — Respectskutsche — war leer. Dann folgten vier Cavalleristen, ein königlicher Courier, dann der Wagen, in dem ich mit dem Introductor saß. Vor und hinter dem Zuge ritt die Escorte, zur Rechten meines Wagens der Stallmeister, zur Linken ein Kammerherr. Je zwei Lakaien gingen zu Fuß auf jeder Seite meines Wagens.

So durchzogen wir im Schritt die Stadt, deren Straßen gefüllt waren mit Menschen. Im Palasthof war auch eine Batterie aufgefahren, die bei unserer Einfahrt salutirte. Als wir den Palastplatz erreichten, waren auf beiden Seiten Truppen aufgestellt, welche präsentirten und den Königsmarsch schlugen und bliesen. Ebenso im Hofe des Palastes, an dessen Haupttreppe ich ausstieg (Vorrecht allein der Könige), während die Begleitung an einer Seitentreppe aussteigen mußte. Nun imponirender Moment: die ganze herrliche Treppe war rechts und links besetzt mit der Hellebardier-Garde; auf jedem Tritt ein Mann, welcher die Hellebarde senkte, während die Musik des Corps die marcha real spielte. — Oben durch mehrere Säle in den glänzenden Empfangssaal. Mit drei Verbeugungen näherte ich mich dem auf der Estrade vor dem Thron stehenden Könige, hielt eine kleine Anrede, übergab den Brief des Kaisers; er antwortete, stieg herab, sprach mit mir über mich, dann mit jedem der Herren, welche ich nach der Reihe vorstellte. Sehr liebenswürdig und verständig. Verbeugungen und Abgang. — Heute zur Prinzessin von Asturien. War nicht da. Kam dann rasch gelaufen, da sie noch in den Gemächern des Königs gewesen, und mußte durch uns durch! — Gleich nachher Empfang. Nicht hübsch, aber sehr einfach und ansprechend. Wieder in französischen Worten Vorstellung. Nach Haus.

Und so sage ich Dir Adieu. Grüße herzlichst Alle dort, wollte, ich wäre erst wieder bei Euch. Hoffe auf einen Brief. Halte Dich gut. Hab lieb

Deinen alten Onkel.

Madrid, Mittwoch, 23. Januar 1878,
Abends 10 Minuten vor 12.

Komme eben nach Haus aus der Soirée des Ministerpräsidenten Cánovas del Castillo, indem ich fortging, als gerade erst die rechten Massen hineinströmten. Sehr müde und hinfällig. Aber muß mich doch erst zum Schlaf erquicken, indem ich Dir und allen Lieben in Coblenz eine gute Nacht zurufe ...

Aber — es ist ein Teufelsleben hier, das steht fest! Gute Nacht und guten Morgen!

Und jetzt ist es wahrhaftig wieder Mitternacht — Donnerstag zum Freitag — geworden, ohne daß es mir möglich gewesen wäre, zu schreiben. Will aber doch wieder einen Gruß hinüber senden, will Euch alles Gute wünschen und will Euch gute Nacht sagen. Ich muß schlafen, damit ich dies Getreibe aushalten kann; bin, nachdem wir Vormittags das Museum flüchtig gesehen, Mittags von 3/4 1 bis gegen 5 im Schloß erst der großen Cour beigewohnt, dann Empfang bei König Francisco, dem Vater des Königs, gehabt, dann von 1/4 8 bis 1/2 11 zum Diner bei unserem Gesandten und von da bis 3/4 12 zur Soirée bei dem französischen Botschafter Grafen Chandordy gewesen. Im Schloß in großer Gala-Uniform mit weißen Beinkleidern, den Abend im Frack, mit Ordensband unter der Weste (neulich über der Weste, ich denke, nächstens werde ich es wohl auf den bloßen Leib anlegen müssen). Morgen aber sind toros!

Nochmals gute Nacht!

Freitag, 10 1/4 Uhr. Mein lieb Kind, ich bin geradezu in Verzweiflung. Kann nicht dazu gelangen, ein vernünftiges Wort zu schreiben. So will ich diesen richtigen Wisch absenden mit dem guten Schlußwort: habe aller Welt erklärt, daß ich, komme, was da wolle, am Donnerstag Abend von hier abreise. Ich hoffe, am Ersten bei Euch anzukommen, eine Nacht dort zu sein (incognito), dann nach Berlin zu fahren, etwa am Fünften definitiv zurück zu sein .... Allen Grüße, Allen Dank! Bist mein lieb Kind! Dein Onkel.

Madrid, Sonntag, 27. Januar 1878.

Wie steht es dort, mein lieb Kind? Ich bin so betrübt, daß ich, seit wir in dem Trouble drin sind, nicht mehr eingehend schreiben kann, aber es ist thatsächlich unmöglich, da die Hetzerei den ganzen Tag durch geht, wo man, wenn man mal eine Stunde nichts zu thun hat, entweder Gesellschaft bei sich hat oder seine Sachen (Gala-Uniform mit allen Orden ꝛc.) für das Nächstbevorstehende zurecht macht oder aber ißt und trinkt und dabei wieder überlegt, was zunächst bevorsteht.

Einen Gang durchs Museum haben wir gemacht; ob ich dazu gelange, noch einmal hinzugehen, um die Hauptsachen, köstliche Sachen, ordentlich zu betrachten, das ist sehr fraglich. Die weltberühmte reiche Armeria, Sammlung merkwürdigster Waffen, Ausrüstungssachen, persönlicher Stücke großer Männer, haben wir noch nicht gesehen, obgleich ich mir eine Eingangsordre verschafft habe, mit der sie uns stets geöffnet sein soll[1]). Ich habe noch nicht einen Laden betreten können, um einige Photographien zu kaufen. Keine Zeit!

Aber mein Telegramm hat Euch gestern gesagt, daß wir in Toledo waren! Das habe ich für Friedrich — denn für mich selbst, der ich es kenne, war es in mancher Beziehung eine Erschwerung — mit Hartnäckigkeit durchgesetzt, indem ich seit vier Tagen stets erklärte: Sonnabend fahre ich nach Toledo — und mich um alle Einladungen, einschließlich der königlichen, nicht bekümmert habe. Wir waren gestern zum Wettrennen und zum Gala-Theater eingeladen, Abends

[1]) Aus den obigen und weitergehenden Mittheilungen ist nicht zu ersehen, ob General von Goeben damals die „Armeria" noch besichtigt hat. Gründer dieser Sammlung ist Karl V., der eine alte spanische Waffenkammer in Valladolid durch viele Werke deutscher und italienischer Waffenschmiede bereichert hat. Philipp II. ließ die Hauptstücke nach Madrid schaffen, wo sie gegenwärtig in einem besonderen, auf der Südseite des königlichen Palastes stehenden Gebäude untergebracht sind. Alle spanischen Herrscher haben zur Vermehrung der Schätze dieses Waffenmuseums beigetragen, welches in der That einen seltenen Reichthum von Waffen aus allen Welttheilen und der berühmtesten Feldherren aufweist. Im Jahre 1898 ist ein vom Grafen Valencia de Don Juan verfaßter Katalog im Druck erschienen und durch photographische Abbildungen erläutert worden. Man vergl. auch „Spanien und Portugal. Handbuch für Reisende. Von K. Baedeker. Zweite Auflage. Leipzig, 1899." S. 97.

zur russischen Gesandtschaft; wir aber sind in Toledo gewesen und freuen uns dessen [1]).

Mein Telegramm aber hat meine Lieben daheim erfreut. Und ich habe die allergrößte Freude in dem Gedanken: übermorgen, Dienstag, 4 Uhr Nachmittags, fahre ich von Madrid ab und der Heimath zu! . . . Telegraphire ich nicht mehr anders, so schicke den Wagen zum Zug 10,53 Vormittags am Freitag zum Bahnhof. Hurrah!

Ob Friedrich mitkommt, weiß ich noch nicht, das heißt: mit kommt er wohl keinenfalls, da er, wenn er auch dieselbe Route einschlüge, doch jedenfalls noch ein paar Tage in Paris bliebe.

Adieu nun wieder, mein lieb Kind! Grüße herzlich die Alten. Friedrich ist noch fort; in einer Viertelstunde soll gefrühstückt werden, eine halbe Stunde später zum Schloß gefahren, um den Volkstänzen beizuwohnen. Dazu muß ich noch meinen ganzen Anzug zurecht machen.

Halte Dich gut! Dein Onkel.

Das waren die letzten Zeilen, die General von Goeben über seine letzte und kürzeste Reise nach Spanien aus diesem Lande selbst in die Heimath sandte. Ein Theilnehmer dieser Reise schrieb uns nachträglich Folgendes: „. . . Die oft in des Generals Briefen wiederkehrende Klage: ‚Wär' ich wieder bei Euch', könnte die Vorstellung erwecken, als sei Goeben auf der Reise in Spanien stets mißvergnügt gewesen. Diese Annahme wäre aber unrichtig. Nur war Goeben niemals ein Hofmann, und alle größere Geselligkeit war ihm um so mehr ein Greuel, als ihm Leichtigkeit und Gewandtheit in Gesellschaft abgingen. Hiervon abgesehen hat ihm die Reise sehr hohen Genuß bereitet. So empfand er auch eine geradezu naive Freude durch die Ehrenbezeigungen, mit denen ihn die spanische Regierung empfangen und aufnehmen ließ. Es sind darum die Anfänge und Schlüsse seiner Briefe nur als halb ernst gemeint zu betrachten, als eine Art von eigenthümlicher Ausdrucksweise, die in seinen Briefen wie Aeußerungen überhaupt eine große Rolle spielt."

Vor seiner Abreise aus Madrid erfuhr der General noch die Auszeichnung, daß ihm von König Alfons das Großkreuz des Ordens Karl's III. verliehen wurde. Schon zwei Jahre später sollte ihn das Grab decken: am 3. November 1880 starb der berühmte Held von St. Quentin, nachdem er noch nicht das vierundsechzigste Lebensjahr vollendet hatte.

[1]) So viel uns bekannt ist, hat General von Goeben sowohl während seines ersten vierjährigen Aufenthaltes in Spanien als auch auf seiner zweiten Reise nach Spanien Toledo berührt bezw. besucht. Er bewunderte aufrichtig die frühere stolze Residenz der castilischen Könige, das heutige „spanische Rom" mit seiner prachtvollen gothischen Kathedrale, seinem Alcazar und seinen gothisch-maurischen Befestigungen.

Die großen Mächte.

Ein Rückblick auf unser Jahrhundert.

Von

Max Lenz.

Dritter Theil[1]).

[Nachdruck untersagt.]

IV.

Erklärlich genug, daß unter der Wucht, mit der die französische Revolution auf die ringsum gährende Welt zurückwirkte, ihre Theorien allgemeinen Anklang fanden und die europäischen Parteien, die schon an sich so viel Analogien zu den französischen darboten, sich alle ihre Schlagworte aneigneten. Dennoch ist es heute nicht schwer, mit dem Maßstab, den uns Ranke an die Hand gab, das Mischungsverhältniß der Theorien und Realitäten, die Vielgestaltigkeit der an der Oberfläche so gleichförmigen Bewegung, die Motive und Eigenthümlichkeiten der mit einander ringenden Parteien je nach dem Boden, auf dem sie standen, und die Kraft des Widerstandes, auf den sie seitens der constituirten Mächte stießen, zu berechnen.

Gehen wir davon aus, daß die Coalition, welche das Ministerium Polignac stürzte und die bourbonische Dynastie vom Boden Frankreichs hinwegfegte, selbst voll tiefster Gegensätze war. Einig war sie nur im Widerspruch gegen das herrschende System; denn Alles kam darauf an, die drohende Reaction zu hintertreiben. „Alle unsere Politik," so gestand später Armand Carrel, „bestand darin, immerdar zu wollen, was das Ministerium nicht wollte, zu bekämpfen, was es forderte, jede Wohlthat, die es bot, auszuschlagen, als ob sie geheimen Verrath berge, kurz, es unmöglich zu machen, damit es fiele; und dadurch ist es denn auch endlich gefallen." Es galt, die Revolution zu retten gegen den Clericalismus, und darum mußte, wer zur Revolution hielt, zusammenhalten. Das war der Grund, auf den sich der neue König selber stellen mußte: zum ersten Mal wurde die Idee der nationalen Souveränetät von der Krone rundum anerkannt. In Wirklichkeit hatten auch die beiden letzten

[1]) In dem zweiten Theil ist zu lesen S. 277, Z. 20 von unten statt erstand: entstand. — S. 278, Z. 21 statt gekannt: gekonnt. — S. 280, Z. 11 von unten statt Coalition: Constellation. — S. 286, Z. 18 statt Großmächte: Colonialmächte.

Regierungen kaum auf anderen Grundlagen geruht als solchen, welche die große Revolution geschaffen. Aber immerhin waren die Bourbons, trotzdem sie dem Lande die Charte verliehen hatten, in der die wesentlichen Ideen der Revolution zur Geltung gelangt waren, als die legitime Dynastie, die ihren Grund jenseits des großen Jahres, in den alten Institutionen Frankreichs hatte, und zwar durch die Fremden wieder in das Land gekommen. Darum war die weiße Fahne ihr Symbol geblieben. Jetzt aber sollte, wie Louis Philipp in der Proclamation erklärte, durch die er die Krone annahm, die Charte zur Wahrheit werden. Der Nation dankte er Titel und Macht, und darum wurde die Tricolore wieder hergestellt: „Er wird unsere Rechte vertheidigen," sagten seine Freunde, „denn er dankt uns die seinen."

War aber der Wille Frankreichs wirklich in dem neuen System verkörpert? Wer war denn die Nation, welche die wirksamste Idee der großen Revolution so emphatisch anrief und auf ihr ihre Macht errichtete? „Diejenigen, die," wie Thiers, der es wissen mußte, in seinem „National" schrieb, „die Zeitungen lesen, sich für die Kammerdebatten ereifern, über die Capitalien verfügen, die Industrie leiten und den Boden besitzen." Classischer, naiver ist das Bourgeoisbewußtsein niemals zum Ausdruck gebracht worden. Die Interessen und die Ideale der mittleren Schichten, des Besitzes und der Bildung, die Classen, in denen die großen Traditionen des letzten Jahrhunderts und der Revolution ausgebildet und die Erinnerungen an die Großthaten und die Siege des französischen Gedankens am kräftigsten waren, diese waren es, auf denen das neue System ruhte. Doch hatten sie nicht durch eigene Kraft gesiegt, sondern nur mit Hülfe der harten Fäuste der Arbeiter, die ihnen die Fabrikanten zur Verfügung gestellt hatten, und der unreifen Jugend, deren bezahlter oder freier Enthusiasmus sich für sie geopfert hatte. So hatten sie also doch auf ein paar Tage in die tieferen Regionen der Bevölkerung herunter steigen müssen, „wo man," wie Thiers an eben jener Stelle fortfährt (es war noch vor der Julischlacht), „von der Politik so gut wie nichts versteht, und wo Tausende von guten, redlichen, einfachen Wesen existiren, die man leicht reizen und täuschen kann, die in den Tag hinein leben, in jeder Stunde ihres Daseins mit dem Bedürfniß im Kampf liegen und weder die Zeit noch die nöthige Ruhe des Körpers und des Geistes haben, um zuweilen an die Art und Weise zu denken, wie die Geschäfte des Landes geführt werden! Das ist die Nation, deren Mitwirkung es unseren Gegenrevolutionären gefiele sich zu erkaufen. Und in der That, man muß sich in die Arme des Pöbels stürzen, wenn man von der Meinung des Volkes nichts mehr wissen will." Nachdem man aber gesiegt, wurden diese einfachen und leicht zu täuschenden Wesen wieder bei Seite geschoben, und die 166000 Wähler, die paar Tausend Wählbare, die der Census zu den Herrschaftsrechten zuließ, bildeten fortan die Basis, die schmale Planke, die das neue System von der dunkeln, unbewußten Tiefe trennte.

Unter den Herrschenden selbst hatte es von jeher Frictionen genug gegeben, die sich nur unter dem Druck der Noth geschlossen hatten und bald viel weiter aus einander klaffen, scharfe Kämpfe und einen raschen Wechsel der Ministerien herbeiführen sollten. Doch waren sie alle an den Erwählten, so wie

er an sie, gefesselt; sie gehörten mit ihm auf eine Seite. Es waren tiefere Gegensätze, welche die Nation zu keiner Ruhe kommen ließen, solche, welche in das Gefüge des Staates selbst eingriffen, auf die alten Grundlagen selbst sich richteten oder auf Abwandlungen des öffentlichen Geistes und der materiellen Bedürfnisse, welche das neue Zeitalter geschaffen hatte. Die eine dieser Parteien, damals fast die turbulenteste und in Wahrheit die gefährlichste, war die soeben besiegte der Clericalen. Die Ordnungen, durch deren Beherrschung sie selbst die Nation hatte knechten wollen, waren zerbrochen worden. Aber wir bemerkten bereits, daß ihr dieselben schon fast lästig geworden waren, oder daß sich doch eine Gruppe in ihr ausgebildet hatte, die sich ihnen nur, so lange sie ihr zu Willen waren, unterworfen hatte. Diese Fraction hatte bereits unter Polignac die Führung in dem Kampf an sich gerissen und die aristokratischen Elemente aus der Partei ausgeschlossen oder mit sich fortgezogen; sie vor Allem hatte zum Staatsstreich gehetzt, sie die alte Krone in das Verderben hinabgestoßen. Die Niederlage hatte diese Eiferer nur starrer im Widerstande und entschlossener zum Angriffe gemacht. Hatten sie nicht Recht bekommen mit ihren Prophezeiungen? Was hatte alles Entgegenkommen, alle Milde, alle Vorsicht genützt? Die Hydra der Revolution hatte dennoch ihre scheußlichen Häupter erhoben und Alles mit ihrem Athem vergiftet. Und dabei hatte diese Partei der Unversöhnlichen es im Grunde nur der großen Revolution zu verdanken, daß sie überhaupt zum Leben und zur Macht gelangt war. Denn die Constituante war es doch gewesen, die, indem sie den Staat der Feudalität zerbrach, der Kirche die Gestalt gegeben hatte, in der diese erst die Kraft des Widerstandes gegen den Geist des neuen Frankreichs entwickelt hatte: wie der Staat so war auch die Kirche erst durch die Revolution von 1789 demokratisirt worden, und das war das Element, das nun in der Partei der Ultramontanen zur Geltung gelangte. Auch der Sturz der Bourbonen war ihnen eher von Vortheil gewesen. Jetzt waren sie ganz auf sich gestellt und konnten, ohne weiter Rücksicht auf aristokratische unbequeme Gönner zu nehmen, sich ganz an die Masse wenden, an die Armen, denen ja auch Christus das Evangelium verkündigt hatte, an die Unterdrückten, die Beladenen, an Diejenigen, denen die hohen Gedanken der Zeitungen und der Kammerdebatten nicht nahe traten, die in jeder Stunde ihres Lebens mit den gemeinen Bedürfnissen im Kampf lagen, an die „andere Nation", wie Thiers sie nannte, von der die herrschende nur ein kleiner Ausschnitt war. Die Curie hielt sich noch immer zurück. Auch Gregor XVI. war an die großen Mächte gebunden; unter dem Schutz der österreichischen Bajonette, während Italien im Aufstand war, war er gewählt worden. Aber so war es noch immer in der Geschichte der Kirche gewesen: nicht von Rom her, das zögernd bei Seite zu stehen pflegt, so lange die Woge ungestüm und ungewiß braust, sondern in den Provinzen und in der Masse der Gläubigen hatte der Geist zuerst mächtig werden müssen, der den alten Formen neues Leben einhauchte; schließlich war Rom immer noch zurecht gekommen, um den Kern der Bewegung, deren Ueberdrang zügelnd, heraus zu nehmen und für die eigene Macht zu verwenden. Zunächst gingen die Wellen zu hoch, als daß der

Nachfolger Christi sich ihnen hätte anvertrauen dürfen; er stellte sich schlafend. Und der fanatische Priester, in dem die Gluth der Ueberzeugung lebte, zerriß endlich die letzten Ketten und proclamirte, nicht als der Erste seines Standes, die Revolution selbst, die Idee der nationalen Souveränetät im Namen der Kirche, die ihn von sich stieß.

Die eigentlichen Gegner dieser unversöhnlichen, unbekehrbaren Partei waren nicht die Wenigen, die den Hebel der Maschine in der Hand hatten, sondern eine andere Fraction, die ganz das Gleiche wollte wie sie selbst, gleich ihr in die Tiefen der Nation herunter steigen und die Armen, die Ausgeraubten, die Betrogenen zu werben trachtete, nur daß sie es mit anderen Mitteln versuchte. Es waren die Führer der Arbeiter, welche auf den Barrikaden gefochten hatten, Männer, die gleich denen in der Regierung auf dem Boden des 18. Jahrhunderts und der großen Revolution standen, gerade die großen Triumphe derselben, über den Clerus und die Krone wie über das Ausland, feierten, vor Allem auch die Idee der nationalen Souveränetät festhielten, und die in Allem die Consequenten waren, da sie die Charte so zur Wahrheit machen wollten, daß jene Gedanken zum Glauben und Gemeingut der Masse würden. Auch diese Schicht war schon verschiedenfach gefärbt und enthielt Elemente, die noch über die Ideen von 1793 hinwegstrebten und da anknüpften, wo Robespierre stehen geblieben war: Propheten, deren eigentliches Ziel viel weniger politisch als social gerichtet war, und denen jene Ideen nur Formen und Mittel sein sollten, um ihre socialen Zwecke zu sichern Sie waren noch ein kleiner Haufe, kaum tausend Stimmen gab ihnen die Abstimmung in den Provinzen: aber es war bereits das Wölkchen, das den noch so heiteren Horizont des Staates binnen Kurzem ganz umdüstern sollte.

Und im Hintergrunde noch eine dritte Gewalt, undeutlicher und scheinbar ungefährlicher als jede andere Opposition, die aber von den Schlagworten aller Parteien Vortheil zu ziehen fähig war. Das war sie, die einst in der Macht Frankreichs ihren größten Ruhm gesucht, die sich immer als Mandatar der Nation betrachtet und die dreifarbige Fahne mit den Interessen der kleinen Leute und mit denen der Kirche selbst zu combiniren verstanden, die den Abgrund der Revolution schließen und zugleich ihre Schätze ans Licht heben und erhalten zu können prätendirt hatte, und die schon den Erben der Krone, den Prätendenten zur Verfügung hielt: das Haus und die Partei der Bonapartes.

Im Sommer 1830 waren freilich die Feinde der neuen Dynastie noch fern oder lagen besiegt am Boden. Auch die Radicaleren huldigten dem neuen Herrn. Sie hofften, dadurch selbst vorwärts zu kommen, und trieben in der That die Männer der Mitte und den Herzog selbst weiter, als diese gewünscht oder gedacht hatten; sie betrachteten das Königthum, da es sich nicht mehr vermeiden ließ, als eine Abschlagszahlung an die freieren Verfassungsformen und erkannten die Krone an, weil man, wie Lafayette entschuldigend sagte, nichts haben könne, was der Republik näher käme. Unter ihrem Einfluß nahmen auch die auswärtigen Angelegenheiten alsbald einen raschen, stürmischen Gang an. Wie an einer elektrischen Leitung lief der revolutionäre Funke über Europa hin: Belgien, Polen, Italien wurden sofort in

Brand gesetzt; in England, in der Schweiz, zum Theil auch in Deutschland kam es zum Umsturz der Regierungen und zu einschneidenden Veränderungen der Verfassungen. Einen Moment schien es, als sollte der ganze Erdtheil in Flammen aufgehen. Aber nun stieß die Revolution, wie 1792, überall auf die großen Mächte. Zwar war deren Allianz ganz brüchig geworden, und eine jede war zunächst genöthigt, sich selbst gegen den Anprall zur Wehre zu setzen. Metternich mußte das Feuer in Italien austreten; er that es, wie zehn Jahre zuvor, mit allem Nachdruck, aber Belgien mußte er darüber seinem Schicksal überlassen. Zar Nicolaus ward durch den wilden Ansturm der polnischen Revolution fürs Erste von aller Einwirkung auf das westliche Europa abgeschnitten. In England vermochten sich die Tories nicht länger gegen den verstärkten Druck der Reformpartei aufrecht zu erhalten und mußten ihr die Regierung abtreten. Deutschland war noch fern von der Vereinigung und Reform unter Preußens Führung, die bereits in den beredten Manifesten einiger Patrioten gefordert wurde; die Constitutionen, welche sich, der Uebermacht weichend, die kleineren Staaten Norddeutschlands gaben, sollten nur wieder, wie einst die der Südstaaten, dazu dienen, die Bevölkerungen um ihre Fürstenhäuser enger zusammenzuschließen; Preußen aber versteifte sich noch mehr in seiner patriarchalen Verfassung und schloß sich nur um so enger an die Kaisermächte des Ostens an. Dennoch waren, zumal in der Vereinigung dieser drei Mächte, die Kräfte, auf welche die Revolution stieß, gewaltig genug, und es schien gefährlich, dieselben zu reizen. Um so mehr, als es gar nicht im Interesse des neuen Systems lag, die Gewalt des Stoßes weiter zu entwickeln. Von Anfang an war vielmehr der Wunsch, ihn zu mäßigen, in Louis Philipp lebendig gewesen. Hatte er sich doch der Revolution selbst nur zaghaft, zögernd und bis zuletzt zweideutig genähert; wie zum Schafott hatte ihn Lafayette schließlich aus seinem Verstecke in Neuilly zum Throne schleppen müssen. Unter diesen Umständen kam ihm die retardirende Kraft, welche die fremden Cabinette entfalteten, nur erwünscht, und in Kurzem war ein Verhältniß zwischen dem neuen Frankreich und den alten Mächten hergestellt, bei dem sich Jeder, wenn man es auch nicht officiell eingestand, leidlich wohl fühlte.

Demnach war auch von Seiten der auswärtigen Politik der Anspruch des Bürgerkönigs, ganz auf dem Boden der Nation zu stehen, eine Fälschung. Es war mit seiner Krone nicht so wie mit den alten Dynastien, die jedesmal, wenn die Grundlagen ihrer Staaten in Gefahr geriethen, dem Herzen ihres Volkes um so theurer wurden, um so inniger sich mit seinem Leben und allen seinen Wünschen und Interessen verschmolzen; sondern jede Erschütterung, die von außen stieß und drohte, ward ihrem Träger selbst gefährlich. Louis Philipp konnte gar nicht die Kraft seiner Nation so einsetzen, wie es ihren Interessen, ihren Instincten entsprach: er mußte den Frieden suchen und nationale Demüthigungen hinnehmen, um sich nur selbst zu erhalten. Mit ihm verglichen haftete selbst die Regierung Karl's X. tiefer in dem Boden der Nation, deren untere Schichten gerade die Masse seiner Anhänger gestellt hatten. Der Orleans aber blieb, wie er sich auch mit dem nationalen Willen brüsten und

schirmen mochte, in Wahrheit wurzellos in dem Lande seiner Väter, ein Thronräuber und Abenteurer mehr fast als die Bonapartes, die auf den breiten Boden der Nation zurückgingen und mit bewußtem Stolz an die revolutionären Grundlagen appellirten, welche von den letzten Bourbonen und Louis Philipp selbst zwar benutzt, aber im Grunde ihrer Seele verabscheut wurden. Der Stamm der Monarchie, dem das neue Königshaus überdies nur als ein verderbter Ableger angehörte, war schon vor vierzig Jahren abgehauen und mit allen Wurzeln aus dem Boden, den er durch die Jahrhunderte hin beschattet hatte, ausgegraben worden.

Nichts war in der Partei des Königs und bei allen Liberalen beliebter als der Vergleich der neuen Revolution mit der Englands im 17. Jahrhundert; alle Werke, welche Guizot über die englische Revolutionszeit schrieb, sind dem Nachweise ihrer Wahlverwandtschaft gewidmet. Aber selten ist eine historische Parallele weniger am Platze gewesen. Zunächst hatte Karl X. niemals, gleich Jacob II., beabsichtigt, die absolute Krone herzustellen, er, der selber als Artois sie von jeher bekämpft hatte; viel eher wäre Polignac's System dem der Tories verwandt zu achten, die ja auch mit Krone und Kirche eng zusammengehalten hatten. Gleich war freilich beiden Reactionen das katholische Princip: aber Frankreich war seit Jahrhunderten katholisch; in England dagegen hatte sich 1688 das protestantische Gemeingefühl gegen eine papistische, auf das Ausland gestützte Regierung erhoben. Auch in England war nur ein anderer Zweig der vertriebenen Königsfamilie, und ebenfalls mit Hülfe der Fremden auf den Thron gekommen, und blieb, wie in Frankreich, der Unterbau des Staates bestehen. Aber jenseits des Canals war derselbe aristokratisch und decentralistisch, in Frankreich die auf den demokratischen Ordnungen errichtete Bureaukratie Napoleon's. Die glorreiche Revolution war nur ein Theil des Weltkampfes zwischen dem katholischen und dem protestantischen Princip gewesen, der damals noch, wenn auch nicht mehr mit der alten Energie, Europa in Athem hielt: die Juli-Revolution hingegen war zunächst eine innere Angelegenheit Frankreichs, das seit fünfzehn Jahren mit Europa in Frieden lebte; und wesentlich der inneren Fragen wegen, weil man die Ansteckung fürchtete oder hoffte, erregte sie die europäischen Interessen. Der Abfall Englands von den Stuart's war die Absage an ein System gewesen, das mit dem Geist und dem Weltinteresse Englands nichts zu thun hatte und schließlich fast zur Laune eines hartköpfigen Fürsten und weniger Intriganten und Höflinge geworden war; auf völlig neuer Grundlage hatte sich die englische Nation fortan constituirt: in Frankreich aber ward 1830 nur ein Versuch gemacht, das unterbrochene Werk der großen Revolution fortzusetzen, das heißt den Stein des Sisyphus aufs Neue zu wälzen. Daher bildet die Revolution von 1688 für England eine Epoche, die Juli-Dynastie aber für Frankreich nur eine Episode.

Das Bedürfniß, Ruhe von außen zu haben, um nur im Innern nicht allen Boden zu verlieren, war das stärkste Zeichen für die Schwäche des neuen Thrones, sowie eine Quelle der Demüthigungen für eine Nation, die gerade ihren Stolz darin setzte, jede Einmischung in ihre Angelegenheiten abzuweisen.

Es stellte Frankreich in eine Reihe mit den kleinen Staaten, die ja auch nur durch europäische Uebereinkunft am Leben blieben oder in den Kreis der Mächte zugelassen wurden, und die es jetzt vergebens hinter sich herzuziehen versuchte. Die Revolution in Brüssel erfolgte auf Antrieb von Paris her und ganz in der Richtung der nationalen wie der revolutionären Interessen Frankreichs; aber dort wie in Italien, in Deutschland und in Polen mußte die neue Regierung die Verbindungen, welche ihr die Revolutionäre von allen Seiten antrugen, und in die der linke Flügel ihrer eigenen Anhänger sie hinein zu drängen suchte, abbrechen oder verleugnen — Niederlagen, welche nicht bloß ihr eigenes, sondern auch das Prestige Frankreichs trafen, und die dadurch kaum gemildert wurden, daß es schließlich im eigenen Interesse der großen Mächte lag, nicht allzu stark auf dem Widerspruch gegen den Willen der Pariser Regierung zu beharren. Dies Doppelverhältniß, die innere Erregung gemäßigt durch den Gegendruck von außen, kennzeichnet und beherrscht recht eigentlich die Geschichte des Bürgerkönigthums, das sich als das System der Nicht-Intervention eingeführt hatte. In ihm wird aufs Neue sichtbar, wie tief die auswärtigen Verhältnisse, die allgemeinen Constellationen Europa's auf den inneren Ausbau seiner Staatenwelt einwirken.

Ein Moment, das in seiner gegensätzlichen Wirkung und in wahrhaft tragischer Verflechtung auch an den Schicksalen Belgiens und Polens zur Erscheinung gelangt. Man ist noch immer gewohnt, den unglücklichen Ausgang der polnischen Revolution auf die Verlotterung des sarmatischen Wesens, die Zügellosigkeit der herrschenden Szlachta zurückzuführen, obschon wir heute vor der inneren Kraft dieser Nationalität schon mehr Respect bekommen haben, nachdem wir ihr durch unsere Cultur den Bürgerstand aufgebaut und alle Gelegenheiten, ihr Selbstbewußtsein zu steigern, verschafft haben. Möge es sich nun mit der inneren Haltlosigkeit der polnischen Kraft verhalten, wie es wolle, jedenfalls ist zu betonen, daß die äußere Lage die Entwicklung der Revolution an der Weichsel auf das Tiefste beeinflußt hat. Nirgends war Anfangs der Erfolg überraschender und die Parteien einiger als gerade in Warschau: die Russen, völlig rathlos, auf und davon; die Regierung, die Kirche, die Armee, Alles bereit, das Vaterland zu vertheidigen; es hatte sich, wie ein Gesandter schrieb, nichts in Polen geändert, es waren nur einige Russen weniger da. Im Siege aber begannen die Schwierigkeiten. Sollte man stillstehen oder weitergehen? Das Erste hieß: mit Petersburg verhandeln, Halt machen vor den Grenzen Litthauens, Posens, Galiziens, die Theilungsmächte auseinanderhalten, den Zaren in die Stellung seines Bruders zurückbringen; zugleich würde die hohe Aristokratie die Leitung in der Hand behalten haben. Der Versuch dazu ist gemacht worden, und Anfangs schien es, als könnte Alles gut werden. Man schrieb und sandte an den Zaren, man klopfte in Berlin und Wien, und so auch in Paris und London an. Die Aufnahme, die man fand, richtete sich je nach den Interessen der Mächte. Das neue Whigministerium antwortete wohlwollend bedauernd, jedoch ablehnend. Noch liebenswürdigere Worte fand Louis Philipp: lautere freilich vor dem französischen Publicum als in Petersburg, wo er nur zaghafte Vorstellungen wagte. In Wien war

man leidlich höflich; während Preußen drei Armeecorps an die Grenze schickte und Zar Nicolaus ein Manifest an seine Nation richtete, in dem er erklärte, den Degen nicht niederlegen zu wollen, bis das vergossene Blut gerächt sei: „Friede den Friedlichen, Tod den Meuterern und Mördern! Wir werden in Warschau einziehen, und sollten wir bis an die Knöchel im Blute waten!" Da konnte denn in Warschau nur noch die Losung heißen: Sieg oder Tod, Alles oder Nichts, Bruch mit den Mächten, Niederwerfung der Gemäßigten, Entfesselung aller Leidenschaften, aller brutalen Instincte der bigotten Nation. Auch in Belgien war Zwiespalt gewesen, von Anfang an und viel stärker und tiefer gewurzelt als in Polen; nur der Bund der beiden, im Grunde unversöhnlichen Parteien des Landes hatte dort die Revolution ermöglicht. Aber dann wandte sich in Brüssel Alles zum Besten, weil die Ostmächte nicht eingreifen konnten, Frankreich und England aber mit der Erhaltung des neuen Staates das eigene Interesse combinirten; während Polen zwischen den drei Theilungsmächten von Anfang an verloren war und erdrückt blieb. So gewaltig wirken die Bahnen, welche die großen Mächte festhalten, auf die Schicksale der kleinen ein: Belgien haben sie das Leben ermöglicht, Polen vernichtet.

Die Allianz blieb gespalten, und der Gruppe der Ostmächte trat die des Westens entgegen: begierig ergriff Louis Philipp die Hand der neuen englischen Regierung, deren Vorgängerin die Macht ihrer Nation auf den Trümmern des französischen Colonialreiches aufgebaut hatte. Und so waren die beiden Staaten, die den längsten und erbittertsten Krieg des letzten Jahrhunderts mit einander geführt hatten, in einer „Entente cordiale" zärtlich verbunden. Doch war schon in Belgien, und ebenso in Italien, Spanien und Portugal ihre Interessengemeinschaft nicht frei von Rivalität. Noch stärkeren Belastungsproben aber wurde ihre Freundschaft im weiteren Bereiche des Mittelmeeres ausgesetzt. Die Eroberung Algiers war ein Erbstück Louis Philipp's aus der vorigen Regierung; unmöglich konnte er auf das Stirnrunzeln der englischen Freunde hin die neue Colonie, die Frankreich auf die Bahnen seines alten Ruhmes wies, preisgeben. Weiter wagte er sich allerdings lange nicht, und als er später Marocco ins Auge faßte, wich er sofort nach dem ersten Grollen des englischen Löwen zurück. Aber in der Levante boten sich Aufgaben dar, denen sich die französische Regierung nicht entziehen konnte, und in die sie unter einem activeren Ministerium tief verwickelt wurde. Sie nahmen ihren Ausgang (sehr im Gegensatz zu der griechischen Erhebung) von einer Spaltung innerhalb der mohammedanischen Welt selbst, von der Rebellion des ägyptischen Paschas gegen seinen Khalifen, die ihn zweimal zum Herrn Syriens und Kleinasiens gemacht hat und nur an dem Widerspruche der großen Mächte gescheitert ist. Das erste Mal war es Zar Nicolaus, der dem Erbfeinde seines Volkes zu Hülfe kam und im Vertrage von Hunkiar-Skelessi wie den Aegyptern so auch den Westmächten die Dardanellen verschloß. Das war noch zur Zeit, als die Interessen Frankreichs und Englands eng zusammengingen. Das zweite Mal war es Frankreich selbst, das den Vortheil davon zu tragen hoffte. Es war der Weg, an den auch der große Kaiser

gedacht hatte: die Macht Frankreichs sollte durch einen befreundeten und starken Staat im Osten erhöht werden. Wenn England zunächst noch mit dem Nachbarstaate ging, so geschah es aus ähnlichen Gründen, wie sie die beiden Mächte im Griechenkampfe auf Rußlands Seite geführt hatten: es durfte nicht zugeben, daß der Weg nach Indien gesperrt würde, ohne daß es selbst die Controle behielt. Und insoweit stand Palmerston auch 1839 den Franzosen bei, als es galt, die russischen Ansprüche auf die Sperrung der Meerengen zu zerbrechen. Wäre es nun damals zum Kampf gekommen, so wäre die Allianz mit Aegypten fertig geworden und dann aller Berechnung nach (da Mehemed Ali das Landheer stellte) Rußland im Nachtheil und die Pforte verloren gewesen. Richelieu, so hat Ranke gemeint, würde die Sache zum Bruch gebracht haben. Aber der Meister fügt hinzu: „Ein Richelieu dieser Zeit müßte freilich, wenn sich dies denken ließe, zunächst ein Liberaler gewesen sein." Denn die liberalen Ideen wären dadurch gewaltig gefördert worden. Diese aber hatten in den französischen Kammern nicht mehr das Uebergewicht: nach langen Debatten wurde vielmehr beschlossen, von einer Allianz mit Mehemed abzusehen und die Sache einem Congreß zu übertragen. Die Doppelthür zwischen dem Schwarzen und dem Aegäischen Meer zu vertheidigen war England unbedingt entschlossen; daß jedoch der Aegypter dort Herr würde, war ihm eher unwillkommen.

Von da ab beginnt der Umschwung in dem Verhältniß der Westmächte, in enger Wechselwirkung mit der Gestaltung der inneren und äußeren französischen Politik: der Eintritt Thiers' in das Ministerium, der neue Andrang der Liberalen, die drohende Wendung, die das im Orient aufgestiegene Unwetter plötzlich gegen die Rheingrenze nahm (während Thiers doch mehr an Italien dachte), der völlig unerwartete Gegendruck, den die Invasionsgefahr in Deutschland erweckte, wo sich die Nation in unerhörter Einmüthigkeit zusammenscharte, sowie alle die anderen Rückwirkungen auf den immer rascher pulsirenden Gang der allgemeinen Entwicklung bis zu der neuen Revolution hin lassen sich bis auf jene Krisis der Entente cordiale zurück verfolgen. Niemals hat Louis Philipp die Kränkung der nationalen Ehre, die er im Jahre 1840 hinnehmen mußte, verwinden können. Die Spannung mit England wurde immer schärfer: als Verräther, Betrüger wurde der König im Inselreich angesehen, nachdem er 1845 durch die spanischen Heirathen die Freunde so bitter enttäuscht hatte. Vergebens war es, daß er sich den Ostmächten zu nähern suchte, daß er den clericalen Strömungen im eigenen Lande immer williger entgegenkam. Wohl hatte der Clericalismus in Frankreich ein etwas milderes Gesicht angenommen: Lammenais' revolutionäre Agitation war innerhalb der Kirche verstummt, während sein großes Schlagwort von der freien Kirche im freien Staate überall durchgedrungen war und wetteifernd von allen Parteien, die vorwärts wollten, wiederholt wurde. Die Curie hatte doch wieder richtig gesteuert: je höher die Wogen der Zeit gingen, um so dichter scharten sich die Gläubigen um die Arche der Kirche zusammen, die Vielen schon als die einzige Rettung in der drohenden Sündfluth erscheinen wollte. Längst hatte Metternich begonnen, die Verwandtschaft, die der alte Glaube mit den Tendenzen seines

Staates hatte, zu spüren und zu pflegen, während man in den protestantischen Kreisen und dem liberalen Lager noch die alten toleranten Wege wandelte und in den Forderungen der Kirche eine Wiederholung der eigenen Wünsche zu sehen geneigt war. Die Clericalen wußten bereits sehr viel besser zwischen ihren Gegnern und Gönnern zu unterscheiden, und verstanden es vortrefflich, sich in jedem Lager einzurichten und zu decken. Louis Philipp jedoch gehörte nie zu ihren Freunden, wie sehr er sich auch um ihre Gunst bemühte. Das mußte er erfahren, als nun die Betrogenen von 1830 ihren Lohn einforderten und sich in wilder Empörung gegen den Träger der nationalen Krone erhoben. Kein Clericaler nahm für ihn das Wort, kam ihm zu Hülfe. Und indem die lange gehätschelte, die stärkste Partei Frankreichs von ihm hinwegrückte, verschwand er mitsammt seinem Thron wie in der Versenkung.

V.

Mehr noch als die Revolution von 1830 ist die von 1848 als ein europäisches Ereigniß aufzufassen und in jedem Moment nur im Lichte der allgemeinen Politik zu verstehen. Der Sturz der Juli-Dynastie, dessen Fortwirkung die deutsche Revolution war, wurde selbst schon durch den Druck von außen bestimmt: in Süditalien war das Feuer zuerst aufgegangen, das in wenigen Tagen und Wochen über die Alpen an die Seine, von da in blitzartiger Wendung an den Rhein und bis an die Donau und endlich an die Spree hinübersprang, so daß nun die Flammen von den Pyrenäen bis zu den Karpathen und von Sicilien bis zum Belt über dem Continent zusammenschlugen. Ihrer verzehrenden Gluth gegenüber waren die Regierungen zunächst durchaus ohnmächtig. Frankreich drohte nach der Verjagung Louis Philipp's den extremsten Meinungen anheimzufallen; in Oesterreich ward das System Metternich's, von allen Seiten gepackt, wie durch einen Wirbelwind aus den Fugen gerissen; und was sich in Deutschland aufrecht hielt, erreichte es nur durch Pactiren mit den liberalen Forderungen, die überall von der allgemeinen Stimmung getragen wurden und nicht bloß die Massen, sondern gerade die gebildeten und mitregierenden Schichten in den Parteikampf hineinrissen. So begann an den deutschen Höfen ein förmliches Wettlaufen um die Gunst der öffentlichen Meinung. Die Allianz der Ostmächte ging darüber zu Grunde; ja die Revolution drohte die drei Höfe gegen einander zu treiben. So unwiderstehlich war ihr erster Anprall, daß sogar Zar Nicolaus einen Moment weich zu werden schien und seinem Schwager rieth, er möge, ohne lange auf die Wiener zu hören, die Initiative ergreifen und Deutschland vor dem Umsturz bewahren; nur so meinte er Polen von der Erschütterung freihalten zu können.

Der Gewalt des Stoßes entsprach jedoch nicht seine Dauer. Im April und Mai war er bereits schwächer geworden und im Hochsommer so weit gebrochen, daß sich die Regierungen allerseits auf sich selbst besannen und ihre Eigenmacht von Neuem zur Geltung bringen konnten. Fragen wir, wo die Revolution den ersten Widerstand fand, so werden wir nach Berlin geführt: hier ward sie bei dem ersten Versuch, sich der Gewalt zu bemächtigen, in dem Straßenkampf des 18. März besiegt; die Armee, welche in den Revolutionen

Frankreichs zum Volke übergegangen oder — zersetzt, wie sie war — dem Sturm nicht hatte Stand halten können, blieb in Preußen ihrem königlichen Herrn treu und stark genug, die Kämpfer der Barrikade zu überwältigen: an diesem Felsen, der, wie Ranke sagt, das alte historische Dasein des Staates in sich schloß, brachen sich die Wogen der Revolution. Dennoch ließ sich auch in Preußen die Bewegung durch die bloße Gewalt der Bajonette nicht aufhalten. Das zeigte sich, als der König, entgegen den Rathschlägen der Absolutisten, sich im Siege den Principien unterwarf, die er immer bekämpft hatte: er hielt nicht nur die Concessionen, die er unter dem Druck der allgemeinen Erschütterung schon am Morgen des 18. März gemacht hatte, aufrecht, sondern erweiterte sie für Preußen und ergänzte sie im Sinne der nationalen Forderungen; er nahm in sein Ministerium Vorkämpfer der constitutionellen Richtung auf und erklärte feierlich, daß er die deutschen Farben annehme, daß Preußen fortan in Deutschland aufgehen werde. Während so in den Centren der deutschen Politik der Widerstand gegen die Revolution fast erlahmte, regte er sich an zwei Stellen der Peripherie mit unerwartetem Nachdruck: in den östlichen Provinzen Preußens, wo die Polen die Garantien, die ihnen Friedrich Wilhelm und seine liberalen Minister gewährten, sofort dazu benutzten, um den Abfall von seiner Krone zu organisiren, und im südlichen Schwarzwald, wo ihre Freunde, die deutschen Radicalen, unter Herwegh, Hecker und Struve von der Schweiz und dem Elsaß her das radicale Banner entfalteten. An beiden Stellen erwiesen sich die Gegenkräfte weitaus stärker. Im Breisgau genügten ein paar süddeutsche Bataillone, um die zuchtlosen Rotten der Empörer zu zerstreuen. In Posen mußte die Regierung zunächst durch ihre eigenen Unterthanen, die deutschen Colonisten, die durch die polnischen Rebellen in einen wilden Rassen- und Religionskrieg hineingerissen und in ihrer Existenz bedroht waren, von ihrem Polenenthusiasmus geheilt werden; sobald sie aber Ernst machte, fiel auch hier die Revolution in sich zusammen.

Immerhin gingen die Wogen noch hoch genug, als am 18. Mai die Abgeordneten der Nation in die Paulskirche zu Frankfurt einzogen, um das neue Deutschland zu organisiren. Die Radicalen waren zurückgedrängt, aber die Gemäßigten, die alten Wortführer der nationalen Bewegung zu um so größerem Einfluß gelangt. Die Einheit und die Freiheit des ganzen deutschen Vaterlandes waren auch ihr Programm, und die nationale Souveränetät blieb die Grundlage, auf der sie den Neubau errichten wollten; nur die Mitwirkung wollten sie den Regierungen erlauben. Immerhin lag darin schon eine Anerkennung der bestehenden Mächte und ein Rückschritt von den weitgreifenden Beschlüssen des Vorparlaments, das sich unter dem Druck der Radicalen für die Freiheit Polen's und den ausschließlichen Einfluß des Volkes auf die Verfassung des neuen Deutschlands ausgesprochen hatte; die Majorität des Parlamentes mußte doch eine Anlehnung an dieselben Mächte suchen, die sie dem allgemeinen Willen unterwerfen wollte. Und wäre Deutschland sich selbst überlassen geblieben, so hätten sich die Regierungen dem allgemeinen Andrang wohl noch lange fügen müssen. Aber die Abwandlung der europäischen Constellation gab ihnen alsbald die Möglichkeit, sich von den Frankfurtern zu emancipiren. Es waren

drei Ereignisse der auswärtigen Politik, welche die Herrschaft des Parlamentes brachen. Zunächst der Zusammensturz der radicalen Regierung in Paris. Solange Frankreich in deren Händen war, blieb die Revolution auch in Deutschland auf ihrer Höhe. Und darum sahen die deutschen Radicalen mit Recht an der Seine ihre besten Freunde. Umgekehrt, und für den Moment mit größerem Erfolge, benutzten die Gemäßigten die von dort her drohende Gefahr, um Deutschland unter ihrem Panier zu sammeln. Aber auch ihnen konnte es nicht von Vortheil sein, als die sociale französische Republik in der blutigen Straßenschlacht am 24. Juni niedergeworfen wurde. Denn der Sieg der französischen Ordnungsparteien über das Arbeiterheer befreite die deutschen Regierungen von der Besorgniß, Deutschland am Rhein vertheidigen zu müssen, und nahm damit den Helden der Tribüne in der Paulskirche den wirksamsten Hebel, durch den sie die einheimischen Gewalten ihren nationalen Idealen geneigt gemacht hatten. So ward der Triumph Cavaignac's nicht bloß den Anhängern Blum's und Hecker's, sondern auch den Gemäßigten unter den Frankfurter Volksfreunden verhängnißvoll. Durch ganz Europa begann die revolutionäre Fluth abzuebben. Vor allem Oesterreich bekam dadurch südlich der Alpen Luft; während in den slavisch-deutschen Provinzen des Staates noch Alles drunter und drüber ging, schlug Radetzky in den Juli-Schlachten die italienische Empörung zu Boden. In denselben Wochen kamen, ganz unter dem Eindruck dieser Ereignisse, die Debatten der Paulskirche über die Centralgewalt zum Abschluß: Erzherzog Johann nahm die Stellung als Reichsverweser an und wählte sich sein Ministerium aus der Majorität des Parlamentes. Scheinbar ein neuer Erfolg der Revolution; nach dem Recht der nationalen Souveränetät wurde die deutsche Regierung proclamirt. Aber den hohen Worten entsprachen die Thatsachen nicht. Sobald die Frankfurter Ernst machen und die bewaffnete Gewalt sich durch den Eid verpflichten wollten, genügte der bloße Widerspruch Preußens, ja selbst der kleineren Staaten, um ihre Ohnmacht an den Tag zu bringen; und als das Präsidium des Reichstages mit den Ministern und dem Reichsverweser selbst dem König von Preußen in Cöln ihre Huldigung darbrachte, durfte dieser die Abgeordneten ungestraft daran erinnern, daß es noch Fürsten in Deutschland gebe. Vier Wochen später litt die auswärtige Politik der Frankfurter selbst Schiffbruch, an der einzigen Stelle, wo sie sich auf diesem Felde versucht und mit dem Nationalprincip Ernst gemacht hatten, ja in dem Anspruch auf das dänische Nordschleswig darüber hinausgegangen waren: hinter ihrem Rücken schloß Friedrich Wilhelm mit Dänemark den Waffenstillstand zu Malmoe ab, der die Elbherzogthümer der fremden Krone zu überantworten drohte. Es war die stärkste Beleidigung ihrer Principien und ihrer Ehre selbst, die an der Eider verpfändet war. Hatten die Radicalen nicht Recht gehabt, wenn sie immer wieder auf die Hinterlist und die Verrätherei der Regierungen hinwiesen und ihre Gegner der Fälschung aller wahren Principien der Revolution ziehen? Was hatten sie überdies mit ihren Tiraden über Polen's Freiheit und die Grundrechte der Nation Anderes gethan, als daß sie die Sätze wiederholten, welche das Vorparlament zu seinen Beschlüssen erhoben hatte? Aber

freilich, mehr als Worte stand auch ihnen nicht zu Gebote. Als sie am 18. September an das letzte Recht des nationalen Willens, an die Gewalt der Waffen appellirten, brauchten nur wieder ein paar Bataillone und Batterien in Frankfurt einzurücken, um die fesselose Wuth der Empörung niederzuschlagen und die Herrschaft der beiden Centren aufs Neue zu begründen. Immer sichtbarer stellte es sich heraus, daß die Mächte, welche die Revolution hatte beugen wollen, noch da waren, und daß die Männer der Paulskirche nur dann auf die Verwirklichung ihrer Ideale rechnen konnten, wenn sie deren Interessen gegen einander ausnutzen konnten.

Darauf war nun Deutschlands Entwicklung im Winter 1848 auf 49 gestellt. Nicht von Oesterreich, das im Moment ohnmächtiger denn je war, sondern von Preußen hatte man die Demüthigungen im August und September hinnehmen müssen. Dennoch wandten sich die Parteien der Paulskirche, welche das Heft in der Hand hielten, an die Regierung des Königs, der im März von dem Aufgehen seines Staates in Deutschland gesprochen hatte: sie küßten die Hand, die sie soeben gezüchtigt hatte. Denn von Oesterreich, so schien es, war nichts mehr zu fürchten oder zu hoffen; wilder als je tobte dort der Aufruhr, und es war, als sollte der Donaustaat auseinanderbrechen. Eben hierauf rechneten Dahlmann und seine Freunde, als sie im October den Antrag einbrachten und mit Hülfe der Radicalen auch durchsetzten, daß jedes deutsche Land, das mit einem nichtdeutschen dasselbe Staatsoberhaupt habe, seine besondere Verfassung, Regierung und Verwaltung unter deutschen Beamten haben und dem Reiche und seinen Gesetzen unterworfen sein sollte; es wäre die Annexion Cisleithaniens an das Reich und die Vergewaltigung seiner slawischen Bewohner geworden Aber in denselben Tagen wurden die Habsburger wieder die Herren in ihrer Hauptstadt: am 28. October begann der Sturm auf Wien, am 31 ergab es sich auf Gnade und Ungnade; die Erschießung Blum's, des Abgesandten der Linken des deutschen Parlamentes, und die höhnische Abfertigung, welche die Deputirten der Majorität zu Olmütz empfingen, als sie Namens der deutschen Centralgewalt Wahrung der Volksrechte forderten, bewiesen der Welt aufs Neue, daß die Zeit der schönen Reden vorüber und daß nur, wem das Schwert an der Seite klirrte, das Wort zu führen berechtigt war. In denselben Wochen ging auch die Herrlichkeit der Berliner Worthelden zu Ende; das Ministerium des Grafen Brandenburg übernahm die Zügel und trieb die Nationalversammlung im Schauspielhause auseinander.

Wenn die Erbkaiserlichen, welche sich jetzt fester zusammenschlossen, dennoch vorwärts gingen und, von den Fractionen zur Rechten und zur Linken gehemmt oder vorwärtsgestoßen, die Reichsverfassung fertigstellten, um schließlich König Friedrich Wilhelm IV. die Krone ihres Wolkenkuckucksheim anzubieten, so geschah es durchaus in der Hoffnung, dadurch das preußische Schwert gegen alle Feinde ihres Reiches zu gewinnen. Wo aber hätte dieses grimmigere Widersacher finden können, als in Oesterreich, das damit von seinem alten Vorrang abgesetzt, in seine Theile zerrissen, in seiner ganzen Existenz bedroht worden wäre! Die Wortgefechte, welche die österreichischen Mitglieder des Reichstages den Erbkaiserlichen lieferten, waren nur das Vorspiel zu dem, was

kommen mußte, wenn der Hohenzoller die Krone annahm, durch die er sein Wort vom 21. März 1848 eingelöst haben würde. Es handelte sich bei dem Antrage, so wenig es sich die herrschende Partei gestehen mochte, in Wahrheit darum, ob der althistorische Gegensatz zwischen Oesterreich und Preußen, den die Revolution von Anfang an wieder an den Tag gebracht hatte, mit den Waffen ausgetragen werden sollte: zum ersten Mal ward Friedrich Wilhelm IV. vor die Frage gestellt, die er in Olmütz endgültig beantwortet hat. Aber er würde schon nicht mehr, wie sein großer Ahnherr, für Preußen allein gefochten, sondern den Kampf als Träger einer Krone begonnen haben, in die das Gold seiner alten Krone erst eingeschmolzen werden sollte: es galt schon gar nicht mehr Preußens Existenz, sondern für ein parlamentarisch regiertes Deutschland, dem er seine Eigenmacht zu unterwerfen hatte, würde er das Schwert seiner Vorfahren gezogen haben. Ich will hier nicht die Summe der Empfindungen Friedrich Wilhelm's in jenem schicksalsvollen Moment, der Krisis seines Lebens, und seine Motive für die Ablehnung der deutschen Krone zergliedern oder gar das Für und Wider der Chancen, die sich ihm bei der Annahme geboten hätten, erörtern; aber am Tage liegt doch, daß die Selbständigkeit Preußens damit gebrochen, daß es wirklich in einem parlamentarischen Nationalstaat aufgegangen wäre, und daß der König und sein Haus von dem neuen Boden her ebenso wenig auf die Grundlagen ihrer Macht hätten zurückkehren können wie das italienische Königshaus jemals zu seiner alten Krone von Savoyen.

Er selbst konnte sich bereits nicht mehr auf den angestammten Boden zurückfinden: es blieb sein Geschick, das Unmögliche vereinigen zu wollen, Ehrfurcht vor Habsburg und Hoffnungen auf die Führerschaft in Deutschland, freiheitliche und klerikalisirende Ideen, Decentralisirung und bureaukratische Willkür. Vor Allem wollte er den in dem Freiheitskriege erworbenen Ruhm Preußens, der Schwertträger der deutschen Nation zu sein, behaupten. Und in der That fand er gerade jetzt, solange der Aufruhr die kleinen deutschen Throne umtobte, Raum, es zu gebrauchen. Aber sobald die Gefahr vorüber war, kam der Eigenwille der Kleinen und der Großen, der eben nur durch die Revolution gehemmt und in den Frankfurter Parteiungen selbst hundertfach wirksam gewesen war, wieder ungenirt heraus: dieselben Regierungen, die sich in der Noth ängstlich an Preußen angeklammert und der Union, in die sich die Erbkaiserlichen mit ihren Hoffnungen geflüchtet, angeschlossen hatten, griffen begierig nach der Hand, die ihnen die kaum hergestellte habsburgische Macht hinreichte: sie waren ihrem Retter gerade so undankbar wie das Oesterreich Schwarzenberg's gegen den seinen, und durften sich dabei noch sagen, daß ihre Bevölkerungen in der Masse mehr zu ihnen als zu Preußen hielten und schließlich froh waren, allen Fährnissen und Wirren der Einheitsbewegung entronnen zu sein. Fortan war es entschieden, daß die deutsche Einheit nur auf dem Schlachtfelde, in dem Kampf der constituirten Gewalten gegen einander errungen werden konnte. Die Zukunft Deutschlands war von Neuem in die Hand der Fürstenhäuser gelegt, deren Rivalitäten bereits die Geschichte des alten Reiches seit Jahrhunderten erfüllt hatten.

VI.

Einen Mann gab es, der diese Aufgabe für seinen Staat ganz begriff. Das war der junge Diplomat, den König Friedrich Wilhelm als seinen Vertreter an den hergestellten Bundestag nach Frankfurt sandte, Herr von Bismarck-Schönhausen. Seit 1847, seitdem er in dem Vereinigten Landtage diesen Gedanken proclamirt, hatte er ihn in den Sturm der Revolution immer behauptet. Auch sein Ehrgeiz war, wie der seines königlichen Herrn, auf Deutschlands Führung gerichtet, aber so, daß Preußen der Nation das Gesetz und die Verfassung, unter denen sie fortan leben möge, geben, nicht aber von ihr empfangen solle. Denn das Erste, woran ihm lag, war, den Staat zu erhalten, unter dessen Schatten er groß geworden und mit dessen ruhmvollen Traditionen sein Geschlecht von den Vätern her verwachsen war. Mit der Politik der Heiligen Allianz hatte auch er gebrochen; oder er sah vielmehr, daß die Revolution sie zerstört habe, und daß die alte Zeit unwiederbringlich dahin sei. Auch der Freundschaft mit Oesterreich hatte er Valet gesagt, seitdem er erlebt hatte, wie unversöhnlich der Widerstand war, auf den der preußische Ehrgeiz an der Donau stieß. Nur auf deutschem Boden sah er den Exercirplatz für die preußische Politik, nur dort konnte der preußische Ehrgeiz gesättigt werden. Mit oder ohne Oesterreich müsse der schwarze Adler seine Fittiche über das norddeutsche Land von der Memel bis zum Donnersberge breiten, so hatte er schon in der Revolution verkündigt. Seit Olmütz aber wußte er, daß dies kaum anders als gegen Oesterreich möglich sein werde. Denn er begriff es vollkommen, daß Habsburg die Verbindung mit Deutschland nöthig habe, wenn es seine fremdsprachlichen Provinzen durch seine deutsche Verwaltung zusammenhalten wollte, nur um so mehr, je weniger es sich auf die alten Alliirten stützen konnte oder wollte, und je schärfer sich die Rivalität mit Preußen entwickelte. Wenn er dennoch bei den großen Krisen der europäischen Politik, die der Zusammenbruch der großen Allianz sehr bald hervorrief, den Kriegen in der Krim und Italien, mit allem Nachdruck für die Neutralität seiner Regierung eintrat, so geschah es, weil er voraussah, daß Preußen durch seine Theilnahme daran in die Abhängigkeit von fremden Interessen gerathen würde.

Hier ist der Kernpunkt und die Einheit der Politik Bismarck's zu finden, der Boden, den er behauptete, bis er Oesterreich niedergeworfen hatte, ja den er auch in dem Reiche, das er geschaffen, in der Verfassung, die er ihm gegeben, und der Politik, durch die er es geleitet, niemals ganz verlassen hat. Es war sein eigenster Gedanke, der ihn von allen Parteien, Freunden wie Gegnern, schied, in dem sich vereinigte, was er von ihnen nahm, und vor dem zurückweichen mußte, was er an ihnen bekämpfte. Ihnen Allen färbte sich die Politik nach ideellen Gesichtspunkten, nach solchen, die von dem preußischen Machtkreise nicht voll umschlossen waren. Sie Alle verwirrten deutsche und preußische, innere und äußere Interessen und verstrickten sich dadurch in lauter Widersprüche, Halbheiten und Unmöglichkeiten. Die Erbkaiserlichen, die Gothaer und die liberalen „Realpolitiker", welche der Reaction zum Trotz die deutsche Einheit durch Preußens Kraft herbeiführen wollten, standen darin

ebenso weit von Bismarck ab wie die Romantiker und Reactionäre, mit denen er sich gegen die Betheiligung Preußens an dem Krimkriege und dem um Italiens Einheit stemmte. Er allein war der Realpolitiker, weil er allein die Macht seines Staates in Rechnung zog, das Interesse und den Ehrgeiz der preußischen Großmacht. Das war es, was ihn mit dem neuen König zusammenführte, als die liberale Aera in dem Conflict der Krone mit der Kammer um die Armeegewalt endigte, der in dem Anspruch der Liberalen, die preußische Krone den Idealen von Frankfurt zu unterwerfen, seine Wurzeln hatte. König Wilhelm griff nach Bismarck's Hand als dem letzten Anker in der Noth, damit er sich in dem inneren Sturm behaupten könne; denn nach außen hielt er noch an seiner halb liberalen, halb legitimistischen Idee fest, durch moralische Eroberungen Eindruck in Deutschland zu machen und, wie es sein Bruder versucht hatte, die Nation und ihre Fürstenhäuser friedlich und einträchtig um Preußens Fahne zu scharen. Und sogleich war Bismarck bereit, auch den inneren Widersachern der Krone Preußen die Stirn zu bieten. Rücksichtslos wie kein Anderer trat er der liberalen Opposition entgegen, die von dem immer stärker wogenden Anprall der deutschen Bewegung getragen war. Nur dadurch gelang es ihm, seine Partei, den König, ja für eine Weile den Gegner Preußens, dem seine Politik galt, Oesterreich selbst hinter sich herzuziehen, es immer tiefer in das Wirrsal der deutschen Politik hineinzulocken; dadurch hielt er auch Rußland fest, sicherte sich die Flanken am Rhein und an der Weichsel und täuschte die Rivalen, alle Feinde der deutschen Einheit bis zu dem Moment hin, wo er den Sieg in Händen hatte und Deutschland das Gesetz auflegen konnte.

Dies aber ward der Augenblick, wo auch für Bismarck die Peripetie seiner Laufbahn, der Wechsel seiner Politik eintrat. Er hatte dem Andrang der nationalen Bewegung trotzen können, weil er wußte, daß Preußen stark genug war, um die Herrschaft in Deutschland zu erobern; aber er übersah nicht, daß er gerade im Siege die Dämme durchstochen hatte, durch die er alsbald in die hochbrausende Fluth hineinsteuern mußte, und daß er den Gegnern, die er soeben niedergeworfen, Recht und von Neuem Raum geben würde, wenn er auch jetzt noch die Politik des Conflictes, des preußischen Particularismus fortsetzen und das Programm, zu dem er sich im Kampf bereits bekannt, verleugnen wollte: Preußens eigenstes Interesse dictirte ihm den Schritt, durch den er es in die freie Luft des deutschen Staates hinausführte. Zugleich aber war es jetzt entschieden, daß um die Vollendung der deutschen Einheit noch einmal gekämpft werden mußte. Denn wie hätte eine Nation wie die französische, die aus der deutschen Zersplitterung seit Jahrhunderten ihre Kraft gezogen hatte, es mit ansehen können, daß sich ihr zur Seite eine an Umfang und innerer Kraft weit überlegene Macht ausbildete! Es war ein Conflict, der unter jeder Regierung Frankreichs hätte ausbrechen müssen — um wie viel mehr unter dem alternden Cäsar, der seine schwankende Stellung nur durch die Befriedigung des nationalen Machtbewußtseins behaupten konnte! Napoleon III. hätte den Krieg gern vermieden, aber die Furcht, den Boden unter den Füßen zu verlieren, trieb ihn vorwärts. Und so vollendeten sich unsere

Geschicke: der Druck von außen, der Kampf um unsere europäische Machtstellung hat uns zusammengeschmiedet.

VII.

Wer hätte in den frohen Sommertagen, als unsere Krieger aus Frankreich heimwärts zogen, denken können, daß wir einer Periode ungestörten Friedens entgegengingen! Vier oder fünf Jahre, so meinte man, möge vielleicht die Waffenpause dauern, welche uns der Haß und die Eifersucht der Besiegten und Enttäuschten gönnen würden. Und schwer genug ist es dem Schöpfer unseres Reiches geworden, die Ruhe zu behaupten. Der Bund der Ostmächte, den er, sie zu sichern, nach dem Siege wieder aufrichtete, brach auseinander, als die Russen aufs Neue die Bahn ihres alten Ehrgeizes beschritten und die Türkei mit Krieg überzogen; um sein Werk zu schützen, mußte Bismarck den Eckstein seiner Politik, die Freundschaft mit Rußland, umstoßen und den neuen Dreibund schließen, der Mitteleuropa kaum gegen den Andrang von Osten und Westen zu sichern vermochte. Aber schließlich hat er sein Ziel erreicht: heute ist der zweite Dreibund schon altersschwach und beinahe zwecklos geworden; die Wunde, die wir 1870 Frankreich schlugen, beginnt zu verheilen, und die Politik Rußlands, die uns nach dem Berliner Congreß so feindselig wurde, bewegt sich im Bunde mit Frankreich auf Wegen, die den unsrigen parallel gehen, während sie sich mit denen unseres Verbündeten südlich der Alpen zu kreuzen drohen. Freilich ist diese Waffenruhe nur erkauft worden durch die volle Anspannung der militärischen Kraft. Niemals ist in Europa stärker gerüstet und offener auf die nächsten Nachbarn als die Gegner, denen es gilt, hingewiesen worden. Mit brennender Eifersucht blicken die Nationen über ihre Grenzen hinweg, und wetteifernd nimmt eine jede an Rüstungen auf sich, was sie ertragen kann. Aber jede Erweiterung der kriegerischen Macht bedeutete bisher eine Verstärkung des allgemeinen Friedens.

Während so die Mächte gegen einander in der Waffenruhe verharren, ist ihr inneres Leben in einem Maße von Parteiströmungen bewegt, das die Herzen der vormärzlichen Staatsmänner mit Entsetzen erfüllt haben würde. Die Aera der Heiligen Allianz war eine Zeit der Interventionen und der Revolutionen; nur durch die Niederhaltung jeder Regung der Tiefe glaubten die Regierungen die Explosion verhindern zu können, und die Brutalität, mit der sie auch geringfügige Demonstrationen und die Meinungen selbst unterdrückten, war lediglich ein Zeichen ihrer Angst und Rathlosigkeit. Heute dagegen dürfen in den Verfassungsstaaten auch die radicalsten Secten unbehelligt ihre Utopien verkündigen; die Waffen, die sie in der Preßfreiheit, dem Coalitions- und Wahlrechte erlangt haben, sind ihnen nicht wieder entwunden worden, und sie benutzen sie unablässig, um ihr täglich anschwellendes Gefolge fester zu organisiren. In weitverzweigten Verschwörungen, in wilden Attentaten haben sich die erhitzten Leidenschaften entladen; niemals sind die Oberhäupter der Staaten, gleichgültig ob in Monarchien oder in Republiken, weniger sicher vor Mörderhand gewesen. Dennoch aber will die Revolution, deren Ausbruch die Führer längst verkündigt und schon vor Ausgang des alten Jahrhunderts

vorausgesagt haben, noch immer nicht kommen. Je weiter vielmehr die Ventile geöffnet werden, um so mehr läßt sichtlich die Spannung nach und um so geringer wird die Sorge vor neuen Erregungen der Tiefe; nichts haben wir an der Schwelle des neuen Jahrhunderts weniger zu befürchten als eine Kette von Revolutionen, wie sie das alte gebracht hat.

Der Kraftentwicklung der großen Nationen hat der innere Unfriede keinen Eintrag gethan. Man könnte wohl eher im Gegentheil sagen, daß dort, wo die Massen durch die staatlichen Interessen besonders tief gepackt sind und ihren Willen wiederum zur Geltung bringen dürfen, die Kraft am concentrirtesten und die Bewegungsfreiheit am größten ist. Und ohne Frage hängt beides zusammen: der Gesammtwille muß bis in die Tiefe des Staates reichen, damit gerade die moralische Energie, die in ihm lebt, sich um so freier rege und er alle seine Kräfte, Stärke nach innen und außen entwickeln könne. Voraussetzung ist nur, daß das oberste Princip des Staates, sein Wille, die Unabhängigkeit, seine Stellung in der Welt zu behaupten, lebendig bleibe und von Jedermann als das leitende Interesse empfunden und gefördert werde. Wo das der Fall ist, da haben die Parteien an demselben noch immer eine Schranke gefunden, die sie bändigt und ihren Führern und Programmen zum Trotz innerlich verwandelt. Wir haben es an unseren alten Parteien, die schon durch den Sieg des neuen Reichsgedankens zerbrochen wurden und so oder so sich mit ihm abfinden mußten, erfahren, und wir erleben es heute wieder an den Parteien, die mit dem Reiche selbst ins Leben traten und aus der Feindschaft gegen das neue Deutschland ihre Kraft zogen: der internationale Charakter, den die Socialdemokratie prätendirt, und die particularistischen, großdeutschen Velleitäten, welche das Centrum unter seinen Schutz nahm, sind mehr oder weniger abgestoßen worden, und die Kraft des nationalen Gedankens zwingt beide, auf seinem Boden Stellung zu nehmen oder wenigstens mit den Forderungen der nationalen Macht und Ehre zu rechnen. Es ist der Unterschied, der in der Führung des Centrums durch Windthorst und durch Lieber, und bei der Socialdemokratie zwischen den alten und den jungen Häuptern der Partei sichtbar wird. Man muß sich an die blutdürstigen Dithyramben erinnern, die Bebel in den Reichstagen der siebziger Jahre zum Lobe der Commune und der Nihilisten anstimmen durfte, oder an die Attentate, welche die durch die wüste Agitation aufgestachelten Mordgesellen gegen das ehrwürdige Leben unseres alten Kaisers versuchten, um die Abwandlung seiner Partei und den heutigen Zwiespalt in ihr zu ermessen, der nur noch aus taktischen Gründen verdeckt wird. Schon wagen kaum noch ihre alten Führer das Bild der Zukunft, das sie einst in jedem Leitartikel und jeder Rede mit leuchtenden Farben schilderten, auszumalen. Wie viele ihrer Schlagworte haben sie in den Winkel stellen müssen! Sie beginnen bereits von Evolution zu reden statt der Revolution, und in die Debatten ihrer Parteitage finden sogar nationale Machtfragen, wie die Nothwendigkeit unserer Rüstungen und ihre Organisation selbst, Eingang. Nicht anders haben wir uns die Abmilderung der klerikalen Opposition zu erklären, mag hier auch das weite Entgegenkommen einer besiegten und verängstigten Regierung mitgewirkt haben. Mehr aber noch als die Parteien haben sich unsere Staaten selbst auf den breiten Boden der Nation gestellt, ja die

Entwicklung des Reiches hat gerade den entgegengesetzten Verlauf genommen, als man bei seiner Begründung erwartet hatte: der Bund der Regierungen, der Fürstenhäuser, deren Zwiespalt alle Einigungsversuche durch die Revolution umsonst gemacht hatte, ist in dem neuen Deutschland die einheitlichste Gewalt geworden, und die demokratische Institution, die Bismarck der Verfassung von 1849 entnahm, und durch die er den Particularismus der kleinen Höfe bändigen wollte, das radicale Wahlrecht, hat auf die Nation viel mehr zersetzend als einigend gewirkt. So mögen wir denn hoffen, daß die nationale Blutwelle täglich kräftiger durch unsere Adern rinne und alle Glieder der Nation mehr und mehr von dem Gemeingefühl, das die gleichen Schicksale und Ziele ausbilden, durchdrungen werden.

Aber Bedingung bleibt immer die Homogenität. Die Gleichartigkeit der Nationalität ist der Grund, auf dem wir bauen. Darum prallt auch bei uns die Kraft des staatlichen Willens an den fremden Volkssplittern ab, die wir in unser Reich aufgenommen haben. Die Verschmelzung dieser Fremdkörper, deren stärkster durch unsere Institutionen und unsere Bildung selbst wie durch die Gunst localer und wirthschaftlicher Verhältnisse täglich neue Kraft gewinnt, würde, wie die Dinge liegen, nur denkbar sein, wenn die Idee der Nationalität bei uns selbst zurückträte, wenn das Gemeingefühl, der Genius unserer Nation Formen annehmen wollte, in denen jene sich einbürgern und wohlfühlen würden. Ob das jemals möglich sein wird, bleibe außer Frage.

Eben dies ist das Problem, welches von Jahr zu Jahr mit verstärkter Kraft dem Donaustaate gestellt wird. Die Nothwendigkeit, es zu lösen, trat zuerst an ihn heran in den stürmischen Jahrzehnten, die der Revolution, der Auflösung des alten Bundes mit Rußland und Preußen folgten: der Stoß von außen, die Niederlagen in Italien und danach in Böhmen zwangen Habsburg, die Einheit des Staates, welche Metternich durch eine Politik des Stillstandes unter dem Schutz der großen Allianz mühsam aufrecht erhalten hatte, preiszugeben. Der Dualismus war der erste entschlossene Versuch zur Lösung. Die Gründung des Deutschen Reiches nahm dann den Wiener Staatsmännern jede weitere Möglichkeit, die Verbindung mit den liberalen und particularistischen Elementen Deutschlands zu pflegen, wie man es im Wettkampf mit Preußen eine Weile vermocht hatte, und erschwerte zugleich den Versuch, durch eine deutschliberale Regierung wenigstens Cisleithanien zusammen zu halten; sofort schoben sich die klerikalen und slawischen Elemente dazwischen. Seit 1872 haben zwar die beiden Triple-Allianzen, in die Oesterreich Aufnahme fand, ihm wieder eine gewisse Garantie für eine stetige Entwicklung gewährt, aber die unter dem Andrang der Slawen immer wiederholten Experimente, die Deutschen zurückzudrängen, stehen im Widerspruch mit der Idee der Bündnisse, die Bismarck schloß; während mit der steigenden Verwirrung die Gefahr täglich wächst, daß die Anziehungskraft, welche die compacte Masse unseres von nationalem Hochbewußtsein geschwellten Reiches auf die Millionen unserer bedrängten Brüder in dem Nachbarstaate ausübt, wirken werde wie der Magnetberg der Sage, der alle Nägel aus dem nahen Schiffe herauszog.

Dennoch wollen wir nicht sogleich in die Prophezeiungen des Unterganges jener alten Monarchie einstimmen, die heute laut werden. Schon vor hundert-

undsechzig Jahren speculirten die Nachbarn auf den Zerfall Oesterreichs. Und gerade da begann die große Kaiserin es auf den alten Grundlagen neu zu befestigen. Die napoleonischen Kriege hat es besser überstanden als irgend eine Macht des Festlandes außer Rußland. So tauchte es auch aus der Fluth der deutschen Revolution unversehrt hervor, und die Niederlagen von 1859 und 1866 haben seine Großmachtstellung doch nur erschüttert, nicht gebrochen. Immer hat sich noch das Gemeingefühl seiner Nationen in den großen Krisen seiner Geschichte aufs Kräftigste geregt und haben die stärksten Säulen seiner Macht, Armee und Beamtenthum, ihre alte Kraft bewährt. Heute freilich zeigen auch sie schon, wie selbst die dritte, die Kirche, allerhand Sprünge und Risse; auch auf sie beginnt der Nationalitätenhader zersetzend einzuwirken.

Jedenfalls wird das Gesetz der Selbsterhaltung diesem Staate eine Politik des Friedens, der Defensive vorschreiben. Es ist ein Machtgebiet, das wirthschaftlich und durch die Gunst seiner Lage, die es gegen den Orient hin wendet und ihm den Zugang zu dem Mittelmeer, der uns verschlossen ist, gelassen hat, wie geschaffen erscheint, um in den großen Fragen, die dort der Lösung harren, das entscheidende Wort mitzusprechen. Aber der innere Zwiespalt verbietet ihm, seine Kraft nach irgend einer Richtung einzusetzen: weder nach der polnischen noch der türkischen oder gar nach der deutschen Seite hin. Es ist die Politik Metternich's, an die Oesterreich gebunden ist, während die Staaten, mit denen es noch vor dreißig und vierzig Jahren wetteifern konnte, ihre Kraft über alle Grenzen der Erde hinweg zu tragen begriffen sind.

Denn das ist die Erscheinung, welche in der Politik der großen Mächte seit dem französischen Kriege die sichtbarste ist und heute die Blicke der Welt gefesselt hält. Gegen einander sind sie in Ruhe geblieben: wo sie aber die Arme frei regen konnten, haben sie auf das Gewaltigste um sich gegriffen. Die einen mehr durch Handel und Industrie, mit Regimentern und Panzerschiffen die anderen; aber beides sind Waffen, Mittel, um der nationalen Kraft Raum zu schaffen und die Gegner, die Nebenbuhler zu verdrängen. Allen voran und jedes Mittel verwendend, Zwang und Ueberredung, Bibel und Branntwein, Waffen und Handel, durch Lage, Entwicklung, Capitalien und rast- und rücksichtslose Energie begünstigt, England. Wie groß schon sein Colonialbesitz zur Zeit des deutsch-französischen Krieges sein mochte, hat es ihn seitdem doch in Indien und China, im Mittelmeer und in der Südsee, und vor Allem in Afrika unermeßlich gesteigert; nur in Amerika, seiner ältesten Colonie gegenüber, hält es zurück, wie zahlreich auch hier die schwachen Staaten sein mögen und wie reich der Gewinn, den sie dem Unternehmungsgeist und Wagemuth versprechen; denn dort allein ist eine Macht, die ihm die Grenze gesetzt hat und sie in weitester Ausdehnung bedroht. Ihm nachstrebend Rußland. Der Feldzug gegen Chiwa 1873 brachte die wichtigste Etappe auf dem Wüstenwege vom Kaspischen Meere nach den Grenzen Indiens in seine Hand; binnen Kurzem war auch Khekand erobert. In dem Kriege mit der Türkei hatte es schon den Zugang zum Aegäischen Meere gewonnen, als der bewaffnete Widerspruch des Rivalen es von dort hinwegscheuchte. Um so weiter holte es dann in Asien aus: 1881 erstürmte der General, der seit Plewna als der nationale Held, der Rächer Rußlands an seinen Feinden galt, die Hauptstadt der Turkmenen und erreichte

durch die Wüsten des Jaxartes hindurch die centrale Stellung von Merw. Heute hat Rußland seine äußersten Posten auf dem Pamir und an den afghanischen Grenzen und hat soeben der Welt den Beweis geliefert, wie schnell seine Truppen die weiten und menschenleeren Räume von seinen alten Grenzen her überwinden können. Wohin es immer seine Regimenter führen und die Schienenstränge, denen oft der Rubel vorauroll, legen kann, bringt es vorwärts. Wie lange wird es dauern, bis es seine Armeecorps mit derselben Leichtigkeit an die Küste des Stillen Oceans wirft wie heute in die Thäler des afghanischen Berglandes! Schon ist China auf allen Seiten angepackt: „nach Tigerart", wie die starke Frau, die den Thron von Peking in ihrer Gewalt hat, in ohnmächtigem Zorn schreibt, haben sich die Mächte aus dem verwesenden Reiche der Mitte Stücke herausgerissen, begierig nach mehr und nur durch die Eifersucht auf einander zurückgehalten. Jedoch die größten Machtverschiebungen haben wir in Afrika erlebt, das vor dreißig Jahren noch ganz der dunkle Erdtheil war, der an den Pforten der Cultur seit Jahrtausenden gestanden hatte. Nur kühne Reisende hatten sein Inneres erforscht, waren zum Theil darin verschollen; Niemand hatte ihn durchquert. Heute ist er aufgetheilt, es gibt kaum noch einen unerforschten Fleck; auf seinen großen Seen und Strömen fahren unsere Dampfer, und auf den Routen der Sklavenkarawanen laufen die Linien der Eisenbahn. Noch niemals, es sei denn in den ersten Zeiten der Colonisation, ist es den Europäern so leicht geworden, die Länder der Barbaren zu gewinnen; man wird in der That an die Abenteuer der spanischen Conquistadores erinnert, wenn man von den Zügen und Waffenthaten der tapferen Männer liest, die mit einer Hand voll schwarzer Träger und Bewaffneter einen halben Erdtheil eingenommen haben; selbst die Eroberung des Nilgebietes von Alexandrien bis hinauf zu den Seen ist den Engländern kaum so schwer geworden als Cortez und seinen Panzerreitern die Eroberung Mexico's; jetzt erst, wo sie auch im Innern Afrika's auf einen Gegner von europäischer Art und Abstammung gestoßen sind, beginnt für sie die Sache ein anderes Ansehen zu gewinnen.

Und so wäre denn die Erde beinahe aufgetheilt, und die Deutschen, denen ein paar Brocken zufielen oder zugeworfen wurden, hätten wieder, wie man so sagt, das Nachsehen? Daß dies doch etwas zu kurz gedacht ist, haben uns jüngst die Amerikaner bewiesen, als sie die beiden großen Antillen, den Rest des columbischen Colonialreiches, ihrem ohnmächtigen Besitzer abjagten; übrigens nur eine Etappe auf dem Wege, der die Republik, deren ganze Geschichte eine Kette von Annexionen bildet, gleich weiter über die Südsee und in die ostasiatischen Bereiche geführt hat. Niemand kommt zu spät, wer etwas vermag; nur die Ohnmacht bleibt zurück. Als die Neue Welt entdeckt war, ihre ersten Küsten aus den Fluthen des Weltmeeres auftauchten, da wurde sie bereits durch den Papst vertheilt, unter die beiden Nationen, die heute ihre Colonien wetteifernd ausverkaufen. Auch die reichsten und wichtigsten Erwerbungen Englands in den napoleonischen Kriegen waren vorher in den Händen europäischer Gegner gewesen. Uebrigens war auch Indien niemals herrenlos, so wenig wie heute China. Wo der Herr sein Haus nicht mehr bestellen kann, da pflegen sich die ungeladenen Gäste, die Starken, zum Schmause

einzufinden. Also wird wohl auch im zwanzigsten Jahrhundert die Colonialentwicklung mehr durch die allgemeine Machtveränderung, durch Verschiebung der großen Constellationen beeinflußt werden als durch die regelrechte Cultivirung von Länderstrecken, die nur durch Barbaren kümmerlich besiedelt waren. Wozu denn freilich eine Art von Macht gehört, die sich nicht bloß in Geld und Geldeswerth, in Handelsschiffen und Tricotwaaren, sondern auch in Regimentern und Panzerschiffen ausdrückt und zur Geltung zu bringen weiß.

Schon aber nähert sich der Moment, da die Grenzen der großen Staaten auch auf den auswärtigen Schauplätzen ihrer Machtentwicklung an einander stoßen werden: Aug' in Auge stehen sich England und Rußland nahe der Grenze Indiens gegenüber, und ihre Panzergeschwader sind bereits in ihren Häfen am gelben Meere versammelt. In China und Hinterindien, in Madagaskar und an allen Küsten Afrika's begegnen die Briten den Mächten, vor denen sie in Europa durch den breiten Wassergürtel und die Flotte, die ihre Küste deckt, so gut geschützt sind, und die ihnen bisher so günstigen Kampfbedingungen drohen sich für sie umzukehren. Ob nun der so oft vorausgesagte Zusammenstoß zwischen den beiden Mächten, die am weitesten voran gekommen sind, wirklich nahe ist? Wenn überhaupt etwas aus der Geschichte zu lernen ist, so ist es der Satz, daß man nicht prophezeien soll. Es pflegt in der Regel immer noch anders zu kommen, als man gedacht hat. Als im vorigen Herbst die englischen Minister den Krieg mit den Boeren, der ihnen die Herrschaft in Südafrika endgültig sichern sollte, so leichten Herzens begannen, haben vielleicht ein paar kluge Leute gewußt, daß der Widerstand härter sein würde als alle Welt gemeint hatte; daß aber von den Ufern des Tugela her England vor die Frage gestellt werden könnte, ob es nicht an der Zeit sei, seine Heeresverfassung von Grund aus zu ändern, ja daß man schon von einem englischen Erbfolgekriege und englischer Schwäche nicht ganz ohne Grund reden darf, hätte doch Niemand voraussagen wollen. Ob nun aber die Abrechnung unter den großen Mächten bereits vor der Thür ist, hängt doch nicht bloß von den Complicationen ab, die sich in Aegypten und China, in Indien oder der Delagoabai ergeben könnten. Einmal genügt die Masse der ohnmächtigen Länder noch immer, um die Interessen der großen Staaten auszugleichen. Sodann ist es nicht gesagt, daß sich aus der Berührung der Grenzen alsobald der Krieg entzünden müsse; sonst stünde ja Europa ewig in Flammen. Auch geschah es oft genug, daß sich zwei streitende Staaten auf Kosten eines dritten Rivalen verständigten. Und jedenfalls müßten dort, wo die größte Kraft angesammelt ist, auch die letzten und größten Entscheidungen fallen, das heißt in den Ländern und Gewässern Europa's; die Interessen unseres Erdtheils würden sofort mit ins Spiel gezogen werden, wenn der Kampf um die fremden Continente schon geführt werden sollte. Und da fragt es sich denn doch, ob die Interessen, welche in letzteren engagirt sind, groß genug sind, um das Schwergewicht von Wohlstand und Cultur, die dreißig Jahre angespannter Friedensarbeit erzeugt haben, zu erschüttern und das durch die Waffen aufrecht erhaltene Gleichgewicht der europäischen Mächte zu zerstören.

Bisher wenigstens haben es gerade die letzten dreißig Jahre an den Tag gebracht, daß die Spannung, die zu Zeiten wahrlich größer war als heute,

immer noch durch friedliche Vereinbarungen gelöst werden konnte. Das ist Bismarck's größter Erfolg gewesen: durch die Einigung unserer Nation hat er den Frieden Europa's gesichert und das erhabene Wort der Kaiserproclamation von 1871, daß wir fortan nur auf dem Felde des Friedens, der Wohlfahrt und Gesittung mit den großen Nationen wetteifern würden, wahr gemacht. Wenn wir es wollen, muß der Friede unter den Mächten des Erdtheils erhalten bleiben; wir könnten ihn befehlen: wir halten die Wage in den Händen. Würde aber das Loos des Krieges aufs Neue geworfen werden, so würden auch die ungelösten Fragen, deren es auch in Europa noch genug gibt (wir brauchen nur über unsere Grenzen zu sehen) und die kaum durch den Frieden gehemmt werden können, mit erneuter und ursprünglicher Gewalt hervorbrechen. Nur der Friede hält sie in Schranken. Der Krieg würde sofort wieder die Grundlagen und das ganze Gefüge unserer Staaten, die Principien und Voraussetzungen ihres Daseins an den Tag bringen und auf die Probe stellen. Wir sehen es bereits an England, das erst jetzt vor Fragen gestellt wird, um die es bisher noch immer herum kam, und die auf dem Festlande durch die Noth des Krieges, den Druck der Gefahr längst gelöst worden sind. Seine einst viel gepriesenen Reformen haben, da sie unter einer glücklichen Constellation der auswärtigen Politik unternommen wurden, an die Grundprobleme des Staates, an die eigentlich gefährlichen Punkte nicht gerührt: weder die irische Frage noch die der nationalen Wehrordnung oder die der Verwaltung und die täglich sich häufende und complicirtere Fülle der socialen Probleme sind in England von Grund aus und im modernen Sinne gelöst worden. Es ist im Grunde noch immer der ständische Staat des 17. Jahrhunderts, trotz aller Reformen und der Annäherung an die moderne Demokratie. Zum zweiten Male trifft er jetzt wieder mit einem demokratischen Volke zusammen, das, wenn auch nach Rasse und Religion ihm verwandt, dennoch auf ganz entgegengesetzten Grundlagen aufgebaut ist. Und staunend steht die Welt vor dem ergreifenden Schauspiel, wie ein paar Tausend armer Bauern und Hirten, welche für Freiheit und Vaterland kämpfen, die letzte große Söldnerarmee der Welt zusammen schießen. Man vergleicht wohl den Freiheitskampf der Boeren mit dem Kriege, in dem Holland um sein Dasein mit den Spaniern gerungen hat, und „Gott und Freiheit" war in der That die Losung, welche auch ihre Vorfahren unbesiegbar machte; der Sinn des Kampfes, der ideale Grund ist derselbe geblieben. Aber sonst waren die Bedingungen und die Mittel, mit denen die seegewohnten, gewerbthätigen Bürger der Niederlande den Krieg führten, doch grundverschieden. Und man muß in die Anfänge der deutschen Geschichte zurückgehen, um einen Anblick zu haben, der sich dem Freiheitskampfe der Boeren vergleichen läßt: so haben in den Wäldern Germaniens die cheruskischen Hirten und Bauern Roms Legionen in den Staub gestreckt. Wie aber, wenn nun England wirklich gezwungen werden sollte, nicht bloß um die Vorherrschaft in Afrika, sondern um seine Weltstellung zu kämpfen? Und wenn die Reform des Heeres, die man bereits zu discutiren beginnt, die demokratische Institution der allgemeinen Wehrpflicht in den Stürmen des Krieges und der Gefahr dort durchgeführt

werden sollte? Müßte das nicht auf die Gesammtverfassung des Landes die tiefste Rückwirkung ausüben, auf die Parteien, die Wahlen, die Verwaltung, die im Parlament einflußreichen Classen, auf die Wirthschaftsordnung und die Finanzen, auf die Grundsätze und Einrichtungen der Erziehung, auf die Stellung der Monarchie, auf die geistige Prägung der Nation selbst, und vor Allem auf das Verhältniß zu den Unterworfenen, in den weltumspannenden Bereichen der Colonien und in Großbritannien selbst, wo alle Classengegensätze verschärft und übertroffen werden durch die jahrtausendalte Feindschaft mit den Iren?

Denn, wie bemerkt, die Nationalitäten sterben nicht so leicht wie ihre Staaten, und sie alle, deren Kraft schon in dieser Friedenszeit ungebrochen geblieben ist und überall vorwärts schreitet, würden in der großen Krisis, in dem Kampf der Mächte neue Hoffnungen für sich schöpfen dürfen, ebenso wohl die unterworfenen wie diejenigen, die ihre Kräfte noch immer nicht (und zu denen gehören auch wir) ganz gesammelt haben. Die Frage wird immer nur sein, ob sich der nationale Genius, wie sehr er sich umbilden mag, doch in seinem Kern durchsetzen und behaupten kann. Das vermochten die Griechen, als sie von dem macedonischen und dann dem römischen Weltreich überwältigt waren: sie erfüllten die alte Welt mit ihrer Bildung: die politische Form, in der das Römerthum ausging, das Imperium selbst haben sie occupirt, und ein gräcisirter Slawe vollzog die Codification des römischen Rechtes, der reinsten Offenbarung römischen Geistes; länger als ein Jahrtausend hat die Nation unter der adoptirten Staatsform gelebt, und als diese unter dem Stoß der östlichen Barbaren zerbrach, hat sie sich dennoch in ihren ältesten Sitzen behauptet und den Glauben an die Herstellung des alten Kaiserreiches bis heute lebendig erhalten. So erhielten sich die Aegypter unter dem Schutz ihrer Hierarchie aller Unterdrückung zum Trotz: Welle auf Welle ging über sie hin, ohne den Kern ihrer Nationalität zu zerstören, den erst das Christenthum zerbrach und der Islam dem Orient vollends zurückgewonnen hat. Vor Allem das Judenthum gibt den Beweis, wie wenig die politische Unterjochung über das Innerste der Nationalität vermag: in ihrer Religion, in dem Gehäuse ihrer Culturformen und Gebräuche konnte sich diese Nationalität durch den Strom der Jahrhunderte, der wild über sie fortstürzte, dahin rollen lassen, ohne an ihren typischen Formen und Idealen Schaden zu leiden.

Es ist aber bemerkenswerth, daß die jüdische Religion unter allen, die christliche ausgenommen, die universalsten Vorstellungen angestrebt hat. Nur die Lehre Christi hat von vornherein nichts als sich selbst darstellen wollen und sich die Zerstörung aller Staaten und Culturen, in deren Umkreis sie eintrat, zur Aufgabe gestellt. So hat sie das römische Reich, in dessen Grenzen die freien Nationen keinen Platz mehr fanden, keine Eigenart entwickeln konnten, von innen her aufgelöst, und als es zerbrach, schien in der Kirche, die seine Stelle einnahm, wirklich die Gewalt geschaffen zu sein, welche Staat und Nationalität entbehrlich machen konnte. Aber gerade da ward dieser Glaube die Kraft, um die Nationen, die sich unter seinen starken Fittichen sammelten, mit neuen Elementen auszurüsten. Rings um die Peripherie, bis

in die armenischen Berge und in das Hochland Abyssiniens hinein, und unter dem Schatten der römischen Kirche vom Rand der Wüste bis zur äußersten Thule erblühten neue Nationen, schöpften die Barbarenvölker, welche Jahrhunderte hindurch das Reich bestürmt hatten und, sobald sie unter seine Cultur geriethen, von ihr überwältigt waren, neue Kräfte; und durch neue Jahrhunderte hin hat die Kirche, gerade die römische, unfehlbare am meisten, die schaffende Kraft bewährt: verbündet oder kämpfend mit den Gewalten, die an sie gefesselt waren, mehr fast durch die Waffen als durch die Predigt gliederte sie sich Nation auf Nation an und erfüllte sie zugleich mit neuer, lebendiger Macht. Noch war diese Kraft nicht gebrochen, als sich in ihren eigenen Bezirken und auf dem alten Grunde ein neuer Glaube gegen sie erhob. Auch er sah, mehr noch als sie, über alle Macht und Herrlichkeit der Welt hinweg. Staat und Nation, Familie und Freundschaft verschwanden auch seinen Bekennern vor dem einen Interesse, das ihre Seele füllte; zerrüttend wirkte er auf Alles ein, was von den Formen der alten Kirche umschlossen war. Aber auch er hat, kraftvoller noch als sie und viel weniger nach der Gewalt begierig, nationale und politische Formen ausgebildet: die alten Nationen schuf er um, und neue blühten unter seinem Schirm auf. Und nur dasselbe Schauspiel in anderer Form ist es, was uns das alte Jahrhundert, die Revolution und Alles, was sie schuf, dargeboten hat. Die Idee der Humanität, des Weltbürgerthums, der reinste Ausdruck der Cultur, den unsere Nationen hervorgebracht haben, ist nur wieder eine neue Kraft geworden, um sie selbst in sich zu sammeln und umzugestalten

Von hier aus müssen wir den Kämpfen entgegenblicken, die nicht ausbleiben werden, sobald erst die Nationen, die sich heute noch der rastlosen Energie unserer auf dem Grunde der romanisch-germanischen Welt erwachsenen Civilisation machtlos ergeben, durch den Stoß, den sie von außen erhalten, aus ihrer Lethargie erwachen und sich auf ihre alten Grundlagen besinnen werden, um aus sich heraus die Organe zu schaffen, welche ihnen einen Halt in den Weltkämpfen der Zukunft geben sollen. Das wird erst das rechte Exempel werden auf die Echtheit unserer Macht, auf die Zukunft unserer Cultur, an die wir glauben, auf deren Ewigkeit wir hoffen. Da werden die geistigen Realitäten, vor denen Alles, was äußerlich Macht ist, zum wesenlosen Scheine wird, an den Tag kommen: unsere Ideale werden auf ihre Kraft geprüft werden. Und es wird sich dann erst zeigen, wo denn die wahre Macht liegt: ob wirklich in dem ungezähmten Triebe, der nichts als das eigene Volksthum vorwärts bringen will, unbekümmert um den Grund, auf dem es ruht, um die Ideen, die in ihm leben, und der erbarmungslos Alles bei Seite schiebt, was sich immer seiner Herrschaft widersetzen will — oder ob nicht das Dauernde und Erhaltende, das Siegreiche die Principien sind, in denen jede starke Nationalität als in ihrem Lebenselement gleichsam schwimmt, die sie mit innerer Gluth durchziehen und mit den erhabensten Vorstellungen, dem ewigen Firmamente völkerverbindender, menschheiterlösender göttlicher Kraft verknüpfen.

Ein Kopf von Hellen.

Von

Adalbert Meinhardt.

(Schluß.) [Nachdruck untersagt.]

Draußen vor den Fenstern hing über dem Wasser dicht und grau der Nebelschleier. In dem kleinen, warmen Zimmer mit den Familienbildern und Stichen an allen Wänden tickte die Uhr. Von ihrem Fensterplatz hatte die alte Dame sich hastig erhoben und stand mit ausgestreckten, abwehrenden Händen, zitternd, verweint. Grethe schloß die Thür nicht ganz, sie blieb in der Spalte und guckte hinein. Der Sohn führte seine Braut der Mutter entgegen. Alles Licht, das ins Zimmer herein kam, fiel auf ihr erblassendes, junges Gesicht mit den sich ängstlich weitenden Augen, den halb geöffneten, bebenden Lippen. Er stand dicht neben ihr. Einen Pulsschlag lang schwiegen sie alle. Dann athmete die alte Frau auf. Es klang fast wie Schluchzen.

„Gott sei Dank!“ sagte sie und fiel ihrem Sohn dabei um den Hals.

Die Zimmerthür schlug ins Schloß. Die Grethe hatte wohl genug gesehen.

Dann saßen sie um den kleinen Nähtisch am Fenster zu Dreien. Die Frau Geheimrath ihrer zukünftigen Schwiegertochter gegenüber. Sie sprach aufgeregt rasch:

„Was ich für Angst hatte seit heute Morgen, seit ich den Brief bekam. Ich dachte, er bringt mir eine Pariserin, ich dachte, . . . ich weiß nicht, was! Und nun so ein junges, reines Wesen, klar und deutsch. Kind, wie soll ich Dir es nur sagen, wie ich Dir danke, daß Du so aussiehst und nicht wie ich dachte. Und Du hast ihn doch lieb? Ja, sonst thätest Du's ja nicht. Das sehe ich Dir an. Aber Du mußt ihn sehr lieb haben, sehr selbstlos lieb, um ihn zu nehmen, wie er ist. Er ist anders als Andere, er fordert viel: Verstehen, Nachsicht, Geduld, unbedingte, gedankenlose Hingebung, fordert Alles, und er selbst, er ist eben leider so etwas wie ein Sonderling. Nun gar, seit er durch das große Werk sich noch mehr überreizt hat, ist er so sensitiv geworden, daß man nie weiß, wie er etwas auffassen wird, noch wie es ihn trifft. Er fühlt Alles schmerzlicher und stärker als gewöhnliche Menschen.

Man muß immer für ihn zittern. — Sieh, ich, seine Mutter, die ihn geboren und gesäugt, gehegt, gepflegt, im Herzen getragen, die ich all' mein Lebensblut in jeder Secunde mit Freuden für ihn hergeben möchte, Du hörst es ja, ich kenne ihn kaum. Wie hätte ich sonst daran zweifeln können, daß er mir nur eine Tochter in mein Haus bringen würde, die . . . die seines Vaters alten Namen mit Stolz führen darf. Ehren heißen wir, ist das nicht schön, Kind? hätte ich nicht darauf halten sollen, daß wir auch ferner in Ehren stehen? — Aber was rede ich da! Es ist ja gut jetzt, alles gut. Und die Angst all' die Jahre und heute, wie thöricht! Nun, bist Du so still? Du hast doch Augen, als ob Du auch lachen und plaudern könntest. Erzähl' mir von Dir, von Deinen Eltern und wie und wann Du ihn kennen gelernt hast und wo und . . . Siehst Du Dich um in meinem Zimmer? Gefallen die Stiche Dir? Die römischen Ansichten sind von Volpato, die hat Hubert's Vater, lang' ehe er mein Mann war, von seiner Bildungsfahrt nach Italien sich mitgebracht. Ja, damals galt noch südlich und klassisch für das Höchste, jetzt ist das anders. Die Stiche dort nach Cornelius und Delaroche findet Hubert entsetzlich veraltet. Was findest Du? Schwörst Du auch zur modernsten Schule? Als seine Braut mußt Du das wohl. Was denkst Du denn von seinen Franzosen, kennst Du sie alle?"

„Ich schickte ihr von Paris aus," sagte der Sohn, „eine Radirung von Paul Helleu."

„So, von Helleu? das ist der ja wohl, der überhaupt nur Umrisse, so ein paar flüchtige Striche nur macht. — Sieh einmal an. Und das goutirst Du, Du findest das schön?"

Liesbeth sah zu ihrem Verlobten hin.

Der bemerkte den Blick wohl nicht. — „Es ist kaum glaublich," fuhr er fort, mit seiner Mutter sprechend, „wie der Künstler, der sie nie sah, in der leicht hingeworfenen genialen Skizze ihre Züge wiedergibt, das grade, was ihres Wesens innerster Kern ist: die von Verbildung und zu vielem Denken unberührte Ruhe, den Ausdruck, der sagt, wie dies Kind, so sehr es Kind ist, unbeeinflußt von der Welt, seinen Weg gradeaus zu gehen, sein Ich und seine Eigenart sich zu wahren verstehen wird . . ."

„Aber," fragte die alte Dame zum zweiten Male, „findest Du denn das Alles auch? sag's frei heraus, wie gefällt Dir das Blatt?"

„Ich" . . . Liesbeth zögerte, . . . „ich weiß gar nicht. Ich glaube, er, Hubert, hat eine zu gute Ansicht von mir und überschätzt mich. Und ich versteh' wohl das Bild gar nicht. Wenigstens meinte das Frau Doctor . . ."

Die Mutter beugte über das Tischchen sich hinüber und küßte dem jungen Mädchen die Wange: „Hubert, sie ist eine trouvaille! Daß es das gäbe, ein weiblich Wesen, Dir modern genug und doch meines Sinnes — und so bescheiden und so ehrlich, es einzugestehen, daß sie nichts versteht von dieser Kunst, die nur skizziren und andeuten will, nicht fertig machen, — das hätte ich nie für möglich gehalten. — Also, mein liebes, liebes Töchterchen — sag', wie heißt Du eigentlich? ich weiß ja immer noch gar nichts von Dir."

„Sie heißt Liesbeth," sagte Hubert.

Dem Mädchen traten Thränen in die Augen, da er's so rasch sagte. Bei ihrem ersten Zusammentreffen, als er sie bis nach Hause gebracht und vor der Thür sich ihr vorgestellt hatte, hatte auch sie ihm, höflich knixend, ihren Namen genannt: Anna Luise Elisabeth Thiessen. Er aber hatte ihr später gestanden, wie sie's so komisch schulkindlich gesagt, daran hätte er merken sollen, daß sie nicht zu der Gesellschaft gehörte, der ihre Erscheinung doch täuschend glich. Und wäre er nicht von dem ersten Moment an schon verliebt in sie gewesen, so hätte er es auch sicher gemerkt. Nun wollte er also sie daran hindern, ähnlich der Mutter sich zu verrathen. Er schämte sich ihrer. Das sollte er nicht, das wollte sie nicht:

„Elisabeth Thiessen," sagte sie deutlich.

Die alte Dame dankte ihr mit lächelndem Blick. „Thiessen? habe nicht das Vergnügen, die Familie zu kennen. Du bist doch von hier? Erzähle mir, wer sind die Deinen? Und sitze doch nicht so ungemüthlich, besuchsmäßig fremd da, zeig', daß Du Dich at home bei mir fühlst, nimm den Hut ab und die Jacke, Du bist ganz verregnet. Da kommt auch Grethe mit ihren Kuchen, selbstgebackenen. Sie wünscht natürlich, ihres jungen Herrn Braut möge davon probiren. Zieh Deine Handschuhe aus, liebe Liesbeth, bediene Dich!"

Liesbeth spähte abermals zu Hubert hinüber. Er lehnte sich zurück im Sessel, aß Kuchen, neckte die Alte, daß sie eine Ausrede gesucht, hereinzukommen. Was meinte er denn, was dachte er denn? Wenn sie nun ihre Handschuhe auszog — ja, dann wußte die Dame gleich Alles.

Und sie zog sie aus. Halb, weil sie nicht anders konnte, — denn die Grethe stand mit der Kuchenschüssel und mit kleinen Tellern wartend, — halb im Trotz. Wenn es denn doch geschehen mußte, dann lieber gleich. Sie streifte den neuen, gelben Glacéhandschuh — sie hatte das Paar sich eigens zu dem Tage gekauft — von der Rechten herunter und streckte ihre Finger aus und nahm einen Kuchen. Ganz so entsetzt, wie die Mutter und die Grethe auf diese knochigen, gerötheten Arbeitsfinger niederblickten, so sah sie selbst die arme Hand an, die zitternd den Kuchen auf dem Glastellerchen zerbröckelte. Um nichts in der Welt hätte sie jetzt essen können.

„Geh hinaus, es ist gut," — sagte die Frau Geheimrath.

Grethe gehorchte.

Ob Hubert immer noch nicht fühlte, was hier sich begab?

Die Mutter erhob sich, ging bis zur Thür, öffnete und sah hinaus. Sie wollte sich wohl überzeugen, daß ihre alte Dienerin nicht lauschend im Flur stand. Dann kam sie zurück, mit langsamen und kleinen Schritten und sank auf ihren Stuhl und saß da, ganz alt, gebückt und suchte ihren Muth zusammen zu raffen.

„Nicht wahr, sie ist reizend," sagte Hubert, „so im bloßen Kopf? Wie das Haar an den Schläfen anfängt . . . grade die Linie ist auch bei Hellen. Ich könnte mein ganzes Leben sitzen, diesen feinen Uebergang anzuschauen. Du weißt es, Mama, etwas Vollkommenes, Tadelloses rührt mich, beglückt mich, oft bis zu Thränen."

Was sprach er nur! was sollte das heißen? Er hätte französisch reden können, es wäre Liesbeth nicht verschlossener geblieben. Dafür begriff sie um so besser, was die alte Frau bewegte, die da vor ihr eine Hand in die andere legte, die beiden Flächen rathlos gegen einander drückte, die Fingerglieder bog, daß sie knackten, und dabei doch in ihrem schwarzen Seidenkleide so grade, so steif auf dem Stuhl sitzen blieb. Das junge Mädchen verspürte plötzlich ein Erbarmen mit der alten, einsamen Mutter. Sie wußte selbst nicht, wie es kam, daß sie das Fühlen und Denken derselben so nachempfand, sie wußte vielleicht nicht einmal, daß sie's empfand. Aber sie streckte ihre Hand aus, so grob diese war, und legte sie auf die altersweichen, wachsbleichen Finger.

„Ich bin keine Dame. Er hat mich Abends auf der Straße angesprochen. Ich bin in Stellung hier."

„Als was?" fragte die Frau Geheimrath mit ganz schwacher Stimme.

„Als Hausmädchen, am Holzdamm, bei Doctor Roß." Liesbeth stand auf und wollte ihre Jacke nehmen und wieder anziehen. Aber Hubert war auch aufgesprungen und verhinderte sie daran.

„Mama," rief er, zu der alten Dame sich wendend, die ganz in sich zusammengesunken in ihrem Stuhl lehnte, „meine gute Mama, sieh sie Dir doch an, so hör' sie doch. Ist sie nicht adelig von Aeußerem, von Gesinnung? Zeigt sie es doch, da sie so frank und frei sich zu ihrem Stande bekennt. Gute, alte Mutter, so denk' doch, wie oft Du mir's sagtest: Nur auf den Menschen soll man sehen, den Menschen, wie er im Herzen ist, nicht auf Kleider noch Aeußerlichkeiten. Wie oft hast Du mich gescholten, weil ich auf einen häßlichen Zug im Gesicht, auf den Ton einer harten Stimme mehr achtete, als auf alle inneren Vortrefflichkeiten bei Leuten, die mir nicht sympathisch waren; weil ich bei andern Fehler und Makel übersah, wenn ihre Kopfform oder ihr Organ mir gefielen. Mutter, blicke sie doch nur an, bei der da paßt ja das Innere zum Aeußern, das ist es ja grade, so höre sie doch, so kenne sie doch. Eben weil ich das begriff, sie ist echt bis tief drinnen im Herzen, darum liebe ich sie! Und deshalb auch brachte ich sie Dir ohne jede Vorbereitung, daß Du sie sehen und kennen solltest, bevor Du weiter viel von ihr wüßtest. Nun aber mußt Du ihr gut sein, Mutter, Du mußt es! Denn sie wird meine Frau."

So sprach er. Und mehr noch im gleichen Sinne. Die Beiden hörten ihn kaum. Sie hatten jede nur den einen Gedanken: Ein Dienstmädchen! —

Das redet er nicht aus der Welt, es ist doch so und bleibt doch so. Sie fühlten es beide. Aber Frau Geheimrath Ehren war eine Dame, daher mehr gewohnt als Liesbeth, ihre Empfindungen zu beherrschen, sich zu fassen.

„Behalten Sie Platz," sagte sie zu dem Mädchen.

Und Liesbeth setzte sich. Dies „Sie" war das Aergste. Sie saß auf demselben Stuhl wie vorhin, aber nicht dieselbe, die geehrte, gastfreundlich, freudig empfangene Tochter, sondern das fremde, dienende Mädchen, dem man aus Gnade die Ehre erweist, einen Stuhl ihm anzubieten, obwohl man hier im Besuchszimmer ist.

„So recht," sagte Hubert, „ich wußte wohl, daß Du es einsehen würdest, Mama. Was willst Du denn Anderes als mein Glück. Und ich sage Dir, das ist sie. Würd' sie nicht mein Weib, wäre dies abermals eine Täuschung, ja, ich müßte daran sterben. Aber ich täusche mich eben nicht. Denn sie liebt mich auch."

„Sie haben Ihre Familie hier in der Stadt?"

„Nein," sagte Liesbeth, „die wohnen in Holstein." Und sie wußte, daß die Dame darüber etwas leichter athmete. — „Aber meine kleine Schwester kommt her, sobald sie konfirmirt ist. Und die soll sich denn auch 'ne Stellung hier suchen."

„So, eine Stellung! — Hubert," fragte die Mutter rasch, „sag' Hubert, es gibt doch jetzt auch andere Berufszweige für Mädchen, so viele andere. Wenn die Schwester, die Schwester Deiner künftigen Frau, nun irgend so etwas werden könnte, Gesellschafterin oder Buchhalterin oder . . ."

„Ach," sagte Liesbeth, „sie hat da ja nichts für gelernt, so wenig wie ich."

„Mach' Dich nicht schlechter als Du bist. Mama, sie hat wahre Herzensbildung und lernfähig ist sie auch. Was sie für reizende Briefe mir schrieb, so drollig steif! — Und was sie Alles von mir wissen will und vom Leben erfährt und aufgreift! — Ich muß nur Acht geben, daß sie nicht zu viel lernt, nicht wie die richtige höhere Tochter von Jedem mitzureden vermag und ganz gewöhnlich wie alle Welt wird."

„So soll Deine Frau denn nicht Theil nehmen können an Dir, Deiner Arbeit und Deinem Denken, in einem ganz anderen Milieu sich bewegen, nur ein Schaugericht sein für Deine Augen und weiter nichts?"

„Nein! Sie soll meine Ruhe sein und meine Freude. Sie soll, . . . mache Du nur nicht so große Augen, Liesbeth! — sie soll meinen Sinnen wohlthun wie meinem Herzen. Ob sie daneben französisch plappert, für Botticelli schwärmt oder für Wagner, über Zola und Sudermann mitspricht, was nützt das mir, das kann ich schon selbst. Daß sie mich liebt, mit mir eins ist, mein tiefinnerstes Empfinden nachfühlt, — obwohl sie so gar nicht fin de siècle ist wie ich, sondern ganz vieux jeu und sehr einfach, — alle meine Wünsche vorahnt, für mich lebt und für mich denkt, nur darauf kommt es an. Könnte mir je der geringste Zweifel kommen an ihrer bedingungslosen Liebe, an ihrem absoluten Aufgehen in meinem, Ich — nein, ich male mir den Zweifel lieber nicht aus. Er würde mich niederschmettern, vernichten. Denn dann hätte ja ich mich getäuscht in meinem Urtheil über sie, nicht sie mich. Und an mir selber müßte ich allen Glauben verlieren —"

So redeten die Zwei von ihr und nannten Namen dabei, benutzten Wendungen, von denen Liesbeth nichts verstand. Sie war sich so dumm sonst nie vorgekommen. Er schien ganz zufrieden. Die Mutter sah von Zeit zu Zeit das Mädchen an, aber sie wußte ihr wohl nichts mehr zu sagen. Und Liesbeth saß an ihrem Platz, so lang sie noch blieben, stumm und still. Als Hubert meinte, sie müßten nun gehen, es sei der Mama gewohnte Essensstunde und er und seine Braut wollten noch in ein Restaurant und von dort ins Theater, da stand sie gehorsam vom Stuhl auf und machte einen Knix zum Abschied.

Sie wußte genau, indem sie es that, so hatte sie damals vor ihm sich verbeugt, so, grade so machte es eine Dame nicht. Aber sie konnte einmal nicht anders, sie knixte doch.

Und Hubert lächelte. „Süße Liesbeth! Nicht wahr, Mama, das kannst Du begreifen, daß man dies Kind lieb hat?"

Die Frau Geheimrath gab wohl keine Antwort, wenigstens keine, die Liesbeth recht hörte. Sie küßte ihren Sohn. Dem Mädchen reichte sie nur ein paar Finger der Hand. Und im Flur stand die Grethe und zog sehr dienstbeflissen dem Herrn Doctor seinen Rock an und schien seine Braut nicht zu sehen, da sie ihm die Thür weit aufriß. Liesbeth hätte zuerst hinausgehen sollen, sie zögerte, unwillkürlich wollte sie den Herrn vorangehen lassen. Er nahm sie beim Arm und schob sie hinaus.

„So," sagte er, wie erleichtert, im Hinabsteigen auf der Treppe, „das wäre abgethan und überstanden! Die Mama ist so gut. Sie wird mich aber nie ganz verstehen. Mache Du Dir ihretwegen nur keine Sorgen. Wir brauchen zum Glück ja nicht hier zu leben in ihrem Kreis und in ihrer Nähe."

„Sie is doch einmal Deine Mutter," sagte Liesbeth halblaut.

„Ja, aber ich bin wahrlich kein Kind mehr. Ich liebe Dich! Wie sollte ihr Urtheil Dir bei mir schaden? Ich liebe Dich! Kannst Du's denn nicht fühlen, siehst Du mir es nicht an, wie sehr? Ich will und ich muß und ich werde Dich haben!" rief er leidenschaftlich. „Sieh, diese Reise nach Paris, das sagte ich Dir schon, sie ist nur die letzte Prüfung gewesen. Vor meinem eigenen Gewissen meinte ich mir den Beweis schuldig zu sein, daß ich ohne Dich nicht weiter existiren könnte. Ein paar Freunde, denen ich von meiner Absicht gesprochen, Dich zu heirathen, warnten mich: ich hätte manche Andere geliebt und vergessen, ich würde auch dies wohl noch überwinden. Sie irrten sich aber. Und weißt Du, weshalb? Weil ich es einsah, nur Du könntest mich heilen, mir meinen Glauben an mich selbst und an die Frauen und an alle Menschen wieder geben. — Wenn Du es wüßtest, wie ich die vier Wochen hingebracht habe! Wie ich dort gearbeitet habe, auf der Bibliothek, in Museen, bis in die Nacht. Und wie ich jeder Zerstreuung nachjagte. Aber inmitten der strengsten Arbeit und inmitten des größten Festes, unter Frauen von Geist und von Bildung aus der allerbesten Gesellschaft, wie unter anderen aus der allerschlechtesten, ja, ahnst Du es denn nur, wie mich das Verlangen nach Heimath, nach Frieden, nach all' dem, was gut und was rein in mir ist, zu Dir zurückzog?

Und," fuhr er ruhiger fort, da sie still blieb und gesenkten Hauptes neben ihm hinschritt, — sie gingen jetzt durch belebtere Straßen, der Regen hatte sich gelegt, es war nebelig und wollte schon dunkeln, — „und was verstehen denn auch die Anderen von dem, was wir innerlich sind, was wir brauchen! Wie kannst Du nur glauben, daß meiner Mutter Bedenklichkeiten mich bestimmen, beeinflussen würden! Ich habe gezögert mit dem Besuch, so lang ich konnte. Aber endlich mußte es doch sein. Worauf sollten wir wohl noch warten? Und wenn Dich ihre Art bedrückt hat, wie ich wohl merke, so mache ich um so schneller ein Ende, wir heirathen gleich. Meine sehr guten

Freunde haben natürlich verblümt und auch unverblümt mir gerathen, mich nicht mit Dir trauen zu lassen. Die braven Leute! Sie sind die Philister, nicht ich bin's, der Dich zu seiner ehelichen Ehefrau begehrt. Geliebte könnte ich zu Dutzenden haben, schönere, klügere, glänzendere! Aber dazu taugst Du nicht, gar nicht! Ich will Dich für mein ganzes Leben, für jede Minute und jede Stunde, for better, for worse, wie es so schön in der englischen Trauformel heißt, für frohe Stimmung und für trübe, für gesunde und kranke Tage. Du sollst mir mein Heim sein, in dem ich Wurzel schlagen kann. Ich prüfte mich. Und Dich, mein Lieb, Dich brauche ich zum Glück nicht zu prüfen, Du bist mir sicher. Das ist es ja grade, was mich so froh macht, so zuversichtlich, wie ich noch nie in der Liebe mich fühlte! Sieh mich an, Liesbeth, sieh nicht so bekümmert drein. Ich bin glücklich. Kannst Du es nicht auch sein?"

Er zwang sie, zu ihm aufzublicken: „Ich weiß nich," sagte sie leise, „ich weiß nich, mir is bloß so bange."

Er lächelte aber. „Das wird schon vergehen. Verlaß Dich darauf. Du wirst Dich schnell genug eingewöhnen." —

Sie waren indessen vor dem Restaurant angelangt, in dem er mit ihr speisen wollte. Ein paar Mal schon hatte er nach dem sonntäglichen Mittags-Theater, das er mit ihr zu besuchen pflegte, hier mit ihr gegessen, doch immer in einem besonderen Zimmer im ersten Stock. Heute führte er sie direct in die Räume des Erdgeschosses, wo an kleinen Tischen schon verschiedene Gesellschaften saßen.

„Wir sind jetzt ja ein officielles Brautpaar, brauchen uns also nicht mehr zu verstecken," flüsterte er ihr im Eintreten zu.

Sie mußte voran gehen. Der Kellner zeigte den Weg bis zu einem Tischchen im vorletzten Zimmer, auf dem die kleine elektrische Lampe mit dem rosaseidenen Schirm bereit stand. Es waren auch zwei Converts schon gedeckt.

„Ach, wie das hübsch is!" sagte sie und sah zum ersten Mal wieder froh drein, „was gibt's doch für nette Sachen."

Er nickte nur. Sie bewunderte das blüthenweiße feine Tischtuch, Geschirr und Gläser, wie das Silber blank sei und die Blumen in den Vasen und die gute Suppe. Dann fing sie an, sich umzusehen. Die Damen an den anderen Tischen waren so schön gekleidet, die Herren in Uniform und Frack, es war alles so festlich. Und immer kamen noch mehr Gäste. Sie mußten an ihrem Tisch dicht vorüber. Eine Dame blieb stehen.

„Hubert Ehren! schon zurück von Paris? haben Sie dort viel Schönes und . . ." — aber mitten in dem Worte stockte sie, sah Liesbeth, erröthete, wandte sich ab. Der Herr, der ihr folgte, grüßte lächelnd.

Hubert war aufgesprungen: „Komm," sagte er rasch und zog sie vom Stuhl auf, „sie denken sonst . . . Das will ich nicht."

Bevor sie wußte, was er vorhatte, stand sie mit ihm vor jenem Paare: „Meine Braut," sagte er, „wir kommen grade von meiner Mutter," und stellte auch ihr Herrn Reinhold Weber und Frau vor. Der Herr schüttelte ihnen beiden die Hände und gratulirte sehr wortreich, ihr zu dem berühmten Kunstkenner, ihm zu der wunderhübschen Braut.

Der Glückwunsch der Dame klang merklich kühler. Sie war klein und zierlich und reich gekleidet. Durch ihre Lorgnette an dem langen Schildpattstiel sah sie zu dem Mädchen hinauf. „Mein Gott," sagte sie langsam, „wie ist mir denn? wo kann ich Sie nur getroffen haben? Ihr Gesicht . . . ich bitte, Hubert, helfen Sie mir, woher kenne ich denn das Fräulein?"

„Das kann ich Ihnen unmöglich sagen, meine Gnädigste. Wenn Sie nicht zufällig, als große Sammlerin, die Sie ja sind, unter den Radirungen von Hellen eine ihr sehr ähnliche sahen . . ."

„Von Hellen? Nein. Sie ist vielmehr im englischen Styl, von einem weit älteren, Gainsborough, oder Sir Thomas Lawrence . . . Aber es war nicht auf einem Bilde, es war . . . Nein, unmöglich! — Uebrigens, Hubert, ich habe über Ihr letztes Buch noch gar nicht genügend mit Ihnen gesprochen. Die Linien ganz allein ohne Farben . . ."

„Sind grade das, was ein Gedicht ist ohne Illustrationen," sagte er, „also das Reinste, die Quintessenz."

„Die Farbe ist Poesie," rief sie.

„Im Gegentheil, die Farbe vergröbert, Farbe gibt Körper, hindert unsere Phantasie, sich, wie sie will, das Bild zu gestalten, und selbst, wo die Farbe da ist, kann ihr Richtung, Inhalt, Werth nur durch strenge Linien verliehen werden."

„Verstehen Sie viel davon?" fragte Herr Weber, sich zu Liesbeth vorbeugend.

„Nein," sagte sie deutlich, „nein, nicht ein Wort."

„Erlauben!" rief der Kellner, der mit einer großen Bratenschüssel vorbei wollte. Denn sie standen zwischen den Tischen.

„Ein praktisch gewählter Platz für ästhetische Kunstdispute, die lang dauern können," murmelte jener.

Hubert hörte ihn. Er lachte: „Ich merke schon. Du hast Hunger. Wir wollen gehen. Lydia und ich, wir gerathen sonst wieder in einen stundenlangen Streit. — Komm nur, Liesbeth. Auf Wiedersehen!" Sie schüttelten alle einander die Hände.

Die Dame nahm ihre lange Lorgnette und sah ihnen nach.

„Nun," fragte Hubert, als sie wieder an ihrem Platz saßen, da Liesbeth die Suppe, die ihr vorhin so gut geschmeckt hatte, stehen ließ, „was ist mit Dir, magst Du nicht mehr? Was hat Dir die schöne Lydia gethan?"

„Sie kannte mich ja!" flüsterte sie mit von Thränen erstickter Stimme.

„Wer, Lydia Weber? woher sollte sie Dich kennen?"

„Aber sie kommt doch jetzt so oft zu Frau Doctor. Gestern erst war sie da, ich habe ihr noch die Thür aufgemacht. Und morgen ist sie zum Frühstück geladen. Sie wußte es gleich. Ich sah ihr's ja an!"

Er warf den Kopf auf, daß ihm seine lockigen Haare von der Stirn zurückflogen: „Gleichviel! Oder vielmehr desto besser. Sie mögen es wissen, alle, alle, daß ich sie nicht mehr brauche, daß ihr Hofmachen und ihr Schmeicheln mein Herz nicht berührt, weil es in festen Händen ist. Wie kannst Du Dich nur grämen, Liesbeth! Nun ja, sie wundert sich wohl ein bißchen,

daß ich mir keine raffinirtere Erscheinung, keine Aesthetikerin, wie sie ist, zur Braut auserwählte. Wenn sie wüßte, wie ich sie dem guten Weber gönne!"

„Hättest Du sie heirathen wollen?"

„Wollen, ich? Sie wünschte es wohl. Und meine Mutter auch und die Bekannten. Aber ich nie. Sie ist mir zu klein. Und zu überbildet. Sie will so viel. Ich brauche Ruhe. Sie hätte sich nie in meine Bedürfnisse einfügen lassen. Wenn ich mir vorstelle, wie die mit ihren rauschenden Seidenschleppen durch mein Arbeitszimmer gefegt hätte — mir schaudert's. Du aber, Liesbeth," — er beugte sich über den Tisch hin zu ihr und suchte ihr in die Augen zu blicken, die sie auf den Teller geheftet hielt, — „Du in Deiner jungen Schlankheit, so ernst und stylvoll, Du paßt in die Räume. — Du mußt nämlich wissen, die Stühle und Tische und jeder Schrank sind nach meinen Entwürfen gemacht, die Stoffe habe ich auf Reisen mir zusammengesucht, andere eigens mir färben lassen, damit jeder Ton und jede Nuance genau dem entspricht, was ich im Sinne trug, meine Gedanken, meines innersten Wesens Stimmung und Färbung, widerspiegelt. So ist es ein rechtes home, wie es sein soll, das Bild und die Vollendung des einen Menschen, der darin hauset. Und nun in diesem meinem Gedankenheim, zwischen den Bildern, den Stoffen, den Möbeln, die ich erfand, Du, Liesbeth, ein Stück meines Ichs, von mir gefunden, gedacht, geliebt — Nun, lächelst Du gar nicht? dünkt Dich diese Aussicht nicht auch schön?"

„Ach," sagte sie zögernd, „wenn denn nachher nur bloß die Leute mich nich so ansehen, wie die eben that. Und wenn ich mal mich vorstellen muß und nur meinen Namen sage, denn magst Du das auch nich. Und wenn ich nichts weiß . . ."

„So werde ich Dich lehren."

„Ja, aber ich kann doch nich so viel lernen. Immerzu sprecht ihr von fremden Leuten und in fremden Sprachen. So lang Du nur mit mir allein warst, ging alles ja gut. Aber nu, heute . . . Erst Deine Mutter und eben Frau Weber . . . sie verstehen Dich gleich. Mir mußt Du alles so lang erklären. Ich paß' doch nich zu Dir."

„Kind," sagte er, „Du Kind, das Du bist. Wart' es nur ab. Du lernst so leicht, und ich werde Dich leiten.

„Nein," rief sie, „das is es ja grade eben. Das mag ich nicht. Ich bin auch kein Kind mehr. Du sagst das von Dir, und ich bin es erst recht nich. Seit ich vierzehn bin, kam ich von Haus. Und nu auf einmal auf Schritt und Tritt mich berufen lassen und immer denken, alles is verkehrt, was ich thu' und ich müßt' es anders machen, und Du schämst Dich für mich . . ."

Er sah ihr mit seinen leuchtenden Augen grade ins Gesicht: „Ich liebe Dich, Liesbeth! liebst Du mich nicht auch?"

„Ja, das wohl, aber . . ."

„Kein Aber. Es gibt keins. Echte Liebe ist Verstehen, echte Liebe heißt sich fügen, echte Liebe heißt für ein Weib seinem eigenen Ich entsagen, um in dem andern aufzugehen. Gedulde Dich. In ein paar Wochen bist Du mein!"

Sie hatten ihr Diner vollendet und gingen nun, wie er es seiner Mutter gesagt, ins Theater. Sonst hatten sie nur die Mittagsvorstellungen besucht, weil Liesbeth pünktlich zu Hause sein sollte. Heute wagte sie nicht recht, seinem Wunsche zu widersprechen. Als sie ängstlich meinte, wenn nur nicht wieder Bekannte von ihm sie dort sehen würden, hatte er beinah schroff sie zurückgewiesen: „Das schadet nichts, sie sollen Dich sehen!“

Und da saßen sie nun im Parkett im hellen Lichterglanz, zwischen festlich geputzten Menschen. Und sie in ihrem schwarzen Wollkleid . . .

Man gab eine Oper: Die Zauberflöte. Da sie ihn nach der Bedeutung fragte, meinte er: „Ach, das ist ja nur Nebensache, darauf kommt es nicht an, gib Dich nur den Tönen hin.“ So saß sie ganz still und sah unverwandt zur Bühne hinauf.

„Dies Bildniß ist bezaubernd schön!“ sang Tamino.

„Deins,“ flüsterte Hubert, „Dein Bild, in dem Rococorahmen, den Mozart's Tonschwingungen und Triller darum schlingen!“

Sie drehte den Kopf zu ihm hin: „Was meinst Du?“

„Es kommt nicht darauf an,“ sagte er wieder, „es wäre viel zu weitschweifig, Dir das alles jetzt zu erklären.“

„Es ist auch wohl schwer. Und ich begreife es ja doch nich,“ sagte sie traurig.

Während er von dem Tag an ihrer Seite, dem beim Diner genossenen Wein, der Musik begeistert, im Zwischenakt unaufhörlich sprach, blieb sie schweigsam, aber dies Schweigen war ihm eher sympathisch als nicht. Ob sie alles fassen konnte, was er ihr vorredete, danach fragte er nicht, wenn sie ihm mit dem ernsthaften Ausdruck zuhörte. Von seinen Arbeiten sprach er, deren Verständniß dem Publicum erst mit der Zeit sich erschließen müsse. Eines Tags werde er sehr berühmt sein, daß Künstler und Laien ihm folgen, an ihn glauben würden. Und dann erzählte er von seiner Jugendliebe, die er bisher nur flüchtig ihr gegenüber erwähnt. Die hatte ihn verstanden, wie nie jemand wieder.

„Bah, es ist vorbei,“ rief er, „gut so! Ich war damals sehr jung. Kennst Du den Vers nicht:

Wer zum ersten Male liebt,
Sei's auch glücklos, ist ein Gott,
Aber wer zum zweiten Male . .

Ach so, Du hast wohl nicht Heine gelesen, Du kennst das nicht? Deshalb brauchst Du nicht roth zu werden. Armes Kind, wie Du heute sensibel bist. Tröste Dich, es ist gar keine Schande. Er ist jetzt ja nicht einmal mehr Mode. Man verlangt respektable Menschen, die regelrechte Gesinnungen haben, ernst bleiben, wenn sie traurig sind und nur lachen, wenn's ihnen sehr gut geht. Der größte Lyriker der Deutschen wird von ihnen nicht mehr geachtet. — Also, was ich Dir sagen wollte, — ich habe jene alte Geschichte jetzt lang überwunden. Denn ich habe ja Dich! Und Du bleibst mir, Du Kind. Und Du hast mich lieb und Du wirst mich lieb behalten. Bei Dir, meine Liesbeth, brauche ich es nicht zu befürchten, daß ich zum zweiten Male glücklos lieben

könnte und deshalb ein Narr sein müßte, wie es in dem Verse heißt. — Du hast doch nicht irgendwo einen anderen besser situirten Bewerber als mich im Vorrath?"

Sie blickte in ihren Schoß, daß er die Thränen in ihren Augen nicht sehen sollte. Sie weinte aber nicht über das, was er da sagte, sie hörte es ja kaum. Nur über dies Nichtverstehen, dies Fremdsein, das sie heute zuerst so bedrückte.

Im zweiten Zwischenact bat sie ihn, nach der Uhr zu sehen. Frau Doctor's Mädchen hatten pünktlich um zehneinhalb zu Hause zu sein. Wenn sie sich verspäten würde! — Er achtete aber ihrer Angst nicht. Es käme nicht darauf an. Er werde ja überhaupt nach ein paar Tagen schon sie sich holen. Ob sie denn glaube, daß er noch lange seine Braut in dem Magddienst lassen wolle? Er ginge morgen nach Berlin, um wegen der Aussichten zur Professur noch mit einigen Leuten zu sprechen, und käme dann wieder, Hochzeit zu machen.

„Was? was sagst Du da," rief er gereizt auf ihre schüchterne Widerrede, „Du wolltest erst die Schwester ausstatten und in eine Stellung bringen? wozu! das thun wir später zusammen. Ich sage Dir, ich will heirathen, will ein Haus haben und ein home und meinen Weg machen und vorwärts! Wenn wir getraut sind, fahren wir aber nicht nach Italien, wie es für Hochzeitsreisende seit Menschengedenken Sitte ist. Wir gehen nach England, besser: nach Glasgow, wo neue Gedanken, neue Style und Richtungen herrschen, damit Du unbeeinflußt vom classischen Alten mit frischen Augen sehen lernst. Und," fuhr er leiser fort, denn die Musik hatte schon wieder angefangen und die Leute auf der Bank vor ihnen drehten sich Schweigen winkend um, — „und wenn Dir dann nicht gefällt, was mir schön ist, wenn Du meine Linien und Farbenbegriffe, also mich und mein Denken nicht nachfühlst, — dann, dann — —."

Er sah ihr in die Augen, lächelnd, verliebt, in sorgloser Sicherheit. Die Musik spielte, Tamino und Papageno bestanden die seltsamsten Prüfungen, wurden dann glücklich mit ihren beiden Liebsten vereint und zum Schlusse gab es ein wunderbar schönes Bild. Sie sah es alles und hörte die Musik dazu und verstand nichts davon.

Es war doch schon recht spät geworden, weit über elf Uhr, als er sie nach Hause brachte.

„Gute Nacht, mein Lieb," sagte er, „auf morgen also. Ich bin um sechs Uhr am Abend pünktlich vor Deiner Thür, Dich noch einmal zu sprechen, bevor ich nach Berlin fahren muß. Wenn ich dann zurückkomme, gehe ich direct zu Doctor Roß, Dich von ihm zu fordern und wir machen Hochzeit." — Er nahm sie in den Arm: „Meine Liesbeth, was sollen sie Dir denn thun, mein Herze, Du zitterst ja so! Wie? würdest Du lieber bei mir bleiben, gleich jetzt, in der Nacht und gar nicht wieder dorthin zurückgehen in die Dienstbarkeit?" — und er küßte sie auf die Augen und hielt sie fest.

Aber in der nächsten Sekunde, — er mochte das schmerzliche Schluchzen fühlen, mit dem sie bebend sich an ihn schmiegte, — da stieß er sie von sich:

„Nein, das nicht! das will ich doch nicht!“

Er hatte sie aus seinen Armen gelassen. Wie gejagt floh sie von ihm fort, durch den kleinen Vorgarten und bückte sich und klopfte an das Kellerfenster. Die Köchin Wea wachte noch. Sie kam auf schlürfenden Pantoffeln und schloß ihr auf:

„Na, Du wirst was kriegen, täuw man! Sei het all en vor Mol nach Di frogt!“

Liesbeth tappte so lautlos wie möglich sich hinauf durch das nächtlich stille Haus. Und richtig, im ersten Stock ging die Thür auf, und Frau Doctor in ihrem rothen Schlafrock mit dem Licht in der Hand stand vor ihr:

„Sind Sie's endlich! Woher kommen Sie so spät? Ich dachte, es könnte Ihnen etwas geschehen sein . . . ? Nun, so sprechen Sie doch!“

„Ach, Frau Doctor! Ja, wir waren im Theater. Wenn Frau Doctor doch bloß entschuldigen wollten,“ stotterte sie.

Die Frau sah sie mit durchdringenden Augen an. „Mit Doctor Ehren waren Sie? Und er will Sie wirklich heirathen? Liesbeth, wenn er nur nicht eines Tages es bereut und Sie dann auch unglücklich werden!“

Sie wandte sich und ging mit dem silbernen Leuchter, in dem das Licht ein wenig flackerte, in ihr Schlafzimmer zurück.

Als ob sie Blei in den Fußsohlen hätte, so erstieg Liesbeth die zweite Treppe bis zu ihrer eigenen Kammer. Wilhelmine schlief fest. Sie machte nicht Licht an. Streifte die Kleider ab, schlüpfte in ihr Bett und lag da und faltete unter der Decke die Hände über ihrem Herzen, daß es nur nicht so laut klopfen sollte, die andere zu wecken.

Hubert wollte sie heirathen, ja. Sie zweifelte nicht daran wie die Dame. Alles, was er ihr gesagt von Hochzeit und Reisen und von ihrer Zukunft, das ging jetzt an ihrem Kopf noch einmal vorüber. Und seine Mutter in ihrem schwarzseidenen Kleide, die Grethe mit dem Kuchenteller, im hellerleuchteten Restaurant die elegante Frau Lydia, die sie sonderbar ansah. Und daheim im Dorf ihre Mutter, die sie so oft geschlagen hatte, die sie wieder schlagen würde, wenn sie ihr je zur Last fallen sollte. Und Line, die aus ihren eigenen Sachen immer herauswuchs, die von der großen Liesbethschwester Schuhzeug erwartete, Kleider, Schürzen, einen guten Dienst und Rath und Geld. Wenn sie eine reiche Frau war, Frau Doctor Ehren, oder gar Frau Professor bald, wie er gesagt, dann brauchte sie ins Dorf nie zurück, bekam nie mehr Schläge, hatte Kleider genug auch für Line. Und aus seinem Bart und seinen Kleidern wehte sie wieder der feine Duft an, der sie so entzückte. Und er zog sie wieder an sich und blickte mit seinen leuchtenden Augen in ihre: Die Linie Deines Nackens zu sehen, den Haaransatz an Deinen Schläfen, das ist mir ein Glück.

Und seine Mutter hörte sie sagen: Ein Schaugericht für Deine Augen!

Sie richtete sich im Bette auf. Wilhelmine schnarchte. Lautlos streckte sie einen nackten Fuß, dann den andern vor aus ihren Decken, huschte über die knackenden Dielen, schloß ihre Kommode auf, zog zwischen den Kleidern den weißen Rahmen heraus — den konnte sie auch im Dunkeln finden — und

zurück damit ins Bett und zündete nun ihr kleines Licht an. Sie blickte auf all die feinen Linien nieder, die den Schatten gaben in einer Richtung, und in der anderen die Linien des Haares. Sie suchte wieder das Gesicht, das sie nie recht erkennen konnte. Ihr eigenes Haar war aufgegangen, die Nachtjacke hatte vorn am Halse sich etwas gelöst, sie stützte sich im Bette auf und hielt die Zeichnung im Rahmen und starrte sie unverwandt an. Wie ähnlich sie dem Bilde war in dieser Stellung, bei dieser Beleuchtung, das ahnte sie nicht.

Wilhelmine drehte sich in ihrem Bett um, so als ob sie aufwachen wollte. Rasch hatte Liesbeth das Licht ausgeblasen, das Bild unter ihren Decken verborgen. Sie horchte, noch athemlos. Aber jene schlief schon wieder. Da ließ sie den Kopf auf ihr Kissen sinken und lag mit großen, weit offenen Augen die ganze Nacht.

Als der Tag graute, stand sie auf. Wilhelmine dehnte sich gähnend, streckte und reckte sich und fragte, was sie denn so früh heute wollte. Liesbeth gab ihr keine Antwort, sie war schon halb zum Zimmer hinaus, so als hätte sie die Frage nicht gehört. Sie lief hinunter in die Küche, holte vom Bort das Fläschchen mit Tinte, breitete auf den hölzernen Tisch einen Briefbogen aus und schrieb.

Als die Köchin und die Jungfer in die Küche kamen, war Liesbeth schon an ihre Arbeit gegangen.

Am Nachmittag bat sie den alten Kutscher, etwas für sie zu besorgen. Sie brachte ihm ein Packet und einen Brief, und schärfte ihm ein dazu, daß er's abgeben sollte und weiter nicht warten und ja nicht sich irren.

„Ja woll, ja woll," sagte Hinrich Meyer, „ick bring dat allens in de Reih, da könnt Sei sick gewiß tau verlaten, ick kenn dat Hotel und ick werr em woll finden. Ick hev ok all en düchtige Menge Leiwesbreef för de Mäkens hier in'n Hus utdrogen. Dat betahlt sick schön, so 'ne Breef."

„Je," sagte Wilhelmine, „Sie sehen ja aber aus wie das graue Elend, Liesbeth, was is mich denn das heute mit Sie? So'n netter Mensch, ich sah ihn vorhin noch vorbeigehen, mit Augen, daß einem selber ganz komisch dabei werden kann. Und denn sind Sie nicht vergnügter als so!"

„Lat ehr man," sagte die alte Wea und streichelte dem Mädchen die Backe, „sei is man jung. So'n Leiwslüd, dei möt sik en beten vertürnen, dat hört da to un dat geiht nu nich anners. Ne, is't nich so, Liesbeth?"

Als sie den Tisch zum Essen deckte, ging Frau Doctorin gerade durchs Zimmer. „Wie sehen Sie aus! Liesbeth, Sie wissen, ich habe es gut mit Ihnen im Sinne. Aber wenn das öfter geschieht, daß Sie spät ausbleiben . . . Und dann mit so aufgeregtem Gesicht, mit so unglücklichen Augen, so . . . Nein, das geht nicht."

„Frau Doctor, es soll auch nich wieder geschehen."

„Das sagen Sie jetzt. Aber wenn das mit dem Doctor Ehren, — wenn das länger so fortgeht . . ."

„Nein, Frau Doctor, das dauert nich länger. Es is nu aus. Ich habe es ihm auch eben geschrieben."

„Geschrieben?" Die Frau sah sie ungläubig an, „geschrieben, was?"

„Daß ich ihn nich heirathen kann. Ich paß nich zu ihm. Er will das nich wissen. Aber ich weiß es ganz gut, seit gestern. Und nachher, nachher merkt er es denn auch wohl und denn is das zu spät . . ."

„Und er — was sagt er?"

„Ach, das kann ich ja noch nich wissen. Ich bin ja so bange. Er wird es nich wollen."

Die Dame schüttelte den Kopf. — „Sonderbare Welt!" sagte sie.

Als Liesbeth an dem Abend auf ihr Zimmer kam, sah sie ihre Kommode nicht an. In den drei Schiebladen lagen ja doch nur ihre paar armen Habseligkeiten, grobe Wäsche und die beiden Kleider, aber kein Bild mehr. Gegen Morgen erst schlief sie ein. Wilhelmine mußte sie wecken. Sie machte die Zimmer rein wie alltäglich. Nebenan saß Frau Doctor beim Frühstück. Die Kammerjungfer, die aus- und eingegangen war, ließ die Zwischenthür halb offen.

„Nu kommt der Herr endlich! Frau Doctor konnt' auch gar nicht begreifen, was das doch war. Um sechs Uhr is er all fortgerufen nach der Stadt, zu en Fremden, der da ins Hotel wohnt. Es is gewiß en Unglück passirt. Ich möcht' das bloß wissen."

Sie horchten beide. Des Doctors fester Schritt kam die Treppe herauf, und er trat in das Frühstückszimmer. Sie hörten, wie er seine Frau begrüßte:

„Wie, Hertha, liebes Kind, Du warteſt immer noch auf mich mit dem Thee? Das sollteſt Du doch nicht. Ja, es war eine böse Geschichte. Ein junger Mensch. Mitten in die Brust geschossen. Es ist eben zu Ende gegangen. Und wunderlich, — die ganze Zeit, so lang er mit dem Tode rang, hielt er seine schon brechenden Augen auf ein Bild gerichtet, eine Radirung von so einem modernen Franzosen, wie Du sie ja auch liebst. Ich hab' mir's nachher noch angesehen, der Name stand hinten auf dem Rahmen, es war von Helleu."

Die beiden Mädchen hörten drinnen einen leisen Schrei. Dann sehr rasche Fragen und Antwort. Dann noch einen Schrei . . . Der Doctor rief nach Wilhelmine. Die lief hinein. Liesbeth stand mit dem Besen und mit dem Wischtuch in ihren Händen und wußte von sich nicht und wußte nichts, als daß ihr Herz und ihr Kopf und sie selbst sich immerfort drehten, immer rascher, ganz allein in einer weiten, weiten Leere . . .

„Was stehen Sie da!" rief Wilhelmine, die wieder herein kam, und holte geschäftig Flaschen und Tücher: „Frau Doctor is in Ohnmacht gefallen. So kommen Sie doch, helfen Sie doch, es is Jemand gestorben."

Und Liesbeth tastete sich hinein und kniete an dem Sopha und stützte den Körper der jungen Frau, indessen ihr Mann und die Kammerjungfer sie auskleideten und ihr die Stirn mit Eiswasser wuschen.

„Ich danke Ihnen, liebes Kind," sagte der Doctor, „regen Sie sich nur nicht so auf, es geht schon vorüber, es hat zum Glück nicht viel zu sagen. Aber so seid Ihr nun einmal Alle. Sie sehen aus, so weiß wie ein Tuch, weil meine Frau in Ohnmacht fällt. Und meine arme Frau hier verliert das

Bewußtsein, weil sie hört, daß ein Mensch, den sie nicht einmal kannte, sich erschossen hat. — Nun, sie erholt sich ja schon wieder. Es ist besser, sie sieht nicht so Viele, wenn sie erwacht. Wilhelmine soll noch bleiben. Gehen Sie nur ruhig an Ihre Arbeit."

Sie schlich sich hinaus, und im Wohnzimmer wischte sie wie vorher den Staub von den Möbeln und Nippsachen ab.

Am Nachmittag, Frau Hertha lag auf dem Ruhebette, das ans Fenster gerückt war, den Kopf aufgestützt und blätterte in einem Buche — da klopfte Liesbeth bei ihr an. Die Beiden sahen sich eine Minute lang in die Augen und wandten sich dann fast im gleichen Moment von einander ab.

„Frau Doctor," sagte das Mädchen leise, „ich hatte Frau Doctor nur bitten wollen — ich . . . ich möchte fort. Wenn Frau Doctor das so recht is, denn suche ich mir einen anderen Dienst."

Frau Hertha hatte sich aufgerichtet. Sie rang ihre schmalen, weißen Hände. Und dann sprang sie vollends empor und ging mit noch schwankendem Schritt durch das Zimmer und blieb dann wieder stehen vor Liesbeth:

„Wie können Sie so ruhig drein sehen. Wie können Sie so still dabei bleiben! Fühlen Sie gar nichts? Sie haben ihn ja getödtet, Sie!"

Das Mädchen nahm das eine Ende ihrer Schürze und legte es in kleine Falten und hielt es so. Man sah es, wie sie ihre Zähne fest auf einander biß. Als sie dann sprach, klang ihre junge Stimme wie immer, kaum daß sie zitterte.

„Frau Doctor, ich hab' meinem Verlobten abgeschrieben, das is wahr. Frau Doctor meinten es doch auch noch, daß ich gar nich zu ihm paßte. Es ging doch nich anders. Und . . . ich wußt' wohl, daß er's mir übel nehmen würde. Aber so . . . Nein, das dachte ich doch nicht. Und das habe ich nich gewollt. Und wenn ich das vorher gewußt hätte . . ."

„Weiß man denn vorher, was entsteht aus unseren Thaten?" schluchzte die Frau auf. „Hätte ich das gewußt, geahnt, als ich mit Ihnen sprach neulich Abend . . ."

„Frau Doctor," sagte das arme Mädchen, „das is nun so. Das muß auch so bleiben."

„Und Sie wollen wieder eine Stelle annehmen?" fragte die Dame und sah aus ihren verweinten Augen ihr Dienstmädchen verständnißlos an — „wie wollen Sie das, wie können Sie das!"

„Ich muß wohl, Frau Doctor, ich darf das doch nich auch so machen, das wär' wohl schlecht. Ich hab' auch für meine Schwester zu sorgen. Wenn Frau Doctor das erlaubt, daß ich gehe, denn will ich auf en paar Tage nach Hause. Meine Mutter wird schelten. Aber das macht denn auch nich viel. Ich muß nach meine Schwester sehen, ob ich die schon mitbringen kann. Und wenn sie so weit is, denn wollt' ich am liebsten in ein Haus, wo wir beide zusammen bleiben. Und am liebsten nich hier in der Stadt."

„Und dienen, dienen, immer weiter, Treppen scheuern und Betten machen, Ihr ganzes Leben lang, für fremde Leute, und er todt . . . und Sie hatten ihn lieb?"

„Ja, Frau Doctor. Aber was hilft das Alles jetzt. Ich wär' ja so gern seine Frau geworden. Und ich glaubte auch erst gar nich anders. Aber Sonntag, wie ich mit ihm aus war, da wußte ich das schon: so wie er es sich dachte, so konnte es nicht sein. Und so schön, wie ich es mir vorgestellt hatte — das war wohl dumm von mir gewesen, — und seine Mutter war ja ganz freundlich, aber doch fremd. Und er war auch fremd. Ich verstand nur immer die Hälfte. Und denn die Leute alle, Frau Weber, und Andere, die sahen mich so an . . . Ich hätte mich immerfort schämen müssen. Das hielt ich nich aus. Und so . . . Und darum . . ."

Frau Hertha schüttelte traurig den Kopf: „Es ist nicht zu fassen. Solch' ein Mensch! Aber gehen Sie nur, Liesbeth — Sie wissen ja Ihren Weg, den Sie wollen, besser als ich. Ja, gehen Sie ihn nur."

Das Mädchen neigte den Kopf zum Dank und ging aus dem Zimmer, in ihrem rosa Dienstmädchenkleide mit der kleinen, weißen Mütze. —

* * *

Vor der Frau Geheimrath Ehren, die an ihrem Fensterplatz saß, stand der weiße Rahmen mit der Radirung von Hellen, und auf den Knieen der alten Dame lag der Brief ausgebreitet, den man bei ihrem todten Sohn aufgefunden hatte:

Mein liebster Hubert!

Ich kann heute Abend nicht kommen. Es thut mir sehr leid. Und ich kann auch morgen nicht und überhaupt nicht. Ich kann Dich nicht heirathen. Deine Mutter hat es gemerkt gestern, und ich weiß es auch jetzt: es paßt einmal nicht. Und daß dies Bild so wunderschön ist, wie Du es findest und auch Frau Doctor — nein, das finde ich nicht. Darum schicke ich Dir es hier wieder. Sei mir nur nicht so böse. Ich kann wirklich nicht. Es ist mir selbst traurig, aber es geht nicht. Ich sage Dir also Adieu.

Deine Liesbeth.

Und die vereinsamte alte Mutter, da sie die kindlich unsicheren Züge des kurzen Schreibens mit dem Gesichte da verglich, das aus den Umrissen der Radirung ihr so ernsthaft entgegen blickte, begriff erst jetzt ihres todten Sohnes Liebe, fühlte zugleich in allem Schmerz ein Verstehen, ein Gemeinsames mit der, die ihn ihr genommen hatte.

Ein Kind, hatte Hubert gesagt, doch ein Kind, das weiß, was es will, und ohne Rücksicht auf eine Welt den gradesten Weg geht, sein „Ich" und seine Art sich zu wahren.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte Februar.

Im deutschen Reichstage hat die erste Lesung der Novelle zum Flottengesetz stattgefunden und mit der Ueberweisung dieser Vorlage an die Budgetcommission ihren Abschluß erhalten. Daß eine Verstärkung der deutschen Flotte geboten ist, wird selbst von Widersachern des Gesetzes „in der Form und dem Umfang", in dem es vorliegt, zugestanden. Denn thatsächlich drängt die Entwicklung der deutschen Colonialpolitik und des deutschen Wohlstandes mit Nothwendigkeit dahin, daß Deutschland auch über eine Achtung gebietende Flotte verfügt, deren Panzer und Kreuzer in allen Meeren die vaterländische Flagge zeigen können.

Von einer Spitze gegen Großbritannien kann bei der dem Reichstage unterbreiteten Vorlage ebenso wenig die Rede sein wie von einer Tendenz gegen Frankreich und Rußland. Mit diesen beiden Mächten würde ein Conflict, der erfreulicher Weise in absehbarer Zukunft nicht zu besorgen steht, zu Lande zum Austrage gebracht werden. Was aber England betrifft, so wird dieses stets sein Uebergewicht zur See behaupten können. Freilich entspricht es nur den ersten Grundsätzen der Realpolitik, daß eine Weltmacht wie Deutschland im Besitze einer starken Flotte, auch wenn diese nicht derjenigen einer anderen Weltmacht gewachsen sein sollte, zuversichtlicher auftreten könnte, sowie von den übrigen Staaten wesentlich höher eingeschätzt werden würde. Englische Kriegsschiff-Commandanten würden sich wohl besonnen haben, deutsche Postpacketboote mit Beschlag zu belegen, wenn deutsche Kriegsschiffe in der Nähe gewesen wären. Der deutschen Diplomatie ist es allerdings gelungen, solche Zwischenfälle in friedlicher Weise zu erledigen. Immerhin wird zugestanden werden müssen, daß die Politik des Vorbeugens auf der Grundlage realer Machtmittel unter allen Umständen ein größeres Maß von Sicherheit darbietet. Daß der deutsche Welthandel, der sich immer reicher entfaltet, im Vertrauen auf eine starke Kriegsflotte sich auch freier zu regen vermag — wer wollte das bestreiten! So darf gehofft, ja, mit Zuversicht erwartet werden, daß die Flottenfrage im deutschen Reichstage eine gerade im Interesse der Erhaltung des Weltfriedens günstige Lösung finden wird. Da insbesondere darüber Erörterungen angestellt werden, wie die Kosten gedeckt werden sollen, so darf an das Sprichwort erinnert werden: „Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg!"

Während die französische Regierung sich zum großen Friedensfeste der Pariser Weltausstellung rüstet, hat eine der hervorragendsten Persönlichkeiten der dritten Republik, Paul Deschanel, aus Anlaß der Aufnahme in die Académie française eine Rede gehalten, die insbesondere in Deutschland und Italien beherzigt zu werden verdient. In sehr jungen Jahren hat Paul Deschanel, der am 13. Februar erst das vierundvierzigste Lebensjahr erreichte, bereits die höchsten Ehrenstellen auf politischem und auf wissenschaftlichem Gebiete erlangt. Nachdem ihn die Deputirten-

kammer im Januar wieder zu ihrem Präsidenten gewählt, ist er nunmehr auch unter die vierzig Unsterblichen im Kuppelbau am Quai Conti aufgenommen worden. Wie große Beredsamkeit dieser bisher vom Glücke begünstigte Politiker und Schriftsteller in seiner jüngsten Kundgebung auch an den Tag gelegt haben mag, staatsmännische Begabung, mit scharfer Kritik gepaarten diplomatischen Takt hat er nicht bekundet. Wie anders würde Gambetta oder Jules Ferry eine solche Aufgabe gelöst haben!

Freilich konnte Paul Deschanel Alles, was er über ein französisch-russisch-englisches Zukunftsbündniß vorbrachte, in die Seele seines Vorgängers in der Académie française, Edouard Hervé, des orléanistischen Publicisten, verlegen. Nicht minder waren es Auszüge aus Leitartikeln Hervé's, die angeführt wurden, um den Beweis zu erbringen, daß Napoléon III. einen schweren Fehler begangen habe, als er die Einheit Italiens und Deutschlands förderte. Als ob Napoléon III. von dem Königreiche Italien nicht den Preis Nizza und Savoyen gefordert und der „Krönung des Gebäudes" durch die Hauptstadt Rom nicht die größten Schwierigkeiten bereitet hätte! Und was Deutschland betrifft, so kann der französische Kammerpräsident nur die Ironie herausfordern, wenn er an große weltgeschichtliche Ereignisse seinen kleinen Maßstab anlegt.

Die Quelle hätte verstopft werden müssen, scheint Paul Deschanel zu wähnen, um zu verhindern, daß der große deutsche Strom nunmehr breit und mächtig dahin fluthet. Wie nutzlos auch ein solches Unterfangen gewesen wäre, hätte es überdies schwer gehalten, diese Quelle auch nur bestimmen zu wollen. Mit Edouard Hervé nimmt der gegenwärtige französische Kammerpräsident an, daß Frankreich den schleswig-holsteinischen Krieg hätte verhindern müssen, weil dieser den Keim für die Kriege von 1866 und 1870/71 in sich barg. Paul Deschanel muß aber selbst zugestehen, daß Edouard Hervé lange vor dem Kriege gegen Dänemark den innigen Zusammenhang zwischen der italienischen und der deutschen Frage erkannte. „Seit dem Jahre 1860 sieht er vorher, daß die Ereignisse, die sich jenseits der Alpen abspielen, zur unvermeidlichen Folge einen neuen Kampf zwischen dem vergrößerten Piemont und Oesterreich haben müssen; sieben Jahre zuvor kündigt er den Krieg von 1866 an. Andererseits bedeutet Oesterreich erniedrigen die Geschäfte Preußens besorgen, da dieses für Deutschland dasselbe ist wie Piemont für Italien, und die Fürsten von Piemont könnten wohl als Vorläufer der Hohenzollern angesehen werden."

Nach dieser Auffassung hätte also Napoléon III. im Jahre 1859 auf den Krieg gegen Oesterreich, auf die Siege von Magenta und Solferino verzichten müssen, die doch nothwendig waren, wenn anders der Kaiser der Franzosen seine Stellung behaupten wollte. Das Attentat des Grafen Felice Orsini, der in Napoléon III. den Verräther an der italienischen Sache erblickte, mußte im Tuilerien-Palaste als ein bedenkliches Symptom angesehen werden, und die Begeisterung Napoléon's III. für die Nationalitätenidee entsprang vielmehr dem Selbsterhaltungstriebe als idealer Gesinnung, die beim Staatsstreiche sicherlich nicht zum Ausdrucke gelangt war. Gerade durch das abenteuerliche Wagen, im Jahre 1870 in das bewegte Rad der Zeit zu fallen, ist die Katastrophe Napoléon's III. herbeigeführt worden, so daß die geschichtsphilosophischen Betrachtungen Hervé's und seines Lobredners in der Académie française von Anfang an verfehlt waren.

Der Faden der Geschichte wird in diesen akademischen Erörterungen jedoch weiter gesponnen, und es fehlt dann nicht an einem Ausblicke in die Zukunft, bei der das französisch-russisch-englische Bündniß in rosiger Beleuchtung erscheint. Für die deutschen Staatsmänner bedeutet diese Perspective jedenfalls die Mahnung, nicht bloß an den guten Beziehungen zu Rußland, sondern auch an denen zu Großbritannien festzuhalten, durch die bereits das friedliche Abkommen über Samoa erzielt worden ist. Man braucht nur regelmäßig die französischen Blätter

zu lesen, um die Ueberzeugung zu gewinnen, wie sehr nicht den deutschen, wohl aber anderen Interessen gedient wäre, wofern Deutschland in einen ernsthaften Kampf mit England geriethe. Um so erfreulicher war daher der vollständige Ausgleich, der in der Angelegenheit der Beschlagnahme deutscher Postpacketboote durch englische Kriegsschiffe auf diplomatischem Wege, wie von Anfang an erwartet wurde, erreicht worden ist. Die öffentliche Meinung in Deutschland zollt mit Recht den Boeren für ihre Tapferkeit und ihren Unabhängigkeitssinn volle Anerkennung. Dies darf aber nicht verhindern, der englischen Armee, in der zahlreiche Officiere und Mannschaften, bisher zumeist auf verlorenen Posten, fern von der Heimath verbluteten, menschliches Mitgefühl zu bewahren. Gerade weil mit Zuversicht gehofft werden darf, daß der Krieg in Südafrika localisirt bleiben und durch den Frieden dann auch die „immanente Gerechtigkeit" zur Geltung gelangen werde, legt die deutsche Regierung sicherlich großen Werth darauf, die vom Fürsten Bismarck überlieferten guten Beziehungen zu England in keiner Weise zu beeinträchtigen.

Die von anderer Seite unternommenen Hetzversuche dürfen daher als gescheitert gelten. Immerhin ist es bezeichnend, wenn der französische Kammerpräsident in seiner Akademierede mit Beziehung auf das französisch-russisch-englische Zukunftsbündniß unter Anderem ausführt: „An der Hand unserer Geschichte zeigt Hervé, daß Frankreich nicht zugleich die Nebenbuhlerschaft Deutschlands und diejenige Englands gegen sich haben kann; daß es, um auf dem Continent frei und stark zu sein, nach dem Meere hin beruhigt sein muß, und daß es für Frankreich leichter ist, England und Rußland einander näher zu bringen, als es für Deutschland war, Italien und Oesterreich einander zu nähern." Pathetisch behauptet der französische Kammerpräsident, der „Soleil", das orléanistische Organ, in dem Edouard Hervé seine Zukunftspolitik trieb, sei am Tage nach der mitgetheilten Publication in Elsaß-Lothringen verboten worden. Unzweifelhaft lag dann aber ein anderes Sündenregister vor; von dem Hinweise auf die französischen Bestrebungen, Deutschland, wenn es irgend möglich wäre, zu isoliren, kann vielmehr gar nicht eindringlich genug Act genommen werden. Dadurch werden erst die Versuche, Deutschland mit England zu entzweien, in die richtige Beleuchtung gerückt.

Hat nun Herr Paul Deschanel als Staatsmann gehandelt, als er die letzten Absichten und Ziele, die er mit Edouard Hervé theilt, in einer Versammlung verkündete, der die Elite der Pariser Gesellschaft, insbesondere auch der Präsident der Republik mit seinem militärischen Stabe, die Botschafter Rußlands, Italiens und der Vereinigten Staaten, der päpstliche Nuntius und andere Mitglieder des diplomatischen Corps beiwohnten? An einem Widerhalle in den Ministerien der auswärtigen Angelegenheiten wird es jedenfalls der Rede des französischen Kammerpräsidenten nicht fehlen, der so offen ausgeplaudert hat, nach welcher politischen Richtschnur er handeln würde, falls er etwa einmal berufen werden sollte, in einer verantwortlichen Stellung die auswärtigen Angelegenheiten zu leiten. Zunächst kann das Ministerium Waldeck-Rousseau mit Herrn Deschanel nicht identificirt werden, zumal da Herr Delcassé viel zurückhaltender ist und in viel höherem Maße die diplomatischen Gepflogenheiten beobachtet. Mit wie beschränkter Kritik der französische Kammerpräsident sein Geschichtsbild entrollt hat, erhellt auch daraus, daß er darin das Märchen aufnahm, wonach Fürst Gortschakow im Jahre 1875 die französische Republik vor einer deutschen Invasion gerettet haben soll. Edouard Hervé konnte allerdings den Eindruck nicht vergessen, den er erhielt, als er eines Tages beim Eintritt in das Cabinet des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten den Herzog Decazes fand, wie er bleich, aber ruhig eine Depesche in der Hand hielt und ihm sagte: „Lieber Freund, wir können die Preußen in vierzehn Tagen in der Champagne haben."

Oft genug ist diese Legende in authentischer Weise von deutscher Seite widerlegt worden; daß Herr Paul Deschanel sie aber wiederholt, kennzeichnet das Maß seiner

Kritik und Geschichtsauffassung. Richtig ist andererseits, daß der jüngste „Unsterbliche" im Wesentlichen an Aeußerungen seines Vorgängers in der Akademie anknüpft. Nur konnte sich kein Zuhörer, kein Leser des stenographischen Berichtes über die Rede verhehlen, daß der französische Kammerpräsident sich die Argumente des orléanistischen Publicisten durchaus aneignet. Der Dichter Sully Prudhomme, der mit der Erwiderung betraut war, hat denn auch von Herrn Paul Deschanel eine Charakteristik entworfen, in der er, auf dessen längeren Aufenthalt in Heidelberg hinweisend, den zur Revanche-Idee neigenden Zug deutlich hervorhebt. Wörtlich heißt es dort: „Nichts von unseren Unglücksfällen noch von unseren Fehlern vergessen ist Ihnen deutlich als unsere erste Pflicht erschienen und veranlaßt die weitere, die Augen unablässig offen zu halten für alle Aussichten einer Wiederherstellung, die uns das diplomatische und militärische Schachbrett der Welt bieten kann. Ihr Blick hat seit jener Zeit unveränderlich diese Wiederherstellung zum Ziele genommen, und von der Schwelle des Parlaments bis zu dem erhabenen Sitze, den Sie jetzt dort einnehmen, hat Ihr fester Wille nicht aufgehört, dieses einzige Ziel anzustreben."

So kann man sich der Vorstellung nicht erwehren, daß auch Herr Deschanel zu Denjenigen gehört, von denen Jules Ferry einst in einem scharf zugespitzten Epigramme sagte, daß sie nur hypnotisch starr nach der Bresche in den Vogesen blickten, als ob nicht anderwärts wirkliche Lebensinteressen Frankreichs in Betracht kommen könnten. Allerdings war Jules Ferry einer der größten Staatsmänner, die der dritten französischen Republik bisher zu Gebot standen, während Herr Deschanel sich keineswegs als solcher erwiesen hat. Jules Ferry war es, der nicht davor zurückschreckte, mit der deutschen Regierung gemeinsam die europäischen Interessen in Aegypten ins Auge zu fassen; auch war es nicht seine Schuld, wenn die französische Regierung später der englischen den maßgebenden Einfluß in Aegypten überließ. Deshalb braucht nur auf diese Vorgänge hingewiesen zu werden, um zu zeigen, auf wie schwacher Grundlage Eduard Hervé und dessen jüngster Lobredner ihren luftigen Bau eines französisch-russisch-englischen Zukunftsbündnisses errichtet haben. Und was Rußland und England betrifft, so genügt es, an die zahlreichen einander widerstreitenden Interessen in Asien zu erinnern, um nachzuweisen, wie schwer die Theorien der beiden französischen Akademiker sich in die Praxis umsetzen lassen würden. Nicht minder ist bezeichnend, daß gerade der einer Annäherung an Deutschland geneigte Jules Ferry es war, der durch die Eroberung Tongkings für Frankreich eine Position gegenüber China schuf, deren volle Bedeutung in unserer Zeit erst gewürdigt werden kann. Im Jahre 1885 wurden diese Bestrebungen des leitenden französischen Ministers von der Deputirtenkammer so wenig anerkannt, daß der ausgezeichnete Staatsmann gestürzt wurde, weil die französischen Expeditionstruppen eine durchaus nicht entscheidende Schlappe erlitten hatten.

Durch die politischen Ereignisse in Asien und die für die allgemeinen europäischen Interessen keineswegs unerfreuliche Gestaltung der Verhältnisse in Aegypten ist inzwischen erhärtet worden, wie umsichtig die Politik Jules Ferry's in Tongking war, und einen wie klaren Blick er auch in der ägyptischen Angelegenheit bewährt hat. Als geradezu naiv muß es bezeichnet werden, wenn französische Blätter nunmehr im Hinblick auf die Vorgänge in Südafrika an Deutschland das Ansinnen stellen, die ägyptische Frage aufzurollen, indem es die Initiative zur Herbeiführung eines die Neutralität des Suezcanals sichernden Vertrages ergreife. Die englische Verwaltung in Aegypten hat sich bisher in solchem Maße bewährt, daß Deutschland auch nicht das geringste Interesse daran hat, eine Aenderung zu wünschen. Wohl aber leuchtet ohne Weiteres wiederum die Absicht ein, Deutschland zu Gunsten französischer Interessen, die mit denen der Aufrechterhaltung des europäischen Friedens durchaus nicht identisch wären, vorzuschicken. Freilich versichert der „Matin", der zuweilen die Auffassung des französischen Ministeriums des Auswärtigen wiedergibt, in gönnerhaftem Tone, Deutschland brauche nicht zu befürchten, daß es bei Ergreifung

einer solchen Initiative von Frankreich und Rußland im Stiche gelassen werden könnte. Nur täuscht sich das Pariser Blatt bei der Annahme, daß die öffentliche Meinung in Deutschland auch nur im Geringsten geneigt sei, die Sympathien für die Boeren auf die französischen Interessen in Nordafrika auszudehnen. Die Lockrufe des „Matin" sind daher ebenso verfehlt wie die Insinuationen, wonach durch ein ablehnendes Verhalten des deutschen Kaisers die Annahme hervorgerufen werden müßte, Deutschland habe mit England noch einen besonderen Geheimvertrag abgeschlossen, oder die verwandtschaftlichen Beziehungen des deutschen Kaisers zum englischen Hofe hielten Deutschland davon ab, etwas in der ägyptischen Angelegenheit zu unternehmen. Der „Matin" wird sich jedenfalls bescheiden müssen, auch wenn die deutsche Regierung keine Veranlassung nimmt, die von ihm bezeichneten Eventualitäten ausdrücklich als unzutreffend zu bezeichnen. Da das Pariser Blatt zugleich versichert, daß im Falle der Weigerung Deutschlands Frankreich und Rußland allein die Neutralität des Suezcanals herbeizuführen suchen würden, darf ruhig abgewartet werden, ob und wie dieser Plan zur Ausführung gelangen soll. Uns erscheint es jetzt bereits höchst zweifelhaft, daß die russische Regierung der französischen die Hand zu einem solchen Unternehmen bieten oder gar die Initiative ergreifen würde, zumal da die englischen Streitkräfte zur See trotz der Vorgänge in Südafrika in keiner Weise ihre meerbeherrschende Bedeutung eingebüßt haben.

Der Verlauf der Adreßdebatte im englischen Unterhause hat inzwischen gezeigt, daß das Kabinet Salisbury nach wie vor einer großen parlamentarischen Mehrheit sich versichert halten darf, sobald es sich um die Frage handelt, ob der Krieg mit vollem Nachdruck weitergeführt und die Niederwerfung der Boeren erzwungen werden soll. Der von dem Unterhausmitgliede Fitzmaurice gestellte Tadelsantrag gegen die Regierung wurde mit der überwältigenden Mehrheit von 352 gegen 139 Stimmen abgelehnt, so daß deutlich erhellt, daß auch ein Theil der liberalen Opposition zu Gunsten des Ministeriums gestimmt hat. Auch muß hervorgehoben werden, daß gerade der Colonialminister Chamberlain durch seine Rede wesentlich zu dem parlamentarischen Erfolge beigetragen hat. Unter diesen Umständen durfte auch von Anfang an angenommen werden, daß der Ansturm der Iren gegen die Regierung sich erst recht als aussichtslos erweisen würde.

Alle Freunde des Friedens müssen unzweifelhaft wünschen, daß die kriegerischen Verwicklungen in Südafrika so bald wie möglich auf der Grundlage der Unabhängigkeit Transvaals und des Oranje-Freistaats ihren Abschluß finden. Die Boeren sowohl als auch ihre tapferen Bundesgenossen haben gezeigt, daß sie ihre Freiheit zu erkämpfen wissen. Die unablässigen Bemühungen der englischen Regierung, eine für Großbritannien und dessen imperialistische Politik günstige Lösung herbeizuführen, lassen befürchten, daß der Friede nicht so bald wieder hergestellt sein wird. Vielmehr ergibt sich gerade aus den jüngsten parlamentarischen Verhandlungen über die aus Anlaß der Thronrede an die Königin zu richtende Adresse, daß auch ein liberales Ministerium den Krieg gegen die Südafrikanische Republik und den Oranje-Freistaat fortsetzen würde. Das Verhalten der beiden großen Parteien im englischen Parlamente kann vom Standpunkte des unparteiischen Beurtheilers nur als fest und entschlossen bezeichnet werden.

Welche Anklagen wären in der französischen Deputirtenkammer gegen die leitenden Staatsmänner und gegen die Generale erhoben worden, falls eine französische Expedition Niederlagen erlitten hätte wie das englische Heer in Südafrika! Es braucht hier nur abermals an das Schicksal Jules Ferry's erinnert zu werden. Gerade die Thatsache, daß sowohl die englischen Minister als auch die Generale in keiner Weise die Verantwortlichkeit für ihre Handlungen und ihr bisher nicht wettgemachtes Mißgeschick ablehnen, mußte im Parlamente wie in der öffentlichen Meinung Eindruck machen. Trotz der mangelhaften Heerführung und der vielfach verfehlten Anordnungen der Regierung haben die englischen Truppen unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen sich tapfer geschlagen, und bei einer auch nur flüchtigen Betrachtung der

englischen Zeitschriften überzeugt man sich sogleich, welche Opfer dieser unglückliche Krieg bereits erfordert hat. Die zahlreichen Officiere, die fern vom Vaterlande gefallen sind, und deren Porträts uns in langer Reihe in jenen Blättern vorgeführt werden, legen zugleich Zeugniß dafür ab, wie unzutreffend die englische Armee ohne jede Einschränkung als ein Söldnerheer bezeichnet wird. Wie in den Hütten der Dörfer englischer Grafschaften hat auch in den Schlössern der Adelsgeschlechter die Trauer um den Verlust in Jugendkraft strotzender Söhne ihren Einzug gehalten. Mögen immerhin die Sympathien für die um ihre Unabhängigkeit schwer ringenden Boeren lebhafter sein, so verdienen doch auch die heldenmüthig als Opfer der imperialistischen Politik Gefallenen unser volles menschliches Mitgefühl.

Da in den jüngsten parlamentarischen Verhandlungen von Seiten der Regierung insbesondere die Hülfsbereitschaft der englischen Colonien mit Anerkennung hervorgehoben wurde, muß in der That zugestanden werden, daß alle düsteren Prophezeiungen, wonach in den indischen und anderen englischen Besitzungen die Nothlage des Mutterlandes ausgebeutet und das „fremde Joch" abgeschüttelt werden könnte, sich als eitel Dunst erwiesen haben.

Andererseits haben sich bisher bereits so arge Mißstände in dem militärischen Régime Großbritanniens herausgestellt, daß wesentliche Reformen nach der Beendigung des Krieges allgemein als unumgänglich angesehen werden. In den Ländern, in denen die allgemeine Wehrpflicht längst ihre Feuerprobe bestanden hat, würde es sicherlich keine Verwunderung erregen, wenn die männliche englische Bevölkerung in Zukunft stärker und gerechter als bisher zum Militärdienste herangezogen würde, sollten auch der Industrie dadurch leistungsfähige Kräfte einige Jahre lang, gerade wie in anderen Culturstaaten, entzogen werden.

Literarische Rundschau.

Oldenberg's Indien und Iran.

[Nachdruck untersagt.]

Aus Indien und Iran. Gesammelte Aufsätze von Hermann Oldenberg. Berlin, Wilhelm Hertz. 1899.

Vor einem Jahrhundert war, mit Ausnahme spärlicher Berichte von Missionären, in Europa über die in uralten Gedichten und heiligen Urkunden bewahrten Ueberlieferungen der indischen Vergangenheit so gut wie nichts bekannt. Die ersten Forscher, welche das Dunkel dieser geschichtslosen Zeiten durchdrangen, waren Juristen und Verwaltungsbeamte der East India Company, die Begründer der „Asiatic Society", an ihrer Spitze Sir William Jones, dessen von den Zeitgenossen überschwänglich gelobte Verdienste ihm noch heute den Ruhm sichern, als Uebersetzer von Kalidasa's „Sakuntala" und der Gesetze des Manu den Grund zur Kenntniß des Sanskrit gelegt zu haben, das bis dahin den Engländern nur aus zweiter Hand, durch die der Sprache kundigen Pandits, übermittelt wurde. Bedenkt man, daß die Handhabung des Rechtes durch die englischen Eroberer und ihre europäischen Richter auf den Vorschriften und Gebräuchen des einheimischen Rechtes beruhte und diese zur Zeit von Warren Hastings, 1776, nur durch eine Compilation ermöglicht war, die von rechtskundigen Brahminen aus alten sanskritischen Gesetzbüchern geschöpft, vom Sanskrit ins Persische und dann von Engländern aus dem Persischen in die eigene Sprache übersetzt werden mußte, so läßt sich der Weg annähernd ermessen, der zurückgelegt worden ist, bis in unserer Generation ein Rechtsgelehrter, wie Sir Henry Maine, sein classisches Buch über „Ancient Law" auf Grund seiner in Indien ermöglichten Studien und Beobachtungen fertig stellen konnte. Dazwischen lag nicht die Erlernung, sondern die Erforschung des Sanskrit. Sie eröffnete eine bisher unbekannte Welt. Ein Beamter der Ostindischen Compagnie, der als Richter, Gelehrter und Diplomat gleich unermüdlich thätige Henry Thomas Colbrooke, von dessen Verdiensten auch Max Müller („Chips of a German Workshop" IV) mit so warmer Begeisterung spricht, erschloß die Literatur des Rechtes, der Grammatik, der Philosophie, der Astronomie. Er war es, der über die Literatur des Veda die ersten Aufschlüsse gab. Seine unvollendete Grammatik des Sanskrit vergleicht Max Müller mit einem classischen Torso und nennt sie heute noch unentbehrlich zum Studium der eingeborenen Grammatiker und ihrer 3996 Regeln. Dieser wahrhaft erstaunliche Mensch, der 1805 Präsident des Appellationsgerichtshofes geworden war, stand in der Vollkraft seines Wirkens, als die deutsche Romantik den Sinn für Erforschung indischer Dichtung und Speculation aufthat. Friedrich Schlegel's Schrift „Ueber die Sprache und Weisheit der Inder" erschien 1808. Acht Jahre später war es nicht mehr das geniale Ahnungsvermögen der dichterischen Phantasie

sondern der in gründlicher Schulung geübte Scharfsinn eines weitblickenden Gelehrten, der in Deutschland die vergleichende Sprachforschung auf Grund der Sanskritstudien auferbaute. Es erschien Franz Bopp's „Conjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache". Ihn, Humboldt, Ritter, Böckh, Johannes Müller, Bunsen, vergleicht Max Müller mit Riesen, die eine Last des Wissens auf ihre Schultern hoben, welche die Specialisten der modernen wissenschaftlichen Welt nicht mehr zu tragen vermögen. Selten, sagt auch in Bezug auf Bopp Hermann Oldenberg, sei der Wissenschaft Erstaunlicheres gelungen. Auf dem einmal eingeschlagenen Wege ging es triumphirend weiter. Jacob Grimm eröffnete, fast gleichzeitig mit Bopp, die lange Reihe der Forscher, welche die vergleichende Philologie auf die einzelnen Sprachgebiete anwandten. Die Frage, die 1767 ein französischer Jesuit von Pondichéry aus an die Pariser Akademie gerichtet hatte: „Wie kommt es, daß Sanskrit so viele Worte mit dem Griechischen und Lateinischen gemein hat?" beschäftigte, mit Folgerungen, die der Fragesteller nicht hatte ahnen können, Gelehrte der verschiedensten Nationalitäten, für welche die Entdeckung des Sanskrit der Ausgangspunkt zur geistigen Eroberung eines Sprachgebietes war, das von den Himalayas bis zu den Pyrenäen die arische Völkerfamilie umschlingt. Der Sanskritist, der sich in den gesammelten Aufsätzen seines hier vorliegenden schönen Buches die Fernerstehenden zu Dank verpflichtet, die er seit Jahren mit seinen Arbeiten erfreut, schließt die Umschau mit der Bemerkung: „Daß der allzu feste Glaube an die durchgehende höhere Ursprünglichkeit des Sanskrit, verglichen mit den verwandten Sprachen, die nöthigen Correcturen gefunden hat, ist ein bedeutsamer Fortschritt, den vor Allem die letzten Jahrzehnte gebracht haben."

Die edelste Frucht, welche die orientalischen Forschungen zeitigten, ist die vergleichende Religionswissenschaft. Sie wurde erst möglich, nachdem die drei großen Literaturen, das Avesta der Iranier, der Veda der Inder, die überlieferten Quellen des Buddhismus, erschlossen worden waren. Der Zeit nach zuerst lernte Europa die Lehre des Zoroaster kennen. Einige Blätter der zarathustrischen Texte, die, für Niemanden lesbar, seit 1723 in die Bodleian Library zu Oxford gelangt und dort mit einer Kette an die Wand angeschlossen waren, fielen 1754 dem Franzosen Anquetil Duperron in die Hände. Dieser Zufall veranlaßte ihn zum Entschluß, bei den Parsen sich die Kenntniß der Sprache zu erwerben, und als ihm das nach Ueberwindung endloser Schwierigkeiten gelungen war, erschien 1771 die Geschichte seiner Reise und zugleich die Uebersetzung der heiligen Avestabücher, die nach Inhalt und Form noch so befremdend wirkte, daß nicht nur Voltaire, sondern auch William Jones es für unmöglich erklärten, daß Zoroaster das ihm zugeschriebene abscheuliche und thörichte Zeug verfaßt haben könne. Wogegen Herder sich nicht abschrecken ließ und unter all' den liturgischen Formeln und kleinlichen Vorschriften einen erhabenen Gottesgedanken und die Herrlichkeit eines uralten religiösen Bewußtseins herausfühlte. Es währte sechzig Jahre, bis ein anderer Franzose, Eugen Burnouf, zu den Quellen zurückkehrte, aus welchen Anquetil nur mittelbar hatte schöpfen können, und wenigstens einen Theil derselben, von seiner Kenntniß des Sanskrit unterstützt, einer wissenschaftlichen Prüfung unterzog. So begann die Erforschung des hoffnungsfreudigsten, weil auf den endlichen Sieg des Guten auferbauten Glaubens, den der Orient bewahrt. Vierzehn Jahre später, 1844, veröffentlichte Burnouf seine „Einleitung zur Geschichte des Buddhismus". Das Werk, dessen Fortführung der Tod des großen Gelehrten 1851 unterbrach, wäre, wenn vollendet, „das vorzüglichste Denkmal des orientalischen Wissens" geworden. Inzwischen begann einer seiner berühmtesten Schüler, Max Müller, der ihm dieses Lob zollt, 1849 die Herausgabe der uralten priesterlichen Dichtungen des Rigveda. Ihr Ursprung führt auf die Zeiten zurück, wo hellfarbige Einwanderer, die sich Arja nannten, gegen die schwarzen Ureinwohner Indiens kämpften, deren letzte Reste bei dravidischen Stämmen nachweisbar sind. Das Eigenthum einer Rasse, durch mündliche Ueber-

lieferung, ohne Schreibkunst aufbewahrt, fortwährenden Entstellungen unterworfen und durch die Subtilitäten der Grammatiker zum Theil gänzlich umgestaltet, waren diese Gedichte bereits „einer Ruine nicht unähnlich", als Caunatta, ebenfalls ein Grammatiker, dessen Existenz vermuthungsweise in die Zeit von 400 vor Christus gesetzt wird, sie in einem in Versen verfaßten Lehrbuch des Rigveda-Textes vor fernerer Zerstörung schützte. Max Müller hat in einer auch dem Laien zugänglichen Weise geschildert, wie der Entschluß zu dem Unternehmen in ihm reifte, und wie seine Durchführung gelang (Selected Essays on Language, Mythology and Religion, II. 109). Was die Forschung seitdem erreichte, faßt Oldenberg in den Worten zusammen, „sie habe die Grenzen des Unverstandenen im Veda mehr und mehr verengt". Er sagt auch, sie habe den Glauben an den Veda als Repräsentanten primitiver Religion und Mythologie erschüttert. Der gelehrte Verfasser schließt sich den Anschauungen deutscher und englischer Forscher an, die im Gegensatz zu geistreichen und verführerischen sprachlichen Combinationen, die ursprünglichen Formen des religiösen Empfindens, des Cultus, der mythenschaffenden Phantasie in ihren wesentlichen Grundzügen übereinstimmend bei den tiefststehenden Völkern der Erde, bei den Wilden und Halbwilden, wiedererkennen. Ihre Beobachtungen drängen zur Schlußfolgerung, daß „die vedischen Götter, das vedische Opfer nicht junge, klare Schöpfungen der religiösen Schaffenskraft, sondern größtentheils alte, dunkle, complicirte Bildungen sind", daß die letzte Grundlage auch der altindischen Religion der Glaube des Wilden ist. (S. Oldenberg, „Die Religion des Veda", 1894).

Geschichtliche Entwicklungen durch Zeiträume, die sich in Bezug auf das jeder Chronologie entbehrende vedische Alterthum der Schätzung entziehen, bereiteten auf der Höhe einer schon weit vorgeschrittenen Cultur die geistige Atmosphäre, in welche der Buddhismus eintreten konnte. Als die Griechen ihre Freiheitsschlachten gegen die Perser schlugen und in Rom die Grundzüge der republikanischen Verfassung gezogen wurden, etwa um 480 vor Christus, ist das Todesjahr Buddha's zu setzen. Erst mit seinem Erscheinen beginnt für unsere Kenntniß Indiens der Begriff dessen, was wir Geschichte nennen. Die Chronisten des buddhistischen Ordens sind zugleich die ersten Historiographen der Könige, deren Andenken sie als das frommer Fürsten feiern, die Buddha beschützten oder die Verbreitung seiner Lehre förderten.

Als Höchstes, was die religiöse Lehre des Veda der Menschheit entgegenbrachte, bezeichnet Max Müller „den Glauben an eine persönliche Unsterblichkeit" (Lecture on the Veda in „Chips of a German Workshop", I. 45). „Würde nicht," fragt er, „eine Religion, die zuletzt beim Nichts anlangt, aufhören, eine Religion zu sein? Sie wäre nicht mehr, was jede Religion sein soll und sein will, eine Brücke vom Endlichen zum Unendlichen, sondern sie wäre ein trügerischer Steg, der plötzlich abbricht und den Menschen eben da, wo er das Ziel des Ewigen erreicht zu haben wähnt, in den Abgrund des Nichts hinabstürzen läßt." Diese schönen und wahren, auch von Oldenberg hervorgehobenen Worte sind uns immer gegenwärtig, wenn wir vom Buddhismus als von der Erlösung hören, welche zunächst die indische Welt vom Despotismus der brahmanischen Priesterkaste und ihres zum unerträglichen Joch gewordenen hierarchischen Systems befreite. Das erklärt seine sociale und moralische, nicht aber seine religiöse Macht. Max Müller hält der Deutung des letzten Zieles buddhistischer Metaphysik, des Nirvâna, als Verlöschen des Daseins in Nichts den Begriff des Nirvâna als der Vollendung des Daseins entgegen. „Seine Meinung," schreibt Oldenberg („Buddha, sein Leben, seine Lehre, seine Gemeinde", zweite Auflage, S. 290), „ist, daß, wenn auch spätere buddhistische Metaphysiker unzweifelhaft im Nichts das höchste Ziel alles Strebens gesehen haben, doch die ursprüngliche Lehre Buddha's und der alten Gemeinden eine andere war: für sie bedeutete das Nirvâna das Eingehen des Geistes zu seliger Ruhe, die von den Freuden der vergänglichen Welt so himmelweit entfernt ist wie von ihrem Leide." Max Müller's Untersuchungen veranlaßten sowohl eingeborene Gelehrte, vor Allem auf Ceylon, als europäische Gelehrte, unter diesen auch Oldenberg, zu

erneuter Erforschung des Nirvâna-Dogmas. „Eigenthümlicher Weise," schreibt nun Oldenberg 1890 über das Resultat derselben berichtend, „fand sich im Laufe dieser Untersuchungen, daß in jener, wie es schien, zwingenden Alternative, daß nämlich das Nirvâna in der alten Gemeinde entweder als das Nichts oder als eine höchste Seligkeit verstanden sein muß, weder die eine noch die andere Seite vollkommen Recht behielt." Wir müssen uns leider darauf beschränken, die nun folgende Darstellung der gewonnenen Resultate dem Leser zu empfehlen (Oldenberg, a. a. O. S. 292—307), und uns mit Anführung der Schlußsätze des Verfassers begnügen: „Dem Brahmanen ist das Ungeschaffene eine so gewisse Realität, daß die Realität des Geschaffenen darüber verblaßt; aus dem Ungeschaffenen allein kommt dem Geschaffenen Dasein und Leben. Für den Buddhisten bedeuten die Worte, ‚Es gibt ein Ungeschaffenes' nur, daß das Geschaffene vom Leiden des Geschaffenseins sich erlösen kann, — es gibt einen Weg aus der Welt des Geschaffenen hinaus in die dunkle Unendlichkeit. Führt er zu neuem Sein? Führt er in das Nichts? Der buddhistische Glaube hält sich auf der Messerschneide zwischen beiden. Das Verlangen des nach Ewigem trachtenden Herzens hat nicht Nichts, und doch hat das Denken kein Etwas, das es festzuhalten vermöchte. In weitere Ferne konnte der Gedanke des Unendlichen, Ewigen, dem Glauben nicht entschwinden als hier, wo er, ein leiser Hauch, im Begriff, sich in das Nichts zu tauchen, dem Blick zu entfliehen droht."

In der ihm eigenen feinsinnigen Weise hat Oldenberg im Laufe seiner Darstellung der veränderten Anschauungen und neuen Ausblicke gedacht, die im Laufe der letzten Jahrzehnte auf dem Gebiete seiner Wissenschaft gewonnen wurden. Wir müssen uns darauf beschränken, den schönen Abschnitt im Aufsatz über „Die Religion des Veda und den Buddhismus", der griechische und indische Lehren von der Erlösung vergleicht, oder die meisterhafte Darstellung des Gottesbegriffes im Glauben Zarathustra's zu nennen. In der „Deutschen Rundschau" vom November 1895 und September 1898 veröffentlicht, sind sie ihren Lesern gewiß in dankbarer Erinnerung geblieben. Neu ist ihnen im vorliegenden Bande hinzugekommen der interessante Aufsatz über „Buddhistische Kunst in Indien", deren Monumente auf die Zeit des buddhistischen Constantin, des großen Königs Asoka (um 260 vor Christi Geburt), zurückführen und mit dem Eroberungszuge Alexander's eine Zeit hindurch den Einfluß griechischer Anregungen nachweisen, wie jene Statue des Buddha im Museum für Völkerkunde in Berlin, „äußerlich fast griechisch erscheinend und doch ganz und gar von dem weltabgekehrten, gleichsam die Luft des Nirvâna athmenden Geist des Buddhathums erfüllt". Jedoch „in der letzten Tiefe hat dieser Einfluß den Geist der indischen Nation nicht erfaßt und konnte ihn nicht erfassen. Wie die hellenischen Reiche Indiens von den Stürmen asiatischer Völkerwanderungen weggeweht worden waren, so ist bald auch, was die Griechen an geistigen Besitzthümern mitgebracht hatten, von dem übermächtigen Gewicht des Hinduthums erdrückt worden und fast spurlos verschwunden."

Bevor wir von dem uns lieb gewordenen Buche scheiden, möchten wir noch der Eindrücke gedenken, die ein Essay von Taine über den Buddhismus bei Oldenberg hervorrief. Seiner Methode getreu, geschichtliche Realitäten in Definitionen und Formeln aufzulösen, den Menschen als „ein wandelndes Theorem" zu construiren, gelangt der französische Psychologe dazu, das Gefühl des Mitleids, mit der Idee des Nichts verschwistert, als Grund- und Eckstein des Buddhismus zu bezeichnen. Darauf entgegnet Oldenberg, der altbuddhistische Gedanke sei nicht der, daß das wahre Wesen alles Seins das Nichts ist, sondern daß es Leiden und immer nur Leiden ist. Und der Auffassung Taine's als eines Hymnus von ergreifender Schönheit gedenkend corrigirt er ihn dahin: „Ich glaube, daß das wahre Bild des buddhistischen Mitleidens mit unendlich viel kühleren Zügen gezeichnet werden sollte. Da ist Niemand, der aus der Tiefe eigenen Leidens sich dem Leiden des Andern zuneigt und mit ihm leidet, wie das Wort ‚Mitleid' es ausspricht. Sondern

Allem voran steht die Sorge um das eigene Heil. Unter dem Namen des Wohlthuns werden Thaten herzloser Grausamkeit gutgeheißen, durch die man das Verdienst guter Werke sammelt . . . Und wer das Ziel erreicht hat, der Ueberwinder alles Leidens, der Triumphator, der freilich neigt sich, selbst vom Leiden nicht mehr berührt, freundlich den Leidenden zu. Aber er fragt nicht nach dessen persönlichem Leid, wie er überhaupt nicht nach persönlichem Leben fragt. Sondern aus himmelhoher Höhe hält er ihm in kühler Ruhe das Bild des ungeheuren Weltleidens entgegen und trägt ihm jene Formeln vor, jene Begriffe und Schlußfolgerungen, in deren Verständniß man die Aufhebung des Leidens sah, und in denen zahllose Gemüther in der That den Frieden gefunden haben. Das ist, meine ich, ein anderes Bild als jene Schilderung Taine's von dem Leidenden, der mit dem letzten Hauch seiner erlöschenden Kraft sich dem zuwendet, der neben ihm leidet." Es ist nicht der geringste Vorzug Oldenberg's, sich und uns vor Ueberschätzung der Weltanschauung zu bewahren, die Gotama, den Sakjasohn, zur Entsagung, aber nicht zur That begeistert hat.

Lady Blennerhassett.

Eine politische Geschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert.

[Nachdruck untersagt.]

Politische Geschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert. Von Georg Kaufmann. Berlin, Georg Bondi. 1900.

Eine politische Geschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert in Einem Bande zu schreiben, ist eine ebenso schwierige als verlockende Aufgabe. Schwierig ist sie wegen der Fülle des Stoffes, der noch dazu, namentlich für die erste Hälfte der Zeit, ein sehr disparater ist. Dazu kommt, daß für einzelne Abschnitte der Zeit große, gründlich gearbeitete und zum Theil glänzend geschriebene Werke vorliegen, die selbständige Nacharbeit fast als unnütz erscheinen lassen, da kaum bedeutende neue Resultate zu eruiren sind und für Einzelheiten, die nachzuholen wären, der Raum fehlen würde. Und doch hat es nicht nur einen sehr starken persönlichen Reiz für jeden patriotisch gesinnten deutschen Historiker, seinem Volke am Schlusse des Jahrhunderts, der ungefähr bis auf ein Jahrzehnt mit dem Regierungsantritte des dritten Kaisers zusammen fällt, in großen Zügen vor die Seele zu führen, welche Fortschritte sein politisches Leben in dem abgelaufenen Jahrhundert gemacht hat, die Kräfte aufzuzeigen, die dieses vollbracht haben, und in deren Fortwirken oder Nachlassen die Bedingungen nachzuweisen, unter welchen es mit frohen Hoffnungen oder Befürchtungen in das neue Jahrhundert hinein treten kann.

Wer über das politische Leben unseres Volkes in dem abgelaufenen Jahrhundert, das er ja selbst, zu einem guten Theile wenigstens, noch miterlebt hat, einen solchen Bericht schreiben will, darf sich nicht darauf beschränken, unzweifelhafte Thatsachen klipp und klar nach gewissen Gesichtspunkten geordnet festzustellen. Denn ein Geschichtswerk ist nicht mit einem kaufmännischen Rechenschaftsberichte zu vergleichen, in dem das Soll und Haben eines Zeitraumes für ein Volk gebucht und zu guter Letzt die Bilanz gezogen wird. Denn dazu ist das Leben jedes Volkes zu reich, und die stärksten Kräfte, die in ihm wirken, bleiben immer incommensurable Größen, die sich nicht in Zahlen oder festen Formeln ausdrücken lassen, so sehr man auch heutzutage versucht, mechanisch wirkende Gesetze in der Menschengeschichte wie im Reiche der Natur zu entdecken und zu verkünden. Ist dem aber so, dann wird aller Geschichtschreibung ein subjectiver Zug anhaften, der nichts mit den Irrthümern in den exacten Wissenschaften gemein hat. Sind die äußeren Thatsachen objectiv so sicher als möglich festgestellt und

die strict nachweisbaren Verbindungen zwischen ihnen bloßgelegt, so weit das die Quellen gestatten, so bleibt doch dem Anempfinden und der nachschaffenden Phantasie des Historikers noch ein weiter Spielraum übrig, auch wenn er sich von allen Tendenzen frei gemacht hat, die außerhalb der von ihm darzustellenden Vorgänge und Zusammenhänge liegen. Wie jeder Staatsmann, wenn er Dauerndes schaffen will, neben den äußeren Machtmitteln eine sichere Vorstellung von der Grundstimmung seines Volkes besitzen muß, die sich aus den verschiedensten Elementen zusammensetzt, so muß der Historiker neben den Thatsachen die Imponderabilien, welche die Menschen stets, aber in jeder Epoche verschieden, beeinflussen, möglichst in sich aufgenommen haben und nachzuempfinden im Stande sein. In je höherem Grade er hierzu befähigt ist und dem, was er innerlich geschaut, einen künstlerischen Ausdruck zu geben vermag, wird er ein großer Geschichtsschreiber sein. Fühlt Jemand hierzu die Kraft in sich und besitzt den ehrlichen Muth, das, was er so gefunden und geschaut, zu erzählen und in seinen Wechselwirkungen deutlich zu machen, so muß für ihn eine Darstellung der politischen Geschichte des deutschen Volkes im neunzehnten Jahrhundert einen geradezu verlockenden Reiz haben. Denn was kann es für den patriotisch empfindenden Deutschen Erhebenderes geben, als sich das Wachsthum des politischen Lebens seines Volkes in dem neunzehnten Jahrhundert, die Gründung des Deutschen Reiches und seine Ausgestaltung zu einem so festen Staate, wie wir ihn noch niemals besessen haben, vor seiner Seele zu vergegenwärtigen und seinen Landsleuten davon feurig bewegt nicht nur Kunde zu geben, sondern sie aufzufordern, noch einmal alles das mit ihm zu durchleben?

Ich glaube, derartige Erwägungen und Empfindungen haben auch den Verfasser der vorliegenden Schrift bestimmt, auf den Antrag einzugehen, eine politische Geschichte des letzten Jahrhunderts zu schreiben, nachdem er schon vor Jahren, als ein noch junger Gelehrter, aus innerem Antriebe heraus die älteste Geschichte unseres Volkes bis auf Karl den Großen in zwei Bänden dargestellt hatte[1]). Zwischen dieser seiner ersten größeren historischen Leistung hat er es dann unternommen, eine Geschichte der deutschen Universitäten zu schreiben (von der bis jetzt aber nur zwei Bände erschienen), welche im Anschlusse an die Geschichte der mittelalterlichen Universitäten Italiens und Frankreichs die Entwicklung der deutschen Hochschulen darlegen will. Die Abfassung dieser Werke, zu denen zum Theil weitschichtige Vorunterfuchungen gemacht werden mußten, und die Uebernahme eines Lehramtes an der Akademie zu Münster und dann an der Universität zu Breslau haben die Arbeitskraft Kaufmann's noch nicht völlig in Anspruch genommen. Wo er lebte und als Schulmann oder akademischer Professor wirkte, hat er noch Zeit gefunden, sich um die praktische Politik zu kümmern, und, wie in seinem Kampfe gegen Anordnungen des Statthalters von Elsaß-Lothringen, Edwin's von Manteuffel, gezeigt, daß ihm seine politische Ueberzeugung und sein patriotisches Pflichtgefühl höher stehen als jede äußere Rücksicht. Aus derselben Gesinnung heraus hat er auch unsere neueste Geschichte erzählt. In Hannover geboren, in Altpreußen erzogen, hat er seine Mannesjahre im wiedergewonnenen Straßburg, im katholischen Münster und in der Hauptstadt Schlesiens verbracht. Da er sich überall um das politische Empfinden und Handeln seiner jeweiligen Heimathsgenossen bekümmert und sie in patriotischem Sinne zu beeinflussen gesucht hat, dürfen wir ihm auch specielle Kenntniß der Sinnesart und der Vergangenheit verschiedener deutscher Stämme zutrauen. Aus der örtlichen und persönlichen Einwirkung heraus hat sich Kaufmann in seiner deutschen Geschichte nun zu dem Versuche einer nationalen erhoben. Wird ihm diese gelingen und er seine Auffassung des Entwicklungsganges der deutschen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts durchsetzen?

Es unterliegt keiner Frage, daß jeden Leser unseres Buches das Gefühl überkommen wird, er habe es mit einem Autor zu thun, der ehrlich und nicht vor-

[1]) Leipzig 1880/81. Verlag von Duncker & Humblot.

eingenommen die Wahrheit erforschen und sein Urtheil billig und gerecht abgeben will. Wer freilich die Geschichte unserer Zeit nicht von einem nationalen, sondern von einem legitimistischen, particularistischen, kosmopolitischen oder socialistischen Standpunkte aus ansehen mag, der wird sich nicht mit Kaufmann verständigen können. Aber gerade weil er so durchaus national deutsch zu empfinden und zu urtheilen sich bemüht, scheut er sich auch nicht, die Hemmungen, die unsere politische Entwicklung in unserem Jahrhundert erfahren hat, rücksichtslos bloß zu legen, wo sie immerhin auftreten mögen. Bekanntlich haben Historiker und Politiker in dieser Beziehung der überaus inhaltsreichen und glänzend geschriebenen „Deutschen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert" von Heinrich v. Treitschke schwer zu beseitigende Vorwürfe gemacht. Es wird sich in der That nicht leugnen lassen, daß in ihr Licht und Schatten durchaus nicht nach gleichem Maße vertheilt sind. Eine Art Reaction hiergegen bildet die Darstellung Kaufmann's, die beweist, daß man ein guter deutscher Patriot und gewissenhafter Historiker sein kann, ohne doch die Werthurtheile Treitschke's theilen zu müssen, die sich in den fünf Bänden zu einer immer schrofferen Verurtheilung jedes politischen und kirchlichen Liberalismus stetig steigerten. Eher berührt sich Kaufmann's Urtheil mit dem Heinrich's von Sybel, der in den sieben Bänden der „Geschichte der Begründung des Deutschen Reiches" in vornehmer Sachlichkeit und Ruhe seines Weges dahin zieht.

Kaufmann hat nirgends gegen Treitschke namentlich polemisirt, wie ja überhaupt jede literarische Begründung der mitgetheilten Thatsachen und aufgestellten Urtheile durch die Anlage des Werkes ausgeschlossen blieb. Aber an nicht wenigen Stellen fühlt der Leser die stille Gegenrede oder, wenn man lieber will, den stummen Protest gegen den Vorredner heraus. So z. B. in der Beurtheilung des ganzen süddeutschen vormärzlichen Liberalismus, der Bedeutung von D. Fr. Strauß u. s. w. u. s. w. Vor Allem aber tritt der Gegensatz in der Beurtheilung der Geschichte Preußens von 1815 bis 1840, beziehungsweise der Person König Friedrich Wilhelm's III. zu Tage. Hatte Treitschke die Könige und Fürsten der deutschen Kleinstaaten in der von ihm erzählten Periode wahrlich nicht geschont und ihr Thun und Lassen zum Theil mit Hohn und Spott oder, wie z. B. die Kurfürsten von Hessen, mit sittlichem Ingrimm behandelt, so hat er für König Friedrich Wilhelm III. überall ein milderndes oder entschuldigendes Wort übrig gehabt. Ein Enkel des Königs selbst hat wohl gemeint, Treitschke werde seinen Großvater am Ende noch zu einem Genie machen. Hiervon ist bei Kaufmann keine Spur zu entdecken. Er befindet sich in seinem Urtheile mit den besten Kennern der Geschichte der nationalen Erhebung gegen Napoleon I. und den nachfolgenden Zeiten in vollkommener Uebereinstimmung. Denn daß diese Erhebung und der wichtigste Fortschritt zur Herstellung des Deutschen Reiches unter seiner späteren Regierung, die Gründung des Deutschen Zollvereins, nicht aus seiner persönlichen Initiative erwachsen sind und von seiner Seite eher Hemmungen als Förderung erfahren haben, darüber kann doch kein Zweifel bestehen. Unserem Historiker kommt es aber vor Allem darauf an, die Geschichte des nationalen Gedankens — jenes essere nuovo in dem Leben der Nationen unseres Jahrhunderts, das nach den Worten eines patriotischen italienischen Historikers 1813 in Deutschland entsprang — in seinem Vaterlande in allen größeren Abwandlungen eingehend zu verfolgen und seine Verwirklichung in dem neuen Deutschen Reiche als das große Facit unserer Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts recht lebendig vor die Augen zu führen. Um das zu können, mußte er eben auch die retardirenden Momente dieser Entwicklung ganz bestimmt hervorheben. Daß nicht wenige von diesen in dem Verlauf zu suchen und zu finden sind, den die Geschichte Preußens, auf dem doch die Hoffnung aller einsichtigen Patrioten namentlich seit dessen Erhebung im Jahre 1813 ruhte, in Folge der dort wieder zur Herrschaft gekommenen Reaction nahm, das hat Kaufmann ganz besonders klar zur Anschauung gebracht. Es mußte das auch geschehen, um die Genesis der revolutionären Bewegung von 1848 historisch zu erklären. Aber

nicht die absoluten Monarchen Preußens macht er allein für diese Hemmungen verantwortlich. Weit mehr trifft das selbstsüchtige, nur auf Wahrung seiner Interessen und Privilegien bedachte Junkerthum die Schuld, daß sich der nach staatlicher Einigung ringende nationale Geist in Deutschland nicht allgemeiner und rascher mit dem Gedanken vertraut machen konnte, daß Preußen allein die zur Herstellung des Deutschen Reiches bestimmte Vormacht sei. Die verderblichen Einwirkungen des preußischen Kleinadels auf die Geschichte Preußens selbst und damit mittelbar auf die gesammte Entwicklung Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert sind wohl nirgends in einer echt historischen Darstellung so klar herausgearbeitet worden als in dem vorliegenden Werke. Namentlich ist hierfür auf die Schilderung des politischen Zustandes von Preußen seit dem Ablauf der Revolution von 1848 bis zur Uebernahme der Regentschaft durch den nachherigen ersten deutschen Kaiser zu verweisen. Mußte Kaufmann sich bei dem ihm einmal gesteckten Umfange seines Buches hier und da mit einer fast elementaren Erzählung der Vorgänge und Schilderung der Zustände begnügen, so merkt man ihm bei der Darstellung dieser traurigen Zeit die ganze Erregung seines Wesens an, die ihn zwingt, mehr ins Detail zu gehen. Ist der Historiker doch auch über sie durch die Aufzeichnungen von Zeitgenossen ersten Ranges wie für keine andere Epoche unserer Geschichte unterrichtet.

Tief ergriffen von den Geschicken seines Volkes, schildert uns unser Autor dann in einem ganz anderen Tone die Thaten und Kämpfe des Mannes, der aus einem preußischen Particularisten und Junker der Schöpfer des Deutschen Reiches geworden war, und erzählt triumphirend die Großthaten, welche die deutsche Nation unter seiner Führung, den alten, heldenhaften König Wilhelm an der Spitze, in den drei Kriegen vollbracht hat, die das Fundament für unser Kaiserthum legten. Wir möchten nicht jedes Wort unterschreiben, was hierbei der Feder des Autors entschlüpft ist. Wenn es z. B. S. 602 heißt, „der Krieg bewähre sich als der Vater aller Tugenden", so ist das doch sicher zu viel gesagt. Auch über seine geschichtliche Darstellung der Politik Bismarck's ließe sich streiten. Namentlich — und das sehe ich als einen Hauptmangel derselben an — hebt er lange nicht bestimmt genug hervor, wie die gesammte Tendenz und Methode der inneren Politik des allgewaltigen Mannes seit den letzten Jahren des achten Jahrzehnts eine ganz andere geworden war, als die war, die ihn in den großen, schöpferischen Zeiten seines weltgeschichtlichen Wirkens beherrscht hatte. Man verringert mit einer genaueren Scheidung der verschiedenen Epochen der politischen Wirksamkeit des Gründers des Deutschen Reiches nicht dessen Ruhm, sondern bewahrt ihn sicherer vor Angriffen, welche dann, umgekehrt argumentirend, ihm seine unvergänglichen Verdienste streitig machen möchten. Offenbar wollte Kaufmann am Schlusse seiner Darstellung alle die Dissonanzen, welche die letzten Jahrzehnte hervorgebracht haben, etwas abschwächen, um nicht den Gesammteindruck herabzustimmen und die Hoffnungen auf einen weiteren erfreulichen Aufschwung unserer nationalen Entwicklung zu verringern, die an den Schluß einer Darstellung der politischen Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert sich von selbst anreihen. In der That, wenn man nur bedenkt, daß am Anfange dieses Säculums der habsburgische Kaiser mit seinem Reichshofrathe in Wien residirte, das Reichskammergericht in Wetzlar Recht sprach und in Regensburg der sog. Reichstag sich versammelte, und sich vergegenwärtigt, was diese wichtigsten Behörden des alten römischen Reiches deutscher Nation zu sagen oder nicht zu sagen hatten, und hiermit die Machtfülle des neuen Deutschen Reiches und seine staatliche Geschlossenheit vergleicht: dann muß sich auch der Widerwilligste gestehen, wenn er überhaupt noch national zu empfinden im Stande ist, daß unser Volk froh und stolz auf unser Jahrhundert sein darf, und mit unserem Autor zum Schlusse bekennen: „Wir Deutschen sind noch ein junges Volk, und unsere Aufgabe für die Welt ist noch längst nicht erfüllt."

O. Hartwig.

5. **Geschichte der italienischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart.** Von Dr. Berthold Wiese und Professor Dr. Erasmus Pèrcopo. Mit 158 Abbildungen im Text und 39 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Kupferätzung. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1899.

Ein deutscher und ein italienischer Gelehrter haben sich vereinigt, um dies Werk zu schaffen, das mit Recht als die erste vollständige, bis zur Gegenwart fortgeführte italienische Literaturgeschichte in Deutschland bezeichnet wird. Gaspary's vorzügliches Werk reicht nur bis ins 16. Jahrhundert, und Ebert's „Handbuch" (1854) sollte nur Unterrichtszwecken dienen. Eine umfassende Darstellung, wie die vorliegende, zugleich auf streng wissenschaftlichem Fundament beruhend und doch für ein breites Publicum bestimmt, war überhaupt wohl erst möglich, seitdem die politischen Beziehungen zwischen Deutschland und Italien so intime, der Verkehr des einen Landes mit dem anderen ein so reger und dadurch das Bedürfniß, auch auf geistigem Gebiete einander immer näher zu kommen, ein so lebhaftes geworden, wie dies gegenwärtig der Fall ist. Außerhalb der Kunst, die ja eine universelle Sprache redet, war es früher nur eine Gemeinde, die sich mit italienischen Dingen bei uns befaßte; jetzt ist es die große Zahl der Gebildeten, die mehr davon wissen, die sich nicht auf die Alles überragenden, wie Dante, Petrarca, Boccaccio, Ariost, Tasso, Machiavelli, der Weltliteratur angehörenden Erscheinungen beschränken, sondern die Geschichte der italienischen Geistesentwicklung von ihren Anfängen an im Zusammenhange kennen und verstehen lernen will. Diesen wird das vorliegende Werk eine höchst willkommene Gabe sein. Die ältere Zeit bis zur Renaissance, vom 4. bis zum 15. Jahrhundert, hat Dr. Berthold Wiese, die neuere, vom 16. Jahrhundert ab (classische Periode, Zeit des Verfalls, des Wiederauflebens und Gegenwart) hat Professor Pèrcopo behandelt. Durch diese Vereinigung kommt in das Buch ein eigener, ungemein sympathischer Zug: man hat, indem man es liest, das Gefühl, in Italien selbst zu sein, ohne die Art deutscher Betrachtung aufzugeben. Fesselnd geschrieben, sind überall der Charakteristik der Dichter und Schriftsteller Inhaltsangaben ihrer Werke nebst prägnanten Stellen daraus in den besten vorhandenen Uebersetzungen eingefügt, und ein reicher Illustrationsschmuck begleitet den Text fast Seite für Seite: Reproductionen nach den alten Handschriften und illustrirten Codices (immer mit genauer Uebertragung und Erklärung), ferner Titelblätter und Bilderproben nach alten Drucken, dann vor Allem Porträts nach zeitgenössischen Gemälden, Fresken oder Stichen, Landschaften, durch den Glanz der Dichtung verklärt, Häuser, Paläste, Villen, als Wohnstätten der Dichter berühmt geworden, Scenen aus dem Volks- und Culturleben, das der Hintergrund der Literatur ist: dies Alles aus den ersten Quellen und in vollendeter Wiedergabe, sowohl die Holzschnitte wie die bewunderungswürdigen Farbendrucke. Von allen Ländern ist Italien jetzt wohl das von deutschen Reisenden zumeist besuchte: sie werden sich freuen, viel von dem, was sie dort gesehen, in diesem Buche wiederzufinden; größer aber noch wird ihr Gewinn von dem sein, was sie daraus lernen können: es wird das Empfinden, das wir Alle für das schöne Land hegen, vertiefen, das Verständniß für die großen Eigenschaften seines Volkes befördern, die Mißgeschicke seiner Vergangenheit erklären, die Mängel seiner Gegenwart in milderem Lichte erscheinen lassen und den Glauben an seine Zukunft befestigen.

γ. **Moderne Philosophen.** Porträts und Charakteristiken von Dr. M. Kronenberg. München, C. H. Beck. 1899.

In diesem Bändchen werden uns fünf Philosophen vorgeführt. Lotze, Lange, Cousin, Feuerbach und Stirner. Sie gehören alle in die Jahre 1825—1865, also in die Zeit, da der Hegel'sche Idealismus mit immer steigendem Nachdruck bekämpft, allem Idealismus überhaupt der Krieg erklärt und die Herrschaft des Positivismus aufgerichtet wurde. Der Grund, warum jetzt eine solche Uebersicht über den geistigen Kampf von vier Jahrzehnten zeitgemäß ist, liegt darin, daß wir nunmehr in eine rückläufige Bewegung eingetreten sind und eine neue idealistische Periode anbricht, nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich und England. Nicht mehr die Naturphilosophie behauptet den Vorrang vor allen philosophischen Einzelfächern, sondern die Seelenkunde und sie bereits überflügelnd neuerdings die Sittenlehre: nicht mehr das natürliche Geschehen, sondern die Welt des Menschen ist zum Ausgangspunkt des philosophischen Forschens geworden. Darum muß heute eine geistige Arbeit Interesse erwecken, welche bereits den Problemen galt, die nun wieder im Vordergrunde stehen. Der Verfasser ist sich bewußt, daß er den Fachphilosophen nichts zu sagen hat, welche, von der Beziehung auf die Kämpfe der Gegenwart absehend, sich lediglich mit der Erforschung des geschichtlichen Werdegangs der Philosophie befassen; er hofft aber, wohl nicht ohne Grund, den zahlreichen Gebildeten es zu Dank zu machen, welche aus der Vergangenheit etwas für die Gegenwart lernen möchten.

σ. **Einleitung in die Philosophie.** Von Professor Dr. Wilhelm Jerusalem. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1899.

Das philosophische Interesse regt sich allenthalben. Einleitungen in die Philosophie, wie sie uns zuletzt Fr. Paulsen und Oswald Külpe geboten haben, müssen ihren Leserkreis finden, da sie immer wieder in neuen Auflagen erscheinen. Als Dritter im Bunde der Verfasser von Einleitungen in die Philosophie erscheint nun der den Lesern der „Rundschau" aus der Abhandlung „Wahrheit und Lüge" (November 1898) vortheilhaft bekannte Wiener Philosoph Wilhelm Jerusalem, dessen Buch „Urtheilsfunction", 1895, lebhafte Anerkennung

gefunden hat. Fällt beim Ethiker Paulsen der Accent der Darstellung mehr auf die moral-philosophischen und beim Psychologen Külpe vorwiegend auf die psychologischen Partien der „Einleitung", so rückt der Logiker Jerusalem seine „Einleitung" in eine logisch-erkenntniß-theoretische Beleuchtung. — Als erfreuliches Novum ist zu bezeichnen, daß die Sociologie bei Jerusalem zum ersten Male in ihre philosophischen Rechte eingesetzt wird; sie werde „in nicht allzu ferner Zeit zur Grundlage der Geistesphilosophie gemacht werden müssen". Der philosophische Standpunkt des Verfassers, wie er ihn bereits in seinem „Lehrbuch der empirischen Psychologie", 2. Auflage 1895, präcisirt hatte, ist der des Wundt'schen Volantarismus. Doch erscheint hier der Wille nicht so sehr in der mythologisirenden Fassung Schopenhauer's, als vielmehr in der Einkleidung der modernen Energetik (Ostwald) als „stete Kraftäußerung eines mächtigen Willens". Wie Wundt Schopenhauer, so rückt Jerusalem Leibniz nahe. Der biologische Gesichtspunkt und die evolutionistische Weltbetrachtung treten in allen Theilen der Jerusalem'schen „Einleitung" vortheilhaft in die Erscheinung, aber mit ganz besonderem Nachdruck werden sie für die ästhetischen Probleme geltend gemacht. Daß Jerusalem auch in dieser „Einleitung" die „Urtheilsfunction" als „fundamentale Apperception" begreift, wird man ihm schon zu Gute halten, aber zugleich finden müssen, daß man damit den Lesern einer „Einleitung" doch zu Complicirtes zumuthet. Wer wie Jerusalem mit scharf betonter Geflissentlichkeit zur Philosophie des „gesunden Menschenverstandes" zurückkehrt (S. 166 ff.), darf dessen „Urtheilsfunction", zumal, wo es sich um „Einleitung" handelt, nicht überschätzen. — Die Darstellung Jerusalem's ist von nüchterner Sachlichkeit; sie verzichtet auf jene Meisterschaft des Stils, die Paulsen's „Einleitung" so anziehend macht; aber in ihrer Schlichtheit wirkt sie doch überzeugend. Ihre prunklose Einfachheit macht sie Jedem zugänglich, dem es darum zu thun ist, die Probleme der Philosophie klar und durchsichtig an einander gereiht zu finden.

β. **Pestalozzi als Philosoph.** Von Dr. Christian Rothenburger in Basel.. Bd. XI der „Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte", herausgegeben von Dr. Ludwig Stein. Bern, Steiger & Co. 1898.

Eine fleißige, aber trockene und nüchterne Arbeit. Auf Grund eines sorgfältig gesammelten Materials und nach einem kurzen Rückblick auf das philosophische und literarische Milieu, das Zürich um die Mitte des 18. Jahrhunderts darbot (I. Theil), und auf die mannigfachen Anregungen durch hervorragende Geister (Kant, Leibniz, Rousseau, Fichte und Andere), unter deren Einwirkung sich Pestalozzi's Entwicklung vollzog (II. Theil), gibt der Verfasser in seinem dritten Theile — vielfach in Pestalozzi's eigenen Worten — ein kurzes sachliches Referat über Umfang und Eigenart der philosophischen Bildung des großen Schweizer Pädagogen, insbesondere über die erkenntniß-theoretischen und psychologischen Voraussetzungen, auf denen er sein pädagogisches Reformwerk aufbaute, und auf die er sich bei dessen praktischer Durchführung stützte. Die Arbeit bringt in ihren ersten Abschnitten mancherlei philologisch und literaturgeschichtlich werthvolle Notizen, in ihrem dritten Abschnitt gewissermaßen einen Extract der philosophischen Darlegungen in Pestalozzi's Schriften; zu einer tiefer eindringenden Würdigung seiner Bedeutung erhebt sie sich nicht.

γ. **Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin.** Von Hansjakob. Illustrirt von W. Hasemann. Stuttgart, Adolf Bonz. 1898.

Der katholische Pfarrer Hansjakob aus Haslach im badischen Schwarzwald — seit Langem thätig an St. Martin in Freiburg — gehört zu den literarischen Charakterfiguren unserer Zeit. Er ist gewiß kein „Liberaler", wie die Katholiken sie sich vorstellen: dazu hängt er zu sehr am christlichen Glauben und auch an der christlichen Kirche. Aber er ist Demokrat, insofern er sich als ein Mann aus dem Volke fühlt, dessen Wohl und Wehe ihm vor Allem am Herzen liegt; er hat eine gründliche Abneigung gegen „Aristokraten und Plutokraten", und wenn im 20. Jahrhundert eine sociale Revolution kommt, so werden nach seiner Auffassung diese beiden daran schuld sein; „die Einen, weil sie das Volk mit dem Bacillus anstecken, als ob der Mensch lediglich auf der Welt sei, um sich hier ein möglichst behagliches Dasein zu schaffen; die Anderen, weil sie Schweiß und Arbeit des armen Mannes ihrem Mammon und ihrer Selbstsucht opfern". Es gab eine Zeit, da Hansjakob von den Ultramontanen sehr geschätzt war; es ist ihm aber im Lauf der Zeit wie vielen selbständigen Köpfen seiner Kirche ergangen: „viele Leute halten mich nicht mehr für gut katholisch, weil ich noch eine eigene Meinung habe in Dingen, über welche jeder Katholik frei denken und reden kann und darf; weil ich mich nicht von den Parteiführern bevormunden lasse oder von den Zeitungsschreibern, die Tag für Tag unzähligen Katholiken vorsagen, was sie zu denken und zu reden haben." Es thut immer wohl, eine solche Stimme zu vernehmen, wo so Viele sich stumm dem Joch der Parteihäuptlinge des Ultramontanismus unterwerfen, und so lauscht man gern den Erinnerungen, welche Hansjakob's Wanduhr — denn sie ist die „alte Schwarzwälderin" — mit Humor und Gemüthstiefe vorträgt. „Wenn sie mich einmal im Todtenbaum an Dir vorbei tragen," ruft er ihr am Schluß zu, „so sprich aus freudigem Herzen: Dem Mann ist ein guter Tag geschehen; ich bin froh für ihn, daß er dieses Leben überstanden hat. Es war für ihn wahrlich kein Traum. Gott hab' ihn selig!"

βλ. **Unter dem Eschenbaum.** Neue Dichtungen von Frida Schanz. Leipzig, Velhagen & Klasing. 1900.

Das beste Lob der Dichtungen von Frida Soyaux-Schanz ist, daß sie gelesen werden und sich im deutschen Hause eingebürgert haben.

Ihre „Aehrenlese", eine Spruchsammlung, hat die vierte, ihre „Vierblätter" haben die sechste Auflage zu verzeichnen. Dem vorliegenden Band wünschen wir den gleichen verdienten Erfolg, mehr noch um der Leser als um der Dichterin willen. Denn die vielen Schmerzenslaute, die da widerklingen und zumeist tiefes, wohl erlebtes Mutterleid verrathen, die paar freudigeren Accorde dazwischen, Sehnsucht, Qual, Erinnern, Lieben und Verlieren: es ist Alles gesund, echt und dem Herzen verständlich, weil es aus dem Herzen kommt. Besonders möchten wir „Die Frau Major", „Das letzte Zeugniß", „Sterbekameraden" als Beispiele dafür heranziehen, welche einfachen Stoffe dem Talent genügen, wenn ihm Gestaltungsgabe und inniges Gefühl verliehen sind. In den „Teufelslegenden" kommt selbst „Bruder Duwel" gut weg, besser als die Menschen im „Hexenkind" und in dem etwas zu trostlosen Schlußgedicht „Eingemauert". Wogegen die schöne Erzählung „Der Blinde" den versöhnenden Mächten huldigt, die der Kunst ebenso wenig wie dem Leben entbehrlich sind.

ρ. **Heinrich Heine's Sämmtliche Werke.** Mit einem biographisch-literargeschichtlichen Geleitswort von Ludwig Holthof und dem Bildnisse des Dichters. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.

Den einbändigen Ausgaben von Shakespeare's, Goethe's und Schiller's Werken hat die Verlagshandlung nunmehr auch die von Heine's Werken folgen lassen — ein Zeichen, wenn es dessen bedurfte, für die stetig wachsende Popularität des Dichters unsterblicher Lieder. Gut gebunden, gut gedruckt — in Doppelcolumnen, compreß, aber durchaus lesbar — und im Ganzen gut redigirt, hat man hier Alles zusammen, was Heine geschrieben, zu einem unglaublich wohlfeilen Preise, der auch den Mindestbemittelten die Anschaffung ermöglicht. Auf den Ausgaben von Strodtmann und Elster fußend, kann und will diese volksthümliche Ausgabe trotzdem nicht beanspruchen in dem Sinne wie jene, eine kritische zu sein, aber einige kleine Mißgriffe hätten wohl vermieden werden können. Daß die „Briefe aus Berlin" den „Reisebildern" eingereiht sind, läßt sich allenfalls rechtfertigen, da dies in der ersten Auflage thatsächlich auch geschehen und erst in den späteren geändert worden ist. Wenn es aber schon unstatthaft war, die Abhandlung „Ueber Polen" — und zwar gegen den ausgesprochenen Willen des Verfassers (vergl. die Heine-Ausgabe von Elster, Bd. VII, S. 189) — den „Reisebildern" anzuschließen, so muß es als geradezu irreführend bezeichnet werden — denn es klingt fast wie Ironie! — daß die Schrift gegen Börne hier unter den „Novellistischen Fragmenten" erscheint. Aehnlicher Willkürlichkeiten ließen sich mehrere noch anführen. Abgesehen hiervon — und minima non curat praetor — darf diese billige Heine-Ausgabe wohl eine verdienstliche genannt werden — sie wird ihren Zweck erfüllen, und das knapp gefaßte, aber Heine's Leben, Persönlichkeit und Werke trefflich behandelnde Geleitwort von Ludwig Holthof wird nicht wenig dazu beitragen, die vorurtheilslose Würdigung des Dichters in immer weiteren Kreisen zu verbreiten.

ρ. **Ahoi! Deutsche Meereslyrik.** Für alle Freunde deutscher Seefahrt und der deutschen Flotte ausgewählt von Maximilian Bern. Illustrirt von C. Schön. Berlin, Karl Siegismund. (O. J.)

Wie tief dem deutschen Volke die Liebe zur See, zu den Schiffen und der Schiffahrt im Blute steckt, und wie mannigfaltig sie sich in seiner Dichtung geäußert hat, schon lange bevor von einer deutschen Flotte die Rede war oder vielmehr ernsthaft die Rede sein konnte, das zeigt in überraschender Weise diese Sammlung. Denn auf politischem Gebiete war es nicht anders als auf dem maritimen: die Herrlichkeit des deutschen Reiches und der deutschen Hansa war dahin, aber die Sehnsucht nach beiden lebte fort: im Kyffhäuser wartete Kaiser Rothbart des neuen Tages, und „aus des Meeres tiefem, tiefem Grunde" klangen die Glocken. Es war die Poesie des Meeres, welche Dichtern wie Heine, Lenau, Freiligrath, Anastasius Grün, Storm, unvergängliche Lieder eingab; ein phantastischer Zauber ruhte auf der See. und der dem deutschen Gemüth innewohnende Zug ins Ferne verkörperte sich im Seemann: er ward eine romantische Figur, aber einen nationalen Hintergrund hatte er nicht, und ein Matrosenlied, wie das englische: „Ye mariners of England" wäre nicht möglich gewesen. Jetzt, mit der Wirklichkeit einer deutschen Flotte dicht vor uns, ist die Möglichkeit eines solchen Liedes gegeben, und wir werden gewiß auch noch einen Campbell erhalten, der es uns singt. Töne, die darauf hinweisen, lassen sich schon deutlich in der „Deutschen Meereslyrik" vernehmen, durch deren Zusammenstellung in einer mit großer Umsicht getroffenen Auswahl sich Maximilian Bern ein nicht gering anzuschlagendes Verdienst erworben hat. Der schmucke Band, mit zahlreichen feinen, stimmungsvollen Illustrationen des Marinemalers C. Schön wird ein dankbares Publicum finden und dürfte sich namentlich zur Anschaffung für die Jugend empfehlen, der in den beiden letzten Abtheilungen: „Deutsche Flagge! Deutsche Flotte!" und „Gedenkblätter und Widmungen" schöne Beispiele deutschen Heldenthums aus den nautischen Ereignissen der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit vorgeführt werden.

Dr. **Die Finanzen des Deutschen Reiches seit seiner Begründung.** In den Grundzügen dargestellt von Dr. S. Cohn. Berlin, J. Guttentag. 1899.

Auf dem bisher wenig bearbeiteten Gebiet der Entwicklung der deutschen Finanzen wird das Buch besonders in politischen und parlamentarischen Kreisen dankbare Leser finden. Es stellt zum ersten Male in handlicher und bequemer Form die Hauptposten unseres Reichsetats von 1871 bis zur Gegenwart zusammen und ermöglicht deren lehrreiche Vergleichung in einfacher Weise. Man erhält außerdem einen Ueberblick über die Aufgaben des Reiches seit seiner Wiederaufrichtung, über die Mittel, die es zur Erreichung seiner Ziele aufgewendet und wie es sich diese Mittel beschafft hat.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 17. Februar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Almanach der Insel für 1900. — Erschienen im Verlage der Insel bei Schuster & Löffler, Berlin, im December des Jahres 1899.

Barbach. — Wie Hans die Weiber kennen lernen wollte. Von Hermann Barbach. Wien, Carl Konegen. 1899.

Brandi. — Die Renaissance in Florenz und Rom. Acht Vorträge von Karl Brandi. Leipzig, B. G. Teubner. 1900.

Brochet. — Nemesis. Drama in vier Acten von Josef J. Brochet. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1899.

Brociner. — Junge Liebe. Von Marco Brociner. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1900.

Cozzi. — L'ideale nei secoli. Di Carlo Cozzi. Verona, G. Civelli. 1900.

Fisher. — Finland and the Tsars. 1809-1899. By Joseph R. Fisher. London, Edward Arnold. 1899.

Flatau. — Intonationsstörungen und Stimmverlust. Beiträge zur Lehre von den Stimmstörungen der Sänger von Dr. Theodor S. Flatau. Berlin, Albert Stahl. 1899.

Friederici. — Indianer und Anglo-Amerikaner. Ein geschichtlicher Ueberblick von Georg Friederici. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. 1900

Gerstung. — Glaubensbekenntniß eines Bienenvaters. Versuch einer Versöhnung der natürlichen und göttlichen Welt- und Lebensauffassung von F. Gerstung. Freiburg i. Br. und Leipzig, Paul Waetzel. 1900.

Gotthelf. — Volksausgabe der Werke von Jeremias Gotthelf im Urtext. Achter und neunter Band. — Ergänzungsband, achte und neunte Lieferung. Bern, Schmid & Francke. 1899.

Greiner. — Das Jahrtausend. Dichtungen von Leo Greiner. Mit Buchschmuck von Alfred Oppenheim. München, Verlag der deutsch-französischen Rundschau. 1900.

Hebbel's Werke. — Herausgegeben von Dr. Karl Zeiß. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Vier Bände. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. (O. J.)

Helmhacker. — Erste Dichtungen von Ottokar Kraft Edlem von Helmhacker. Wien, Carl Konegen. 1899.

Helmolt. — Weltgeschichte. Herausgegeben von Hans F. Helmolt. Vierter Band. Die Randländer des Mittelmeeres. Von †Eduard Graf Wilczek, Dr. Hans F. Helmolt, Dr. Karl Georg Brandis u. A. Mit acht Karten, sieben Farbendrucktafeln und fünfzehn schwarzen Beilagen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1900.

Horneffer. Nietzsche's Lehre von der ewigen Wiederkunft und deren bisherige Veröffentlichung. Von Ernst Horneffer. Leipzig, C. G. Naumann. 1900.

Horneffer. — Vorträge über Nietzsche. Versuch einer Wiedergabe seiner Gedanken. Von Ernst Horneffer. Göttingen, Franz Wunder. 1900.

Hübel. — Gespenstergeschichten von Felix Hübel. I. Herrenrögen. Leipzig, Verlag von H. Haessel. 1899.

Hübel. — Pariser Novellen von Felix Hübel. Zweite Auflage. Leipzig, Verlag von H. Haessel. 1900.

Jaques. — Lieder der Décadence von Jaques. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1900.

Junk. — Goethe's Fortsetzung der Mozart'schen Zauberflöte. Von Dr. Victor Junk. Berlin, Alexander Duncker. 1899.

Kreße. — Hülfe für Alle! Ein Wort zur Erlösung aus den Fesseln der Noth von Oskar Kreße. Berlin, John Schwerin's Verlag Actiengesellschaft. 1900.

Kriegsgeschichtliche Einzelschriften. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Abtheilung für Kriegsgeschichte II. Heft 27: Friedrich's des Großen Anschauungen vom Kriege in ihrer Entwicklung von 1745 bis 1756. Mit einer Skizze im Text. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1899.

Lang. — Katalonische Volkslieder und andere hispanische Früchte. Verdeutschungen von Peter Lang. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1900.

Lemke. — Volksthümliches in Ostpreußen. Von E. Lemke. Dritter Theil. Allenstein, W. E. Harich. 1899.

Meyer's Reisebücher. — Italien in sechzig Tagen. Von Dr. Th. Gsell Fels. Sechste Auflage. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1900.

Mourre. — D'où vient la décadence économique de la France? Par Baron Charles Mourre. Paris, Librairie Plon. 1899.

Netto. — Natur und Kunst oder Der Schweinehirt. Scherzspiel mit Gesang und Tanz in einem Aufzuge unter ergebenster Verarbeitung des seligen Anderjen von E. Netto. Gießen, J. Ricker. 1900.

Oellwein. — Starke. Vier Novellen von Arthur Oellwein. Wien, Carl Konegen. 1900.

Oertmann. — Die volkswirthschaftliche Bedeutung des bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich. Fünf Vorträge von Paul Oertmann. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer. 1900.

Phasen, Die wechselnden, im geschichtlichen Sehkreis occidentalischer Cultur. Kartographisch skizzirt mit einleitendem Text (13 Tafeln) 1. Berlin, Dietrich Reimer. 1900.

Phasen, Die wechselnden, im geschichtlichen Sehkreis auf dem asiatischen Continent. 11. Berlin, Dietrich Reimer. 1900

Ratzel. — Das Meer als Quelle der Völkergröße. Eine politisch-geographische Studie von Friedrich Ratzel München und Leipzig, R. Oldenbourg. 1900.

Riehl. — Giordano Bruno. Zur Erinnerung an den 17. Februar 1600. Von Alois Riehl. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1900.

Salandra. — La riforma agraria. Di Antonio Salandra. Roma, G. Bertero. 1900.

Scheel. — Allerlei Schülerurbilder. Federzeichnungen für Schul- und Kinderfreunde von J. J. Scheel. Zweite Auflage. Hamburg, C. Boysen. 1900.

Schreiber. — Kinder der Nacht. Berliner Roman von Hans Schreiber. Berlin, Hugo Steinitz. (O. J.)

Schröder. — Im Kampf ums Recht. Ein Wort zur Vertheidigung seiner Person und seiner Schriften über die Lage des höheren Lehrerstandes gegen die anonymen und offenen Angriffe des Herrn Geheimraths Lexis in Göttingen. Von Dr. Heinrich Schröder. Dritte, durchgesehene Auflage. Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer. 1899.

Schwabe. — Ein Liebeslied. — Ein Testament. Von Tony Schwabe. Leipzig, Wilhelm Friedrich. (O. J.)

Spir. — Nouvelles esquisses de philosophie critique par A. Spir. Procédées d'une biographie de l'auteur. Paris, Félix Alcan. 1899.

Stegmann. — Die Plastik des Abendlandes. Von Dr. Hans Stegmann. Mit 23 Tafeln. Leipzig, G. J. Göschen. 1900.

Stengel. — Deutsche Colonialpolitik. Von Karl Freiherrn von Stengel. Barmen, Walther Bamberger. 1900.

Stoll. — Das neunzehnte Jahrhundert. Geschichtliches Lesebuch, zusammengestellt aus grösseren Werken und Aufsätzen geschichtlichen Inhalts von Hermann Stoll. Zweite, verbesserte Auflage. Hamburg, C. Boysen. 1900.

Suchier und Birch-Hirschfeld. — Geschichte der französischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Hermann Suchier und Adolf Birch-Hirschfeld. Erste Lieferung. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1900.

Tews. Die Entwicklung des preussischen Volksschulwesens in dem Jahrzehnt 1886/96. Von J. Tews. Bonn, F. Soennecken (Sammlung pädagogischer Vorträge, Band XI, Heft 10).

Torresani. — Von der Wasser- bis zur Feuertaufe. Werde- und Lehrjahre eines österreichischen Officiers. Von Carl Baron Torresani. Mit 16 Illustrationen. Zwei Bände. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1900.

Troll-Borostyáni. — Hunger und Liebe. Novellen von Irma von Troll-Borostyáni. Leipzig, Wilhelm Friedrich. O. J.

Unruh. — Das Glück und wie man dazu gelangt. Von Ernst von Unruh. Leipzig, Hermann Haacke. 1900.

Weber. — Die Bedeutung der deutschen Kriegsflotte für unsere Gegenwart und Zukunft. Vortrag von Dr. Heinrich Weber. Berlin und Potsdam, A. W. Hayn's Erben. 1899.

Wedekind. — Sprachfehler oder Sprachentwicklung? Erstes Bändchen: Das Hauptwort im der Einzahl. Von W. Wedekind. Berlin, W. Wedekind. 1900.

Wittenbauer. — Das Gispele. Eine Liebesmär aus der Odenwälder Sturmzeit. Von Ferdinand Wittenbauer. Mit Zeichnungen von A. Schumann. Zwei Bände. Wien, Carl Konegen. 1900.

Wörner. — Orchideen im Lößgrund. Geschichten vom Kaiserstuhl. von Pauline Wörner. I. Im Brunnen. — II. Die blawe Blume. Freiburg i. B. und Leipzig, Paul Waetzel. O. J.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Walter Paetow in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

BINDING DEPT. JUN 15 1967

AP
30
D4
Bd.102

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY